Jugendblätter

Braun

<36639869640011

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Jahrgang 1867.



Erstes Heft.

München, Verlag von Braun & Schneider.

Redaction: Isabella Braun, unter Verantwortlichkeit der Verleger.

Prospectus.

Da die **Jugendblätter** mit dem 13. Jahrgange in den Verlag von **Braun & Schneider** zu München übergehen, findet sich die Redaction veranlaßt, den bisherigen Abonnenten die Versicherung zu geben, daß damit keine anderweitige Veränderung verbunden ist, den neuen Abonnenten jedoch in einem Prospekte darzulegen, was sie von denselben zu erwarten haben.

Die Jugendblätter sind bestimmt, den Lehrern, Erziehern und Eltern in die Hände zu arbeiten, einestheils in unterhaltender Weise durch **Biographien, Reisebilder, naturgeschichtliche Aufsätze, Poesien u. s. w.** die Belehrung der Schule fortzusetzen oder das jugendliche Interesse für mannigfache Bildungsgegenstände anzuregen; — anderntheils aber durch **Erzählungen** aus dem Jugendleben oder aus der Weltgeschichte beispielweise den Eltern und Erziehern ihr Werk erleichtern zu helfen, indem ohne ermüdendes Moralisiren die jungen Leser im getreuen Spiegelbilde sich selbst erkennen lernen, an schönen Vorbildern sich empor ranken, für das Gute sich begeistern und zur Nachahmung geleitet werden. Die Jugendblätter wollen den jungen Lesern ein gemüthlicher, bald ernster und bald heiterer, jedem Alter sich anpassender Begleiter durch die grünen Auen der Jugend sein, deßhalb wechselt in denselben der Scherz mit dem Ernste, Unterhaltung mit Belehrung, und jedes einzelne Heft bringt Etwas für die verschiedenen Altersstufen. Die verehrlichen Mitarbeiter, unter welchen sich die bekanntesten und geachtetsten Namen unserer Schriftsteller befinden, haben sich seit Jahren im gleichen Streben vereinigt und die Quelle, aus welcher sie Alle schöpfen, ist echte Frömmigkeit nnd Liebe zu den Kindern.

Wir haben von dem gesprochen, was die Jugendblätter darbieten; aber wir wollen auch noch erwähnen, was sie strengstens verwerfen. Selbst auf die Gefahr hin, manchen Abonnenten zu verlieren, vermeidet die Redaction Alles, was die jugendliche Fantasie überreizt, unbillige Lebenserwartungen oder Unzufriedenheit mit den einfachen Verhältnissen erweckt und über die Grenze der Jugend hinausstreift. Eltern und Erzieher sollen im vollsten Vertrauen



Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Unter Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden

herausgegeben

von

Isabella Braun.

Mit sechs Holzschnitten und sechs fein colorirten Bildern.

Jahrgang 1867.

(13. Jahrgang.)

München.

Braun & Schneider.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Inhaltsverzeichniß.

Inhalts-Verzeichniß.

Geordnet nach den Namen der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

„Grüß Gott!“ So tönt mein Wort beim Geben,
„Grüß Gott!“ So tönt's beim Nehmen auch:
Im geistigen Zusammenleben
Ist dieser Gruß der beste Brauch;
Denn Lust und Ernst, was uns erfreuet
Der Dichtung Quelle frisch und rein,
Die Lehre, welche Samen streuet
Kommt ja vom lieben Gott allein.

In den Bergen.*)

Von **Oscar von Redwitz.**

An hoher Felswand lehn ich ganz allein,
Und dämmrig schon liegt unter mir das Thal.
Gleichwie voll Andacht schau'n die Berge drein,
Gar hehr erglüht im Abendsonnenstrahl.
Und aus dem Dörflein, tief am duft'gen Hang
Noch eine Glocke frommen Abschied nimmt;
Das Thal durchklingt's wie himmlischer Gesang —
Und auch mein Herz, wie friedlich wird's gestimmt!

Und dennoch wird es jetzt mir wieder schwer? —
Ach ja! — Denn wer vergäß' so schnell *solch* Leid?
O denken muß auch jetzt ich allzusehr
An uns'rer Brüder todesgrimmen Streit.
Inmitten diesem süßen Friedensschall
Hör' ich der Wunden Seufzer bang und stumm,
Hör' all' der Kummerzähren leisen Fall;
Daß ich's vergessen könnt' — was gäb' ich drum!

Doch 's ist ja *Friede* jetzt — die Waffen ruh'n.
Jawohl! — Doch auch der Herzen wilde Schlacht?
O könnten sie auch wie die Streiter thun,
Einstecken jedes Schwert, das wund gemacht!
O daß ich dieses Thales Abendruh
Doch senden könnt' in all der Schmerzen Haus!
Daß diese Glocke Jedem riefe zu:
„*Ergebung! — Frieden! — Und in Gott harr aus!*"

---

*) Im August 1866.

Beim Tyroler Weine.

Erzählung von **Isabella Braun.**

I.

Der Winter hatte seine strenge Herrschaft übernommen. Schnee lag in dichten Massen auf den Feldern, den Tannenzweigen, Hausdächern und Straßen. Der große Bahnschlitten mußte wöchentlich ein paar Mal die Wege fahrbar machen und die halbe Dorfjugend beschwerte ihn, jubelnd über diese Gratis-Schlittenfahrt. Aber — o Jubel über Alles — der Bach, welcher theilweise durch den Ort floß, war eingefroren und wir besaßen nun die herrlichste Schleifbahn. So rutschten wir lustig dem Nikolaus- und Weihnachtsabende entgegen und rutschten mit neuen Kleidern ins neue Jahr hinein.

Ein jeder Tag brachte vergnügte Stunden: Schneeballen, Schneemänner, Schlittenfahrten, bald sitzend, bald stehend, wo der spitze Stock den Vorspann ersparte und dann noch die Abende in den Spinnstuben — dies Alles war ganz ungemein vergnüglich.

Wir Schloßkinder hatten aber noch eines vor den Marktkindern voraus. Unsere zweite Heimath war bei „Verwalters Buben," in der großen Wohnstube. Ihre Mutter und unsere Mutter hatten sich gar lieb, obwohl ein ziemlicher Altersunterschied herrschte; wir nannten die Erstere ebenfalls „Mutter." Es war eine große, kräftig gebaute Frau in gar schlichtem Anzuge, und was mir am erinnerlichsten von demselben geblieben, ist die hoch hinaufgebundene Schürze. Ganz deutlich aber steht vor meinem Blicke das unbeschreiblich gute, freundliche, geduldige Gesicht, welches niemals zürnend schaute, wenn wir auch das Unterste zu Oberst kehrten.

Wir blieben in dieser Stube oft bis spät Abends und setzten uns dort zum Essen, als ob es sich von selbst verstände. Endlich kam unsere Mutter oder Nanny und holte uns nach Hause.

In dieser Stube befand sich ein Lehnstuhl mit Ohrenklappen. Sein Ueberzug bestand aus braunem Leder, aber er hatte längst die ursprüngliche Farbe verloren, und wo das Roßhaar sich hervordrängte, bekam er ein kunstloses Flickwerk, wobei man es mit Stoff und Farbe eben nicht genau nahm.

Es war der Sorgenstuhl von „Presteles Mutter", wie wir die herzens-

gute Frau zum Unterschiede mit der unserigen nannten. Aber in ihrer selbstlosen Güte stand er Jedem zum Gebrauche offen und an den erwähnten Abenden saß darin regelmäßig unser alter Freund, der Uhlaner, welcher in seinem Ruhestande das ruhelose Geschäft des Nachtwächters versah. Sein grauer Schnauzbart, damals etwas selteneres, als heut zu Tage, ferners einige militärische Abzeichen in seiner Kleidung, so wie seine lange Gestalt und straffe Haltung, flößten uns Respekt ein; anderseits erweckte in uns seine Heiterkeit das vollste Vertrauen und etwas Anziehenderes, als dessen Soldatengeschichten gab es nicht; sie füllten die langen Winterabende aus; wir lauschten mit gespannter Miene, festgekettet an den alten Lehnstuhl, bis uns die beiden Mütter wegzogen.

Der Uhlaner war ein gemeinsamer Freund der ganzen Ortsjugend; er selbst aber besaß für sich einen aparten Freund, seinen „Herzbruder“, wie er denselben nannte, und dies war der Bader Heindl. Zwei verschiedenere Leute konnte es nicht geben; es wunderte sogar uns Kinder, daß der Uhlaner nicht eher den Hauptmann Stenzl, der aber kein rechter Hauptmann, sondern ein Schreiber, Krämer und Ortsvorstand war, jedoch beim Bürgermilitär den höchsten Rang einnahm, zum Herzbruder gewählt hatte. Der Letztere trug auch einen Schnauzbart, der Heindl aber hatte immer ein glatt rasirtes Gesicht, er wollte wahrscheinlich seine Kunstfertigkeit an sich selber zeigen. Er war ein pedantischer, ernsthafter Mann, immer voller Wichtigthuerei; er bildete sich nicht wenig ein auf seine Doktorschaft und nannte sogar bisweilen den Doktor Bauberger in Tannhausen seinen Herrn Collegen. Es war beinah zu verwundern, daß er den armen, lustigen, leichtsinnigen Uhlaner zum Freunde hatte und hingegen auch, daß dieser an des Baders Gesellschaft Gefallen fand. Die Beiden mußte etwas Besonderes an einander ketten, was? konnte Niemand erfahren.

Jahrelang waren der Uhlaner und der Bader die innigsten Freunde gewesen und zwar zu gegenseitigem Nutzen. Der noch in seinem Alter schwadronirende, arglose Veteran, wäre ohne den gesetzten Freund vielleicht auf Bierbänken seinem Untergange verfallen, und hinwider der Letztere ohne den Kameraden grämlich geworden. So war es also gut und so hätte es bleiben sollen, bis zum Ende. Aber es wurde plötzlich ganz anders, was den eigentlichen Kern dieser Geschichte ausmacht.

Um die Ursache zu erklären, muß ich auf den Fastnachtsdienstag vor

vielen Jahren und die ganz besondere Eigenthümlichkeit unseres Ortes zurückgehen.

Jettingen ist ein großer, stattlicher Marktflecken an dessen Ende sich das Schloß mit vier Thürmen befindet. Damals diente es für Amtswohnungen und den Kanzleien; das obere Stockwerk war gänzlich im Verfall. Die nächste Umgebung zeigte von einer großen Oekonomie. Holzstöße standen aufgeschichtet für die Bräuerei; ausgepichte Fässer lagen zur rechten Seite der Brücke; im Hofe sah man oft mehrere Leiterwagen stehen und dem Schloßthore gegenüber wurde der große Hof durch Oekonomie-Gebäude abgeschlossen. Die Mitte derselben bildeten die Kuh- und Ochsenställe, der rechte Flügel war den Pferden eingeräumt und der linke umfaßte die Brauerei, dazwischen aber lag äußerst sorgfältig gehalten, der große Misthaufen, dessen Anblick aber keineswegs widerlich war. Ich erwähne all dieses so genau, weil es zu meiner Erzählung gehört.

Die Fastnachtswoche, vom Donnerstage angerechnet, ist auf dem Lande um so lebhafter, da sich auf diese sechs Tage die ganze Lustbarkeit beschränkt, und nicht, wie in den Städten von Dreikönig angefangen ihr Unwesen treibt. Wir zupften uns am unsinnigen oder „gumpigen" Donnerstage tüchtig an den Haaren, schwärzten einander am rußigen Freitag mit Kohlen, aßen am schmalzigen Samstage so viele Küchelu, als der Magen fassen mochte und lauschten am Sonntage der Tanzmusik, welche aus allen Wirthshäusern klang. Doch all dieses ist nichts Absonderliches und jeder Ort weist die gleiche Lustbarkeit auf. Anders verhielt es sich mit dem Montag und Dienstag, wozu schon längst zuvor die sorgsamsten Vorbereitungen getroffen worden waren. Es herrschte der uralte Gebrauch, daß am Montag Nachmittag drei junge, festtäglich geputzte Paare mit einander durch den Ort zogen; die Burschen trugen große Fahnen, mit allem nur erdenkbaren Zierrath geschmückt, je nachdem die „Fahnenjungfer" Geschmack und Geld dazu hatte. Namentlich hingen buntfarbige Seidenbänder, oft mehrere Ellen lang, an der Fahnenstange herab. Diese drei Paare zogen zuerst in den Schloßhof, um dem abwesenden Gutsherrn, dem Grafen von Stauffenberg, mit lustiger Fahnenschwenkung die Ehrfurcht und Huldigung zu bezeugen. Mein Vater repräsentirte denselben, trat mit seiner Familie während dieses Aktes unter das Thor, ließ die mit schäumendem Bier gefüllten Krüge tüchtig kreisen und überbrachte dann den drei Paaren ein ansehnliches Geldgeschenk. Hierauf zogen diese weiter zum Amt-, Pfarr-, Herrschafts- und

Schulhaus; dann zu allen in diesem Jahre Neuvermählten und schließlich überall hin, wo ihre Fahnenschwenkung Geld einbrachte, jedoch mit dem strengen Vorbehalt, daß es ein „ehrenwerthes“ Haus sei.

Eben so wurden nur tugendhafte Bursche zu Fahnenschwenker auserlesen und das Loos entschied jedesmal. Der Bursche hatte die freie Wahl, eine tugendhafte Fahnenjungfrau zu wählen, und o, welch ein Jubel, der Aidi — ein junger, hübscher Sattler -- Adam getauft — wählte unsere Nanny, unsere liebe, liebe Nanny, welche damals eine stattliche, hübsche Jungfrau war, deren Wahl und Annahme dem Burschen alle Ehre machte. Wir leerten unsere Sparbüchsen, damit die seidenen Bänder recht breit und lang gekauft werden konnten, die Mutter stickte die Enden eigenhändig mit Goldflitterchen und der Vater sah lächelnd zu, ja, er suchte in der Kasse die nagelneuesten Thaler aus und legte aus eigener Tasche darauf, denn er schätzte und ehrte unsere Nanny, welche seit ihrem fünfzehnten Jahre bei der Mutter diente und uns auf den Armen getragen hatte.

Auf diesen lustigen Montag folgte jedoch ein noch lustigerer Dienstag, für welchen lange, geheimnißvolle Vorbereitungen vorausgegangen waren, und dabei muß ich eines ganz eigenthümlichen Gebrauches erwähnen. Es ging die Sage, daß Jettingen zur Schwedenzeit ganz besonders gelitten habe. Die Felder lagen zerstört und von Rosseshufen zerstampft; der Hunger schlich von Haus zu Haus; die Ställe waren leer und ausgeraubt und als endlich der Friede eintrat, soll sich im ganzen Orte in allen Pferdeställen zusammen nur mehr ein einziger, alter Grauschimmel vorgefunden haben, der Erste, welcher von Neuem die Pflugschar durch die verwüsteten Felder zog.

Zum Andenken an dieses traurige und endlich freudige Ereigniß wurde an jedem Fastnachtsdienstage ein großer Maskenzug veranstaltet. Voraus kam der Pflug, von einem alten Grauschimmel gezogen und nebenher ging der Bauer in der Tracht jener vergangenen Zeit. Diesem folgten nun Maskeraden, welche dazu paßten und den Schluß bildeten die allerlustigsten Schwänke und Narretheien, bei deren Aussinnung unser Uhlaner jederzeit die Hauptrolle spielte. Er that damit sehr geheimnißvoll und keiner der Verschwornen verrieth das Geringste.

Dieser Zug richtete sich nun ebenfalls, und die Fahnenschwenker zu allererst gegen das Schloß. Die ganze maskirte Ortsjugend schloß sich an, auf der Schloßbrücke standen Vater und Mutter; wir Kinder, natürlich ebenfalls

maskirt, erwarteten den Zug. Feierlich lenkte er in den Hof, feierlich zog der Schimmel den Pflug rings um den großen Misthaufen; doch als dies geschehen war, brach der Jubel los. „Halt!" gebot der Führer, der Wagen mit der maskirten Narrethei hielt vor der Brücke und das Possenspiel begann. —

Wir waren aufs Höchste gespannt gewesen, denn der Uhlaner that noch geheimnißvoller, als je zuvor, er hatte gar keine Zeit mehr gehabt, uns Geschichten zu erzählen, sondern lachte und pustete in seinen grauen Schnauzbart hinein. Selbst sein „Herzbruder" konnte nichts aus ihm herauskriegen und wir hatten doch erlauscht, daß beim Rasiren der Vater ihm den Auftrag gab.

Endlich war der langersehnte Nachmittag gekommen. Wir vernahmen ein Gebrause, dazwischen das Jauchzen, die Klänge der Musik und plötzlich trat Ruhe ein, der alte, dürre Grauschimmel, gewiß hatte der Aermste zur Ehre dieses Tages eigens fasten müssen, zog den Pflug in den Hof und um den Misthaufen, der heute säuberlich mit Stroh bedeckt war Dieser ernste kleine Theil des Ganzen war vorüber, nun brach der Jubel wieder los und der Maskeradenwagen fuhr herbei.

War es möglich! hatte der ernste, pedantische Bader Heindl, der einzige Mann im Orte, welcher jedesmal gegen die veraltete Narrethei zu Felde zog und sich während des Spektakels brummig daheim hielt, hatte dieser endlich sich hergegeben, selbst mitzumachen? Da stand er leibhaftig auf dem Wagen, man erkannte ihn an jeder Bewegung, trotz der Maske vor dem Gesichte und er hatte sich nicht einmal Müh gegeben, seine Kleidung viel zu ändern, nur ein tüchtiger Haarzopf hing über seinen Rücken und schrecklich große Augengläser saßen auf seiner Nase. —

Da stand er mit Rezepten überdeckt; aus seiner Rocktasche sahen die Signaturen und die Flaschen. Aber nun begann erst die Vorstellung. Ein Mann auf dem Wagen bekam einen Anfall von Raserei — er wurde gebunden, des Rockes entkleidet, der Bader nahm die fürchterlichsten Instrumente heraus, endlich ließ er dem Kranken zu Ader und — o, welch ein Zurückspringen und Geschrei, das Blut spritzte im Bogen auf die nächsten Zuschauer. —

Doch ein Zwischenfall ließ die Menge verstummen. Durch's Gewühl drängte sich, bleich wie der Tod, das Original, der Bader Heindl, und wie er nun dicht vor dem Wagen stand, überzog brennende Glut sein vorher so bleiches Gesicht. Der zahme, pedantische, alte Mann war plötzlich wieder jung geworden. Mit dem Zornausrufe: „Wer untersteht sich, mich auszuspotten und

nachzuahmen?" sprang er behend auf den Wagen, riß dem Verkappten die Larve vom Gesichte und sah nun — wie versteinert — in das Gesicht seines „Herzbruders." War es Ernst, oder spielte er seine Rolle meisterlich? Er sank auf dem Wagen ohnmächtig nieder. —

Nein, es war Ernst, bitterer Ernst gewesen. Man hob den immer noch Ohnmächtigen herab und trug denselben in's Schloß. Der verkleidete Bader gab sogleich seine Rolle auf und o, wie mannigfache Verwandlungen waren damit aufgehoben: Bandit und Hanswurst, Schneider und Zigeuner, enttäuscht und enttäuschend zog der Maskenzug von dannen. Der arme Uhlaner kniete nieder vor den Freund und rief ihn bei Namen, er umfaßte ihn mit den Armen, eine Thräne floß aus den vorher so schelmischen Augen auf des Ohnmächtigen Stirne; da kam dieser zum Bewußtsein, aber mit finsterem Blicke erkannte er den Freund und seine Hand stieß ihn mit Heftigkeit von sich. —

Im Orte tönte freilich die Musik aus allen Wirthshäusern; lustig schwangen sich die tanzenden Paare; viel anderer Maskeradenspaß wurde aufgeführt, aber im Schloße ging es gar nicht fastnachtsmäßig her; Nanny weigerte sich, mit ihrem Fahnenschwenker zum Sternwirth zu gehen, Alle standen nur um den Patienten und suchten ihn zu beschwichtigen, der Vater sogar mit einem Ausbruche von Entrüstung über die dumme Empfindlichkeit. Vergebens! Er wollte nichts mehr wissen von dem ehemaligen Herzbruder, der seine Ehre gekränkt und ihn lächerlich gemacht habe. Der Tag glich eher einem Aschermittwoch, wenigstens geberdete sich der Uhlaner, als wollte er sich die Haare ausraufen und zeigte aufrichtige Reue und Leid. Es half nichts, er mußte heimwärts gehen und schlich wie ein Verbrecher in's Gefängniß, also in seine armselige Hütte.

Von diesem Tage an war das Freundschaftsbündniß gelöst, und kein Versuch, die Beiden auszusöhnen, gelang. Anfangs hatte der Uhlaner sich auf alle mögliche Weise gedemüthigt, endlich aber wurde er trotzig und der ehemals so lustige Geselle ging wortlos seines Wegs. Er vermied sogar den alten, braunen Lederstuhl, denn er hatte alle Geschichten seiner Jugend vergessen und wir erschienen ihm als überlästige Plagegeister. — Wenn er Nachts seinen Umzug hielt, rief er nur die Stunde an, mischte aber nicht mehr, wie ehedem, selbst gedichtete Verse voll Humor und Neckerei darein. Beim Bader Heindl und dessen Nachbarschaft ging er schweigend vorüber; aber der Benefiziat hatte ihn beim Mondschein, als derselbe von einem Kranken

nach Hause ging, am Bach vor des ehemaligen Kameraden Haus erblickt, wie er zum Fenster emporschaute und hatte gewartet wohl eine halbe Stunde, doch der Nachtwächter wankte nicht, bis es Zeit war, von Neuem die Runde zu machen.

Meine Mutter nahm sich diese Angelegenheit tief zu Herzen. Sie liebte den Frieden über Alles und hatte sich so sehr an der Freundschaft dieser beiden Männer erfreut, denn sie besaß ein ganz besonderes Verständniß der Freundschaft überhaupt. —

Der immer zufriedene, lustige Uhlaner hatte überdem bei ihr einen Stein im Brette; er hieß Anton und das war der Name vom Großvater und Onkel, den auch ihr Erstgeborner trug. O, wie eifrig war sie nun bestrebt, alles wieder in's rechte Geleise zu bringen. So oft der Bader sein Geschäft beim Vater wöchentlich dreimal vollendet hatte, versuchte sie es, die Stoppeln der Widerhaarigkeit von seiner erbitterten Seele zu nehmen; sie kam des Abends zu ihm und las aus der heiligen Schrift das Kapitel vom Splitter im Auge des Nächsten, von dem Gebote, die Sonne nicht untergehen zu lassen über einer Feindschaft; sie bat mit überfließenden Augen, sie machte Vorstellungen über Vorstellungen, Alles vergebens! Die guten, lieben Worte prallten ab am eisernen Panzer des Stolzes und der Selbstliebe. —

So verstrich Sommer, Herbst und beinahe auch Winter, dann wieder kam die lustige Fastnachtszeit. —

II.

Es lag eine wunderbare Frühlingsahnung in der Natur. Die Erde war so weich, der Himmel so blau, die Lüfte waren so rein und sonnig; die Spatzen flogen mit lustigem Gezwitscher umher und die Menschen hatten so fröhliche, sorglose Gesichter. Eine heiterere Fastnacht konnte es nicht geben und wir Kinder freuten uns ganz unbeschreiblich auf den Montag und Dienstag. Wir brannten vor Neugierde, was wohl dieses Mal zum Vorschein kommen würde. An unsern ehemaligen Freund, den einsilbigen, mürrischen Uhlaner, der gar keine Geschichten mehr wußte, und nur im braunen Lederstuhl saß, um Andern den Platz wegzunehmen und zu schlafen, dachten wir in unserm kindlichen Egoismus gar nicht mehr. Wir dachten vielmehr an unsere eigenen Maskeraden und daß die Mutter uns eine Gesellschaft bei Tyrolerwein im Schloßzimmer für den Dienstag versprochen hatte.

O dieser purpurrothe, süße Tyrolerwein! Wir stellten uns vor, der König würde gewiß alle Sonntage solchen Tyrolerwein trinken; alle Tage? nein, das wäre doch gar zu kostbar gewesen.

Der Montag kam und mit ihm kamen die Fahnenschwenker. Wir zählten die Bänder an den Fahnen, wir maßen mit den Augen Länge und Breite, o, sie waren weit kürzer und viel schmäler, nicht mit Goldflitter gestickt und lange nicht so schönfarbig wie voriges Jahr, als unsere Nanny die Fahnenjungfrau vorgestellt hatte und keine von den Dreien war so schön, wie sie selber! so schön wie unsere Mutter und Nanny war überhaupt Niemand; dies merkten wir auch an des Vaters himmelblauen Augen, wenn sie auf der Mutter weilten und der Aidi sah auch so aus, als ob ihm unsere Nanny am besten gefiele.

Dann aber kam der Dienstag. Nein, wir hatten nicht an den armen Uhlaner gedacht; aber die Mutter gedachte seiner und stellte sich vor, wie schwer, wie zentnerschwer dieser lustige Tag ihm auf Herz und Gewissen fallen müßte, und wie er, ehedem der Lustigste von Allen, nun einsam und verlassen in seinem Häuschen sitzen würde, und diese Vorstellung that ihrem lieben Herzen weh. Sie lud also den alten Uhlaner ein, am Dienstag Nachmittag zu uns zu kommen, um die Kinder zu hüten und zu unterhalten. Dies mochte er ihr nicht abschlagen, er hätte sich freilich lieber in seiner Hütte, wie die Maus im Loche versteckt. Als die Mutter dieses dem Vater mittheilte, lachte er so recht vergnügt in sich hinein, und fuhr sich dabei über das Kinn. Sie fragte ihn: „Warum lachst Du jetzt, Papa?“ und er antwortete: „O, Du neugierige Frau! Das sag' ich Dir zur Strafe Deiner Neugierde gerade nicht!“ — aber er sah sie dabei so seelenvergnügt an, daß gewiß keine ernstlich gemeinte Strafe damit verstanden war. —

Der Uhlaner kam in seinem besten Staate, in all' seinen Ueberresten der militärischen Kleider, denn es war keine geringe Ehre, von der Mutter eingeladen zu sein, nicht ihrer höheren Stellung, sondern ihres persönlichen Ansehens wegen, das sie genoß. Ja, er kam; als jedoch der Maskenzug sich dem Schlosse näherte, als unsere gute, alte Uhr bedächtig die dritte Stunde verkündete und wir die Treppe hinabstürmten, da setzte er sich weit vom Fenster weg auf das Sopha und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Es ging wieder recht lustig zu, aber ohne Wagen und Komödie, nur verschiedentliche Masken schlossen sich dem Pfluge mit dem alten Grauschimmel

an, denn es fehlte der Uhlaner, in dessen Kopf die ganze frühere Anordnung entstanden war.

Als wir uns nach der Mutter umschauten, war sie nicht zu entdecken und als der Zug sich wieder entfernte, durchschrien wir den Hof nach ihr und fanden sie endlich im großen Zimmer, wie sie mit Hilfe des Uhlaners den Kaffeetisch zurecht machte; sie hatte gar nichts von dem ganzen Maskenzug gesehen.

Jetzt begann also unser eigenes Fest und wir saßen im höchsten Stolze um den großen Tisch — alle Nationen und Stände: Türken, Schweizer, Polen, Spanier, Kaminfeger, Bauernmädchen, eine Preziosa neben dem Zigeuner, ein Hanswurst und ein altmodisches Pärchen. Der Uhlaner in seinem Kostüme paßte gut zu uns, und auch die Nanny hatte sich in die alte Gärtnerin verwandelt. Der Vater kam, er stand eine gute Weile, die Hände auf dem Rücken, bei uns und sah vergnügt darein. Dann setzte er sich seitwärts und schaukelte auf seinen Knien das kleine Schwesterlein, welches als Bauernbübchen in echter Kleidung, es waren die schönsten kurzen Lederhöschen der Nachbarschaft, einen allerliebsten Kniereiter abgab.

Nun war die erste Abtheilung, nämlich das Kaffeetrinken, vorüber und wir begannen unsere lärmenden Spiele durch alle sechs in einander geöffneten, großen Zimmer. Endlich wurde unserer Mutter der Spektakel doch zu arg, wir sahen vor Erhitzung auch Alle wie gesottene Krebse aus und somit machte sie den Vorschlag, uns abzukühlen, damit der Tyrolerwein an die Reihe kommen könnte; der Uhlaner wisse sicherlich eine schöne Geschichte.

Wir waren es zufrieden und drängten uns Alle um den ehemaligen Freund. Da saß er nun wieder in unserer Mitte; aber er fuhr sich über die Stirne und sagte: „Ja, Kinder, was soll ich Euch denn erzählen? Ihr wißt schon Alles."

„Nein!" schrie Ernst, — „wir wissen nicht Alles. Erzähl' uns, wie der Bader Dein Herzbruder wurde."

„Ja, ja!" schrie der Chor, und jetzt ging uns plötzlich ein Licht auf, warum der Uhlaner sich verändert hatte und plötzlich waren wir wieder seine Freunde und bezeugten ihm dieses mit Zupfen am Schnauzbart, mit Umarmungen von rückwärts und dergleichen kindlichen Liebkosungen.

Des Uhlaners Augen hatten bei Ernsts Vorschlag einen sonderbaren, feuchten Glanz bekommen und dabei lächelte sein Mund, man konnte es trotz des Schnauzbartes sehen, denn sein ganzes Gesicht lächelte mit; dann sagte er:

„Meinetwegen, es sei so! — Ja, Kinder, Ihr sollt es wissen, und ich will es Euch erzählen. Aber Ihr müßt mich nachher auch noch gern haben, mich alten donnerschlechtigen Kerl, der nun keinen Herzbruder mehr hat."

Der Uhlaner fuhr sich mit dem dunkelblauen Taschentuche über das Gesicht und zwar über die Augen und begann zu erzählen:

„Ich war von jeher ein lustiger Bursche und daß ich's nur gerad heraussage — etwas leichtsinniger Natur und machte tolle Streiche genug. Nicht, daß ich hätte irgend Jemanden etwas zu Leide thun, oder auch nur ärgern wollen, sondern ich führte eben meine lustigen Einfälle aus, an etwas Weiteres, oder, was für mich und meine Freunde entstehen könnte, dachte ich keinen Augenblick. Schon in der Schule war ich der Rädelsführer, aber, wenn Andere auch mitthaten, die Brühe trank ich allein aus und sie war bitter genug, bitterer, als manche Medizin, nur mit dem Unterschiede, daß diese bisweilen kurirt, die meinige aber nützte nichts.

Wie Ihr schon wißt, heiße ich Joseph Anton, aber der hl. Joseph war nur so nebenbei mein Patron, der Schutzpatron war der heilige Antonius von Padua. Meines Vaters Bruder bekam fast zu gleicher Zeit einen Buben, und da er meinte, mein Vater sei etwas grob mit dem hl. Joseph umgegangen, bestellte er diesen zum Schutzpatronen und ließ meinen Vetter Anton Joseph taufen; mich hieß man Tony und den Andern — Seppl — nur im Tauf- und Schulregister wurden unsere ganzen Namen verzeichnet.

Obwohl mir nun Anton besser in die Ohren klingt, als Joseph, denn:

„Jedem Lappen
G'fällt sein' Kappen,
Mir mein Hut,
D'rum steht er mir gut" —

so hätt' ich doch gerne mit dem Seppl getauscht, denn der hatte den reichsten Bauern im Oberland, zwischen Kempten und Lindau, — einen ehemaligen Kameraden seines Vaters, zum Taufpathen. Er bekam gleich zum Einstand silberne Denkmünzen und alle Jahr ein extra Namenstagspräsent mit der Einladung zur Vakanz; aber die wurde freilich niemals angenommen, weil der Ort zu entfernt war. Ich dagegen hatte nur einen armen Maurer aus Burgau zum Taufpathen, der konnte mir nichts schenken, versprach jedoch, mich unentgeltlich in die Lehre zu nehmen. So war ich also ein geborener Maurer und das machte ich mir als zehnjähriger Bub zu Nutz. Ich schrieb nemlich

an die Häuser verschiedenen Unsinn, mit dem ernstlichen Vorbehalt und Vorsatz, es später wieder zu übertünchen. Der Seppl war mein Gehilfe; da er aber die Reimlein und Sprüche sich ausdachte, während ich sie niederschrieb und meine Finger mit der Kohle schwärzte, hatte er Zeit, seine Augen zu gebrauchen und bei einer Entdeckung davon zu laufen, während man mich bei der Kalligraphie erwischte und die Noten dafür auf den Rücken schrieb.

„Wart nur, Vetterle, ich tränk Dir's schon ein," dachte ich mir damals und schrieb mir's hinter die Ohren für spätere Zeiten. Ich hatte noch allerlei hinter die Ohren zu schreiben, weil man aber mit seinen Augen es dort nicht überlesen kann und mein Gedächtniß dafür allzu flatterhaft war, vergaß ich's von einem zum andern Male und trieb mit meinem Vetter die gemeinsamen Streiche. Ich will mich nicht schön färben, aber das kann ich sagen, daß ich's nur lustig und leichtsinnig trieb, während der Seppl manche Portion Bosheit hinein mischte.

Dazumal war auch der Heindl ein Bub unsers Alters und ging mit uns in die Schule. Aber er gehörte zu den ganz Braven und Fleißigen; er hatte nichts mit uns gemein, blieb höchstens von Weitem stehen, wenn wir irgend etwas Tolles ausführten und lachte mich vergnügt an; mit dem Seppl aber stand er auf keinem so guten Fuße, der hatte ihn schon genug geplagt.

Endlich verstrich die Schulzeit und ich kam zu meinem Pathen in die Lehre, der Vetter aber schlug sich zu den Bürstenbindern, es sei ein lustiges Handwerk, sagte er. Mir gefiel das meine über alle Maßen. Es war vergnüglich, so hoch oben zu stehen auf Mauern und Gerüsten, den kleinen Tannenbaum voller Bänder und Zierrathen auf den Giebel zu setzen und hinaus zu schauen in's weite Land. Oft dachte ich mir dabei: „Wie schön muß es erst noch weiter drinn sein!" und dabei kam mir die Reiselust. Als ich nun die Lehrzeit hinter mir und noch ein Jahr bei einem tüchtigen Maurermeister gearbeitet hatte, verschaffte ich mir ein Wanderbuch, schnürte den Ranzen und zog hinaus in die weite lustige Welt mit der ersparten Baarschaft eines ganzen Jahreslohnes, erst neunzehn Jahre alt. —

Anfangs war es mir nicht sonderlich viel um einen Platz zu thun; ich wollte ja vorerst die Welt sehen und deßhalb zog ich zuerst in die Hauptstadt. Dort besah ich mir alle Häuser, Paläste und Kirchen und auch ein wenig die Gasthöfe und Wirthshäuser. Bald hatte ich davon genug gesehen; mich zog es hinaus in die weite offene Welt. Von Ferne winkten mir die bläulichen

Berge; dahin wanderte ich und stellte meine Betrachtungen an und wie baufällig gegen solch eine Felswand doch unsere Mauern seien. Nebenbei gefielen mir die netten Gebirgshäuser und am allerbesten die Sennhütten. Das Jodeln und Jauchzen war meine Herzenslust; ich wollte gar nicht mehr aus dem Gebirge heraus und durchzog die Gegend von den Salzburger= bis zu den Allgäuer=Alpen. — In all der Zeit hatte ich nicht an die Zukunft gedacht; mein Geld ging zu Ende und ich befand mich noch ziemlich weit von einem Städtchen, wo ich auf Arbeit rechnen durfte. —

Als ich die Sache überlegte, kam mir's schwindliger vor, als jemals auf einem Gerüste oder einer Felswand. Ich nahm meine Reisekarte zur Hand, um den nächsten Weg zu einer Stadt zu suchen. Plötzlich blitzte es durch meinen Kopf. Ich lachte laut und fuhr mit beiden Händen hinter meine Ohren, wo angeschrieben stand, was der Vetter Anton Joseph mir schuldig war. Aus seiner Erzählung wußte ich, daß der reiche Taufpathe in dieser Gegend wohnte. Ich wußte wie er hieß und Alles, was dem Seppl selbst bekannt war, auch daß er seit Jahren nichts mehr hatte von sich hören lassen. Da rief ich frohlockend: „Ich geh zum Taufpathen als Anton Joseph und laß mir's wohl sein; dann zieh ich mit einem hübschen Geschenk ab und der Vetter Bürstenbinder soll Ehre von mir haben. Nein, ist das ein Jux! Heiliger Antonius nimm mir's nicht übel, daß ich Dich verläugne, und Du, heiliger Joseph, bist mir als Nebenpatron auch etwas schuldig!" —

Ich schwang also meinen Wanderstab in der Luft und marschirte dem nicht allzufernen Orte zu, wo Seppls reicher Pathe seinen Bauernhof hatte. Ich hielt es für den besten Spaß und es kam mir keinen Augenblick in den Sinn, daß ich eigentlich einen grundschlechten, muthwilligen Streich ausführte. Gegen den Abend langte ich vor dem Hofe an, schritt ohne Zagen in den Hausgang und blieb mit abgezogener Mütze unter der offenen Thür stehen. In der Wohnstube saßen Alle bei der Abendsuppe. Man hielt mich für einen bettelnden Wanderburschen, der Bauer langte schon in seine Tasche, ich aber rief fröhlich:

„Grüß Gott Pathe und Alle miteinander! Da wär einmal der Joseph!!" —

Sogleich sprang der Bauer auf, streckte mir die Hand entgegen, drängte mich, das Ränzlein abzulegen und zog mich zur Suppenschüssel, indem er rief: „Iß und trink! da, der Bierkrug ist noch voll; dann wollen wir erst Alle miteinander Bekanntschaft machen."

Das geschah; ich schüttelte der Bäuerin und der netten, sechzehnjährigen Resele die Hand; Keines ließ es an Freundlichkeit fehlen, als der Oberknecht, ein junger, beurlaubter Soldat, Reiner genannt. Dieser war ein Verwandter des Bauern und schielte mich als Eindringling voller Mißgunst und Eifersucht an, und so oft das Resele später mit mir lachte, fluchte er in seinen Schnauzbart hinein.

Wir führten ein lustiges, pudelnärrisches Leben, denn mir fielen allerlei Schnaken und Schnurren ein und das gefiel Allen. Endlich mußte ich doch dergleichen thun, als ob ich wieder weiter wollte. Da nahm mich der Bauer beim Kragen und sagte ganz ernsthaft: „Joseph, ich kann Dich nicht aufhalten, denn arbeiten muß der Mensch. Aber bevor Du weiter gehst, muß ich ein ernsthaftes Wort mit Dir reden. Gefallen hast uns, lachen und schwätzen kannst, wie sieht's aber mit Deinem Handwerk aus?"

Bei dieser Frage schoß mir alles Blut in's Gesicht. Wenn der Bauer weiß, daß der Seppl ein Bürstenbinder ist, was dann? Selbst wenn er mein Wanderbuch nicht zu sehen begehrt, könnte es ihm einfallen, ich sollt an einer seiner alten Bürsten meine Kunstfertigkeit erproben. Zudem ging das Lügen schnurstracks gegen meine Gewohnheit und ich verwünschte in diesem Augenblick meinen Streich. Der Bauer bemerkte sogleich die Röthe in meinem Gesicht und sagte:

„Holla! was gibt's, Bub? warum wirst so blutroth"? —

Ich antwortete schnell und gefaßt:

„Nun, ich will's nur bekennen; Pathe, ich schämte mich, daß Ihr mich für unbeständig halten könntet. Vielleicht hat Euch der Vater geschrieben, daß ich ein Bürstenbinder werden wolle, oder geworden sei; aber es gereute mich bald und ich wurde ein Maurer."

Da nickte mir der Bauer wohlgefällig entgegen; ich aber zog keck mein Wanderbuch aus der Tasche, worin auch mein Lehrbrief war und reichte es dem Bauern hin. Der las es ganz von Anfang; sogleich bei meinem Namen hielt er inne und wiederholte „Joseph Anton" und fügte bei: „War der Eine Name nicht genug? wie kommst noch zum Anton?"

Ich antwortete nun mit offenem Gesichte, weil ich nun nicht zu lügen brauchte: „Der Maurermeister, zu dem ich später unentgeldlich in die Lehre kam, hat mich über die Tauf gehoben." —

„So, so, an meiner Statt, weil ich's nicht selber thun konnte, —

richtig" — schaltete der Bauer ein — „und da hat man ihm doch die Ehr' anthun müssen, Dir auch seinen Namen beizulegen."

Das war einmal gut hinausgebissen! ich jubelte inwendig. Der Bauer bemerkte noch weiters: „Es sollt eigentlich von Rechtswegen heißen „Anton Joseph — denn der richtige Name gehört zuletzt."

Da stieg mir der Uebermuth und ich sagte: „Hier ists nur verschrieben, im Taufregister heißt es schon: Anton Joseph."

Der Bauer ging nun zum Wandschrank; dort nestelte er den Geldsack auf und kehrte zu mir zurück. Er sprach:

„Joseph, da hast etwas zur Reise und wenn Dich gut aufführst, will ich Dich in meinem Testament bedenken; hab ja nur ein einziges Kind, das Resele, und die gönnt Dir's auch."

Mit diesem Worte reichte er mir fünf Marienthaler hin, und klopfte mir auf die Schulter.

Dann rief er: „Was gibt's, Reiner?" denn nun gewahrte er denselben, welcher, seine Pfeife rauchend, unter der Stubenthüre stand und Alles mit angehört hatte.

Während nun die Beiden verabredeten, was im Hof am andern Tag geschehen sollte, gesellte ich mich zum Resele, das die Hühner fütterte und verkündete ihr die Zeit meiner Abreise. Des andern Tags zog ich ab; Alle geleiteten mich durch den Hof und luden mich ein, wieder zu kommen und auch zu schreiben, wenn ich eine Unterkunft gefunden hätte.

Das war einmal geglückt! Hoffnungsreich wanderte ich nach Kempten und fand auch dort Arbeit, aber ich hütete mich wohl, dem Bauern zu schreiben. Ich blieb dort achtzehn Monate, dann wurde ich militärpflichtig und einberufen."

Der Uhlaner machte eine Pause; die Mutter benützte dieselbe und sagte zu Nanny, welche lauschend bei Seite gestanden war: „Stell einmal die Gläser her, ich will einschenken. Der arme Uhlaner ist ja ganz ausgetrocknet vor lauter Erzählen." Wir hatten über der Geschichte sogar den Tyrolerwein vergessen; nun aber eilten wir zum Tische und kosteten den herrlichen, süßen Trank, ja wir schleckten noch die Lippen ab. Auch dem Uhlaner schmeckte es; doch trank er schweigend, seine Geschichte zog ihn ganz ab. Auch wir gruppirten uns wieder um ihn. „Bst!" rief Ernst bei einem Geräusche; doch wir waren daran nicht Schuld, es kam aus des Vaters Schlafkabinet dicht neben an und

die Thüre stand offen. Die Mutter blickte hinein und Tony sagte: „Der Vater zieht sich an; er fährt heut Abend auf den Ball nach Burgau. Jetzt aber, Uhlaner, erzähl weiter. Wann kommt dann einmal Deine Freundschaft mit dem Bader Heindl?"

Der Uhlaner seufzte und erwiderte: „Nur Geduld, Kleiner, jetzt gleich!" und er begann von Neuem.

III.

„Ich kehrte also nach längerer Abwesenheit in meine Heimath zurück, um mich zur Conscription zu stellen. Aber dort stand's traurig, das merkte ich schon beim Willkommen. Der Vater war verdrießlich und aufgebracht und richtete bei meiner Begrüßung kaum den Kopf in die Höhe, alles aus Schande, welche der Seppl über unsern Namen gebracht hatte. Dieser saß nemlich seit einigen Wochen in einer Strafanstalt, weil er sich in eine Rauferei verwickelt hatte. Er sollte zwar in Kurzem wieder frei sein, aber unser unbescholtener, ehrlicher Name hatte nun doch einen Makel und das konnte mein Vater nicht verschmerzen. Er sagte: „Es ist mir nur um Dich, armer Tony! Mich kennt kein Mensch unter dem Familiennamen." Dann entgegnete ich lachend: „Deßwegen braucht Ihr Euch nicht zu sorgen, Vater, ich verschaff mir schon selber einen Namen, so gut, als Ihr. Jetzt ist mir's g'rad gleich, ob ich Soldat werden muß, oder nicht; am liebsten ein Reiter; dann können sie mich später meinthalben den Husaren oder Uhlaner heißen."

Dieser Spaß sollte in Erfüllung gehen. Ich zog die allerhöchste Nummer und da ich über sechs Schuh maß, kam ich zu den Uhlanen. Einen lustigeren Soldaten gab's nicht, als mich. Mein Schnauzbärtl wuchs; wer sollte vor solch einem Burschen nicht Respekt haben? Nun, wenigstens hatten mich alle gern, die Offiziere und die Kameraden und bald wurde ich der Rädelsführer bei jedem lustigen Streiche. Nur Einer konnte mich nicht leiden und suchte beständig, mir eine Falle in's Arrestloch zu stellen, aber vergebens. Es war niemand Anderer, als der Reiner; ich hatte ihn gleich erkannt; er aber that fremd und spielte niemals auf unsere frühere Begegnung an, was mir nur angenehm war.

Dazumal sah ich den Heindl wieder. Er befand sich bei einem Chirurgen in der gleichen Stadt, ja, sogar in der nämlichen Straße und suchte seinen Landsmann auf. Fast alle Tage kam er in die Kaserne, um einigen jungen

Offizieren den Bart recht neumodisch auszurasiren. Jeder von uns kannte ihn; aber er war für unser tolles Leben und Treiben ein viel zu pünktlicher, furchtsamer Mensch und konnte, trotz seiner Rasirmesser, Aderlaßschnapper und Instrumente, die blitzenden Säbel viel zu wenig leiden, als daß er mit uns Gemeinschaft gemacht hätte. Ich kam dagegen bisweilen auf seine Stube und erzählte ihm Alles, was ich bisher erlebt und getrieben hatte.

Ein ganzes Jahr war verflossen, mein Ansehen stieg bei den Kameraden, doch der Reiner wurde immer finsterer und tückischer. Ich wußte, daß er auf eine Gelegenheit laure, mir zu schaden, und ich nahm mich doppelt in Acht. Ich hatte beschlossen, es wenigstens bis zum Hauptmann zu bringen, beim Militär zu verbleiben und wollte also von jeder Strafe frei sein. So kam der Fastnachtsdienstag heran, und ich hatte mit den Kameraden eine lustige Zusammenkunft im grünen Baum, außerhalb der Stadt gelegen, verabredet. Dies geschah denn auch, wir waren in allen Ehren kreuzfidel, ich erzählte lustige Geschichten und sie gefielen den Kameraden so gut, daß sie mich hoch leben ließen. Da sprang aus einer Ecke plötzlich der Reiner auf und schrie, indem er seinen vollen Krug gegen mich schüttete: „Nimm das von mir „Zuchthäusler!"

Bei diesen Worten wurde ich zuerst feuerroth und dann todtenblaß. Der Zorn nahm mir die Stimme, ja, ich konnte kein Glied regen. Die Kameraden aber blickten mich an und wichen unwillkührlich einen Schritt zurück, so, daß ich ganz allein stand. Endlich aber rief doch Einer aus dem Kreise:

„Beweis es, Verläumder!" und dabei zog er seinen Säbel und Alle thaten es ihm nach.

Der Reiner blieb kaltblütig und sagte: „Beweisen? nichts leichter, als dies!" Dabei zog er ein altes Zeitungsblatt hervor und las die Verurtheilung meines jungen Vetters. Ich schrie: „Das bin nicht ich! das ist ein Anderer! ich heiß auch nicht Anton Joseph, sondern Joseph Anton!"

Nun sah mich der Reiner höhnisch an und frug: „Kannst vielleicht läugnen, daß Du einmal anders geheißen hast und daß wir Zwei schon früher zusammen gekommen sind, he?"

Bei dieser Anklage wurde ich sprachlos. Der selbige leichtsinnige Spaß rächte sich nun; ich sah finster vor mich hin, wie das Abbild eines schuldigen Gewissens, und meine Kameraden murrten, die Säbel klirrten aufs Neue in der Scheide, dieses Mal aber galt es nicht dem Reiner, sondern mir, dessen Schweigen die Schuld bekannte. —

Ich fühlte es, jetzt war's um mich geschehen; der heimtückische Reiner hatte den Sieg davon getragen. Plötzlich aber trat mein Ehrenretter auf. Kein Anderer, als der furchtsame Heindl, den ich in seiner Stubenecke gar nicht bemerkt hatte, rief: „Platz da für mich! ich hab auch noch ein Wort drein zu reden." Und jetzt erzählte er meine Namensverwechslungs-Geschichte beim reichen Bauern unter beifälligem Gelächter der Zuhörer und schloß mit den Worten, indem er sich zum Reiner wandte, während er fünf Thaler auf den Tisch warf: „Und damit Du, elender Verläumder, nichts auf den Tony bringen kannst, nimm das Geld, steck's in Deine Tasche oder schick's dem Vetter zurück, wie Dir's besser taugt! ein unüberlegter lustiger Streich ist noch lang kein Verbrechen, nicht wahr, Kameraden?" —

Alle drängten sich nun wieder um mich und drückten mir die Hände. Die Geschichte hatte den lustigen Burschen gefallen und sie lachten noch lange darüber; aber der Reiner schlich sich von dannen. Ich war immer noch, wie vom Blitz getroffen, bis der Heindl mir auf die Schulter klopfte. Da stürzten Thränen aus meinen Augen und ich sank dem Heindl in die Arme, indem ich schrie:

„Gott soll mich strafen, Herzbruder, wenn ich Dir's jemals vergesse!"

Bei diesen Worten hielt der Uhlaner inne. Seine Brust hob sich gewaltig; ein lauter Seufzer brach hervor und endlich schluchzte er: „Gott hat mich gestraft!" und ließ den grauen Kopf in die Hände sinken.

Wir schwiegen, es herrschte eine lautlose Stille im großen Zimmer; des Uhlaners Schluchzen wurde allein gehört. Aus unsern Kinderaugen tröpfelten die klaren Zähren, doch wir weinten nicht allein. Neben uns stand der Heindl und hatte feuchte Augen. Wir wollten rufen, aber er legte bedeutsam den Finger auf den Mund. Dann schlich er hinter des Uhlaners Rücken, schlang seine Arme um dessen Hals und zog die braunen Hände zärtlich vom Gesichte. Hierauf sagte er mit einer von innerer Bewegung zitternden Stimme: „Wer ist's?" —

Als der Uhlaner aufschaute und das liebe, alte, langvermißte Gesicht voll von Rührung und Vergebung erblickte, als der Heindl seine Arme ausbreitete, sank er an dessen Brust und weinte und lachte wie ein kleiner Knabe. Der Bader aber flüsterte: „Bruderherz!" doch dieses Wort klang uns in die Seelen. Wir drängten uns um die Beiden und sahen mit glänzenden Augen zu ihnen auf. Unter der offenen Thüre des Kabinets stand im Festanzuge, wohl rasirt für den Abendball — unser Vater, der die Zusammenkunft so ge-

schickt veranstaltet hatte und seine schönen, tiefblauen Augen leuchteten wie der Himmel voll Freude. Wie er immer that, wenn sein liebes, weiches Herz bewegt war, faßte er auch jetzt der Mutter Hand, und dann schlang er den Arm um sie, während er flüsterte: „Bist Du jetzt zufrieden, Friedensstifterin?" — Sie lächelte ihn an, und dann ging der Vater zum Tische, die Mutter verstand ihn und füllte schnell zwei Gläser mit Tyrolerwein. Er reichte das Eine dem Bader und hob das Andere in die Höhe, die Frühlingssonne leuchtete darauf, daß der Wein purpurfarbig glänzte, wir Alle griffen nach unsern Bechern und der Vater rief:

„Stoßt an! die Herzbrüder sollen leben!" —

Die beiden Jugendfreunde stießen an und wir Alle untereinander; es gab einen hellen, freudigen Klang. Wir wollten nun auch noch Alle mit den Beiden anstoßen; obwohl die Mutter heimlich den Wein mit Wasser verdünnte, schmeckte er uns besser, als je zuvor und wir wurden sehr lustig.

Der Heindl mußte sich nun auch zu uns setzen. Wir hatten noch allerlei Fragen zu stellen. Ernst wollte wissen, wer die fünf Thaler bekam? denn er gönnte sie dem Reiner nicht. Der Uhlaner erzählte, daß der Heindl einen langen Brief an den Ex-Pathen geschrieben und Alles haarklein bekannt, auch das Geld beigefügt habe, und der Heindl erzählte, wie verachtet von diesem Tag an der Reiner, wie geliebt dagegen der Uhlaner gewesen sei, daß er gar nicht mehr fort wollte vom Militär, und daß man ihm nach sechs Jahren gerne dreihundert Gulden als Einstandsgeld bezahlt habe.

Erst spät Abends, als unsere alte, treue Uhr acht mal schlug, trennte man sich in neu besiegelter Freundschaft.

Das ist meine Geschichte „beim Tyroler-Weine"; ich aber fülle heute, nach vielen Jahren, mein Glas und bringe ein lautes Hoch der treuen Freundschaft! Mögen die Beiden, der Bader und der Uhlaner, vereint bleiben noch im Himmel, der ewigen Heimath; mögen sie dort Oben auch jetzt noch beisammen sein mit Vater, Mutter und Bruder, wie ehemals im alten Schloßzimmer der irdischen Heimath zu Jettingen. —

Vom faulen Büblein und wie es lernen lernte.

Von Augusta von Gäßler.

„O wäre nur kein Schulhaus, kein Lehrer und kein Buch,
Und wär' nur der Herr Pfarrer mit seinem Schulbesuch
Nicht gar so streng und krittlich, und gar so sonderbar,
Und wär's nur Sonntag immer und Feiertag im Jahr!

Ich wollt' ich wär' der Phylax, der hat doch nichts zu thun,
Kann immer so gemütlich in seiner Hütte ruh'n.
Ich wollt' ich wär' die Katze, die hat es auch nicht schlecht,
Und wär' ich unser Gockel, so wär's mir auch noch recht!"

Der Vater liest die Zeitung — hört was das Söhnlein spricht,
Erst macht er ein verwundert', und dann ein ernst Gesicht.
„Will Dich bekehren Junge", so brummt er in den Bart,
„Das, muß ich sagen, wäre mir just die rechte Art."

Und spricht sodann zum Büblein: „Wohlan, die Standeswahl,
Sie ist von mir gebilligt, versuch es nun einmal!
Komm nur gleich mit, der Phylax ist sicher herzlich froh,
Legt sich einmal ein Andrer für ihn zur Wacht auf's Stroh."

Der Vater spaßt nicht gerne, da heißt's, gesagt, gethan,
Er winkt dem kleinen Fränzel, und schreitet stumm voran,
Und rasch zur Hundehütte hat er den Schritt gelenkt,
Eh' nur so recht klein' Fränzel die Sache sich bedenkt.

Schon ist von rost'ger Kette der Phylax losgemacht
Und um den Leib des Knaben schlingt nun der Vater sacht
Des Hundes mächtig Halsband als Gürtel schlicht und gut;
Da wird es wohl dem Fränzel ganz wunderlich zu Muth.

„Nun hüte Du den Garten, das Haus und was mir lieb,
Und wehre jedem Fremdling und wehre jedem Dieb!"
So spricht der Vater strenge, und wendet sich dann schnell,
Ihm folgt der gute Phylax mit freudigem Gebell.

Da sitzt nun unser Fränzel im Mittagssonnenschein,
Es lachen sein die Knechte, die Mägde lachen sein,
Die bösen Mägde kichern: „Ei seht, ein neuer Hund!“
Die Knechte wispern heimlich: „Das ist dem Franz gesund!“

Was aber thut nun Fränzel? Ich glaube gar, er weint!
Ach, weil so heiß die Sonne ihm auf die Nase scheint!
Weil ihn die Mägde ärgern, weil ihm vor Dieben bang,
Weil ihm die Zeit hier außen ganz unerträglich lang.

Zwei Stunden sind verronnen, — er meint es wären vier,
„Der Phylax“, seufzt er endlich, „ist auch ein armes Thier;
An dieser Kette liegen den ganzen Tag, führwahr,
Zur Schule fast noch lieber geh' ich das ganze Jahr!“

Dieweilen wandelt wieder, ganz wie von ungefähr,
Der Vater mit der Mutter den Gartenpfad einher,
Bei Fränzel bleibt er stehen, betrachtet ihn und spricht:
„Mich dünkt, mein kluger Junge, der Stand gefällt Dir nicht?

Willst Du nicht Phylax bleiben, ei nun, — mir ist es recht,
Versuch' es nun als Katze, — die hat's ja auch nicht schlecht;
Zur Zeit ist sie im Keller, fängt eben Mäuse dort,
Auch mit den Ratten spricht sie gelegentlich ein Wort.“

Im Keller Mäuse fangen? Das ist kein kleiner Schreck,
Der Keller ist so finster, die Mäuse sind so keck,
Klein Fränzel blickt mit Thränen zur guten Mutter auf,
Als wollt' er sagen, hemme doch Du der Dinge Lauf.

Die Mutter nickt und lächelt und schaltet milde ein:
„Erlaß ihm diese Probe!“ „„Dann mag er Gockel sein!““
Erwidert ohne Zaudern der Vater und mit Kraft
Löst seine Hand des Gürtels unlieb getrag'ne Haft.

Sodann fängt er den Gockel, der sträubt sich freilich sehr,
„Wird morgen abgestochen, wir brauchen ihn nicht mehr“,
Bemerkt der Vater ernsthaft und sperrt den Gockel ein,
O weh', der arme Gockel! das macht dem Fränzel Pein.

Zum Düngerhaufen führt nun der Vater seinen Sohn,
Stellt ihn hinauf und gibt ihm auch noch Instruktion:
„Gib Acht, daß Dir die Hennen in Garten nicht und Haus
Und in den Kuhstall kommen, sonst jagt man euch hinaus!

Und morgen früh um zwei Uhr, wenn es im Osten graut
Kräh'st Du zum ersten Male recht kräftig und recht laut,
Um drei Uhr krähst Du wieder, um vier Uhr abermals,
Verschläft sich das Gesinde, gilt es des Gockels Hals."

Der Vater hat's gesprochen, geht mit der Mutter fort,
Verlassen steht klein Fränzel auf luftig hohem Ort,
Die Hennen und die Hühnlein spazieren um ihn her,
Er selber steht inmitten, das Haupt gedankenschwer.

Des neuen Amtes Bürde, sie drückt ihn ungemein:
„Am Ende gar noch lieber der arme Phylax sein,"
So denkt er und sinniret und hat dabei nicht Acht,
Wie rings das Hühnervölklein schon Promenaden macht.

Und als er endlich wieder den trüben Blick erhebt
Da sind in graue Ferne die Thierlein all' entschwebt,
Ein Dutzend Hühnlein trippelt im Hausflur ungenirt,
Und in die Küche hat sich auch noch ein Paar verirrt.

Im Garten selbst lustwandeln auf Bohnen und Salat
Beiläufig dreißig Hennen, ihr Thun ist Missethat,
Und zwanzig And're gackern im Kuhstall froh sich zu,
Von seinem Düngerhaufen springt Fränzl jetzt im Nu.

Nun geht es an ein Laufen, ein Rennen kreuz und quer,
Doch auch die Hennen rennen wie rasend hin und her,
Verzweifelnd schreit klein Fränzel zuletzt noch kikrikih,
Umsonst — denn kein Verständniß hat dieses Federvieh.

Da eilt erschreckt die Mutter, die Köchin auch herbei,
Zu groß war der Spektakel, das Gackern und Geschrei,
Die Köchin fängt die Hennen und sperrt sie ein geschwind,
Die Mutter küßt und tröstet ihr ganz erschöpftes Kind.

Und in des Vaters Arme führt sie den reu'gen Sohn,
„Hast Du begriffen, Junge, die derbe Lektion?"
Spricht dieser, und ein Lächeln zieht über sein Gesicht,
„Wohlan denn, sei vernünftig und übe Deine Pflicht!"

Ob Fränzel sie geübet? – Gewiß! — Denn seht, zur Stund'
Beneidet er nicht Katze, nicht Gockel mehr und Hund,
Ein Schulbub ohne Gleichen, das ist nun unser Franz,
Denkt nur! lernt ungeheißen sogar in der Vakanz.

Aus dem Leben eines Dichters.

Von **J. St.**

In dem geräumigen, mit Büchern, Kupferstichen und Bildern reichgeschmückten Arbeitszimmer eines der bedeutendsten Buchhändler von Paris, saßen am hellflackernden Kaminfeuer zwei Männer, behaglich im freundschaftlichen Gespräche. — Der Eine, wohl schon nahe an den Sechzigen, ein rüstiger, stattlicher Mann, von ernstem, ja etwas finsteren Aussehen, war Bonneval, der Chef des Hauses, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit und musterhafter Ordnung im Geschäfte. Wohlmeinend, aber strenge gegen seine Untergebenen, oft heftig und barsch, war er darum von ihnen nicht minder gefürchtet, als geachtet. Der Andre, ihm gegenüber sitzend, aus dessen feinen, edlen Zügen unendliches Wohlwollen sprach, war der Dichter Jean Pierre Claris de Florian, einer der vorzüglichsten und liebenswürdigsten französischen Schriftsteller des voriges Jahrhunderts, und einer der edelsten Menschen, die je gelebt haben.

Florian hatte soeben seinem Buchhändler den letzten Bogen des Manuscriptes seines neuesten Werkes, Numa Pompilius II., König von Rom, überbracht, von welchem bereits die ersten gedruckt, und mit großem Beifall aufgenommen waren. Während sie sich hierüber besprachen, trat Antonio, der Commissionär des Hauses, in's Zimmer. Er hatte den ganzen Tag über die große Stadt Paris nach allen Richtungen durchwandert, um die Aufträge seines Herrn zu besorgen und die Ausstände desselben einzukassiren. — Antonio zögerte, als er Florian erblickte. „Lassen Sie sich nicht stören, Antonio,

die Geschäfte gehen vor Allem", — rief dieser ihm freundlich entgegen, indem er nach einem neben ihm liegenden Buche griff, nnd darin blätterte, indessen Antonio Bericht erstattete über die erledigten Aufträge und die eingenommenen Summen verrechnete. — „Und die 600 Francs?" — rief Bonneval mit finstrem Blick, als Antonio Miene machte sich wieder zu entfernen. „Herr," erwiderte dieser schüchtern, indem er den unbezahlten Schuldschein überreichte, — „der Schuldner bittet dringend um Nachsicht, er —"

„Abermals! so laß' ich ihn einklagen," unterbrach ihn Bonneval zornig. —

„Ach, Herr, der Mann ist seit drei Monaten krank, hat Frau und vier Kinder, die er mit seiner Hand ernähren soll und kann nun nichts verdienen." —

„Thut mir leid," fuhr der Buchhändler, schon etwas milder gestimmt, fort, „aber im Geschäfte muß Ordnung sein." —

„Wer ist der Mann, dessen Sie sich so warm annehmen, Antonio?" — fragte theilnehmend Florian, indem er das Buch weglegte und sich gegen Antonio wandte.

„Es ist ein Künstler aus Languedoc", erwiderte dieser lebhaft, „ein Mann von Ehre, nur oft zu leichtgläubig, zu dienstfertig, gegen sogenannte Freunde, die ihn dann mißbrauchen."

„Aus Languedoc also mein Landsmann im engsten Sinne des Wortes,"— versetzte Florian; „er ist krank und Familien-Vater? — gut, ich übernehme die Schuld, — 600 Francs, nicht wahr, wenn ich recht gehört habe?"

„Ja, 600 Francs," erwiderte etwas betroffen der Buchhändler, — „es ist eine Anleihe, die er mittelst Anweisung auf den Inhaber gemacht hat, und die an Zahlungsstatt in meine Hände kam; ich selbst kenne den Mann gar nicht." —

„Wohl denn, so schreiben Sie die 600 Francs von der Summe ab, welche ich als Honorar für meinen Numa von Ihnen zu erhalten habe, lieber Bonneval."

„Wie Sie befehlen; ich werde demnach die Anweisung auf Ihren Namen umschreiben, quittiren und Ihnen allsogleich übergeben."

„Nein, keineswegs, ich will den Schuldner gar nicht kennen, und auch er soll meinen Namen nicht erfahren," fuhr Florian weiter, „es genügt mir, daß er Familien-Vater, hilfsbedürftig und überdieß mein Landsmann ist. Behalten Sie die Schuldverschreibung in Händen, lieber Bonneval; — bezahlt der Schuldner, — gut, so werden Sie es mir sagen; bezahlt er nicht, — auch

gut; nur geben Sie mir Ihr Wort, ihn niemals zu mahnen." — Bei diesen Worten erhob sich Florian, reichte freundlich dem Buchhändler die Hand zum Abschied, und rief ihm unter der Thüre nochmals zu: „Vergessen Sie nicht, daß mein Name verschwiegen bleiben muß." —

Mit einem dankbaren Blicke begleitete Antonio den edlen Dichter, der ihm selbst eine Sorge vom Herzen genommen hatte; — mehr wagte er nicht auszusprechen.

Florian, geboren den 6. März 1755, war der Sohn eines hochgeachteten, aber wenig bemittelten Edelmanns in den Cevennen; seine Mutter, eine Spanierin, verlor er, bevor er das erste Jahr zurückgelegt hatte. Doch bewahrte er ihr zeitlebens ein zärtliches Andenken, und versicherte oft, daß der Schmerz, sie nicht gekannt zu haben, einen Schatten auf sein ganzes Leben werfe. Aus Liebe für sie, lernte er mit großem Eifer spanisch und seine Uebersetzungen spanischer Dichterwerke sind noch immer unübertroffen. Von seinem Vater frühe zum Militär bestimmt, kam er in das Regiment des edlen Herzogs von Penthièvre, eines Fürsten, welcher durch die ausgezeichneten Eigenschaften des Charakters, vielmehr noch, als durch seine glänzende Stellung und seinen Reichthum, im höchsten Ansehen stand.

Der Herzog hatte kaum den jungen Offizier kennen gelernt, als er große Zuneigung für ihn empfand, und je mehr er dessen seltene Begabung erkannte, desto lebhafter wurde der Wunsch, ihn ganz in seiner Nähe festzuhalten. Er bot ihm die Stelle eines Hofkavaliers in seinem Hause an, in seinem Herzen hatte er ihm längst die Stelle eines theuren Freundes zugewendet, und Florian nahm mit Freuden das Anerbieten seines Gönners an. Sein Dienst ließ ihm für seine schriftstellerischen Arbeiten hinreichend Muße und Unabhängigkeit und der Gehalt, den er vom Herzoge bezog, reichte für seine Bedürfnisse so vollkommen aus, daß der Ertrag seines Fleißes ganz der Wohlthätigkeit gewidmet war. — Florians Werke, wenn auch jetzt nicht mehr so viel gelesen, wie früher, haben durch die Schönheit der Sprache, durch die tiefe Innigkeit und Reinheit der Empfindung, gewiß einen bleibenden Werth für alle Zeiten. Wie sehr aber wird derselbe noch dadurch erhöht, daß diese Geisteswerke zugleich zu thätigen Liebeswerken für seine leidenden Mitmenschen sich gestalteten. Wie viele Thränen wurden durch sie getrocknet, wie viele Waisen unter sicherer Obhut zu guten, glücklichen Menschen erzogen, wie mancher Kranke gelabt, wie manche hilflose Wittwe, oder irgend ein in

Noth gerathener Familien-Vater getröstet. Florian, that dieß, so viel nur immer möglich, im Stillen, ohne gekannt sein zu wollen, was ihm dadurch auch häufig gelang, daß er es war, dem der Herzog die reichen Spenden, die er täglich an Bedürftige verabreichte, größtentheils zur Vertheilung übergab. So war es denn fast immer der Herzog, in dessen Namen Florian auch seine eigenen Gaben verabreichte. Wie groß auch die Summen waren, die aus der fürstlichen Kasse flossen, — die Armuth ist ein unergründliches Meer, und so blieb dem edlen Dichter immer noch Gelegenheit genug, mit den eignen Ersparnissen Wunden zu heilen.

Vier Monate waren verflossen seit jenem Abende, und Florian hatte die Anweisung und die 600 Francs gänzlich vergessen. Nicht so aber sein Schuldner, Queverdo, ein sehr talentvoller, junger Künstler, der sich als Kupferstecher bereits einen ehrenvollen Ruf erworben hatte. Nichts ahnend von Florians großmüthiger Vermittlung, glaubte er sich noch in der Schuld des Buchhändlers. Kaum von einer schweren und langwierigen Krankheit soweit genesen, daß er sein Zimmer verlassen konnte, suchte er denselben auf, um ihm für die geschenkte Nachsicht zu danken, zugleich aber auch, ihn um abermalige Verlängerung zu bitten, da seine erschöpften Kräfte ihm noch gar wenig zu arbeiten erlaubten. In einem halben Jahre aber wolle er gewissenhaft Kapital und Zinsen erstatten. — „Beruhigen Sie sich mein Herr", erwiderte Bonneval, „ich freue mich Ihnen sagen zu können, daß Sie mir nichts mehr schulden, da Ihre Anweisung bereits vor 4 Monaten eingelöst wurde."

„Wie, und von Wem?"

„Von Jemand, der nicht genannt sein will, und der Ihnen Frist gibt, so lange Sie wollen. Ja, das ist ein bequemer Gläubiger, ich möchte fast wetten, er hat die ganze Sache schon längst vergessen", setzte lächelnd Bonneval hinzu.

„Aber Sie begreifen", erwiderte Queverdo mit bewegter Stimme, während eine tiefe Röthe sein erst so blasses Antlitz überflog, „Sie begreifen, daß ich als Künstler und Mann von Ehre einen solchen Liebesdienst, wie sehr ich ihn auch zu schätzen weiß, von einem Unbekannten nicht annehmen kann. Ich bitte Sie daher dringend, mir meinen Wohlthäter zu nennen." —

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß er mir dieß ausdrücklich verboten hat." —

„Nun, so zwingen Sie mich, mein letztes Kleinod, ein kleines, kostbares

Bild, an dem ich mit ganzem Herzen hänge, zu veräußern, um diese Schuld zu tilgen." —

„Das wäre denn freilich ganz und gar gegen seine Absicht", erwiderte Bonneval, halb mitleidig, halb ärgerlich; — „Nun, so mögen Sie denn, in Gottes Namen wissen, daß es Florian ist, der Ihre Schuld übernommen hat, und sich dabei beruhigen, daß er, als Ihr Landsmann, sich besonders dazu veranlaßt fühlte." —

„Florian!" rief Queverdo, sichtbar erleichtert, „ich hätte das eigentlich errathen sollen, obgleich ich ihn nicht persönlich kenne, da ich weiß, daß er schon mehreren meiner Kunstgenossen in ähnlicher Weise ein rettender Engel gewesen. Aber ich werde ihn kennen lernen, und er soll es erfahren, daß er seine Großmuth an keinen Unwürdigen verschwendet hat." —

Mehrere Monate waren inzwischen wieder verflossen, und Queverdo war noch immer außer Stand, seine Schuld zu tilgen. Florian arbeitete damals an seinen Novellen, die, wenn auch nicht zu den bedeutendsten, so doch zu den lieblichsten und besten Erzeugnissen seines Talentes gehören. Er hatte eben die Erste derselben, Claudine beendet, und gerne dem Wunsche des Herzogs entsprochen, dieselbe Abends, in einer eigens dazu gebetenen Gesellschaft, vorzulesen, da es ihm von Bedeutung war, den Eindruck zu beobachten, welchen sein Werk auf diesen ausgewählten Kreis edler Menschen hervorbringen würde. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Alles drängte sich um den so hochverehrten Dichter, ihn mit Lobsprüchen und Glückwünschen überhäufend. Vor Allem aber erfreute ihn der warme, aufrichtige Beifall seines edlen Fürsten, und der beiden jugendlichen Fürstinnen, die den Mittelpunkt dieses kleinen Hofes bildeten, der Tochter des Herzogs von Penthièvre und seiner Schwiegertochter, der schönen und tugendhaften Prinzessin von Lamballe, der treuesten Freundin der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Unter den Zuhörern befand sich auch ein junger Page des Herzogs, Alfons, der an jenem Abend den Dienst hatte, und demzufolge hinter dem Stuhle seines Gebieters stehend, der Vorlesung beiwohnte. Mit Aug und Ohr lauschte er derselben, kein Wort ging ihm verloren; tief rührte ihn Claudinens Unglück, er wünschte nur ihr beistehen und den Verräther bestrafen zu können, der so viel Jammer über sie gebracht. Immer hatte er Florian, wie Jeder, der den edlen Mann näher kannte, innig verehrt; nun aber steigerte sich dieses Gefühl zu einer wahren Begeisterung; er konnte kaum etwas Andres denken und reden, und wohin er

kam, erzählte er von jener Vorlesung, die er fast wörtlich wiederholte. Auch Florian nahm warmen Antheil an seinem jungen Freund und Verehrer, der mit dem heitern Jugendmuthe ein tief inniges Gefühl und ein kindlich reines Gemüth verband. Alfons hatte seine Aeltern verloren; der Vater war auf dem Schlachtfeld gefallen, die Mutter frühe gestorben; sein einziger noch lebender Verwandter war ein alter pensionirter Oberst, der ein kleines Häuschen, ganz nahe bei dem Palaste des Herzogs besaß und bewohnte. Er war ein großer Kunstfreund und Kenner; alles was er erübrigen konnte, wurde zum Ankauf von Bildern und anderer Kunstgegenstände verwendet. Bei diesem brachte Alfons jede freie Stunde zu; er half ihm seine Bilder aufhängen und putzen, seine Kupferstiche ordnen, und war zu allen kleinen Diensten bereit, da er selbst große Freude an dessen Kunstschätzen hatte, was ihm denn ganz besonders die Liebe des alten Herrn gewann. Meistens kam er mit Florians Hund, einem schönen Windspiel, Diana genannt, das fast sein steter Begleiter bei allen Ausgängen war und dem er alle möglichen Kunststücke lehrte, weshalb denn auch das kluge Thier dem jungen Pagen nach seinem Herrn am meisten zugethan wurde. So kam er denn auch wenige Tage nach jenem Abende mit Diana zu dem Oheim, als Queverdo bei demselben eintrat, ein kleines aber sehr werthvolles Bild von Velasquez unter dem Arm tragend, welches er dem alten Obersten zum Kaufe anbot. Dieser betrachtete es einige Zeit, erklärte es freimüthig als ein wahres Juwel und fragte nach dem Preise. „Zu jeder andern Zeit", sprach Queverdo, „hätte ich es nicht unter 100 Ducaten hergegeben, — bezahlen Sie mir heute die Hälfte, so sollen Sie es haben." — Diese letzten Worte sprach Queverdo mit bewegter Stimme, und konnte nicht verhehlen, wie schwer es ihm würde, sich von dem kostbaren Bilde zu trennen. —

„Aber, wie kommen Sie auf den Gedanken", versetzte der Oberst, „ein Bild, das Ihnen so lieb ist, um den halben Werth herzugeben?" —

„Freilich nur unter dem Drucke der äußersten Nothwendigkeit", erwiderte der Künstler. Er erzählte nun, wie eine langwierige Krankheit seine Kräfte und seine Geldmittel erschöpft hatte, so daß er nur mit Mühe den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie erwerben, unmöglich aber, trotz aller Anstrengung und Sparsamkeit, den Betrag seiner Schuld an Florian erübrigen konnte, dessen Großmuth ihn doppelt verpflichte, dieselbe endlich abzutragen.

„Wie, Florian ist es, dem Sie die 600 Francs schulden?" — rief leb-

haft der Page, „und um dessentwillen Sie sich ihres kostbaren Bildes entäußern wollen? Ach, thun Sie das nicht, mein Herr, Sie wissen nicht, wie sehr ihn das Opfer betrüben würde, das Sie bringen wollen. Erlauben Sie mir, mit dem edlen Dichter darüber zu sprechen, und ich bin überzeugt, daß er Ihnen Aufschub gewährt, so lange Sie wünschen.“ —

„Nein, nein“, erwiderte Queverdo, „nicht nur um meines edlen Wohlthäters, auch meiner eigenen Ruhe willen, muß diese Schuld endlich getilgt werden, und ich habe leider keine Aussicht, dieß auf andre Weise zu erreichen.“

Alles schwieg einen Augenblick, es schien als ob Jedes auf einen rettenden Ausweg sänne. Nach einigen Sekunden nahm Alfons wieder das Wort, um Florians Herzensgüte und Edelmuth zu rühmen, und mehrere Beweise davon mitzutheilen; man sprach auch von seinen Werken, und Alfons erzählte, daß demnächst eine Sammlung Novellen von ihm erscheinen würde, welche seinen Dichterruhm noch erhöhen müßten; er schilderte den glänzenden Erfolg, welchen seine Vorlesung der Claudine in dem ganzen Hofzirkel hervorgebracht hatte, und wiederholte die Erzählung so treu aus dem Gedächtnisse, daß seine beiden Zuhörer ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten. Als er zu Ende war, ergriff Queverdo seine beiden Hände:

„Sie haben mir Ihre Vermittlung angeboten“, rief er mit bewegter Stimme, „wohlan denn, ich nehme sie an, nur in andrer Weise. Wollen Sie mir beistehn, so gelingt es mir vielleicht doch, ohne mich dieses meines kostbaren Bildes zu entäußern, meine Schuld gegen Florian abzutragen, in einer, seines großmüthigen Benehmens und meiner unbegränzten Dankbarkeit nicht unwürdigen Art. Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen“, fuhr er fort, „aber wollen Sie sich heute über acht Tage zur selben Stunde wieder hier einfinden, so sollen Sie alles erfahren.“ — Bei diesen Worten ergriff Queverdo wieder seinen Velasquez, während ein Strahl von Glück und Freude über sein erst so kummervolles Antlitz leuchtete. Ein beglückender Gedanke schien ihn ganz zu erfüllen.

Alfons versäumte nicht, zur bestimmten Stunde mit seiner treuen Begleiterin Diana an Ort und Stelle zu erscheinen. — Am folgenden Tage saß Florian in seinem Arbeitszimmer, dessen Thüre nur angelehnt war, und schrieb an seiner zweiten Novelle Celöstine, die sich bereits ihrer Vollendung näherte, als unvermerkt Diana hereinkam, und, als hätte sie ein Bewußtsein von der Wichtigkeit ihrer Mission, sich ihrem Herrn näherte und den Kopf auf die

Armlehne seines Stuhles legend, ihn mit den klugen Augen anschaute, als wolle sie selbst sich derselben entledigen. Mit Erstaunen bemerkte Florian eine kleine Mappe von braunem Leder, nur mit einem Bande am Halse des Hundes befestiget. Er nahm sie ab und öffnete sie. Wie groß war seine Ueberraschung, darin eine fein gestochene Kupferplatte und mehrere sehr gelungene Abdrücke zu finden, worauf er augenblicklich die Hauptscene aus Claudine erkannte. Ausdruck und Stellung der Hauptpersonen sowohl, als alle Nebenumstände waren so fein und richtig aufgefaßt und so treu wiedergegeben, daß Florian im höchsten Erstaunen ausrief: „Fürwahr, wäre die Zeichnung nach meiner eigenen Angabe und unter meinen Augen gemacht, sie könnte nicht treffender, nicht meiner Vorstellung entsprechender sein. Aber von wem kann das kommen? — kein Name, und Diana als Botin! — Sollte Jemand aus der Gesellschaft des Herzogs mir wohl diese sinnige Ueberraschung bereitet haben? Nun, das Räthsel wird sich lösen." —

Einige Tage später hatte Florian seine zweite Novelle vollendet und las sie ebenfalls dem Herzoge vor; dießmal aber nur im engsten Familienkreise, und ohne vorhergehende Verabredung. Acht Tage darauf, als er wieder an seinem Schreibpulte saß und arbeitete, kam in gleicher Weise Diana in sein Zimmer und überbrachte ihm eine zweite, ganz ähnliche Mappe mit einer Kupferplatte und einigen Abdrücken, Celöstine vorstellend, wie sie verkleidet und unter fremden Namen in das Gefängniß ihres Gatten bringt, ihm Trost und Hoffnung zu bringen. Auffassung und Ausführung des Bildes waren bis ins Kleinste so richtig, treu und vollendet, wie das erstemal. Florians Erstaunen war aber um so größer als ja diesesmal sein Zuhörerkreis nur aus dem Herzoge und den beiden Prinzessinnen bestanden hatte. Sollte der Erstere, oder Eine von diesen, irgend einem von den Künstlern, welche Zutritt in den fürstlichen Familienkreis hatten, den Auftrag gegeben haben? Es schien ihm kaum denkbar, und doch kannte ja Niemand, außer ihnen, die Erzählung. — Florian berichtete dem Herzog und den beiden Prinzessinnen den Vorfall welche sämmtlich sein Erstaunen und den Wunsch, den geheimnißvollen Urheber zu kennen, mit ihm theilten. Alle Hausbewohner wurden befragt, die ganze Dienerschaft vernommen; — aber nicht die leiseste Spur, die zu einer Entdeckung hätte führen können, war zu finden.

Bei der warmen, wahrhaft väterlichen Theilnahme, welche der edle Fürst sowohl der Person als den Werken dieses Dichters zugewendet hatte, war es

wohl natürlich, daß er stets die erste Kenntniß von seinen Leistungen erhielt. So hatte denn auch kaum Florian seine dritte Novelle, Selico vollendet, als der Herzog den Wunsch aussprach, sie sogleich lesen zu hören.

Die Vorlesung fand in einem Gartenpavillon statt, welcher durch einen kleinen, ausschließlich nur zum eigenen Gebrauche des Herzogs bestimmten Gang mit seinen Gemächern zusammenhing; und zwar nur in Gegenwart des Herzogs und seiner Schwiegertochter, der jungen Fürstin von Lamballe.

Die unverkennbare Rührung und Theilnahme, mit welcher die erlauchten Zuhörer der Erzählung folgten, in der Florian, so ergreifend die aufopfernde Liebe und Treue eines edlen Sohnes schildert, waren wohl der schönste Lohn und das höchste Lob, das ihm zu Theil werden konnte.

„Sie haben sich dießmal selbst übertroffen, lieber Florian", rief der Herzog, „das heißt, Sie haben sich selbst, vielleicht unbewußt, geschildert. Glücklich der berühmte, gefeierte Dichter, von dem man sagen kann, daß er als Mensch doch noch höher, denn als Dichter steht; glücklich diejenigen, denen er angehört!"

Mit diesen Worten drückte der Herzog seinem Liebling mit Wärme die Hand, und schritt der Thüre zu, die Florian sich beeilte, dem Gebieter zu öffnen. In demselben Augenblicke aber sprang zur allgemeinen Ueberraschung, mit einem Satze, Diana durch dieselbe herein, abermals die wohlbekannte Mappe am Halse tragend.

„Wie, hier in diesen Räumen", rief Florian betroffen. „Nun lassen Sie uns auch sehen, was der geheimnißvolle Bote dießmal bringt", sprach der Herzog, indem er sich wieder setzte, und die Prinzessin einlud, ein Gleiches zu thun, während Florian die Mappe öffnete.

„Nein, das gränzt an Zauberei!" rief dieser, im höchsten Erstaunen. „Erst diesen Morgen habe ich den letzten Federstrich an dieser Erzählung gemacht, mit Niemand habe ich darüber gesprochen, als mit Ew. Hoheit, und hier liegt das treue Abbild meiner Gedanken vor mir, in Kupfer gestochen in vollendetster Ausführung."

„Die Sache ist allerdings seltsam genug", erwiderte der Herzog, indem er aufmerksam und mit Wohlgefallen die gelungenen Abdrücke betrachtete und die geistvolle Wiedergabe der soeben mit so vielem Interesse vernommenen Dichtung bewunderte. „Indeß", fuhr er fort, „glaube ich doch die Spur gefunden zu haben, die uns zur Lösung dieses Räthsels führen könnte. Lassen Sie Alfons

rufen; ich sah denselben in letzter Zeit sehr häufig in Begleitung Dianens ausgehen, und müßte sehr irren, wenn er uns nicht näheren Aufschluß in der Sache ertheilen könnte."

Der Page erschien alsobald, und Florian theilte ihm das Vorgefallne mit, das ihm so ganz unbegreiflich erschien, so wie die Vermuthung, daß er dabei betheiligt sei, und bat um Aufschluß. Alfons bemühte sich seine Verlegenheit, und das ihm anvertraute Geheimniß durch eine scherzhaft ausweichende Antwort zu verbergen; er versicherte, daß, ungeachtet des zwischen ihm und Diana bestehenden Freundschaftsbundes, diese ihm doch noch niemals etwas von ihren Geheimnissen anvertraut habe, daher er außer Stand sei, dieselben zu verrathen.

„Genug des Scherzes nun, Alfons", rief der Herzog freundlich aber ernst, „alles hat seine Gränzen, Herr von Florian kann und soll nicht mehr länger der Gegenstand dieser Mystifikation sein, wie sinnig und liebenswürdig dieselbe auch betrieben wird. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie bei dieser Sache betheiliget sind, sagen Sie uns daher, was Sie davon wissen."

Da blieb denn freilich dem armen Pagen kein Ausweg mehr übrig, als Alles zu gestehen. Ausführlich erzählte er den ganzen Hergang der Sache, dabei natürlich auch den ersten Anlaß, Florians Großmuth gegen den ihm ganz unbekannten Künstler. Er schilderte das lebhafte Verlangen Queverdos, dieselbe um jeden Preis zu vergelten, sein Zusammentreffen mit demselben bei dem alten Oheim wenige Tage nach der Vorlesung, die ihm einen so unauslöschlichen Eindruck hinterlassen; wie er geglaubt im Sinne des edlen Dichters zu handeln, indem er dem Schuldner behilflich war, seine Schuld zu tilgen, ohne das schmerzliche Opfer seines Kleinodes, bringen zu müssen. Da nun der erste Versuch so glücklich gelungen, habe er in den Stunden, wo er wußte, daß Florian bei Seiner Hoheit beschäftigt, und er daher nicht in Gefahr war, überrascht zu werden, sich in dessen Zimmer geschlichen, die auf seinem Schreibtische liegenden Manuscripte durchlesen und deren Inhalt dem glücklichen Queverdo, so treu als möglich mitgetheilt, der sich dann immer gleich seine Aufzeichnung gemacht, und an die Arbeit gesetzt habe.

„Ihren Selico aber", fuhr er gegen Florian gewendet fort, „hätten mich fast die Thränen fertig zu lesen gehindert. Wie rührend schildern Sie die Liebe und die Opfer, die man einer Mutter schuldet; wie schmerzlich fühlte ich da, daß mir dieses Glück versagt ist."

„Auch mir, lieber Alfons", erwiderte bewegt der Dichter, indem er den Jüngling in seine Arme schloß.

„Nun, lieber Florian", sprach der Herzog, indem er demselben freundlich die Hand auf die Schulter legte, „Sie müssen eben diese Mystifikation dafür annehmen, daß auch Sie immer Ihre Wohlthaten mir unterschieben." „Sie aber Alfons", sprach er, eine strenge Miene annehmend zu dem Pagen, „Sie haben sich einer sträflichen Kühnheit schuldig gemacht, indem Sie Herrn von Florians Papiere in dessen Abwesenheit und ohne sein Wissen, durchlasen. Ich kann dieß in meinem Hause nicht ungeahndet geschehen lassen, und erkläre Ihnen hiemit, daß Sie von morgen an aus meinem Dienste entlassen sind, um —"

Schon machten Florian und die Prinzessin eine Bewegung gegen den Herzog, um den strengen Urtheilsspruch durch eine Fürbitte abzuwenden, als dieser lächelnd hinzufügte: „Um als Junker in mein Regiment einzutreten, wo auch ferner meine Aufmerksamkeit auf Sie gerichtet sein wird. Ehe Sie aber wieder zu Ihrem Freunde Queverdo gehen, kommen Sie zu mir, um meine Aufträge entgegen zu nehmen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Herzog mit der Prinzessin. Alfons, dem Freude und Ueberraschung im ersten Augenblicke die Sprache geraubt hatten, küßte knieend die Hand des gütigen Fürsten, an dem er einen zweiten Vater gefunden hatte.

„Nun gilt es, lieber Alfons", sprach Florian als sie allein waren, „unsrem Freunde Queverdo auf eine zarte Weise die Entdeckung mitzutheilen, und ihn an unsrer Freude theilnehmen zu lassen. Sie werden mir Ihre Hilfe nicht versagen, deren ich dazu bedarf. Ich eile zu meinem Buchhändler, um die Anweisung auf meinen Namen umschreiben zu lassen; sie ist mir vor allem nöthig; in einer Stunde längstens bin ich zurück, wollen Sie bis dahin auf mein Zimmer kommen, wo ich Ihnen dann meinen Plan mittheilen und alles weitere mit Ihnen besprechen möchte."

Am folgenden Tage, als Queverdo in seinem bescheidenen Stübchen, umgeben von seiner zahlreichen Familie, bei der Arbeit saß, hörte er ein leises Pochen und als die Thüre geöffnet wurde, sprang Diana herein, die so oft sein Gast gewesen, immer gern gesehen und geliebkoset worden war — an dem Halse die lederne Mappe tragend, in welcher er die erste Kupferplatte nebst den Abdrücken zu Claudine an den Dichter gesendet hatte.

„Was ist das? sollte man mir meine Arbeiten zurückschicken?" — rief

er, und schon empörte sich sein Künstlerstolz bei diesem Gedanken. Mit fieberhafter Hast öffnet er die Mappe, und findet seine Anweisung und darunter, von Florians Hand geschrieben, die Worte: „Den Betrag obiger Summe von Herrn Queverdo in drei Kupferplatten, — (welche mehr als das Doppelte desselben werth sind), erhalten zu haben, bescheint: Florian.

„Alles ist entdeckt! der Page hat mich verrathen!" ruft Queverdo in heftiger Aufregung. Aber sein Erstaunen wächst, und sein Aerger ist schnell besänftiget, als er ein zweites Blatt entdeckt, ebenfalls von Florians Hand gegeschrieben und von dem Herzog selbst unterzeichnet, — seine Ernennung zum Vorstand der reichen Kunstsammlungen des Herzogs, mit 4000 Francs Gehalt und freier Wohnung für ihn und seine ganze Familie im Palaste des Fürsten. Queverdo glaubte zu träumen; er traute seinen Augen nicht, — er las und las wieder; er eilte zu seiner Gattin, ihr das unverhoffte Glück mitzutheilen, er las das Decret seinen Kindern vor, die jubelnd bald den Vater, bald Diana, die Ueberbringerin so froher Kunde, umringten und liebkosten. Sobald aber die erste, fast betäubende Aufregung von Ueberraschung und Freude sich gelegt hatte, kleidete er sich an, um nach dem Palaste Penthièvre zu eilen, und Florian aufzusuchen. Alfons, der ihn schon mit Ungeduld erwartete, eilte ihm entgegen, sobald er ihn vom Fenster aus erblickte, um selbst zu berichten, wie Alles so gekommen. „Ich werde Sie nun gleich Herrn von Florian melden, der zwar eben bei Seiner Hoheit, dem Fürsten ist." Mit diesen Worten verschwand er eilig in dem nächsten Corridor und kehrte in wenigen Minuten mit der Weisung zurück, Herrn Queverdo gleich in das Cabinet des Herzogs selbst zu führen, der sich freue, ihn alsbald kennen zu lernen. Der Fürst empfing den glücklichen Künstler mit jener einfachen, wohlwollenden Herzlichkeit, die ihm alle Herzen gewann. „Ich habe Sie", sprach er, „zum Vorstande meiner Sammlungen ernannt, in der Ueberzeugung, daß Sie meine Kunstschätze nicht nur ordnen und überwachen, sondern durch Ihr schönes Talent auch noch vermehren werden. Ich möchte Ihnen deshalb gleich einen Auftrag ertheilen, der desselben gewiß nicht unwürdig ist. Ich hoffe demnächst eine Zeichnung von Ihrer Hand zu sehen, die Herrn von Florian vorstellt, wie er, durch Vermittlung seiner treuen Diana, die erste Kupferplatte von Ihnen empfängt. Der Gegenstand scheint mir Ihres Griffels würdig, anziehend und ehrenvoll für Sie Beide, und soll deshalb durch Ihre Kunst auch der Nachwelt erhalten bleiben."

„Euer Hoheit", erwiderte Queverdo, „stellen hier den Wohlthäter und den Schuldner auf eine Stufe; aber das, was Herr von Florian für mich gethan, ohne mich zu kennen, ohne zu wissen ob ich je im Stande bin, etwas zu ersetzen, — das steht so hoch über meiner geringen Gegenleistung, daß ich auf eine solche Gleichstellung nicht eingehen kann."

„Es wäre hier wohl schwer, zu entscheiden", unterbrach ihn Florian, „wer von uns Beiden Grund hätte, sich glücklicher zu preisen; durch die erste Einnahme für meinen Numa in den Stand gesetzt, einem ausgezeichneten Künstler, der überdieß mein Landsmann ist, einen Liebesdienst zu erweisen, das Glück einer liebenswürdigen und geachteten Familie zu begründen und mir vielleicht dadurch einen Freund zu erwerben", —

„Ja gewiß, einen Freund fürs ganze Leben, der Gut und Blut für Sie zu geben bereit ist", rief Queverdo, indem er seinen Wohlthäter in die Arme schloß.

„Sieh hier, mein liebes Kind", sprach der Herzog zu seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Lamballe, die eben zu ihm ins Zimmer trat, „sieh hier zwei glückliche Menschen, glücklich, nicht nur durch einen günstigen Zufall, sondern in Folge eigenen, ehrenvollen Strebens. O möchten doch alle Menschen erkennen, daß Rang, Macht und Reichthum, die so häufig beneidet, so sehnlich begehrt werden, an und für sich nicht im Stande sind, uns nur einen Tag wahren Glückes zu gewähren, sondern daß dasselbe nur allein auf dem wirklichen, inneren Werth eines Jeden, auf einer ächten, wahren Bildung des Geistes und des Herzens begründet werden kann." —

Wenige Jahre später brachen die verheerenden Stürme der Revolution über das schöne Frankreich herein; auch dieser kleine Kreis edler Menschen blieb nicht davon verschont. Dem greisen Herzoge war es vergönnt, noch vor ihrem völligen Ausbruche ruhig zu entschlummern und das Schmerzlichste, was ihn hätte treffen können, nicht mehr zu erleben. Das jugendliche Haupt der schönen, eben so geistreichen als tugendhaften Prinzessin von Lamballe fiel unter dem blutigen Beile des Henkers, weil sie die treueste Freundin ihrer unglücklichen Königin war und blieb. Florian selbst wurde in den Tagen der Schreckensherrschaft ins Gefängniß geschleppt, wo er, ruhig dem Tode entgegensehend, seinen Wilhelm Tell schrieb. Nachdem die meisten seiner Mitgefangenen schon aus dem Kerker auf das Schaffott geführt worden waren, erhielt er, gegen Erwarten, nach zweijähriger Haft die Freiheit. Augenblicklich

verließ er die Stadt, um ferne von ihren Gräueln in ländlicher Einsamkeit den Rest seiner Tage zu beschließen. Aber seine Lebenskraft war gebrochen, und schon 14 Tage, nachdem er den Kerker verlassen hatte, starb der edle Dichter zu Sceaux, tief betrauert von Allen, die ihn kannten, den 13. September des Jahres 1794.

Der Engel des Schlachtfeldes.

Von **Katharina Diez.**

Es war der dritte Juli — bei Königsgrätz ein Gut,
Das lag so bang beklommen in schwüler Sommerglut,
Denn nah bei seinen Feldern da braust die wilde Schlacht,
Ein großes Weltgewitter in schauerlicher Pracht.

Bleich wanken Kind und Eltern im öden Haus umher,
Nie über seinem Dache ein Unglück hing so schwer,
Kein Hagel, der die Felder verwüstend hat durchbraust,
Kein Sturmwind, der die Wälder zerstörend hat durchsaust.

Seht Blitz auf Blitz durchzucket die Luft mit scharfem Knall,
Die Erde rings erschüttert des Kampfes Donnerschall,
Der Lerche Lied verstummte im hohen Himmelblau,
Es trinken Gras und Blumen heut Blut statt Morgenthau.

Doch alles kömmt zum Ende, der Tag des Schreckens auch,
Die Sonne ging zur Rüste, kühl sinkt der Abendhauch
Auf all die tausend Augen, in denen heut verblich
Des Lebens Licht, die schlossen zum ew'gen Schlummer sich.

„Nun geh' auch Du zur Ruhe, wie bleich ist Dein Gesicht,
Mein armes Kind!" Die Mutter zur jungen Tochter spricht,
„Es ruht das Schlachtgetümmel, Gott schenk uns gute Nacht,
Das Haus ist wohl behütet, die Knechte halten Wacht."

Doch Ruhe kann nicht finden das bleiche, schöne Kind,
Einsam gelehnt am Fenster lauscht sie als ob der Wind
Ihr bange Jammerlaute zutrüge aus der Fern
Und brechende Augen schauen sie an aus jedem Stern.

Es strecken bleiche Hände sich flehend nach ihr aus,
Zu eng' ist ihr das Zimmer, zu eng das sich're Haus,
Um ihre helle Stirne weht's noch gewitterschwül,
Sie kann, sie darf nicht legen ihr Haupt auf's weiche Pfühl.

Es ruft nach ihr so drängend, wie nie der Sehnsucht Laut
Am lauen Maienabend einst nach der süßen Braut,
Ein Sturm-, ein Nothgeläute wie Klang von hellem Erz,
Der Ruf der Himmelsliebe schlug an das junge Herz.

Sie geht mit leisem Schritte und füllt den blanken Krug,
Den Korb, den sie wohl manchmal hinaus zum Felde trug,
Um freundlich draus zu laben der Schnitter frohen Kreis
Am heißen Erndtetage zum Lohn für rüst'gen Fleiß.

Die sanfte Hand geübet im Dienste frommer Pflicht,
Sie fällt nicht furchtsam nieder ob auch kein Sonnenlicht
Den Pfad ihr heut erhellet, der Jungfrau zarte Scheu
Ist ernst zurückgewichen vor heil'ger Liebestreu.

Ein Erndtefeld ist's wieder dem nahet jetzt ihr Fuß,
Doch schallt ihr nicht entgegen ein froher Willkommsgruß,
Die Schnitter, die geschaffen ihr Werk im Todesschweiß,
Sie liegen stumm gestrecket und Keiner von ihr weiß.

O weh du fromme Taube, die sonst so froh geruht
Auf diesen Friedensblumen, sinkt nicht dahin dein Muth,
Wie jetzt du sie erblickest vom Kriege abgemäht,
Ach, statt von goldnen Garben von Leichen übersäet!

Ein Schlachtfeld! — größern Schrecken hat wohl die Erde nicht,
Schau' in des Mägdleins Händen bebt der Laterne Licht,
Da es mit sanftem Schimmer der Todten Anblick streift,
Doch heut zur starken Heldin das Kind des Feldes reift.

Gott hat sie hergerufen in diesen grausen Raum,
Wo Blut der wilden Krieger netzt ihres Kleides Saum,
Wo jeder Schritt weicht schaudernd zerstückten Gliedern aus,
Die ganze Flur ein weites, ein offnes Leichenhaus.

Sie will dem Tod entreißen des Lebens edles Gut,
Wo es noch leise zuckend im starren Arm ihm ruht,
Will suchen und will stärken des Herzens bangen Schlag
Der unter diesen Trümmern noch hoffend klopfen mag.

Und horch! ein tiefer Seufzer schlug nahe an ihr Ohr,
Der Todten Einer regt sich, er hebt die Hand empor,
Er starret wie im Traume nach ihrem sanften Licht,
Sie neigt sich ihm zu leuchten ins bleiche Angesicht.

An seiner Seite nieder stellt sie des Korbes Last,
Und forscht in seinen Zügen mit liebevoller Hast;
„Mich durstet!“ — leise hauchen's verbrannte Lippen nur
So beben dürre Gräser auf der versengten Flur.

Der Arme fühlt gehoben sein Haupt mit leiser Hand,
Er fühlet Kühlung fließen in seines Fiebers Brand,
Ach! wie aus Engels Händen der Thau des Morgens sinkt,
So fließt der Wein, den gierig des Bleichen Lippe trinkt.

Dann sorget sie, daß sanfter sein Haupt, das müde ruht,
Sie stillt mit weichen Linnen der Wunde strömend Blut,
Sie flüstert: „Bessere Hilfe, ich sende bald sie her!“
Der bleiche Krieger lächelt, die Wunde brennt nicht mehr.

Und weiter sieht er schreiten die rettende Gestalt,
Von einem Leichenhügel sie zu dem andern wallt,
Und neigt sich labend nieder, wie sie gelabt auch ihn,
Ach! ist's vielleicht ein Engel, der seinem Traum erschien?

Und Jeder denkt's den milde gepflegt sie und getränkt,
Dem ihres Anblicks Schöne, ihr Gruß, ihr Blick geschenkt,
Er meint, daß er gehöret der Mutterstimme Laut,
Gefühlt die Hand der Schwester, den Blick der holden Braut.

Er träumt vom Vaterhause, er hofft auf's Morgenroth,
Auf Gottes Vatersorge und Rettung vor dem Tod;
Gleich einem Trostessterne geht wunderbar und mild
Das Licht der kleinen Leuchte durch's dunkle Schlachtgefild.

Die Jungfrau hat vollendet den hehren Heldengang,
Und was sie hat versprochen, es war kein leerer Klang,
Sie sendet rüst'ge Männer aus ihres Vaters Haus
Die manchen Wunden tragen in's Lazareth hinaus.

Dort haben sie erfahren wer jener Engel war,
Kein Engel, nur ein Mädchen, ein Kind von achtzehn Jahr,
Johanna ist ihr Name, vergessen wird er nicht,
Er steht in wackern Herzen, er lebet im Gedicht.

Wo man die Heldennamen des stolzen Krieges singt,
Wie frommes Glockenläuten dazu der Deine klingt
Du muth'ge Liebestaube im blut'gen Aehrenfeld;
Des Schwertes Spitze senke vor Dir der größ'te Held!

Die wahre Lage des Paradieses.

Geographische Sizze von Dr. F. Isidor Proschko.

Wo mag wohl der herrliche „Garten Gottes", wohin der Herr die ersten Menschen gleich nach ihrer Erschaffung versetzte, gelegen sein?

Alle Bezeichnungen, welche diesfalls in der heiligen Schrift vorkommen, deuten auf die nördliche Hälfte unserer Erde, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß von der vorsündfluthlichen Erdoberfläche und insbesondere vom Paradiese keine Spur mehr vorhanden ist.

Das Paradies hatte vier Flüsse oder Bäche: Den Bison, Gihon, Hiddekel und Phrat; manche Schriftsteller wollen diese Flüsse in dem jetzigen Indus, Oxus, dem Tigris und Euphrat, wie sie waren, ehe noch die große Sündfluth dem Boden jener Länder die jetzige rauhe Gestalt gab, wiederfinden.

Die Gelehrten nehmen an, daß das „armenische Hochland" die meisten Ansprüche habe, nach den Beschreibungen der heiligen Schrift als die einstige Gegend des Paradieses gelten zu können.

Andere verlegen das Paradies auf den Libanon, wo noch ein Dorf den Namen Eden führt. Ein neuer Reisender erzählt hierüber: Die Zugänge zum Innern des Libanon sind beschwerlich, alle hinanführenden Pfade eng, steil und oft sehr gefährlich; tiefe bewaldete Schluchten und nackte Felswände,

grüne, mit Dörfern bebaute Hügel und große Plateaus, auf welchen Klöster emporragen, wechseln vor dem Auge ab; Wasserfälle stürzen allenthalben herab und suchen brausend und schimmernd das Bett der Schluchten auf, ihren Schaum als ein Spiel den Winden preisgebend.

In dieser grotesken Begleitung erreicht man die Stelle, wohin eine alte Sage das biblische Eden gelegt hat, und noch liegt da, wie ein Adlernest zwischen Himmel und Erde aufgehängt, ein Dorf dieses Namens. So zweifelhaft dieses auch erscheint, so versöhnt fühlt man sich wieder mit dieser Annahme, wenn man das Auge emporhebt, denn eine herrlichere Aussicht hat Gott seinen Menschen nirgendwo in der Schöpfung gestattet.

Wie die Mauern einer zerstörten Stadt ziehen sich seitwärts die Höhen, bald sich hebend, bald sich senkend zwischen der Ebene und dem Meere hin, in den Dunst des Gebirges von Galliläa zerfließend, dem Ufer des See's Tiberios entlang.

Auf der Nordseite entdeckt man eine kleine Meeresbucht, die wie ein schlafender See in die Ebene tritt, halb verborgen von dem dichten Grün der zauberischen Hügel Syriens.

In diesem See, dessen Verbindung mit dem Meere man nicht bemerkt, liegen stets Schiffe vor Anker, anmuthig sich auf den Wellen wiegend, deren Schaum den Rosenlorbeer- und den indischen Feigenbaum benetzt.

Gegen Westen wird das Auge durch große, der Glut einer Feuersbrunst gleichende Sandhügel angezogen, von denen ein blaßrother Dunst aufsteigt, dann schweift der Blick über die Wüste hin bis zu der tiefblauen Linie des Meeres, welches den ganzen Horizont einnimmt, und in der fernsten Ferne mit dem Himmel im Nebel verschwindet.

Alle diese Hügel, diese ganze Ebene, die sämmtlichen Abhänge tragen eine unzählige Menge von hübschen einzeln stehenden Häuschen, deren jedes von einer vieläftigen Fichte oder Cypresse überschattet und von einem Maulbeergarten umgeben ist.

Hin und wieder in gedrängteren, mehr in die Augen fallenden Gruppen erblickt man schöne Dörfer und Klöster, welche fernhin auf das Meer die gelben Strahlen der asiatischen Sonne zurückwerfen.

Einige Hundert solcher Klöster mögen sich auf den Kämmen, den Vorgebirgen und Hochplateaus des Libanon erheben, bewohnt von maronitischen, griechischen und lateinischen Ordensbrüdern, und unterhalten und gepflegt von

der Munifizenz europäischer Kirchen- und Landesfürsten, frommer Gesellschaften und reicher Privaten.

In der Nähe des Dorfes Eden, 8000 Fuß über der Meeresfläche, in einem kesselförmigen Thal unter steil abstürzenden Kreidefelsen steht eine auffallende Gruppe von Cederbäumen, schier vergessen oder verirrt in diesem der Schneelinie so nah gelegenen Winkel des Gebirges.

Der Ausdruck Paradiesgarten stammt übrigens von einem griechischen Worte, das soviel bedeutet, als ein großer schöner Garten; die heilige Schrift erwähnt eines zweifachen Paradieses: eines irdischen, wo unsere Urältern, Adam und Eva wohnten, und des ewigen Aufenthaltsortes der Seeligen, welchen unser Herr und Heiland bezeichnete, indem er zu dem rechten Schächer am Kreuze die Worte sprach: „Heute noch sollst Du bei mir im Paradiese sein."

Dies ist der Ort, wohin die Blicke des müden Erdenpilgers sich sehnsuchtsvoll wenden, wo Bettler und Fürst, Papst und Kaiser sich nach einem Plätzchen sehnen, und von welchem in der heiligen Schrift die schönen Worte zu lesen sind: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, noch ist es jemals in eines Menschen Herz gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben."

Weil aber alles Schöne und Große vom Himmel kommt, so benannte der Volksglaube auch einen wunderschönen Vogel Ostindiens wegen seines herrlichen Gefieders den Paradiesvogel, und meinte, daß derselbe immer in der Luft schwebe.

Diese Sage wurde wohl auch von der Gewinnsucht zum Nachtheile leichtgläubiger Leute ausgebeutet, indem man solchen Vögeln ihre Füße abschnitt, und auf diese Weise der Leichtgläubigkeit die erwähnte Abstammung des Paradiesvogels vom Himmel glaubhaft zu machen suchte.

Der wahre und fromme Glaube aber, welcher bei der Betrachtung aller irdischen Dinge eine Beziehung zu dem Edlen, Wahren und Ewigen herausfindet, und den süßen Saft an sich zieht, denkt wohl bei dem Anblick des Paradiesvogels an jene lichten Wohnsitze der Seeligen, wo keine Thräne mehr geweint, und kein Schmerz mehr gefühlt wird.

Parabel.

Von **Franz Pocci.**

„Nur Einen Tag der Reichen gib mir", flehte
Ein armer Arbeitsmann vor heil'gem Bilde,
Wo der Gebetserhörung Wunder sich
Nicht selten, wie das Volk erzählt, bewährte.
„Nur Einen Tag nach mühevollen Jahren
Laß meine Hände ruh'n, mein Herz sich freu'n!"
Kein Frevel war die Bitte, denn wer wollte
Nicht Einen Tag zum Labsal dem vergönnen,
Der zwischen Müh und Noth sein Leben theilt?
Nennt's Zufall oder Fügung — nennt es Wunder —
Kurz, als der Mann auf seinem Heimgang war,
Trifft einen Fremden er, der nach dem Wege
Ihn fragt zum Ort des frommen Glaubens.
Er gab Bescheid; der Unbekannte doch
Sprach dankbar: „Nimm die goldgefüllte Börse;
Du scheinst mir arm und ich lös' mein Gelübde."
Darauf verschwand er; tiefbetroffen stand
Der Reichbeschenkte.
Mehr als einen Tag,
Ja mondenlang gewährt' ihm Goldesfülle
Genuß und Ruhe; nimmer schien zu enden
Des Seckels Inhalt und von Neuem stets
Bot sich der Münze heller Glanz in Menge.
So nun verstrich die Zeit; aus einem Tage,
Bescheiden einst erbeten, wurden Jahre,
Bis die erwünschte Rast in Ueberdruß
Und der Genuß in Eckel sich verwandelt,
Daß der Beglückte ganz erschlafft von Muße
Des Lebens und den Sinn voll Traurigkeit
Zu jenem Wunderorte wieder wallte
Und seine Börse auf den Altar legte.
„Nimm", sprach er, „güt'ger Gott, was Du in Fülle

Gewährtest, hier zurück; ich danke Dir.
Mit des Gebets Erhörung gabst Du Gold;
Doch das Vergängliche bring ich zurück,
Das Gold der weisen Lehre mir zu wahren:
Die Arbeitstreue nur erquickt das Herz,
Des Reichthums üpp'ger Müßigang verdirbt es.
Das Wenige, das ich mir selbst gewonnen,
Genoß ich froh, gesund an Leib und Seele;
Des Vielen, das mir mühelos geworden,
Ward satt ich; darum werf' ich's von mir."
Und leichten Herzens trat er aus dem Tempel,
Nahm seine Axt zur Hand und froh und glücklich,
Wie nie zuvor, freut' er sich seines Lebens.

Ein kunstreiches Brüderpaar.

Von Dr. H. Holland.

Ungefähr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte zu Wipfeld da unten im Würzburgischen ein Mann, der hieß Michael Pfriem. Nun ist der Pfriem wie Jedermann weiß, ein sehr nützliches Instrument für die Schuhmacherzunft. Diesem ehrsamen Gewerbe gehörte auch Herr Pfriem ursprünglich an, wurde ihm aber bald ungetreu, züchtete und pflegte viel lieber seine schönen Weinberge und führte nebenbei alsbald einen Holzhandel, der ihm ein ansehnliches Vermögen erwarb.

Dieser Herr Pfriem hatte nun zwei Söhne, von denen der eine gleichfalls den Taufnamen seines Vaters erhielt; der jüngere wurde Nikolaus benannt. Das war nun ein ganz seltsames Brüderpaar; keiner glich dem Andern; nur darin waren sie einig, daß Jeder ein prächtiges Talent zur Kunst hatte, und Jeder zu einer anderen.

Der ältere von den Beiden, das heißt Michael der jüngere, wollte alles elterlichen Zuredens ungeachtet, um keinen Preis beim Weinbau bleiben; alle seine Gedanken gingen von seiner frühesten Jugend an auf Schnitzwerk und Bildhauerarbeit. Mußte er, vom Vater gezwungen, in den Weinberg, so verdarb er gewöhnlich mehr als er gut machte und kam erst zur Ruhe, sobald er

eine taugliche Lehmscholle fand, an welcher er dann so lang herumknetete und daran formte, bis er eine Figur herausbrachte. Sogar während der Essenszeit pästelte er. Bereits in seinem zehnten Jahre hatte er einen Altar gebaut, welcher in der Frohnleichnams-Oktave öffentlich ausgesetzt wurde und allgemeine Bewunderung erregte. Endlich konnte der Vater den dringenden Bitten des Sohnes nicht mehr widerstehen, da er zur Feld- und Weinbergarbeit durchaus nicht zu brauchen war, und brachte ihn nach Würzburg in die Lehre zum Hofbildhauer, dessen Name jedoch vielleicht mit seinen Werken längst vergessen ist. Hier war der junge Pfriem ganz in seinem Element, lernte auf's beste und wetteiferte bald mit seinem Meister in Hervorbringung lächelnder Genien und lieblicher Allegorien und anderen subtilen Schönheiten, die damals über alle Maßen beliebt und angestaunt waren. Doch litt es unsern Pfriem nicht gar zu lange bei dem ziemlich zünftigen Hofbildhauer; sogleich nach Ablauf seiner damals noch üblichen Lehrzeit, ging er zur weiteren Ausbildung in die Fremde und auf die Wanderschaft. Er ging nach Berlin, hielt sich in den vorzüglichsten Städten Schlesiens lange Zeit auf, und kam nachdem er in größeren Reisen die meisten Provinzen Deutschlands durchzogen hatte, wieder nach Würzburg zurück.

Damals war es gerade, daß die Dominikaner daselbst eine neue Kirche bauten. Michael Pfriem hatte viele Arbeit für sich und trat, um sich der Verschönerung dieses Neubaues ganz zu widmen, in das Dominikanerkloster, wo er als ein demüthiger Bruder den Namen Christoph erhielt. Der schöne Chor, die meisten Statuen, Engel und Cherubim und wer weiß was noch in dieser Kirche, stammen von seiner Hand. Er hatte sich ein eigenes Atelier eingerichtet, in welchem er nach Herzenslust waltete. Daß er über den Geschmack des XVIII. Jahrhunderts nicht hinauskam, dafür konnte er so wenig, wie seine Zeitgenossen. Trotz seiner künstlerischen Beschäftigungen unterzog er sich aber doch demüthig den andern Obliegenheiten seines Ordens. Oft pilgerte er, um Gottes Willen fromme Gaben sammelnd, munter, obwohl ihm diese Wanderungen nicht recht zusagen mochten.

Später schwand seine Gesundheit, er verlor die Schärfe seiner Augen und starb alsbald.

Wie der ältere Bruder für die Kunst, so schien der jüngere, **Nikolaus**, nur für die **Musik** geschaffen. Hierin that er es alsbald allen seinen Mitschülern zuvor. Sein Lieblingsinstrument war die Harfe, zu welcher er sich selbst in

den Tagen, an denen es keine Feldarbeit gab, ein Pedal fertigte. Um dann wie auf dem Clavier, von einem Ton in den anderen übergehen zu können, brachte er auch ein Forte und Piano an. Und da sich seine Stimme zu einem guten Baß bildete, so sang er ungemein gefällig zu seinem Spiel. Da er auch gute Singstücke begierig sammelte, so brachte er dann alsbald eine kleine Bibliothek zusammen.

Aber so ein verstecktes Ingenium bleibt nie stehen, sondern schreitet unaufhaltsam, aber auch planlos weiter. Also machte er sich an den Bau eines eigenen Instrumentes, wie es weder vor noch nachdem je wieder bestanden hat. Die Höhe betrug dritthalb, die obere Breite beiläufig anderthalb Schuhe. Wenn uns von dem berühmten Maler Leonardo da Vinci, der zu Mailand jenes unvergleichliche Abendmalbild geschaffen hat, wenn uns von diesem Meister berichtet wird, er habe eine Laute aus Silber und zwar in der Form eines Pferdekopfes gearbeitet — warum sollte unser Nikolaus Pfriem seiner Erfindung nicht die Gestalt eines schöngeschweiften Herzens geben? Diese seltsame Harfe war mittelmäßig dick und hatte auf beiden Seiten einen Resonanzboden. Auf beiden Seiten zog er oben gewöhnliche Harfensaiten auf und etwas tiefer brachte er eine Claviersaite an. Beide auf einander gezogene Saiten stimmte er auf gleichlautende Töne. Dieses Instrument hing er an die Brust und spielte mit der rechten Hand die obere Terz, mit der linken Hand auf der linken Seite den mittlern und untern Baß. Das war in der That ein künstliches Spiel.

So vertrieb er sich die langen Winternächte, ein seltsamer Harfner. Nebenbei lernte er auch die Flöte, das Waldhorn und die Trompete. An heiteren, schönen Sommerabenden war er immer an den Ufern des Mains, wo es den schönsten Widerhall hatte und spielte und blies nach Herzenslust, wie ein alter Wassermann oder Waldgott, unbekümmert ob ihm Jemand lausche. Ganz wie einer unserer Dichter von der wahren Poesie sagt:

Der Nachtigall sei gleich, die duftberauscht
Noch stets dem Lenz den Lustgesang erhoben,
Ob ihr auch Niemand, als die Nacht gelauscht.

Um immer ein Instrument bei der Hand zu haben, construirte sich unser Wundermann eigene musikalische Spazierstöcke. Diese waren lakirt, wie spanische Rohre; innen aber liefen messingene Röhren, welche wie Posaunen auf und abgezogen werden konnten und mittelst aufgesteckter Mund-

stücke und angeschraubter Trichter in jedem beliebigen Augenblicke ein originelles Instrument gaben.

Glücklicher Nikolaus Pfriem! Du warst mit Deinen musikalischen Spazierstöcken der unbewußte Vorläufer eines anderen künstlichen Genie's, des weltberühmten, nur mit sich selbst vergleichbaren Maler Wehmüller, welcher in der Construction der Spazierstöcke das wahrhaft Unglaubliche geleistet hat. Denn dieses wahre Wunder der Mechanik enthielt erstens: sich selbst, nämlich einen Reisestock; zweitens: nochmals sich selbst, einen Malerstock; drittens: nochmals sich selbst, einen Meßstock; viertens: nochmals sich selbst, ein Richtscheit; fünftens: nochmals sich selbst, ein Blaserohr; sechstens: nochmals sich selbst, ein Tabakspfeifenrohr; siebentens: nochmals sich selbst, einen Angelstock; darin aber waren noch ein Stiefelknecht, ein Barometer, ein Thermometer, ein Perspektiv, ein Zeichenstuhl, ein chemisches Feuerzeug, ein Reißzeug, ein Bleistift und das Brauchbarste von allem: eine approbirte hölzerne Hühneraugen-Feile angebracht. Das Ganze war aber so eingerichtet, daß man die Masse des Inhaltes, durch den Druck einer Feder, aus diesem Stocke wie aus einer Windbüchse seinem Feind auf den Leib schießen konnte.*)

Doch genug. Kehren wir im Ernste zu unserm Nikolaus Pfriem zurück, der auch ohne Uebertreibung an lustigen Einfällen keine Noth litt. Denn sein ganzes Augenmerk stand immer auf neue Erfindungen. Zuerst machte er sich eine Drehbank, darauf fertigte er eine buxbaumene Flute traverse und andere subtile Dinge. Seiner Frau machte er ein musicirendes Spinnrädchen, in welchem ein Blasbalg mit Pfeifen angebracht war, die während der Arbeit ganz liebliche Stücke spielten. In die Form eines Schatzkästchens brachte er ein eigenthümliches Orgelwerk, welches zehn verschiedene Lieder spielte, wozu ihm der Musikdirector vom Kloster Heidenfeld, Pater Joseph, die Melodien gesetzt hatte.

Von der Musik und diesen kunstreichen Instrumenten kam unser Tausendkünstler auf das Uhrmachen, wobei seine musikalischen Talente sich wieder auf verschiedene Weise äußerten. Anfangs probirte er nur hölzerne Stundenuhren. Es gelang. Nun versuchte er seine Kräfte an Schlag- und Kukuksuhren. Dann kam er auf ein hölzernes Schlag- und Repetirwerk mit einem Glockenspiel und fünf verschiedenen Stücklein. Einige Minuten nach dem Stundenschlag

*) Vgl. die köstliche Erzählung des Clemens Brentano in dessen gesammelten Schriften. 1852. IV. Band. S. 211 ff.

hub das Spielen an, wozu er vierzehn Glocken gestimmt hatte. Die Musik dazu war wieder von dem Pater Joseph in Heidenfeld gesetzt.

Angefeuert durch solche Erfolge, wagte er sich bald an größere Werke dieser Art. Er machte eine messingene Wanduhr, welche Stunden- und Viertelstunden wiederholte. Gang- und Schlagwerk hatte nur ein Gewicht. Sie zeigte Secunden und Monatstage und ging zwei Wochen. Zur Ausarbeitung dieses Werkes hatte er sich selbst einen künstlichen Schneidzeug, um die Zähne an den messingnen Uhrrädern und die stählernen Getriebe auszuschneiden, verfertigt. Das Ganze entstand im Winter, damit er ja in seiner Feldarbeit nichts versäume. Sein Beispiel kann als Muster angeführt werden gegen die bei Landleuten — Stadtleute sind in ihrer Weise oft ebenso seltsam — oft beliebte Ansicht, daß die Kinder zu viel mit dem Lernen in den Schulen, mit Nähen, Stricken und Spinnen — verwöhnt und von der Feldarbeit abgezogen würden.

Mit der Folgezeit verfiel Pfriem weiters auf Stockuhren. Auch eine ganz niedliche Repetiruhr fertigte er für seinen Bruder, den Dominikaner und Bildhauer zu Würzburg. Die Außenseite und das Zifferblatt waren mit Erdfarbe beklext, das Ganze stellte einen Klumpen vor und zwar deßhalb, damit es mit der klösterlichen Armuth nicht im Widerspruch stünde.

Vom Großuhrmachen ging Pfriem auf das Kleinuhrmachen über. Er gewann das Zutrauen der Umwohnenden und hatte oft zwanzig und dreißig kranke Taschenuhren zur Reparatur im Hause, die er immer sehr gut wieder herstellte. Es verdroß ihn keine Mühe, mochte der Fehler wo immer liegen, an Rädern, Triebwerk, Schnecken und Ketten. Oft war er förmlich mit Bestellungen umlagert und überhäuft, dessenungeachtet ließ er um keinen Preis von seiner Feldarbeit. In schönen Sommertagen nahm er seine Sackuhren mit in die Weinberge, beaufsichtigte seine Taglöhner und corrigirte dabei; er hing sie an den Weinpfählen auf und richtete sie nach der Sonne, denn die Sonnenuhrkunst hatte er für sich auch gründlich studirt. Er fabricirte Sonnenuhren von allen möglichen Gestalten und Formen. Er hatte eine Art Leidenschaft, selbe überall anzubringen. Auf dem Felde machte er dergleichen oft aus Noth auf dem geebneten Boden, steckte die Polhöhe durch einen Weinpfahl ab und bezeichnete nach seinem Augenmaß die Stunden auf dem Boden durch Punkte.

Der allgemeine Ruf seiner Geschicklichkeit zog ihm auch die Aufmerksamkeit des Grafen von Schönborn-Wiesentheid zu. Der Graf hatte eine

goldene, reich mit Brillanten besetzte Taschenuhr, welche einen Fehler hatte, an dessen Wiederherstellung die besten Uhrkünstler verzagten. Pfriem bekam sie, untersuchte sie auf das sorgsamste und war so glücklich, den geheimen Fehler zu entdecken. Die glückliche Kur zog dem Meister Pfriem, der für seine Künste gar nichts zu verlangen pflegte, eine schöne Verehrung zu.

Zuletzt machte er sich an das größte Werk, worauf alle diese Autodidakten noch verfielen; er begann die Verfertigung eines Perpetuum mobile! Wer diese überhaupt für die Mechanik unlösbare Aufgabe lösen will, wird auch das ewige Elexir des Lebens und den Stein der Weisen finden und die schönsten Träume der Goldmacherkunst und Alchemie zu verwirklichen im Stande sein. Während alle seine Kräfte auf die baldige Lösung seines Problems gespannt waren, überraschte ihn der Tod, das gewöhnliche Schicksal, welches auch die beliebte Quadratur des Zirkels schon oftmals zerstört hat.

Sein Leben ist ein neuer Beleg dafür, daß auch das reichangelegteste Talent und Genie, wenn ihm keine Hülfe von außen kommt, von der Welt geht, ohne ein höheres Ziel erreicht zu haben, welches allein alle Kräfte der Seele und der Geister zu einem bleibenden Denkmal anzuspannen und zu wecken vermag.

Gott Lob!

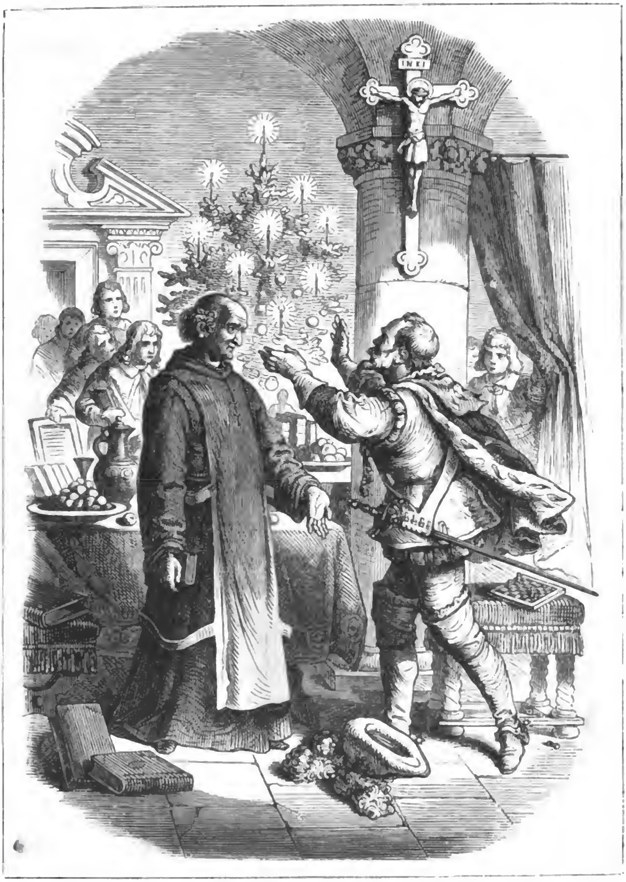
Von **Friedrich Güll.**

Bin ich früh Morgens aufgewacht,
Zwei Worte sprech' ich still und sacht:
„Gott Lob!"

Kommt dann der Tag mit seiner Plag',
So greif' ich rüstig an und sag':
„Gott Lob!"

Leucht't mir dazu der Sonne Schein;
Zieh'n Wolken schwer und schwarz herein:
„Gott Lob!"

Winkt endlich mir zur Ruh' die Nacht,
So sprech' ich wieder still und sacht:
„Gott Lob!"



Klein Hänschen.

Ein Weihnachts- und Schulgeschichtlein.

Von Dr. J. Proschko.

(Mit Bild.)

Der heilige Sankt Nikolaus
Hing lang den Flockenmantel aus,
Krystall'ne Sternchen silberweiß
Sind aufgeblüht am Fenstereis;
Das Hirtenhorn in Bethlehem
Erklang am Kripplein angenehm,
Ein Gloria dem Jesukind
Das in der Krippe weich und lind
Marien auf dem Schooße lag: —
Es war des Jahres schönster Tag,
Das große heil'ge Weihnachtsfest
Das wohl kein Auge trocken läßt.

Das feierten zu Lüttich auch
Die Schüler so nach altem Brauch
In der gelehrten Meister Mitten,
In dem Koleg der Jesuiten.

Da gab's Geschenke groß und klein,
Christkindlein legte Allen ein:
Gebetbuch, Feder, Zeichenstift,
Vergold'te Aepfel, Bilderschrift, —
Leer ging kein einziger Schüler aus,
Ein jeder zog beschenkt nach Haus. —

Klein Hänschen dort am Polsterstuhle,
Der jüngste noch in Lüttichs Schule,
Erhielt von seines Lehrers Hand
(Martinus Falk ward er genannt)
Für gute Sitten wegen Fleiß

Ein kleines Schachbrett — schwarz und weiß;
Vier Thürmchen standen auf dem Brett,
Das kleine Ding war wundernett.
Klein-Hänschen hüpfte da vor Freude,
Sein Lehrer aber sprach: „Nimm heute
Dieß Brettlein als der Welt Symbol,
Die einst als Mann Dich sehen soll;
Dieß Brett mit bunten Feldern stellt
Dir treulich dar ein Bild der Welt:
's giebt Felder drauf, mein liebes Kind,
Die dunkel und die lichtvoll sind;
Wähl Du die lichten alle Zeit,
So wird Dir Gottes Herrlichkeit;
Doch irrt Dein Fuß in's schwarze Feld,
So such', so oft Du auch gefehlt,
Das weiße wieder! — und in Stürmen
Greif muthig Du nach den vier Thürmen.
Der erste Thurm mit gold'nem Schild,
Der ist des Glaubens leuchtend Bild,
Der zweite glänzend silberrein
Soll Dir der Sitte Vorbild sein;
Des dritten himmelblaues Kleid
Lehrt Demuth und Geduld im Leid;
Und ist der vierte purpurroth,
So mahnet er Dich: liebe Gott,
Der für Dich einst am Kreuze starb,
Und Dir des Himmels Reich erwarb.
Mit diesen Thürmen fest und stark
Bezwingst Du wie mit Löwenmark,
Den Feind der Tugend, diese Welt,
Und ringst Dich auf zum Himmelszelt."
Der Lehrer schwieg — die Augenlider
Klein Hänschen's thauten Thränen nieder,
Er dachte es, und sprach es aus:
„Vier Thürme bau'n mein Lebenshaus.

Gewiß will noch in spät'sten Jahren
Ich im Gedächtniß sie bewahren;
Was heut mein guter Lehrer spricht,
Vergißt klein Hänschen ewig nicht!!"

Der heilige Sankt Nikolaus
Hing lang den Flockenmantel aus,
Krystall'ne Sternchen silberweiß
Sind aufgeblüht am Fenstereis;
Das Hirtenhorn in Bethlehem
Erklang am Kripplein angenehm,
Ein Gloria dem Jesukind,
Das in der Krippe weich und lind
Marien auf dem Schooße lag:
Es war des Jahres schönster Tag,
Das große, heil'ge Weihnachtsfest,
Das wohl kein Auge trocken läßt.
Das feierten zu Jesu Ruhm
Die Schüler im Kolegium
Zu Linz, wo in der Schüler Mitten
Die Priester lehrten reine Sitten,
Und hohe Kunst und Wissenschaft
Sie stärkend in des Lebens Kraft.
Die Lichter brannten alle schon,
Des Glorias sanfter Friedenston
Durchzog das Haus; der heil'ge Christ,
Der gute Schüler nie vergißt,
Bracht' heute auch den munt'ren Knaben
Gar schöne bunte Weihnachtsgaben:
Viel Büchlein, Bilder, Pfefferkuchen; —
Das gab ein Lärmen, Jubeln, Suchen!
O guter, lieber, heil'ger Christ,
Wie Du so mild und freundlich bist!

So freuten sich der Schüler Schaaren
Zu Lüttich einst vor vierzig Jahren . . .

Und mitten in dem frohen Schwarm
Sitzt, sein Gebetbuch unterm Arm,
Martinus, Rektor dieser Schule,
Voll stiller Lust am Ehrenstuhle.
Gar hochbetagt ist dieser Greis,
Drum blinkt sein Scheitel silberweiß,
Und will trotz allen Christgeschenken
Zum kleinen Schläfchen sich schon senken. —
Da klopft es leise an die Pforte,
Wer ist's? — es schallen leis die Worte:
„Ein altes, fahrend Schülerlein
Möcht auch zum Weihnachtstisch herein."
„Herein! herein! discipule!
Und schüttle ab den Weihnachtsschnee!" —
Die Angeln weichen, in das Zimmer
Tritt bei dem hellen Lampenschimmer
Ein Mann, im Kleide goldgestickt,
Wie sichs für einen Marschall schickt.
„Gelobt sei Jesus Christus!" spricht
Er laut mit freundlichem Gesicht;
„In Ewigkeit!" erwidert drauf
Der Schüler froh gestimmter Hauf. —

Der Rektor heißt den General
Willkommen bei dem Weihnachtsmahl.
„Was führt Euch Liebden, wohl hieher?"
Da spricht der And're „Würdiger Herr!
Im frohgestimmten Kreis so Vieler
Darf fehlen nicht ein alter Schüler,
Der seinen Lehrer kommt zu grüßen,
In seine Arme ihn zu schließen,
Und alter Zeiten eingedenk,
Zum Fest zu bringen ein Geschenk." —
Nimmt aus dem Mantel dann behende
Ein Schachbrett, das an jedem Ende

Vier Thürme trägt von Elfenbein,
Mit Gold verzieret zart und fein.

Der Rektor blickt dem General
In's Aug' und streckt mit einenmal
Die Arme weit, weit aus nach ihm,
Drückt ihn an's Herz gar ungestüm:
„Klein Hänschen! ja, er ist es ganz!"
„„Doch jetzt bin ich ein großer Hans!""
Spricht der Marschall mit grauen Haaren,
„„Der kleine Hans vor 40 Jahren,
Den durch des Lebensriesenstürme
Geleitet haben die vier Thürme. —
Das ganze Schachbrett war ja wohl
Im ganzen Leben mein Symbol,
Und mit den Thürmen war ich stark,
Als trüg' in mir ich Löwenmark.
Mir schwebte vor des Glaubens Bild,
Die edle Sitte ward mein Schild,
Die Demuth, die Geduld im Leid,
Sie führten beide mich so weit,
Die Liebe, die zu Gott ich nährte
Sie war es, die mir Glück gewährte;
Drum steht klein Hänschen als Marschall
Des Kaisers da und ladet all'
Die Schüler und den Lehrer heut
Auf seine Burg, sie liegt nicht weit,
Sie trägt zur Zierde die vier Thürme,
Die mich geführt durch alle Stürme."" —

Und lustig klingt und angenehm
Das Hirtenhorn von Bethlehem,
Krystall'ne Sternchen silberweiß
Erglänzen auf dem Tannenreis,
Indeß zum schönsten Weihnachtsfest
Der Marschall Alle führen läßt,

Auf seine Burg mit den vier Thürmen,
Die nun das schönste Fest beschirmen,
Das heute mit den Schülern hält
Auf Tylysburg der große Held,
Begrüßet vom Trompetenschall:
Graf Tzerklas Tilly Feldmarschall!*)

Der Galeerensclave.

Geschichtliche Erzählung
von Dr. Isidor Proschko.

I.

Das Täubchen von Povy.

Die große blaue Glocke des Himmels wölbte sich in ihrem schönsten Glanze über den im Abendlichte des scheidenden Tages einschlummernden Fluren des Dörfchens Povy nahe bei dem Städtchen Acqs, auch Dux genannt in der Gascogne, da wo diese Landschaft an Guinne und an die Heidesteppen von Bourdeaux unfern von den gewaltigen Pyrenäen grenzt.

Es war einer der herrlichsten Frühlingsabende des Jahres 1588; das goldene Auge des Himmels blickte recht freundlich auf die grünbesäumten Füße der gewaltigen Berge, auf deren schneebedeckte Häupter der sinkende Tagesstern funkelnde Streifen des rothen Lichtes legte, so daß diese Häupter der uralten Grenzwächter zwischen Frankreich und Spanien silberschimmernde Kronen von Blutstreifen durchzittert zu tragen schienen.

In das Anschauen dieses großartigen, von der Allmacht des Schöpfers zeugenden Bildes versunken, stieg ein Knabe von zwölf Jahren den waldigen Abhang eines dieser Berge herab. Es war ein frischer Junge mit ein paar rothen Wangen, hellen, blauen Augen und so freundlichen Zügen auf seinem feinen Gesichte, als wäre sein kleiner ebenmäßiger Lockenkopf dem Engelsbilde eines Altares entnommen worden. Seine zarten Glieder umhüllte ein Rock von grauem Zwilch, wie es die Kinder der weniger bemittelten Leute im Dörfchen Povy zu tragen pflegten; in seiner Hand trug der Kleine ein Hasel=

*) Die Tillysburg in Oberösterreich bei Ems; erbaut von dem berühmten Marschall Tilly.

stöckchen, auf seinen Schultern hing ein bestäubtes Mehlsäcklein mit geringem Inhalte.

Der hübsche Junge schritt munter den Waldabhang hinab, und lächelte freundlich den kleinen weißen Lämmern zu, welche wie seine alten Bekannten vom Saume eines Ahornwäldchens, wo eben eine ganze Heerde von Schafen und Kühen weidete, ihm entgegen sprangen.

Dort saß eine ältliche Frau in der Tracht einer Landfrau der Gascogne mit hoher weißer Stirne und freundlicher Miene, an einem kleinen Fischernetze nestelnd, während ihre klaren Augen, hell wie ein paar Sterne, dem Knaben entgegenstrahlten, welcher, als er sie erblickte, mit raschen Schritten auf sie zuging.

Frau Bertranda, die fromme Hausfrau eines mäßig bemittelten Landmannes, die Mutter von vier Söhnen und zwei Töchtern war es, welche jetzt den Knaben, ihren geliebten Sohn, in die Arme schloß und ihm als Gruß einen herzlichen Kuß auf die Stirne drückte.

„Wie lange bist Du doch ausgeblieben, mein Vincent," sagte sie schmollend, „der Vater sandte Dich schon am frühen Morgen nach der Waldmühle und nun ist der Mittag herum, da Du erst wiederkehrest!" —

„Mutter!" entschuldigte sich der freundliche Knabe, indem er der Guten einen großen Strauß Feldblumen darreichte, „ich fand so viele schöne Blumen und Blüthen auf dem Wege, daß ich mich nicht enthalten konnte, dort und da anzuhalten, um für Dich einige zu pflücken."

„Nun," fiel die Mutter lächelnd ein, „die Schwere des Korbes, den Du trugst, machte Dich wohl auch recht müde und da mußtest Du allerdings öfters ausruhen; — laß sehen, wie groß der Mehlvorrath ist, den Dir der Gevatter Müller einschüttete." —

Frau Bertranda lüftete bei diesen Worten den Deckel des Korbes und fuhr etwas überrascht zurück. „Kind!" rief sie, „das ist ja nicht die Hälfte des Mehlmaßes, welches Du mitbringen solltest; da hat Dir der Gevatter Müller zu wenig eingemessen." —

Vincent schlug seine dunklen Augen zu Boden und eine hohe Röthe überzog sein Gesicht.

„Ich fand," — sagte er halbleise und zögernd, „ich fand auf dem Wege eine arme Frau mit drei kleinen Kindern, die mich um Brod baten" —

„Und da hast Du, mein Sohn, die Hälfte des Mehles, welches Du nach

Hause bringen solltest, weggeschenkt?" — fiel die Mutter ein. „Kind, das wird Vorwürfe bei Deinem Vater geben." —

„Oh, ich werde den Abgang aus meiner Sparbüchse ersetzen!" rief der Kleine rasch dazwischen.

„Aber, die hast Du ja schon vor acht Tagen entleert," fiel die Mutter ein, „als Du dem armen krummen Bettler, welcher vor unserm Hause erschien, mit einem einzigen Griffe in Deinen kleinen Schatz alle dreißig Sous, die Du seit einem Jahre erspart hattest, in die Hand drücktest." —

Der schöne Knabe schlug jetzt traurig seine Augen zu Boden. Eine Perle zitterte auf seinen Augenwimpern. Die Mutter sah sie und küßte sie auf. „Beruhige Dich mein Vincent," sagte sie sanft lächelnd, „ich kenne Dein gutes Herz, und weiß, daß Du gern Dein eigenes Hemd ausziehen möchtest, um es der Armuth zu spenden. — Bleibe so fromm und gutherzig, mein Sohn, wie Du jetzt bist und Gott, der Alles sieht und vergilt, was wir den Armen thun, wird Dich belohnen, aber vergiß nicht, daß auch die Wohlthätigkeit ihre Grenzen haben muß, und daß Niemand mehr verschenken darf, als wozu er ermächtiget ist, — hörst Du mein Liebling, mein Täubchen von Povy!" —

Die gute Mutter Bertranda drückte bei diesen Worten ihren Liebling recht innig an das mütterliche Herz — ihren Liebling: das Täubchen von Povy. So ward Vincent genannt, weil er durch seine Unschuld, Demuth, Freundlichkeit und Gefälligkeit schon in frühester Jugend alle Herzen gewann, und, kaum zwölf Jahre alt, eine solche Neigung zur Wohlthätigkeit entwickelte, daß er einem Engel glich, welcher nur eben niedergeschwebt war, um Röslein auf die Dornenpfade der Armen und Leidenden zu streuen. Alle Herzen der schlichten Landleute von Povy und Umgebung des Dörfchens wandten sich daher dem jungen Vincent zu, nur eines nicht.

Dieses eine aber schlug in der jungen Brust Etienne's, des vierzehnjährigen Sohnes eines reichen Landmannes der Umgegend, Etienne Vautour's, eines Knaben von finsterm, abstoßenden Aeußeren und hochmüthiger Gesinnung, welcher ob seines lauernden, heimtückischen Wesens und seiner bösartigen Gemüthsart von den schlichten Landleuten des Dorfes, die sich in altgewohnter vertraulicher Weise gegenseitig gewöhnlich nur mit ihren Taufnamen zu rufen pflegten, stets nur mit seinem Familiennamen Vautour, „der Geyer" bezeichnet wurde.

Jetzt hatte sich Vincent dem Mutterarme entwunden und kletterte wie

ein Eichkätzchen zwischen den Rebengeländern des braunen Holzhäuschen seines Vaters zu dem spitzigen Dachgiebel hinauf, von welchem eine kurze Querstange herausragte, der gewöhnliche Sitz der beiden Lieblinge des jungen Vincent. — Es waren nämlich zwei schneeweiße Täubchen mit goldfarbigen Schnäbeln, die einzige Freude des Knaben; ihnen brachte er nun frischen Schotter aus seinem Körbchen und hing jetzt, beide Thiere fütternd, zwischen ihnen wie ein zwischen den Silberwölkchen des Himmels schwebender Engel, welcher in seliger Lust zur Erde niederblickt.

Die niedlichen weißen Thierchen hüpften auf der grünen Stange ihrem Freunde näher, pickten mit den Schnäbelchen auf die ausgehülsten grünen und saftigen Erbsen, die er ihnen darbot, Vincent aber neigte sein Lockenhaupt, um einen Kuß auf den flatternden Flügel seiner weißen Lieblingstaube zu drücken: — da knatterte es unter seinen Füßen, wie ein kurzer Donner — ein Schuß war gefallen und die kleine weiße Lieblingstaube flatterte mit blutendem Flügel von der grünen Stange des Taubenhäuschens auf die Erde nieder; gleichzeitig aber blitzte es im Strohdache oberhalb dem Haupte des Kleinen auf, eine züngelnde Flamme schoß wie ein feuriger Pfeil durch die alte morsche Strohmatte des Dachstuhles zu dessen Giebel hinauf und „Feuer! Feuer!!“ schallte es unten, wo die Dorfbewohner herbeistürzten und Mutter Bertranda und Vater Wilhelm eben noch recht kamen, um ihren von der Holztreppe des Taubenschlages leichenblaß herabsinkenden Sohn Vincent in ihren Armen aufzufangen.

Aber rascher als die armen Landleute von Povy mit ihren Wasserkübeln zusammenrennen, um das wachsende Feuer, dessen Zungen schon das nächste Haus beleckten, zu löschen, steht die Hütte der Eltern Vincent's in vollen Flammen. Das ganze Dorf läuft zusammen, man jammert, man schreit nach Hilfe, — Wasserkübel werden herbeigeschleppt, Feuerleitern angelegt, — wie eine riesenhaft strahlende Silberspange, von den lodernden Flammen vergoldet, schießt das Wasser aus den Kübeln und Schläuchen, welche die Rettenden gegen den Brand emporschwingen, auf den lohenden Dachstuhl nieder, zischt von dem verkohlten und glühenden Gebälke zurück und dicker bläulicher Rauch tritt allmälig verqualmend an die Stelle der züngelnden Flammen.

Unten vor der in den Flammen niederbrechenden Thüre ihrer Hütte stehen die jammernden Eltern des jungen Vincent, welcher leichenblaß zu den Füßen seiner Mutter kniet und betet, während heiße Thränen von seinen

Augen träufeln und die andern Söhne und die beiden Töchter der Unglücklichen im stummen Schmerze zu ihren Füßen knieen. —

Aber hoch oben auf dem Giebel des Daches steht, den Wasserkübel schwingend und aus den fortwährend neu gereichten Wasserbehältern der Flamme Einhalt gebietend, ein hochgebauter Mann von athletischer Gestalt; seine großen Feueraugen in dem edelschönen aber todtbleichen Antlitze fliegen herum; überall die rechte Stelle erspähend, steht er, wo die Gefahr am größten ist; seinen Mantel und den kurzen Stahldegen hat er weithin auf die Erde geschleudert, seine muskulösen Glieder streckt er aus dem faltenreichen silbergestickten Wams, seine pechschwarzen Haare flattern im Winde, Schweißtropfen decken seine hohe weiße Stirne, — wie ein Marius auf der Ruine von Cartago, wie ein Simson unter dem berstenden Gebälke des stürzenden Säulen-Saales steht er da; sein gewaltiges Commando-Wort beflügelt die Schritte der Rettenden, bringt Ordnung in das Rettungswerk und ehe der Zeiger der kleinen Thurmuhr des Dorfes auf die zehnte Abendstunde weist, ist der Brand gelöscht. — Die Nachbarhäuser und mit ihnen das ganze Dorf sind gerettet, nur das Häuschen Vater Wilhelms und Mutter Bertranda's liegt in einen Schutthaufen glimmender Asche verwandelt.

Die Nachbarn drängten sich um die obdachlose Familie und der Aelteste des Dorfes, ein würdiger Greis von achtzig Jahren, trat zu Vater Wilhelm heran, tröstend und das Schicksal der Armen beklagend, aber zugleich leise die Frage aufwerfend: wie denn dieser Brand so plötzlich entstanden und wer der Urheber desselben sei? —

Niemand wußte es, Niemand wagte einer Vermuthung Raum zu geben.

Aber mit ernster Miene trat jetzt Meister Bernard, der Huffschmied des Dorfes, zu der Gruppe heran.

„Vater Wilhelm" sprach er diesen an, „Euer Unglück ist groß, aber noch ein größeres wäre für das ganze Dorf entstanden, wenn der Wind umgeschlagen und die züngelnde Flamme auf die nachbarlichen Dächer getragen hätte. — Gott sei Dank, daß dieß nicht geschehen ist! — und so hat die Unvorsichtigkeit Eures Jungen wohl nur Euch zu Schaden gebracht." —

„Meines Jungen?" — rief Vater Wilhelm auffahrend und den thränenschweren Blick auf Vincent richtend, welcher noch immer am Halse seiner Mutter hing.

„Mein Vincent?“ rief Mutter Bertranda.

„Ja,“ entgegnete der alte Schmied, „wie man sich dort unten am Bache erzählt, ist Euer Vincent, als er von Acqs herüberkam, mit einem kleinen Pistol, welches er sich vermuthlich dort zum Spielzeug eingehandelt hat, auf den Taubenschlag hinaufgestiegen und hat sich hier das Vergnügen gemacht, einen Schuß auf eine Taube am Dache abzufeuern; aber der Schuß hat im Stroh des Dachstuhles gezündet und so —“

„Vincent! was hast Du gethan?“ rief der Vater auffahrend.

Aber der Knabe schlug jetzt seine schönen, klaren Augen empor. „Vater!“ sagte er ruhig, „wie kannst Du so etwas glauben? ich habe weder ein Pistol zu Acqs, wo ich nur Früchte für die Mutter und einige Schotter für meine Täubchen einhandelte, gekauft, noch weniger damit auf dem Dach einen Schuß gethan, — wer das behauptet, ist ein Lügner!“

„Dort steht er, der das sagt,“ entgegnete der Schmied, indem seine ausgestreckte Hand auf einen Knaben deutete, welcher am Bache drüben zwischen den Olivenbäumen mit seinem spitzigen, blaßen Antlitze wie Ischariot am Oelberge hervorgrinste.

„Etienne Vautour!“ — rief Mutter Bertranda, am ganzen Leibe zitternd und ihren Vincent fest in die Arme schließend.

Aber schon war Vater Wilhelm dem jungen „Geyer“ zu Leibe gegangen und zwang ihn jetzt, näher zu treten.

„Du hast also gesehen, Etienne,“ fragte er, „daß mein Vincent mit einem Pistol auf den Taubenschlag stieg und es auf das Dach abfeuerte?“ —

„Ja!“ entgegnete Etienne kurz und kräftig.

„Wo ist das Pistol!“ donnerte Vater Wilhelm zu Vincent gewendet.

„Dort liegt es,“ fiel Etienne ein, — „dort, wo der glühende Tragbalken des Dachstuhles im Schutte liegt,“ — und seine Hand wies auf die betreffende Stelle.

Jetzt riß sich Vincent aus den Armen seiner Mutter los. „Etienne!“ rief er, „wie kannst Du eine so freche Unwahrheit behaupten?“ —

Etienne Vautour lachte; „Ei sieh,“ sagte er, „wie das Täubchen von Povy fortwährend die Unschuld zu spielen versteht! ja Meister Bernard! ich habe es gesehen, mit diesen meinen Augen, die prächtig zum Sehen taugen habe ich es gesehen, wie der Vincent da vor einer Stunde auf der Leiter zum Taubenschlage stieg, wie er das kleine Pistol aus seinem Rocke zog und es

auf die graue Taube richtete, die auf der Kante des Dachstuhles saß, wie er losdrückte und wie sein Schuß —"

„Den frechen Lügner zu Boden schmetterte!" — rief hier eine volltönende Stimme, während Etienne Vautour von einer kräftigen Faust auf die Schulter getroffen mit einem Schmerzensschrei zur Seite sprang.

Vor der Gruppe aber stand jener stämmige Mann mit dem Feuerblicke, welcher vorher hoch oben am Giebel des stürzenden Daches das Löschungswerk geleitet und durch sein besonnenes Einschreiten der Flamme Einhalt gethan hatte, daß sie nicht weiter griff.

„Lügner!" rief er jetzt gegen den winselnden Etienne gewendet; „ich selbst, der ich kurz vor dem Ausbruche des Brandes das Dorf betrat, habe gesehen, wie nicht Vincent, sondern dieser freche Junge, den ihr Etienne nennt, mit einem Pistol auf das Dach feuerte, gerade auf jene Stelle, wo Vincent seine Taube fütterte; ich hörte, da ich hinter ihm im Gebüsche stand, deutlich, wie er bei sich murmelte, er werde nun Vincent sein Täubchen vor der Nase wegschießen; ich sah es, als er, nachdem durch den unvorsichtigen Schuß die Flamme am Dachstuhle emporloderte, das Pistol gegen den Taubenschlag hinaufschleuderte und ins Gebüsch entsprang; — — er, ihr Leute, ist also der Thäter, Etienne ist der Veranlasser des Brandunglückes und mein kleiner Neffe Vincent ist unschuldig wie die weiße Taube, die dort oben über der Brandstätte flattert!"

Jetzt flog Vincent, das Täubchen von Povy, in die weit ausgebreiteten Arme seines edlen Vertheidigers. „Mein Oheim!" rief er. —

Vater Wilhelm und Mutter Bertranda aber traten auf den stattlichen Mann zu und reichten ihm die Hände.

„Seid hochwillkommen, Vetter Commet," riefen sie, wie aus einem Munde; „Ihr kommt von Gott gesendet im rechten Augenblicke, damit nicht unser Unglück noch durch die Verläumdung unseres unschuldigen Sohnes für uns unerträglich werde!" —

Herr Commet, der reiche und angesehene Anwalt von Acqs, ein entfernter Verwandter der Verunglückten schloß nun die Weinenden in seine Arme. „Fürchtet nicht für Euere Zukunft," sagte er tröstend; „hat mich die Vorsehung eben im rechten Augenblicke auf die Stätte des Unglücks gesendet, um für die Unschuld gegenüber der Verläumdung zu zeugen, so will ich auch ferner für Euch sorgen, Ihr Lieben, und insbesondere," fuhr er, zu dem kleinen

Vincent gewendet, fort, „für Dich Du herziger Junge, von dem ich aus den Briefen Deiner Mutter schon so viel Gutes erfahren habe."

Dann wandte sich der Anwalt von Acqs zu den umstehenden Landleuten: „Bringt mir den elenden Verläumder, der meinen Vincent da als den Ursächer des Brandes bezeichnen wollte, während er selbst das Pistol auf das Täubchen abgefeuert und hiedurch das Strohdach entzündet hatte, bringt mir diesen jungen Schurken her, zu meinen Füßen, auf daß ich ihn binden lasse und dem Tribunal in Acqs überantworte zur wohlverdienten Züchtigung!"

Der Anwalt erhob bei diesen Worten dräuend seine Rechte gegen den Himmel, als wollte er den Blitz desselben auf das Haupt des Schuldigen herabbeschwören; aber schon hing Vincent an seinem Arme und während dem armen Jungen die hellen Thränen von den rothen Backen träufelten, blickte sein klares Auge so treuherzig zu dem erzürnten Anwalt empor.

„Vergib ihm, Oheim!" flehte er, „Etienne hat es nicht böse gemeint, ich will ihn bitten, daß er besser zu werden verspricht, — weißt ja Oheim, daß es heißt: seid barmherzig, so werdet ihr Barmherzigkeit erlangen!"

„Wahrlich, dieser Knabe ist unschuldsvoll und rein wie eine Taube, die vom Himmel auf die sündige Erde schwebt, um den Frieden zu verkündigen!" rief der Anwalt.

„Darum nennen wir ihn auch das Täubchen von Povy", sagte Meister Bernard, der Hufschmied.

„Und darum will ich ihn auch glücklich machen," fiel der Anwalt ein; dann wandte er sich zu Vater Wilhelm und Mutter Bertranda. „Ich will Euch," sagte er, „das Täubchen entführen, der fromme Junge soll nicht länger die Schafe von Povy hüten, er ist zu Größerem geboren; ohnedieß müßt Ihr Euch im Schweiße Eures Angesichtes Euer Brod verdienen, und habt redlich zu kämpfen, wenn Ihr Euch nach diesem Brandunglücke mit Euren übrigen drei Söhnen und zwei Töchtern auf Eurem kleinen Erbgrunde ernähren wollt. — Euer Vincent mag mir also folgen; ich will ihn im Kloster der Franziskaner zu Acqs unterrichten lassen, dann aber für sein weiteres Fortkommen sorgen. Willst Du mir folgen, mein herziger Junge?" —

Vincent blickte eine Weile seiner inniggeliebten Mutter in das feuchte Auge, und dann auf seinen Vater, und als Beide ihm zunickten, da reichte er dem Anwalt von Acqs die Hand; denn die Freude, so plötzlich den innigsten Wunsch seines Herzens, sich den Wissenschaften widmen zu dürfen, erfüllt zu

sehen, überwog in diesem Augenblicke bei ihm die Liebe zu seiner Heimath und zu den Seinigen.

Jetzt rief der strenge Anwalt von Acqs, indem sein feuriges Auge von neuem aufblitzte und seine hohe Stirne sich in Falten legte, neuerdings in den Kreis der Umstehenden: man möge den elenden Verläumder Etienne herbeischaffen; aber der junge Bösewicht war nirgends mehr zu finden; er war während der eben erzählten Scene entflohen, entflohen im Bewußtsein seiner Schuld und aus Furcht vor der Strafe, die ihm so schnell werden sollte.

Man suchte den elenden Verläumder überall, aber vergebens.

Die nächste Morgensonne beschien zwar die rauchende Stätte des Brandes, der Tag erneuerte sich drei- und viermal; aber der „Geyer von Acqs," welcher das „Täubchen von Povy" verderben wollte, war davon geflogen und kreiste unerkannt in den Haidesteppen von Bordeaux unfern der Pyrenäen, wie Kain herumirrte, als ihn der Fluch des Herrn ob dem Brudermorde getroffen hatte . . . .

II.

Die Seefahrt nach Toulouse.

Die heiße Julisonne des Jahres 1605 sendete ihre letzten Strahlen auf die weite Fläche des mittelländischen Meeres nieder, auf welcher ein kleines Schiff, an dessen Kielborde sein Name la pigeon (die Taube) prangte, mit gutem Winde segelte.

Die Sonne löste mit ihren Myriaden Strahlen den leichten Abendnebel, welcher über der Meeresfläche lag und bestrahlte jetzt das schöne, ovale Haupt eines jungen Mannes, welcher mit dem dunklen Kleide eines katholischen Priesters angethan, eben auf dem Verdecke des kleinen Schiffes zwischen vier Knaben stand und den allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde sein Dankgebet darbrachte.

Unendliche Sanftmuth malte sich in den ebenmäßigen Zügen des bleichen Gesichtes dieses Mannes; auf seiner hohen Stirn strahlte die Würde des Gottgeweihten, seine großen klaren Augen leuchteten wie in einem überirdischen Glanze und der begeisterte Ausdruck bewies, wie tief und innig dieser junge Priester des Herrn in seinem Herzen das fühlte, was er eben in feurigen Worten zu seinen jungen Schülern sprach; — er sprach zu ihnen von der unendlichen Güte und Erbarmung Gottes und wie die höchste Würde des Prie-

sterthums darin bestehe, die **heilige Liebe des Nächsten nicht bloß zu predigen sondern auch selbst zu üben** nach dem Gebote der ewigen Liebe: „Seid barmherzig, wie Euer Vater im Himmel barmherzig ist!" er schilderte ihnen, wie der wahre Priester des Herrn dieses herrliche Gebot der himmlischen Barmherzigkeit nach dem Vorbilde des Heiligsten, der einst auf Erden wandelte, in allen Lebensverhältnissen und selbst mit Aufopferung seines eigenen Gutes, seiner Ehre, seiner Freiheit, ja selbst seines Lebens für den Nächsten üben müsse.

. . . . . Und siehe, als der begeisterte Priester also sprach, da schien sich plötzlich das ganze Gold des Himmels wie ein zarter Heiligenschein auf sein edles Haupt zu senken; die weite See rings um das Schifflein schien jetzt mit funkelnden Sternen besät; die an die Planken des Fahrzeuges schlagenden Wellen schienen in flüssiges Gold verwandelt; ein breiter und langer Feuerstreif streckte sich hinter dem Kiele des Schiffes hinaus, welches mit goldflimmerndem Maste in einem Meere flüßigen Goldes dahinschwamm. . . .

Der junge Priester und seine kleinen Begleiter sanken jetzt auf ihre Kniee und stimmten voll heiligem Staunen über die Allmacht des Schöpfers den ambrosianischen Lobgesang an, und die lieblichen Knaben horchten sodann mit Begierde den Worten des jungen Priesters, welcher ihnen in einfach verständiger Weise erklärte, wie diese herrliche Naturerscheinung „das Leuchten des Meeres" genannt werde, das wie man behaupte, von zahllosen Würmchen, Mollusken, herrühre, deren kleine Körper eine phosphorisirte Materie enthalten, welche diesen Glanz hervorbringe.

Aber bald verschwamm das flüssige Gold der Woge wieder in das frühere Grau. —

Am fernen Gesichtskreise sank der Tagstern wie ein rother Gluthball in die See hinab. — Die Nacht lagerte sich auf der weiten Wasserwüste und auf dem einsamen Schiffe; von der allmächtigen Hand ihres Schöpfers entzündet, sprangen die goldenen Sternlein aus dem Himmelsgrunde; aber nur auf kurze Zeit; denn von Osten herauf blies jetzt ein starker Wind, welcher ungeheure dunkle Wolkenmassen vor sich hertrieb; bald war der weite Himmel ober dem kleinen Fahrzeuge wie mit einem großen Trauerflore bedeckt, dessen schwarzer Grund wie feurige zackige Bänder, nach allen Richtungen Kreuzblitze durchzogen. — Der gewaltige Donner begann über den Häuptern der Menschen zu reden von der Allmacht des Schöpfers; der flinke Delphin schmiegte

sich an die Wände des Schiffes, der kleine Taucher flatterte schutzsuchend auf die Segelstangen der Schiffs-Masten, — ein gewaltiger Sturm brauste heran. Bald schäumte die See, auf welcher sich Woge und Wolke und Nebel zu einer undurchdringlichen Masse vermengten und in furchtbar schöner Pracht lagerte sich die von Blitzen durchkreuzte Riesenwolke über die trichterförmigen Wasserbögen, welche das kleine Fahrzeug in die Tiefe zu ziehen drohten.

Aber wie ein meergebietender Neptun stand der brave Kapitain des Schiffes, ein Lyoneser von Geburt, auf dem Verdecke, ließ die Groß- und Vormannssegel vierfach und die Focksegel doppelt einreffen und das Schiff flog wie eine gescheuchte Möve vor dem Winde hin, — weiter und immer weiter gegen Süden, ganz in entgegengesetzter Richtung von der Wasserstraße nach Toulouse und Niemand auf dem kleinen Fahrzeuge konnte mehr sagen, wo das von dem wüthenden Sturme herumgeworfene Fahrzeug Halt machen würde.

Jetzt war die Nacht vollends hereingebrochen; dichter senkte sich der Nebel in breiten Streifen auf die See; der frische Wind, welcher vorher die Segel des kleinen Schiffes gebläht hatte, schlug jetzt in plötzliche Windstille um; schwerfällig schwankte das Fahrzeug auf der glatten Wasserfläche dahin; jetzt bog es um eine starre, wohl hundert Ellen im Umkreise messende Meeres-klippe, welche wie der Kegel eines ausgebrannten Vulkans im Gewässer emporragte, und hinter welcher ein gewaltiger Seegeyer auf die Taube harrte. Es war ein türkisches Piratenschiff, welches hinter der bergenden Klippe das Herantreiben des kleinen Schiffes, „die Taube" genannt, erwartet hatte, um es nach gewohnter Seeräuberart zu kapern. In der That stürzte auch schon im nächsten Augenblicke der Schooner der türkischen Korsaren mit wildem Allahrufe auf das rasch geenterte kleine Schiff, dessen Kapitain von der ersten Kugel der heranstürmenden Korsaren getroffen, zu Boden sank, während neben ihm drei andere seiner Seeleute stürzten und mit ihrem rothen Herzblute den Boden des Schiffsdeckes färbten.

Jetzt entspann sich ein kurzes Handgemenge, die wenigen Matrosen des kleinen Schiffleins schwangen sich an ihren Strickleitern nieder; der Steuermann, ein ergrauter tüchtiger Seemann, wohl gewohnt an das ernste Klingenspiel auf dem Fechtboden der Schiffe, stellte sich, seinen blanken Säbel in der Faust schwingend, den Piraten gegenüber; sein feuriges Auge flammte dem riesenhaften Corsaren-Capitän entgegen, der sich jetzt wie ein wilder Stoßvogel aus den Wolkenhöhen über die Bordbrüstung des kleinen Schiffes schwang und

seine beiden Pistolen vorstreckend, auf den Steuermann eindrang. — Ein Blitz und Knall — der riesige Corsaren-Capitän wälzte sich im Blute und neben ihm sanken, von den Kugeln der wackeren Seeleute auf „der Taube" getroffen, drei oder vier der Corsaren nieder. Aber Andere stürmten wieder aus dem Corsarenschiffe heran, und stürzten sich auf „die Taube", deren kleine Besatzung ohngeachtet der tapfersten Gegenwehr der Uebermacht des Corsarenschiffes nicht Stand halten konnte. Lag auch der riesige Führer des Corsarenschiffes als verstümmelte Leiche auf dem engen Schlachtfelde des Schiffleins, so stürmte jetzt wieder ein anderer Vorkämpfer mit einer neuen, aus dem Schiffsraume des Corsarenschoners heraufquellenden Rotte über das Backbord der „Taube" heran. Ein brauner, junger Mann war es in tunesischer Matrosentracht mit einem Turban auf dem Kopfe, dessen eine Faust den geschweiften türkischen Säbel schwang, während die andere eine Armbrust hielt und dessen funkelnde Augen nur auf einem Punkte des Kampfgewühles hingen, zu welchem Punkte er sich unter dem Brüllen der Fechtenden und Wimmern der Verwundeten mit aller Kraft Bahn zu brechen versuchte .... Dieser Punkt war die linke Seite des Deckes dicht neben dem großen Maste, wo zwischen dem zusammen gerollten Tauwerke der obenerwähnte junge Priester in der Mitte seiner um ihn herum, wie die Küchlein um die Henne zusammengedrängten vier Knaben stand, über welche er seine beiden Hände ausgestreckt hielt, während sein Haupt gegen den Himmel gerichtet war, und seine feurigen Blicke unbekümmert um den wüthenden Kampf ringsherum emporzurufen schienen: „Starker Gott, auch im wüthenden Kampfessturme bist Du bei uns! in Deine Hände empfehlen wir uns! ...."

So stand dieser junge Priester des Herrn voll Glauben und Vertrauen mitten im Kugelregen, wie Petrus an der Seite des Welterlösers stand, als ihm der Herr die Hand reichte und ihn auf dem Mantel über die Wogen des Meeres gehen hieß ....

Er betete. —

Er betete zu dem, der auch im heißen Kampfe das Haupt des Menschen bewacht, welcher ihm vertraut „Herr! Gott der Kriegsheere!" rief er, „Dein ist die Macht, in Deiner Hand liegt unser Leben! —"

In diesem Augenblicke zischte ein Pfeil von jener Seite herüber, von welcher der obenerwähnte junge, braune Mann in Matrosentracht sich durch

den Knäuel der Kämpfenden Bahn brach, — und der junge Priester stürzte am Fuße getroffen auf den Boden des Schiffdeckes.

Mit lauten Schmerzensrufen drängten sich seine jungen Begleiter um ihn und ihr Jammergeschrei schien auf einige Augenblicke den wilden Kampf auf dem Schiffsdecke zu bannen. — In der That trat auch bereits jene furchtbare Pause ein, in welcher der Tod einhielt in dem Werke der Vernichtung und die ermattende Hand der wilden Kämpfer niedersank, weil sich kein Gegenstand des Widerstandes mehr den rasenden Schlächtern entgegen stellte.

In der Nähe des großen Mastes, wo der bleiche junge Priester mit blutender Fußwunde hingesunken war, und seine jungen Begleiter weheklagend vor ihm auf den Knieen lagen — stand mit verschlungenen Armen vor dem Blutenden jener braune Mann in Matrosentracht, welcher den Pfeil auf ihn abgesendet hatte und in seinen funkelnden Augen malte sich die höchste Freude über den Anblick des leidenden Priesters.

„Ei sieh," rief er auflachend und dem jungen Priester näher tretend, „hat der Geyer von Povy das Täubchen von Povy sobald auf hoher See erjagt? Nun Vincent, sollst Du, wie ich fühlen, was es heißt, als Verbannter fern von der Heimath in der Fremde zu irren."

„Etienne Vautour!" lispelte der verwundete Priester mit ersterbender Stimme. —

„Du erkennst mich also, Vincent?" rief der braune Matrose entgegen; „ja, ich bin Etienne Vautour, genannt der Geyer von Povy, der sich Deinetwegen flüchten mußte, weil sein Schuß, der Deiner Taube galt, das Dach Deines väterlichen Hauses entzündet hatte, und der nimmer wiederkehren darf, in die Heimath, so wie Du sie nimmer und nimmer wieder sehen wirst und wenn Du Jahre zählen solltest wie Methusalem. —"

Dann wandte sich Etienne Vautour zu seinen Raubgesellen auf dem Schiffe. — „Seit ich als ein verjagter Flüchtling meines Vaterlandes in Eure Hände fiel und den Turban genommen habe, ist mir keine so kostbare Beute in die Hände gefallen!" rief er ihnen in gebrochenem Türkisch zu, „Auf! und bindet den Schwarzrock da — legt ihn in Ketten — ich will ihn theuer verkaufen auf dem Sklavenmarkte in Tunis! —"

Zehn Minuten später lag der junge Priester Vincent, in seinen Kinderjahren genannt „das Täubchen von Povy," aus seiner Fußwunde heftig blutend, erschöpft bis zum Tode, mit schweren Ketten belastet, im untern Raume des

Schiffes, welches von den Seeräubern als eine gute Prise nach der Küste der afrikanischen Raubstaaten mitgeführt wurde.

Der arme, junge Priester, den weit mehr das ihm unbekannte Schicksal seiner jungen Begleiter, als seine eigene Zukunft bekümmerte und der nun in der Hand seines erbittertsten Feindes lag, verlor auch in dieser entsetzlichen Lage seine fromme Gemüthsruhe und sein festes Vertrauen auf den allmächtigen und allbarmherzigen Gott nicht, und laut hörten ihn seine rauhen Wächter beten: „Herr! bleibe bei uns, denn es will Abend werden!" (Forts. f.)

Freund und Feind.

von **Katharina Diez.**

Im dunkelgrünen Harzwald saß
Ein Hirte hütend seine Heerde
Tag aus, Tag ein, und zwar vergaß
Er Langeweile und Beschwerde,
Wenn aus dem Wald von drüben kam
Und Platz an seiner Seite nahm
Ein Kamerad, wie er, ein Hirte.
Indeß im Gras die Grille schwirrte,
Die Bienen summten über'm Klee,
Und aus dem Busche lugt das Reh,
Erzählen sie sich mancherlei
Die beiden blühenden Gesellen,
Aus ihrem Leben froh und frei
Und frisch wie ihrer Berge Quellen.
Sie sangen manches lustige Lied
Zusammen auf dem grünen Rasen,
Sie ließen ihre Heerden grasen
Einträchtig bis die Nacht sie schied,
Sie theilten treulich Lust und Noth
Und manchmal auch das trockne Brod.

Daß ihre Fluren angehörten
Verschied'nen Herrn, sie wußten's kaum,
Da sie auf ihrer Wälder Saum
Nicht Politik und Kirche störten,
Kein Mein und Dein getrennter Lande
Gedrückt je ihrer Freundschaft Bande.
Sie hatten ein gemeinsam Zelt
Gewölbt vom höchsten Herrn der Welt,
Wo ihnen seine gold'ne Sonne
Gleichmäßig schenkte Licht und Wonne;
Es mischte freie Bergesluft
Zusammen ihren Blumenduft,
Die Quelle die von drüben floß
War hier wie dort der Heerden Labe,
Dem Einen wie dem Andern goß
Sich aus des Lenzes süße Gabe.

Doch ach, es kam heran ein Tag,
Der trennte ihre Friedenswege;
Der Fürsten Zwist, der Krieg, er brach
Zerstörend wohl in manch Gehege,
Und Mancher riß sich trauernd ab
Der nimmermehr zurücke kehrte.
Auch unsere Beiden mit dem Schwerte
Vertauschten ihren Hirtenstab.
So plötzlich war der Ruf gekommen,
Sie hatten Abschied nicht genommen,
Und Keiner wußte von dem Andern
In diesem Durcheinander wandern.
Hannovers Fürst den Einen rief,
Der Andre folgte Preußens Adler,
Die Sache schien erst Jedem schief,
Und fand gar viele bittre Tadler,
Da es von Heerd und Heimath ging
Wo Lieb und Frieden sie umfing,

Und Keiner wußt warum er streiten
Und mußte solches Herzweh leiden.

Doch bald, da kam die Lust am Krieg,
Die jedem Manne angeboren,
Der Thatendurst, nach Ruhm und Sieg,
Die Macht des Eid's, den man geschworen.
Auch unsre beiden Hirtenjungen,
Sie haben frisch mit tapfrer Hand
Und muth'gem Ruf das Schwert geschwungen:
„Mit Gott für König und Vaterland!"
Beim raschen Ziehn von Ort zu Ort
Floh bald der Wehmuth Nebel fort,
Aus dem das Bild der Heimath winkte
Mit seiner stillen Friedenswelt,
Und in des Krieges buntes Zelt
Nur wie ein ferner Stern noch blinkte.

Und endlich bitt'rer Ernst es ward,
Bald ging es her gar scharf und hart,
Vorbei am alten Eisenach
Hinzogen sich des Krieges Spuren,
Die schönen, stillen Friedensfluren
Durchbebte manches Weh und Ach!
Des Landes hohe Wächterin
Die Wartburg sah an ihren Zinnen
Vorbei zu schaurigem Beginnen
Des Vaterlandes Söhne ziehn.
Die heilige Veste, Deutschlands Stolz,
Sie mußte wohl von Schmerz erbeben,
Die Engel welche sie umschweben
Schickt sie umsonst, von keinem schmolz
Der heiße Zorn der wilden Jagd
Die in den Thälern rings erwacht. —

Ha! furchtbar der Kanonen Schall
Erzittert durch die stillen Berge,

Erweckend grausen Widerhall
Dem längst entwöhnt die kleinen Zwerge,
Der Elfenkinder holde Schaar,
Die hier so lieb geborgen war
Und Manchem aus dem Waldesgrunde
Gespendet eine süße Stunde.
Die zarten Nixlein in den Quellen,
Sie tauchen aus den Silberwellen
So scheu empor und wissen kaum
Ob was sie sehen nur ein Traum,
Der ihre grünen Einsamkeiten
Gleich einem Schreckbild soll durchschreiten.

Ihr Friedenskinder der Natur!
Die Hände hebt umsonst ihr nur
Vor diesen Kriegern die so wild
Mit todesmuthiger Geberde
Zieh'n durch das grüne Berggefild,
Zerstampfend die geschmückte Erde,
Des Landmanns Saat, das stille Haus
Mit seines Gärtchens Blumenstrauß.

Weh! donnernd geht die Schlacht dort los
Bei Langensalza! Tag der Trauer,
Wer denkt nicht dein mit kaltem Schauer?
Horch, Knall auf Knall! — horch, Stoß auf Stoß!
Die Säbel blinken! — Schlag auf Schlag!
Zur Nacht verwandelt sich der Tag,
Und aus dem Pulverdampf entfalten
Sich grausig kämpfende Gestalten,
In Reihen hier und Einzeln dort
Und jedes Antlitz lechzt nach Mord,
Gleich wilden Thieren die sich packen
Setzt Einer auf des Andern Nacken,
Der Tod scheint König sein und Sieger

Und färbt im Bruderblut sich roth
Wie in der Niebelungen Noth.

O seht, seht dort zwei junge Krieger
Sich gegenüber stehen im Schwarm,
Mit drohend aufgehob'nem Arm,
Einander im Vorüberjagen
Mit Kolben auf das Haupt zu schlagen! —
Was hemmt auf einmal ihre Hand?
Was starren sie so unverwandt
Einander in das Angesicht? —
O Gott! — es sind die beiden Hirten
Die sich auf diesen Platz verirrten! —
Verirrten; wahrlich anders nicht
Geschah's, daß sie sich also fanden,
Als Mörder gegenüber standen,
Sie, die getheilet Herz und Brod
Und Wald und Hütte, Lust und Noth.

Seht, wie sie stehen! — bleich und stumm
Schaun sie sich an, schaun sie sich um,
In ihren Augen thut es blinken
Und ihre Kolben nieder sinken.
Es war als bräch mit leisem Zittern
Durch dieses mächtige Gewittern
Ein Sonnenstrahl aus Waldeszweigen
Die liebend sich zusammen neigen,
Als sängen durch den Büchsenknall
Auf einmal Lerch und Nachtigall,
Der Quell wo sie zusammen saßen
Er murmelt durch des Kampfes Rasen,
Und Blumenduft und Feldeshauch
Dringt durch den schwülen Pulverrauch.
„Nein, nein! Gott mög' es mir verzeihn,
Ich kann, will nicht Dein Mörder sein!"

Der Eine sprach's mit bleichem Mund,
Indeß der And're schweigend stund
Und aus dem Aug' dem kampfesfrischen
Thut leise eine Thräne wischen.

Und jetzt auf einmal faßen sich
Die Hände rasch der beiden Feinde
So warm, so fest und brüderlich
Wie nie ein Druck sie noch vereinte.
„Fahr wohl! — will's Gott, so sehn wir bald
Uns wieder!" — „„Ja! weißt, dort im Wald!""

So flüstern sie, schon abgewandt
Drückt sich noch einmal Hand in Hand
Zum Lebewohl, für hier? für dort? —
Schnell wieder von einander fort
Hat sie die Schlacht auf wilden Wogen
In ihre Nacht hinausgezogen
In der ein Stern aus Friedenshöhn
Versank der Hirten Wiedersehn.
Zürn ihnen nicht o Kriegesgott!
Daß deinen Ruf sie nicht erfüllet,
Daß sie von deinem Zorn umbrüllet
Gefolgt dem schöneren Gebot,
Das ein geliebtes Leben schonte
Und heimathliche Treu belohnte.

O Friedenshauch der Nachbargrenzen!
Auf deutscher Erde wehtest du
Doch Allen ihren Streitern zu
Den Gruß aus neuen, künftigen Lenzen,
Wo nach des Kampfes heißem Glühn
Der Liebe Rosen wieder blühn!
Geb's Gott den beiden Hirtenknaben,
Daß sie noch einmal sich erlaben

Am Dufte ihrer Waldesblüthen,
Vereint im Frieden wieder hüthen
Auf kriegsbefreiter deutscher Erde
Im grünen Harzwald ihre Heerde.

Christoph von Schmid.

Eine biographische Skizze.*)

Von Dr. **Friedrich Beck.**

Noch zwei Jahre, und es wird ein Säculum verflossen sein, seit der Verfasser der „Ostereier", der „Genovefa", des „Heinrich von Eichenfels", des „Blumenkörbchens" und so vieler anderer lieblicher, frommer und rührender Erzählungen für die Jugend das Licht der Welt erblickte, und ein wie hohes Alter der edle Greis auch erreichte, so hat seit seinem Hingange der Herbst doch schon zum zwölftenmale die bunten Blätter auf seine Gruft gestreut. Wie ein flüchtiger Schatten eilt auch das längste Leben des Menschen dahin; aber die Lichtspuren des Geistes und seines Wirkens verlöschen nicht; sie sind unvergänglich, denn sie stammen vom Göttlichen, das nie vergeht.

Kein anderer Jugendschriftsteller Deutschlands hat sich einen so ausgebreiteten Leserkreis erworben, als Christoph Schmid. Seine Werke haben sich eingebürgert in den Hütten der Armuth und in den Palästen der Reichen; sein Gottbüchlein und seine Biblische Geschichte bietet dem frühesten Kindes-Alter die erste Geistesnahrung, und seine zahlreichen Schriften der erzählenden Gattung sind noch immer Lieblingsbücher nicht blos der Jugend, sondern auch vieler Erwachsenen.

Wenn wir ein gelungenes Gemälde, eine schöne Statue, ein prächtiges Gebäude sehen, begnügen wir uns nicht damit es zu beschauen und zu bewundern. Wir möchten wissen, wie es entstanden ist, möchten in die Werkstätte des Meisters eintreten, ihn bei seinen Arbeiten belauschen, erfahren, wie er es so weit gebracht, etwas von seinem Bildungsgange, von seinem Lebenslaufe vernehmen. Sollten unsere jungen Freunde und Freundinnen nicht schon einen ähnlichen Wunsch gehegt haben, wenn sie Christoph Schmids Erzählungen lasen,

*) Nach Schmids „Erinnerungen aus meinem Leben." Augsb. 1853. 2. Bde.

sollten sie nicht Lust tragen, einen Blick in die geistige Werkstatt des Mannes zu werfen, der ihrem Wohle seine besten Kräfte mit der zärtlichen Liebe eines Vaters und dem Ernst und Eifer eines gotterfüllten Weisen gewidmet hat?

Zwar hat Schmid einem solchen Wunsche durch seine eigenen Aufzeichnungen entsprochen, die unter dem Titel: „Erinnerungen aus meinem Leben" erschienen sind, und denen die nöthigen Ergänzungen von der Hand eines Verwandten beigefügt wurden. Aber dieß Buch mag wohl nur dem kleinsten Theil unserer Leser bekannt geworden sein, und auch Jenen, die es bereits kennen, glauben wir durch eine kurzgefaßte Darstellung, die ihnen das Bild eines der redlichsten und wärmsten Jugendfreunde vorführt, keine unwillkommene Gabe zu bieten.

Christoph Schmid wurde am 15. August 1768 zu Dinkelsbühl geboren, wo sein Vater die Stelle eines Kanzleibeamten bei dem domkapitelschen Rieß-Amtmann und deutschordenschen Obervogt bekleidete und mit einem mäßigen Gehalte eine sehr zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Von seinem Heimathsorte, für welchen Schmid ungeachtet langjähriger Entfernung fortwährend die liebevollste Anhänglichkeit bewahrte, entwirft er in seinen „Erinnerungen" ein gar anmuthiges Bild. Dinkelsbühl liegt zwischen dem Ufer der Wernitz und einer Anhöhe, auf dem das Städtchen zum Theil erbaut ist. In uralten Zeiten befand sich hier nur ein einziger Bauernhof. Der reiche Besitzer desselben, der zuerst Dinkel baute und deßhalb Dinkelbauer genannt wurde, errichtete eine Kapelle und ein Kloster für Mönche vom Karmeliterorden; viele Landleute aus andern Gegenden siedelten sich allmählich dort an, uud so entstand nach und nach ein großes Dorf, zuletzt eine Stadt, die wegen des Dinkels, der hier reichlich gedeiht nnd des Bühls oder Hügels, an dem sie liegt, Dinkelsbühl genannt wurde. Die Stadt, damals noch ein freies, nur dem Kaiser unmittelbar untergebenes Gemeinwesen, war durch Mauern und Thürme befestigt, hatte schöne breite Straßen, wohlgebaute Bürgerhäuser und Gasthöfe, ein stattliches Rathhaus, zwei Klöster der Karmeliter und Kapuziner, das palastartige Deutschordenshaus und außer der Klosterkirche eine evangelische, und die große, im gothischen Stile erbaute katholische Haupt- und Pfarrkirche. Die aus Katholiken und Protestanten gemischte Einwohnerschaft lebte in ungestörter confessioneller Eintracht; von beiden Seiten wetteiferte man in Frömmigkeit und Beobachtung guter Zucht und Sitte. Die bürgerlichen Einrichtungen, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten waren aufs beste bestellt und geordnet.

Unser Christoph, von sieben Söhnen der älteste, erhielt gleich seinen Brü-

dern und zwei Schwestern, von seinen rechtschaffenen, gottesfürchtigen Eltern eine sorgsame Erziehung. Sie versäumten keine Gelegenheit, ihre Kinder zur Frömmigkeit, zum Gehorsam, Fleiß, zur Bescheidenheit, Genügsamkeit und jeder andern christlichen Tugendübung anzuhalten, und gaben ihnen überdieß die beste Lehre durch das Beispiel ihres eigenen Lebenswandels. So blieb denn auch die Erinnerung an das elterliche Haus die liebste von denen, welche Schmid aus den Tagen seiner Kindheit bewahrte. Um zu zeigen, wie tief manche Eindrücke auch in den frühesten Kinderjahren haften, erwähnt er zwei kleiner Begebenheiten, die auch hier eine Stelle finden mögen.

Im Jahre 1770 ließ sich ein Komet sehen. Schmid war damals etwa zwei Jahre alt. Sein Vater weckte ihn um Mitternacht und trug ihn an's Fenster. Der lange Kometenschweif ließ ihn gleichgiltig, aber die unzähligen funkelnden Sterne am dunkeln Himmel machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er ihn nie wieder vergaß. Gleiches widerfuhr ihm, als ihn seine Mutter einmal an ein Rasenplätzchen der Stadt unweit der Stadtmauer führte, das mit Maasliebchen wie mit Sternen übersät war. Die unzähligen Blümchen, gleich weißen Sternchen auf grünem Grunde, entzückten ihn. Auch dieser Anblick blieb ihm unvergeßlich, und oft schon hatte ihn als Knabe die Vorstellung beschäftigt, daß Gott, wie den blauen Himmel mit Sternen, so die grünen Ebenen der Erde mit Blumen geziert habe.

Den Vater, der durch seinen Beruf sehr in Anspruch genommen war, bekam er den Tag über wenig zu sehen. Im Sommer begab sich dieser schon Morgens um vier Uhr, im Winter um sechs Uhr in die Kanzlei. Mittags zwölf Uhr, manchmal viel später, kam er zu Tisch. Im Sommer unterhielt er sich Abends im Garten des Bürgermeisters mit Kegelspiel; im Winter besuchte er eine Gesellschaft, die sich im Refectorium der Karmeliter einfand, kehrte aber schon um sechs Uhr nach Hause zurück und widmete die Abendstunden ganz seinen Kindern. Er wußte sie dann aufs Lehrreichste und Angenehmste zu unterhalten, vorzüglich mit Erzählungen aus der biblischen Geschichte, die er mit besonderer Vorliebe, mit Innigkeit und lebhaft vortrug. Er ehrte und liebte die Religion von Herzen, hatte eine regelmäßige Hausandacht eingeführt, und war namentlich in der würdigen Begehung der Sonntagsfeier durch Besuch der Predigt und Messe, woran auch die älteren Knaben Theil nehmen mußten, äußerst gewissenhaft. Abends machte er zu Zeiten mit ihnen einen Spaziergang nach dem benachbarten Dorfe oder einen Besuch in der Stadt.

Die hohen Feste, vor Allem das Weihnachtsfest wurden nach alter schöner Sitte als wahre Freudentage der ganzen Familie begangen; während der Fastenzeit erzählte der Vater den Kindern an jedem Abend eine Begebenheit aus der Leidensgeschichte Jesu, wodurch sie oft bis zu Thränen gerührt wurden.

Das Elternpaar handelte in Bezug auf die Erziehung der Kinder im vollkommensten Einverständniß. Gleich dem Vater war Schmids Mutter von ernstem religiösem Sinne beseelt, und dabei eine verständige, geschickte und unermüdet thätige Hausfrau. Ihre Kinder waren ihre größte Freude. Als einen Beweis, wie friedlich, freundlich und fröhlich Eltern und Kinder zusammen lebten, führen wir nur Eine häusliche Scene an.

Die Mutter hatte eine große Wäsche gehabt, war aber nun in der Küche beschäftigt. Der große, ganz neue, leere Waschkorb stand noch im Zimmer. Der Vater kam eben nach Hause; er setzte alle Kinder, die noch sehr klein waren, zusammen, gab Christoph als dem ältesten das jüngste in den Arm, und stürzte den Korb über sie. Als die Mutter mit der Suppe hereinkam merkte sie wohl den Scherz, rief aber: „Ei, wohin sind alle meine Kinder gekommen?“ Diese fingen unter dem Korbe an zu kichern und zu lachen. Da nahm sie ihn weg, und unter allgemeinem Gelächter kam das Nestchen fröhlicher Kinder zum Vorschein.

Wie innig Christoph seinen Vater liebte, und welch' kindliches Gottvertrauen ihn beseelte, gab sich ganz besonders kund, als sein Vater einst zur Winterszeit, auf einer Geschäftsreise begriffen, in einem benachbarten Marktflecken sehr schwer erkrankte. Die Nachricht hievon versetzte die ganze Familie in die äußerste Bestürzung. Der kleine Christoph begab sich sogleich in die Pfarrkirche, warf sich dort in einer Seitenkapelle auf die Kniee und betete mit einer Inbrunst, wie er sie früher nie empfunden, für den kranken Vater. Da wurde es auf einmal in seiner Seele hell; ein unnennbares freudiges Gefühl durchdrang sein Innerstes, er hatte die feste Ueberzeugung, sein Vater werde genesen. Seine Zuversicht hatte ihn nicht getäuscht. Schon am folgenden Morgen kam seine Mutter, die zu dem Kranken geeilt war, mit der frohen Botschaft zurück, daß es besser mit ihm gehe. Diese Begebenheit blieb für Schmid in den folgenden dunklen Tagen seines Lebens oft ein heller Stern, als ein Beweis, daß Gott fromme Gebete, wenn sie seinen Absichten nicht entgegen sind, erhöre.

Die Gespensterfurcht war damals noch sehr allgemein verbreitet, und

Schmid erzählt aus seiner Jugendzeit manchen Vorfall dieser Art. Sein Vater wußte, verständig wie er war, seinen Kindern diese thörichte Furcht zu benehmen, indem er bei verschiedenen Gelegenheiten räthselhafte Erscheinungen auf ihre natürlichen Gründe zurückführte. Indessen erzählte er bei solchem Anlasse auch gerne eine komische Begebenheit, die ihm selbst widerfahren war, und bei welcher es ihm nicht gelang, durch besonnene Nachforschung seine Angst zu bemeistern. Er hatte seine erste Anstellung in Dürrwangen, einem Marktflecken ein paar Stunden von Dinkelsbühl entfernt, erhalten. Es wurde ihm in dem ziemlich geräumigen alten Schlosse ein kleines Zimmer angewiesen. Als er sich in dem Schlosse näher umsah, fand er im obersten Stocke ein großes Zimmer, das gar nicht benützt wurde. Er bat, ihm dieses schöne Zimmer einzuräumen. „Das steht Ihnen zu Diensten", sagte die Frau des Hauses; „ich rathe Ihnen aber nicht, es zu beziehen, man wird dort von einem Gespenste beunruhigt." „Ich fürchte mich vor keinem Gespenste", erwiderte Schmids Vater, und bezog das Zimmer. Er wohnte da einige Wochen, ohne etwas Unheimliches wahrzunehmen. Einmal zu Nacht aber, da er noch bei seiner kleinen Studirlampe in einem Buche las und ein wenig einschlummerte, wurde er plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt. Sein Pudel, der in einer Ecke des Zimmers lag, war aufgesprungen und bellte heftig. Ein heller Glanz erleuchtete das Zimmer, es war durchaus nicht zu erkennen, woher die Helle kam. Da wurde es dem jungen Manne doch etwas unheimlich zu Muthe; weil er nur Licht, nirgends aber eine Gestalt erblickte, so dachte er, es könnte doch etwas von einer Geistererscheinung sein. Er verließ das Zimmer, eilte die Wendeltreppe hinab, und der Pudel, immer bellend, ihm nach. Der Glanz wurde immer heller, es wurde ihm sehr heiß am Kopf und helle Feuerfunken flogen um ihn her. Erschrocken stürzte er in das Zimmer des Amtmanns, der noch bei seinen Akten saß. Dieser rief aufspringend: „Himmel! was soll das sein?" und riß ihm die Schlafmütze vom Kopfe, die in Brand gerathen war. Die Erscheinung war nun leicht zu erklären. Die baumwollene Schlafmütze hatte, wie man sie damals trug, einen langen Zipfel. Während der Eingeschlummerte nun mit vorgeneigtem Kopfe nickte, kam das Quästchen oben an der Mütze dem nach damaliger Art ganz offenen Gefäße der Lampe zu nahe, tauchte sich, wie noch die Spuren zeigten, in das Oel ein, und fing dann Feuer. Als er erwachend auffuhr und emporblickte, fiel das brennende Zipfelchen zurück, und es ist begreiflich, daß er selbst nicht entdecken

konnte, woher die große Helle im Zimmer rühre. Er kam übrigens ohne Schaden davon, nur einige Haare waren versengt. Auch wurde er, da er immer von aller Geisterfurcht frei zu sein behauptet hatte, noch oft geneckt, daß er vor andern Menschen in diesem Stücke doch nichts voraus habe.

Von den Anverwandten der Familie hatte Schmid seinen Großvater von väterlicher Seite in gutem Andenken behalten. Dieser war Dorfschullehrer in der Nähe von Dillingen, und kam zuweilen nach Dinkelsbühl. Tiefen Eindruck machte auf Christoph und seine Brüder die Ehrerbietung und Liebe, mit welcher ihr Vater seinem eigenen Vater begegnete. Er führte ihn, mit sichtbarer Freude, allen den Herren und Frauen vor, die zu Besuche kamen, und nahm ihn mit sich in die Kirche, ließ ihn zur rechten Seite gehen, und ihn auch im Kirchenstuhl die rechte Seite einnehmen. Manchem fiel es wohl auf, da der Großvater zwar sehr gut, aber ganz so wie ein ehrsamer bürgerlicher Handwerker gekleidet war, der Vater hingegen ein feines perlenfarbenes oder weichselbraunes Kleid, woran die Knöpfe nach damaliger Art mit Gold übersponnen waren, trug, auch Manschetten und eine gepuderte Perücke mit einem Haarbeutel. Allein Jedermann lobte es, daß der Sohn seinen Vater so ehre, und Viele sagten: „Wer seine Eltern so ehrt, den werden seine Kinder einst auch ehren“ — eine Vorhersagung, welche vollkommen in Erfüllung ging.

Nach dem Großvater nahm eine Tante, oder, wie sie genannt wurde, Base Margaretha, die erste Stelle ein. Sie hatte ein äußerst redliches, liebevolles Gemüth, war aber in Weltgeschäften unerfahren und dabei ziemlich zum Aberglauben geneigt. Mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt, wußte sie die Legenden, die sie wohl inne hatte, den Kindern sehr ergreifend zu erzählen und treffend auszumalen. Schmid erinnerte sich immer mit Vergnügen der Geschichte der heiligen Genovefa, die sie den Kindern auf ihre Bitten öfter und nie ohne Thränen erzählte; auch die Kinder weinten dann alle von Herzen mit. Ohne diese Erzählung seiner Tante und diese frühen Eindrücke aus seiner Kindheit würde, so äußert sich Schmid, seine Erzählung jenes Namens wohl nie zu Stande gekommen sein.

Nachdem Christoph die deutsche Schule mit gutem Erfolg besucht hatte, erhielt er gemeinsam mit seinem Bruder Joseph täglich einige Stunden Unterricht im Latein und andern Lehrgegenständen von einem Pater Adrian im Kloster der Karmeliter. Dieser galt für einen gelehrten Mann, hielt sich aber an die damals übliche, zweckwidrige Methode, für jeden Fehler Schläge auf

die Hand, und wenn dieß nicht fruchten wollte, sogar auf die Fußsohlen auszutheilen. Die Furcht vor der strengen Strafe verleitete die Zöglinge, da die Angst sie verwirrte, oft zu neuen Fehlern, und mit Schlägen und Schmähworten ging viele Zeit unnütz verloren. Schonender als beim Latein jedoch verfuhr der Lehrer beim Religionsunterricht, der Erdebeschreibung u. s. f., und er wußte den Knaben seinen Vortrag dann ziemlich ansprechend und wohl auch unterhaltend zu machen. Mitunter fehlte es nicht an muthwilligen Bubenstreichen, von denen Schmid unter anderen folgende ergötzliche Geschichte erzählt. Eines Tages sagte der Pater, er habe jetzt ein Geschäft bei dem Prior, die Knaben sollten einstweilen die lateinische Stelle, die er ihnen vorlegte, in die deutsche Sprache übersetzen. Die beiden Schüler waren mit der Aufgabe bald fertig, und unterhielten sich nun damit, eine Kohlmeise zu beobachten, die sich in der Zelle des Paters befand, und, eben damit beschäftigt, aus einer an einem Faden aufgehängten Wallnuß den Kern herauszupicken, bei diesen Versuchen allerlei lustige Stellungen annahm. Auf dem Schreibpulte des Paters stand ein zierliches Wasserkrüglein von Porzellan mit zinnernem Deckel. Da geriethen die Knaben auf den kindischen Einfall, die Meise in das Krüglein zu sperren, um zu sehen, ob sie den Deckel auflüpfen und herauskommen könne. Sie gossen das Wasser aus und sperrten den Vogel hinein. Indem sie nun aufpaßten, was das Vögelein machen werde, trat plötzlich der Herr Pater in das Zimmer und setzte sich an das Pult, auf dem die Arbeiten seiner Schüler lagen. Indem er die Augen beständig auf das Blatt richtete, langte er nach dem Krüglein, näherte es dem Munde und öffnete es. Da flog plötzlich das Vögelein schwirrend heraus und ihm ins Gesicht. Er ließ vor Schrecken das Krüglein fallen, daß es zerbrach, und rief: „Was war das?“ —. „O“, sagte Christophs Bruder, „Gott sei bei uns! Etwas Kohlschwarzes mit einem langen Schweif.“ Pater Adrian, der in Legenden viel davon gelesen, wie der böse Feind fromme Männer unter allerlei Gestalten zu beunruhigen versucht habe, schien beinahe Schmids schalkhaftem Bruder zu glauben, daß sich hier etwas Wunderbares ereignet habe. Er fragte Christoph, was er gesehen. Dieser erzählte aufrichtig den ganzen Hergang der Sache. Der Pater hatte Nachsicht mit den Knaben und bestrafte sie wegen des Vorgefallenen nicht; doch verurtheilte er Schmids Bruder wegen der Lüge, deren er sich schuldig gemacht, statt des zerbrochenen Krügleins aus seiner Sparbüchse ein neues zu kaufen und ihm zu bringen.

Von etwas schlimmern Folgen war für den Bruder unseres Christoph ein anderer muthwilliger Knabenstreich. Wenn der gute Pater Adrian seinen beiden Schülern Manches erzählte, was ihnen nicht so recht glaublich schien, und einer von ihnen dagegen eine Einwendung machen wollte, sagte er nur kurzweg: „Schweig, du Gelbschnabel!" Einmal nun schrieb der Pater einen Brief an den Chorregenten eines benachbarten Stiftes mit der höflichen Bitte um eine der vortrefflichen Compositionen von ihrem berühmten Tonsetzer, die dann bei dem bevorstehenden Hauptfeste des Ordens unter dem Hochamte zur Verherrlichung des Festes aufgeführt werden solle. Er faltete den Brief zusammen, schrieb die Adresse darauf und griff nach dem Leuchter mit der Kerze um in der Küche Licht zu holen. Joseph, Christophs Bruder, erbot sich, ihm diesen Dienst zu leisten, denn er hoffte, von dem Koche ein Stück Kuchen oder sonst etwas Gebackenes zu erhalten, was allemal geschah, wann die Knaben in die Küche kamen, wohin sie aber nie ohne besondere Veranlassung gehen durften. Pater Adrian merkte wohl, es sei seinem Schüler mehr darum zu thun, einen guten Leckerbissen zu erhaschen, als ihm einen Dienst zu leisten. Er sagte daher: „Ich bedarf deines Dienstes nicht; mache du deine Aufgabe, du Gelbschnabel." Pater Adrian entfernte sich aus dem Zimmer, um Licht zu holen. Joseph war über seine vereitelte Hoffnung ärgerlich, und kaum hatte sich also der Pater entfernt, so öffnete Joseph den Brief und setzte den Worten: „Hochgeehrter Herr!" das Wort „Gelbschnabel" bei. Da er nach vorgelegten Vorschriften des Paters sich im Schreiben üben mußte, also seine Schrift der Vorschrift sehr ähnlich war, er auch mit der nämlichen Dinte und Feder geschrieben hatte, so war es nicht leicht zu entdecken, das Einschiebsel rühre von einer fremden Feder her. Christoph hatte nicht bemerkt, daß sein Bruder ein Wort in den Brief hineingeschrieben habe. Der Brief wurde also abgeschickt. Allein statt der erwarteten Musikalien kam eine donnernde Antwort. Der Chorregent schrieb, er, als ein Mann mit grauen Haaren, die er mit Ehren trage, lasse sich nicht so beschimpfen, er werde ihm nie mehr ein Musikblatt senden. Pater Adrian war darüber sehr betroffen und gab die schriftliche Erwiderung, er könne sich nicht erinnern, daß sein Brief nur ein einziges unhöfliches Wörtchen enthalte. Der Chorregent schrieb ihm zurück. Er möge das schmähliche Wort gar nicht wiederholen; er schicke ihm hiemit seinen Brief wieder, da könne er sich mit eigenen Augen überzeugen, welches Schimpfwortes er sich bedient habe. Mit Schrecken

ja Entsetzen las der Pater die Worte: „Hochverehrter Herr Gelbschnabel!" Es setzte nun eine strenge Untersuchung ab, welcher von den zwei bösen Buben ihm oiesen muthwilligen Streich gespielt habe. Schmids Bruder bekannte sich dazu, meinte aber sich damit entschuldigen zu können, daß er nicht gedacht habe, das Wort Gelbschnabel sei ein so abscheulicher Schimpfname, da ja der Pater selbst, sich desselben viel hundertmale bedient habe. Dieser machte von dem Vorfall Anzeige bei dem Vater der beiden Knaben und forderte ihn auf, den Schuldigen aufs strengste zu züchtigen. Dieß geschah, und Bruder Joseph mußte statt des Mittagessens mit Brod und Wasser vorlieb nehmen. Der Chorregent aber schrieb seinem Freunde, dem Pater Adrian, nachdem dieser das Mißverständniß berichtigt hatte, einen sehr heitern Brief und schickte ihm die verlangten Musikalien.

Nachdem Christoph Schmid trotz der verkehrten Methode des Paters Adrian gute Fortschritte gemacht hatte, besuchte er noch zwei bis drei Jahre die neu begründete Lateinschule zu Dinkelsbühl, und wurde zugleich von seinem Vater als brauchbarer jugendlicher Gehilfe beim Abschreiben oder Eintragen von Rechnungen u. dgl. in der Kanzlei verwendet. Dann bezog er das Gymnasium zu Dillingen, wo er im Herbste des Jahres 1783 seine Studien begann. Aber schon zwei Monate später erlitt er einen herben Verlust durch den Tod seines Vaters, und seine Mutter sah sich nach einiger Zeit außer Stande, ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zukommen zu lassen. Es stand ihm nahe, sich mit dem keineswegs beneidenswerthen Loose eines Schreibers in der Kanzlei des deutschen Hauses zu Dinkelsbühl begnügen zu müssen, wenn nicht einer seiner Mitschüler in Dillingen, Heinrich von Brentano, ein Jüngling von ausgezeichneten Talenten, der sich ihm stets wohlwollend gezeigt, dem Bedrängten Rath und Hilfe geschafft hätte. Brentano verzichtete nämlich, sobald er von Schmids trauriger Lage gehört, edelsinnig auf eine ihm selbst angetragene Hofmeisterstelle bei den Kindern des Geheimraths von Weber zu Gunsten seines Freundes, der auch bald darauf diese Stelle, durch welche seine äußere Existenz gesichert wurde, voll frischen Muthes und neubelebter Hoffnung antrat. Schmid blieb nun zwei Jahre lang in dem Weber'schen Hause, seine Verhältnisse waren die angenehmsten, und sein Wirken als Erzieher und Jugendlehrer vom schönsten Erfolge gekrönt. Nachdem er die philosophischen Kollegien gehört, wurde er als Alumnus in das Klerikalseminar zu Dillingen aufgenommen. Hier trat er,

wie früher schon mit Professor Weber, so nun mit Johann Michael Sailer in regen, geistigen Verkehr, aus dem ein dauerndes Freundschaftsbündniß erwuchs. Schmid hat in seinen „Erinnerungen" seinem Lehrer und Freunde Sailer ein besonderes biographisches Denkmal gewidmet, das von der Verehrung und Dankbarkeit, die ihn für jenen edlen Mann erfüllte, ein sprechendes Zeugniß ablegt.

Am 17. August 1791 wurde Schmid zum Priester geweiht, und kehrte in seine Vaterstadt zurück, um dort seine Primiz zu feiern. Unbeschreiblich war die Freude und Rührung seiner vielgeprüften Mutter, sowie seiner Geschwister, als er sie in seine Arme schloß und ihnen den priesterlichen Segen ertheilte. Schmid verweilte noch einige Tage zu Dinkelsbühl, hielt sich vorschriftmäßig einige Zeit im Priesterhause zu Pfaffenhausen auf, und begab sich dann nach Nassenbeuern, wo er eine Kaplanstelle antrat. Sowohl hier, wie späterhin als zweiter Kaplan des thätigen und biedern Pfarrers Feneberg zu Seeg in einer rauhen Gegend des Allgäu, genoß er alle Freuden eines einfachen ländlichen Stilllebens, zu dem sein Wesen sich von Jugend auf hinneigte, in vollem Maße.

Nach ungefähr fünfvierteljährigem Aufenthalte in Seeg, übernahm Christoph Schmid das erledigte Schulbeneficium in dem gräflich Stadion'schen Marktflecken Thannhausen an der Mindel. Obgleich ihm neben seinen geistlichen Berufspflichten eigentlich nur die Beaufsichtigung des Schulunterrichtes oblag, nöthigte ihn doch der bei der großen Zahl von Schulkindern sehr fühlbare Mangel eines Schulgehilfen selbst einen Theil des Unterrichts zu übernehmen, eine Beschäftigung, welche allmählich sehr lästig für ihn wurde. Zum Glücke verbesserte sich, als nach einigen Jahren schon seine Gesundheit zu leiden begann, seine Stellung durch eine Erhöhung seines geringen Einkommens, so daß er sich in den Stand gesetzt sah, einen eigenen Haushalt zu führen und seine beiden Schwestern zu sich zu nehmen. Nach vieljährigem Wirken in Thannhausen entschloß sich Schmid zur Bewerbung um die Pfarrei Stadion in Württemberg, die er auch sogleich erhielt und im Frühjahre 1816 antrat.

Auch hier erwarb er sich bald die Liebe und Achtung aller Pfarrangehörigen und verlebte, ganz seinem Berufe sich widmend, glückliche Tage; doch verlor er während seines Aufenthaltes in Stadion seine Mutter, die hochbetagt in Dinkelsbühl starb, einige Jahre später folgte ihr Schmids jüngerer Bruder Joseph, Cantor und Prediger an der Pfarrkirche seiner Vaterstadt, im Tode nach.

Als im Jahre 1825 Ludwig I. Bayerns Königsthron bestieg, berief er, da ihm Schmids Verdienste um die Jugendbildung längst bekannt waren, denselben in sein Vaterland zurück, und übertrug ihm auf Anregung Sailers die Stelle eines Domkapitulars zu Augsburg. Durch Krankheit zurückgehalten, verließ Schmid erst im Mai 1827 Stadion nach schwerem Abschiede von der ihm lieb gewordenen Gemeinde.

Schmid wurde, wie sich nicht anders erwarten ließ, zu Augsburg auf's Freundlichste aufgenommen; indessen sagte ihm Anfangs nach der langgewohnten Stille des Landlebens die Unruhe einer größeren Stadt nicht zu. Was ihm fehlte, war eine eigene, freundliche Wohnung, ein stilles, sonniges Studirzimmer und wo möglich ein Gärtchen mit Blumen davor. Zur Freude seiner Schwester Franziska wurde ein kleines, nicht weit vom Dome gelegenes Haus feil. Der Kauf wurde abgeschlossen, und Christoph Schmid zog dahin. Hier hatte er, wornach er sich sehnte, ein stilles Studirzimmer, das die Morgensonne beschien, ein Gärtchen mit Blumen, einzelnen Obstbäumen und einem laufenden Brunnen. Er lebte wie neu auf, arbeitete mit Freude in seinem Berufe und fing wieder an, Erzählungen zu schreiben.

Die Lebensweise Schmids blieb in Augsburg so streng geregelt, wie er sie als Kaplan und Pfarrer zu führen gewohnt war. Auch hier saß er schon am frühen Morgen an seinem Arbeitstischchen; es waren ihm die liebsten Stunden des Tages, weil er sich ganz ungestört mit der Abfassung seiner Erzählungen beschäftigen konnte. Um 6 Uhr ging er in den Chor, und las dann die heilige Messe. Den Vormittag über hatte er mit Ordinariatsangelegenheiten, besonders im Schulfache, zu thun. Sein Mittagstisch war sehr einfach und nur dann etwas reichlicher bedacht, wenn er Gäste hatte. Dem Gespräche wußte er stets eine erheiternde oder belehrende Wendung zu geben, über die Fehler anderer Menschen äußerte er sich selten und dann nur mit Bedauern. Er suchte sogleich die Unterredung von den schlimmen Seiten derselben auf ihre guten zu lenken, oder schwieg ganz. Wie in seinen Erzählungen, liebte er es auch in seiner Unterhaltung, mehr die Licht- als die Schattenseite des Lebens hervorzuheben. Nachmittags pflegte er bei freundlicher Witterung einen Spaziergang in den schönen Alleen, die Augsburg umgeben, zu machen. Kinder kamen herbeigesprungen, brachten ihm Blumen und küßten ihm die Hand. Er lächelte freundlich und dankte herzlich für diese Gaben aus den Händen der Unschuld. Auf diesen Spaziergängen begleitete ihn fast

immer einer der ihm näher befreundeten Domherrn. Zu Nacht speiste Schmid nie mehr als ein oder zwei Eier und las die Zeitungen. Nach vollbrachtem Tagwerke kam seine Schwester Franziska mit ihrem Strickzeug auf sein Zimmer, wo er ihr dann gewöhnlich noch eine Stunde lang vorlas. Sie schrieb ihm auch alle Manuscripte seiner Erzählungen für den Druck ins Reine, und beschäftigte sich, soweit es ihr die Haushaltungsgeschäfte gestatteten, gerne mit guter und interessanter Lectüre.

Christoph Schmid liebte es, in seinem Zimmer stets einen Singvogel zu haben. Schon als Kaplan hatte er ein Rothkelchen, später einen Kanarienvogel oder eine Nachtigall. Er fütterte sie selbst, und sie kannten ihn ganz genau. Ein Kanarienvogel, den er lange Zeit hatte, kam oft auf das Tischchen, an dem er schrieb, geflogen und zupfte an seiner Feder, bis er ein Apfelschnitzchen oder ein grünes Blättchen bekam. Er flog in den Garten hinaus und kehrte selbst wieder in seinen Käfig zurück. Die Nachtigall kannte ihn an der Stimme. Wenn er Nachts ohne Licht in sein Studirzimmer ging und die Nachtigall deßhalb erschreckt, scheu im Bauer umherflog, so wurde sie sogleich ruhig, sobald er zu sprechen angefangen hatte. Auch die Finken und Emmerlinge, welche sich auf den Bäumen seines Gärtchens aufhielten, kamen, besonders im Winter, an seine Fenster geflogen, wo sie dann von ihm gefüttert wurden.

Unter den Blumen liebte Schmid besonders die Rosen. Seine Schwester trug daher Sorge, daß alle Sommer ein schöner Rosenflor den Hausgarten schmückte. Nicht selten sah man ihn, wenn er darin umherging, längere Zeit vor einem der blühenden Rosensträuche betrachtend, stehen bleiben.

Nächst den Rosen liebte Christoph Schmid vorzüglich die Levkojen; karmoisinrothe, dunkelblaue, weiße, gesprengte schmückten in Töpfen seine Fenstergesimse. Er pflegte und begoß sie immer selbst. Auf ein Blättchen schrieb er:

Die Levkojen.

Er, der diese schönen, milden
Farben konnt' aus Staube bilden,
Diese lieblichen Gestalten
Aus dem Samenkorn entfalten,
Er, der diesen süßen Duft
Aus der todten Erde ruft —

O welch hohe Seligkeiten
Wird Er uns erst dort bereiten
In dem vollen, großen, weiten
Schauplatz seiner Herrlichkeiten!

Man konnte ihm eine große Freude machen, wenn man ihm einen duftenden Blumenstrauß, einen blühenden Blumentopf, oder reife Früchte ins Zimmer stellte. Unter den letztern bevorzugte er namentlich die Pfirsiche und Trauben. Er ließ sie oft längere Zeit, ehe er sie genoß, auf dem Tische stehen, um sie zu betrachten. Das sanfte, wie hingehauchte Roth der Pfirsiche, das duftige Blau der Trauben konnte er nicht genug ansehen. Er bewunderte Gottes Allmacht und Schönheit daran. Diesen sinnigen Betrachtungen verdankt die Kinderwelt manche liebliche Erzählung.

Auf elegante Hauseinrichtung sah er nicht. Seine Sopha's, Sessel und andere Möbel waren alt und unscheinbar. Spiegel hatte er weder in seinem Gast- noch in seinem Studirzimmer. Dagegen legte er Werth auf gute Gemälde und Kupferstiche, wie er denn selbst eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit im Zeichnen besaß. Auch gute Bücher suchte er gerne zu erwerben und gelangte nach und nach durch billigen Ankauf in den Besitz einer hübschen Sammlung.

Im Sommer oder Herbst machte Christoph Schmid fast jedes Jahr von Augsburg aus eine Erholungs- oder Badereise, und benützte auch wohl einen Theil dieser Mußezeit zu seinen literarischen Arbeiten.

Die Jahre 1846 und 47 waren harte Theuerungsjahre. Schmid's Wohlthätigkeitssinn wurde außerordentlich in Anspruch genommen; den ganzen Tag läutete das Hausglöcklein; Arme aller Art wandten sich mündlich und schriftlich an ihn, ja bestürmten ihn förmlich. Er übte die Liebe und Menschenfreundlichkeit, welche er in seinen Schriften den Lesern ans Herz legt, wie überhaupt in seinem Leben, so besonders in jenen harten Zeiten überreichlich. Bei Sammlungen aller Art zeichnete er namhafte Beiträge, und die Sammler kamen in der Regel zuerst zu ihm. Vielen Familienvätern half er aus der Noth, viele Waisen fanden bei ihm Unterstützung, eine Menge Studirender hatten Monatgelder in seinem Hause; tüchtigen, aber mittellosen Künstlern verschaffte er Arbeit und manchem aufstrebenden Talente durch seine Empfehlung eine Stelle; für seine Geschwister und Verwandten sorgte er gleich einem Vater.

Die letzten zwei Lebensjahre Christoph Schmid's waren durch körperliche Leiden und Gebrechen des Alters vielfach getrübt. Sein Gehör ließ nach, und man mußte ziemlich laut mit ihm sprechen. Dann entstand dicht unter seinem rechten Auge, mit dem er allein sehr deutlich sah, ohne äußere Veranlassung eine Wunde, die ihm viele Schmerzen und Sorgen machte. Nachdem mehrere Monate lang vergeblich daran kurirt worden war, fand sein Arzt eine Operation nöthig. Der fünf und achtzigjährige Greis überstand dieselbe mit großer Standhaftigkeit, und sie ging glücklich vorüber.

Den Vormittag über arbeitete er immer noch; er machte Aufzeichnungen aus seinem Leben für das dritte Bändchen seiner „Erinnerungen"; auch schrieb er kleine Erzählungen für Kinder.

Einen herben Verlust bereitete ihm in seinem hohen Alter der Tod seiner geliebten, gleichfalls sehr betagten Schwester Franziska, welche am 18. Juli 1854 starb, und der schon am 12. August seine zweite Schwester Therese folgte, die von der damals herrschenden Cholera weggerafft wurde. Am 28. August befiel ihn selbst diese Krankheit, welcher er am 3. September 1854 erlag. Sanft und friedlich entschlummerte nach kurzem Leiden mit vollkommener Ergebung in den Willen Gottes der edle, fromme Greis. Am 5. Nachmittags wurde er bestattet. Die Schaar der Begleiter, die zu anderer Zeit sicherlich eine überaus große gewesen wäre, war nur klein; denn bange Furcht hielt in jenen Schreckenstagen alle Gemüther gefesselt. So fehlten denn auch bei seinem Sarge die Blumen und die Kinder, die der Dahingeschiedene so sehr geliebt hatte.

Sein Grab befindet sich auf dem Begräbnißplatze des Domkapitels an der Gottesackermauer, beinahe dem Haupteingange des Friedhofes gegenüber nicht sehr weit von dem Schmid'schen Familienbegräbniß, wo seine treuen Schwestern ruhen. Eine einfache, schwarze Platte in der Kirchhofmauer bezeichnet die Stelle, wo der Verfasser der „Ostereier" ruht.

Christoph Schmid hatte sich mehrfacher Auszeichnungen während seines langen, in der rühmlichsten und ersprießlichsten Thätigkeit hingebrachten Lebens zu erfreuen. Im Jahre 1837 verlieh ihm König Ludwig I. von Bayern den Kronorden, 1850 König Max II. das Komthurkreuz des Michaelordens. Von vielen hochgestellten oder sonst bedeutenden und namhaften Zeitgenossen, wie von Bischof Sailer, Kardinal Diepenbrock, Erzbischof Demeter von Freiburg, von Gelehrten und Schriftstellern wie Schubert, Boisserée und andern erhielt

er fortwährend theils im persönlichen Umgange, theils im vertraulichen Briefwechsel Beweise der aufrichtigsten Freundschaft und Hochschätzung. Im August 1841 waren fünfzig Jahre verflossen, seit er die Priesterweihe erhalten; Schmid beging diese Jubelfeier in seiner Vaterstadt, und erhielt bei diesem Anlasse von Nah und Fern zahlreiche Beweise der Dankbarkeit, Liebe und Verehrung. Diese Gefühle gaben sich auch bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages kund, den er 1847 festlich zu Augsburg beging. Und noch in seinem letzten Lebensjahre, als er am Sarge seiner treuen Schwester Franziska trauerte, rührte und tröstete ihn unter den vielen Beileidsbezeigungen, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, ganz besonders die Theilnahme, welche die Bischöfe von Bayern ihm aussprachen. Dieselben waren eben damals in Augsburg zur Abhaltung von Conferenzen zusammengetreten und erwiesen Christoph Schmid die Ehre ihres Besuches. Es war am Abend des 26. Juli; Christoph Schmid saß in seinem untern Zimmer. Er dachte an nichts weniger, als an einen so hohen Besuch. Da öffnete sich die Thüre und die Kirchenfürsten in ihren bischöflichen Gewändern, voran der hochwürdigste Erzbischof von München, Graf von Reisach, nunmehr Kardinal in Rom, traten freundlich grüßend ein. Sie nahmen Platz, bezeigten dem überraschten Greise überaus liebevoll ihre Theilnahme an dem Hinscheiben der Schwester, und unterhielten sich einige Zeit mit ihm.

Als sie wieder scheiden wollten, wandte sich Christoph Schmid an den hochwürdigsten Erzbischof von München und sagte: „Ich stehe nahe dem Grabe, und es wird mir in diesem Leben das hohe Glück nie mehr zu Theil werden, meine Herrn Oberhirten zu sehen; ich bitte Eure Excellenz, mir altem Manne den erzbischöflichen Segen zu geben.“ Er ließ sich auf ein Knie nieder, die Bischöfe umstanden ihn, und der Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick, der wie ein milder Sonnenstrahl den Abend seines Lebens verklärte. Es war aber auch diese Segnung eine Einweihung zu seinem nahen Begräbniß; das Gebet und der Segen seiner Oberhirten sollte ihn stärken, den Leidenskelch, den ihm Gott bald darauf reichte, mit Geduld und Ergebung zu trinken.

Wie weit verbreitet Schmid's Name und wie allgemein anerkannt seine Verdienste um die Jugendbildung sind, offenbarte sich auch nach seinem Hinscheiden, als der Wunsch laut wurde, daß sein Andenken durch ein Monument in seiner Vaterstadt würdig geehrt werde. Dem zu diesem Zwecke gebildeten Comite

flossen die Beiträge aus allen Theilen Deutschlands so reichlich zu, daß nicht bloß die Kosten gedeckt werden konnten, sondern noch ein namhafter Ueberschuß sich ergab, der zur Unterstützung armer Schullehrlinge beider Confessionen verwendet wurde. Das wohlgelungene Denkmal, von Professor Widnmann in München modellirt und von Inspector Miller in Erz gegossen, zeigt den Verewigten sitzend und in seiner geistlichen Kleidung; zur Rechten und Linken sieht man Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die sich an ihn anschmiegen und den Lehren und Erzählungen des Jugendfreundes aufmerksam zu lauschen scheinen. Die Enthüllung, welcher auch einer der Brüder des Gefeierten, Herrschaftsrichter Schmid aus Augsburg, ein damals vier und achtzigjähriger Greis, und die übrigen Verwandten des Gefeierten beiwohnten, fand unter angemessenen Festlichkeiten am 12. Oktober 1859 zu Dinkelsbühl statt.

Werfen wir zum Schlusse dieser biographischen Skizze noch einen Blick auf Christoph Schmids schriftstellerische Laufbahn!

Den ersten Anstoß für die Jugend zu schreiben, erhielt er zu Thannhausen, wo er aus eigener praktischer Erfahrung die Bedürfnisse der Volksschule kennen lernte. Er verfaßte hier seine biblische Geschichte für die Schulen Bayerns, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen, auch in andern deutschen Ländern in den Schulen eingeführt und bald auch in die französische und italienische Sprache übersetzt wurde. Zu Thannhausen brachte er ferner die kleine Schrift zum Behufe des ersten Unterrichts von Gott, vom Volke das „Gottbüchlein" genannt, in wenig Wochen zu Stande; hierauf eine Erzählung in Briefen, „das Glück der guten Erziehung", die „Ostereier", als ein Ostergeschenk für seine Schüler und Schülerinnen, das bekannte treffliche Büchlein, das zuerst seinen Ruf als Erzähler begründete, und die „Genofeva" deren rührende Geschichte er als Kind oftmals von seiner frommen Tante gehört hatte. Die zwei zuletzt genannten kleinen Schriften machen kaum ein Bändchen seiner gesammelten Werke aus. Die in allen achtzehn Bändchen seiner Schriften enthaltenen Erzählungen, Schauspiele und Gedichte wurden zwar größten Theils in Thannhausen zur Unterhaltung und Belehrung der Schuljugend zu Papier gebracht und besonders zum Schlusse der Sonntagsschulen vorgelesen; auch die kleinen Schauspiele wurden zur Faschingszeit oder bei andern Veranlassungen dort aufgeführt, sie konnten aber erst während seines Aufenthaltes als Pfarrer zu Stadion in Württemberg und später zu Augsburg nach vorgängiger Ueberarbeitung dem

Drucke übergeben werden. Ein großer Theil der gesammelten Schriften wurde erst nach Jahren verfaßt.

Als man ihn einst fragte, wie er es angegangen habe, daß seine Schriften den Kindern so willkommen seien, antwortete er lächelnd: „Ich ging zu den Kindern selbst in die Schule und lernte von ihnen. Als ich Schule zu halten anfing, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine, für Kinder passende Erzählungen abzufassen, um ihnen die Lehren der Religion dadurch anschaulicher zu machen. Gewöhnlich erzählte ich diese Geschichtchen den Kindern oder las sie ihnen vor, und hieß sie dann dieselben aus dem Gedächtnisse nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, ersah ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen, was nicht. Auf diese Weise lernte ich von den Kindern, während ich sie lehrte. An den Druck dachte ich damals noch gar nicht, noch auch daran, was ein Kritiker dazu sagen würde. Ich schrieb ganz unbefangen, und war nur darauf bedacht, die Sprache der Kinder zu reden."

Den Stoff zu seinen Erzählungen holte Christoph Schmid nicht aus weiter Ferne; er nahm ihn theils aus Erzählungen, die er selbst in seiner Kindheit gehört oder die er sonst irgendwo gelesen hatte, theils aus Begebenheiten, die er selbst erlebte. Er stellt die Leser mitten in eine Welt hinein, in der sie sich heimisch fühlen. Auch aus dem christlichen Alterthum schöpfte er gern seine Stoffe; ebenso aus der Natur; ein blühender Rosenstock, ein Rothkelchen, ein Johanniswürmchen, ein Lämmchen konnten seiner lebendigen Fantasie Veranlassung dazu geben.

Selbst klein von Gestalt und alles Kleine liebend, hatte Christoph Schmid ein niedliches Schreibtischchen und schrieb seine Erzählungen auf kleine Blätter. Gewöhnlich entwarf er zuerst eine Skizze, die er dann ausführte. Er schrieb, zumal in jüngern Jahren, die Erzählung, ohne etwas daran zu ändern, ganz nieder. War er damit fertig, dann arbeitete er sie erst sorgfältiger aus, verbesserte, schaltete ein, strich weg, machte Zusätze. Seine Manuscripte sind außerordentlich corrigirt und deßhalb schwer leserlich. Er eilte damit durchaus nicht unter die Presse, und ließ nicht selten Erzählungen Jahre lang liegen, ehe er sie herausgab; er suchte ihnen die möglichste Vollendung zu verleihen, sie sollten Einheit besitzen, Kunstwerke sein und einem schönen Gemälde gleichen, das auf den Beschauer einen wohlthuenden, reinen Eindruck macht.

Nicht bloß in Deutschland fanden darum ihrer Gediegenheit wegen seine

Schriften Beifall, auch andere Nationen fanden Geschmack daran, und sie sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden. Es wurden ihm sehr zierliche Ausgaben von Paris, London und Mailand zugesandt.

Der berühmte Journalist Jules Janin übersetzte sie im Auftrage der Herzogin von Orleans für den Grafen von Paris. Diese Ausgabe ist sehr schön ausgestattet, in großem Format und mit Holzschnitten geziert. Die Königin von Schweden, eine geborne Prinzessin Leuchtenberg, übersetzte selbst einige dieser Schriften ins Schwedische. Ein Professor der französischen Sprache zu Berlin, der sich fünfzehn Jahre in Frankreich aufhielt, übersetzte gleichfalls die Werke Christoph Schmids ins Französische. Auch in Amerika haben diese vortrefflichen Jugendschriften Eingang gefunden.

Seit Christoph Schmid in der Jugendliteratur eine neue Bahn gebrochen, hat er viele Nachfolger gefunden, die in seinem Geiste gearbeitet und Vorzügliches geleistet haben. Von Manchen ist er, was den Reichthum der Erfindung, das spannende Interesse, den Glanz der Darstellung anbelangt, sogar nicht selten überboten worden; gleichwohl werden seine Schriften nie veralten da ihnen eine Frische und Unmittelbarkeit eigen ist, die sich durch keine Kunst ersetzen läßt, und wie er für Alle, die gleich ihm auf jugendliche Gemüther in Schriften zu wirken suchen, durch die Wahrheit und Innigkeit seiner Empfindung, durch die ächte Kindlichkeit seines Tones und die Lauterkeit seiner Absichten ein leuchtendes Vorbild bleiben wird, so wird auch in den Herzen der Kinderwelt das Bild seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, das sich in seinen Schriften ausprägt, und welches wir auch durch diese gedrängte Darstellung seines Lebens unserm Leserkreise nahe zu bringen suchten, zu allen Zeiten eine dauernde Stelle behalten.

Wie es geht.

Von **Augusta von Gäßler.**

„Die Leiter und den Weichselbaum,
Könnt ihr sie stehen lassen?“
Schallt Vaters Stimme durch den Raum,
Mit ihm ist nicht zu spaßen;
Die Kinder huschen eilig fort,

Und einsam lehnt die Leiter dort
Am alten Weichselbaume.

Der Vater schreitet durch das Thor
Ist bald nicht mehr zu schauen,
Da wagen wieder sich hervor
Die Kinderlein, die schlauen,
Und schleichen sich, man glaubt es kaum,
Ganz sachte an den Weichselbaum
Und zur verbot'nen Leiter.

„Hätt' ich nur eine Weichsel," spricht
Zur Fanny, Paul verstohlen,
„Nur eine will ich, meinst du nicht? —
Mir jetzt herunterholen." —
„„Ich halte dir die Leiter dann,""
Erwidert Fanny, „„Niemand kann
Uns jetzt gerade sehen.""

Doch wie es stets zu gehen pflegt,
Wenn Kinder Böses sinnen, —
Schutzengelein weint tief bewegt
Und schützt nicht ihr Beginnen; —
So war kein Segen bei der That,
Die unser Paul ersonnen hat,
Und nicht bei Fanny's Treiben.

Mit aller Kraft, so gut sie kann,
Hält Fanny nun die Leiter,
Und munter klettert Paul hinan,
Und klettert immer weiter,
Die höchste Sprosse ist erreicht; —
Da, unter seinen Füßen weicht
Die Leiter unaufhaltsam. —

Nach einem Ast, in Angst und Hast,
Greift unser Paul behende,
Der trägt nicht gerne solche Last

Und wankt und schwankt ohn' Ende;
Nun baumelt Paul hoch in der Luft,
Die Fanny aber, die er ruft
Ist selbst nicht zu beneiden.

Am Boden liegt sie hingestreckt,
Paul sieht's von hoher Warte,
Doch schwere wucht'ge Leiter deckt
Ihr Körperchen, das zarte;
Umsonst ist alle Zappelei,
Die Leiter gibt sie nimmer frei,
So geht's den bösen Kindern.

Da wird dem Paul ganz wunderlich,
„O weh'!" spricht er beklommen
An seinem Ast, und blickt um sich,
„Das wird noch lustig kommen!
Hilf mir nur tüchtig schreien jetzt,
Sonst fall' ich selber noch zuletzt
Auf dich hinunter, Fanny." —

Die Fanny läßt den guten Rath
Sich auch nicht zweimal geben,
Schon lamentirt sie in der That,
Als gälte es ihr Leben;
Der Paul auch schleudert Schrei um Schrei
In alle Lüfte, daß herbei
Erschreckt die Knechte laufen.

„Ei," frägt sogleich ein junger Knecht,
„Was zappelt denn da droben?
Solch' eine Weichsel ist nicht schlecht,
Die wird der Gärtner loben,
Fürwahr ein gutes Weichseljahr,

Man sollte dieses Exemplar
Noch länger hängen lassen."

„„Und welch' ein Mäuslein glatt und fein,""
Spricht neckend drauf ein Zweiter,
„„Ging hier in diese Falle ein?""
Er rüttelt an der Leiter,
Und wie die Knechte lachend steh'n
Und sich die Kinderlein beseh'n,
Kömmt auch herbei der Vater. —

Der ist nun freilich nicht erbaut,
Doch heimlich muß er lachen,
Da er die Jammermienen schaut
Die unsre Schelme machen. —
„Befreit sie nun aus ihrer Haft",
Spricht er, „sie sind genug bestraft
Für ihren Ungehorsam."

Und als sie Beide dann vereint
In Thränen vor ihm stehen,
Gebietet er: „Nur nicht geweint,
Euch ist ganz recht geschehen, —
Verdientet Strafe auch von mir,
Doch geht, und danket Gott, daß ihr
Nicht Hals und Bein gebrochen! —"

Sie gingen hin, die Kinderlein,
Doch ließen sie sich immer
Zur Warnung dies Erlebniß sein;
Man sah sie fürder nimmer —
Und machten sie auch manchen Gang, —
Auf solch' verbot'nem Weichselfang;
Das waren kluge Kinder.

Kleinigkeiten.*)

Von Isabella Braun.

I.

Wahrheit im Kleinen.

Es ist eine gar kleine Geschichte, welche ich erzählen will, aber Gerdi, von dem sie handelt, ist auch klein, nicht volle drei Jahre alt. Bei meinem letzten Landaufenthalte zu St. Zeno wohnte er neben mir. Der Kleine entzückte mein Herz durch seine fröhliche Kindlichkeit, durch seine eifrigen Sprechübungen, um das rechte Wort zu finden und es deutlich zu sagen, durch den klugen, lebendigen Ausdruck der Augen, durch mancherlei, aber besonders durch seine Zärtlichkeit, wenn er sich des geringsten Fehlers bewußt war.

Ich neckte den Knaben bisweilen mit dem Namen „Gertrude"; aber dann rief er: „Ich heiße Gerhard, oder Gerdi." Also der kleine Gerhard oder Gerdi besuchte mich täglich. Dann stellte er sich gerne auf ein Schemmelchen am Fenster und schaute die Straße entlang, denn ich bewohnte ein Eckzimmer. Dort gab es stets etwas zu sehen, was ein Kinderauge fesselt: schöne Karossen, österreichische Offiziere, Reiter, Albi, den prächtigen weißen Pudel, Kesselflicker und Mausfallenhändler, böhmische Auswanderer mit ihrem Karren, oftmals von einem Hunde gezogen und begleitet von braunen, schwarzhaarigen Kindern. Einmal jedoch gab es etwas ganz Besonderes: — einen Bären. — Er lag an der Kette uns schräg gegenüber vor dem Gasthause zum „Hofwirth", viele Stunden lang, denn sein Herr befand sich im Landgerichtsarreste, weil er den Meister Petz ohne gerichtliche Erlaubniß hatte tanzen lassen. Es mochte nun der braunen Zigeunerin daneben nebst dem Bären an Speis und Trank fehlen: die Erstere weinte bitterlich und der Letztere zerrte an der Kette, wiegte sich mit dem ganzen Leibe und Kopfe unaufhörlich von einer Seite zur andern und brummte höchst verdrießlich, was man zwar von unserm Fenster aus nicht hören konnte, aber ich habe es in der Nähe gehört. —

Dies war ein Schauspiel von höchstem Interesse für den kleinen Gerdi. Er wich und wankte nicht von der Stelle, er frug mich nach der Ursache, warum der Bär beständig den Kopf schüttle und als ich ihm sagte, daß es aus

---

*) Jahrgang 1866. 1—15.

Hunger geschähe, floß sein Herzchen über von Mitleid, er hätte ihm gerne sein ganzes Mittagessen gebracht, ja, der „arme Bär" beschäftigte ihn so lebhaft, daß er dessen Bewegungen nachahmte und dabei brummte. Endlich, nach etwa 10 Stunden, erhielt der Mann seine Freiheit und die ganze Gesellschaft zog von dannen. Aber das Bild des kopfschüttelnden, brummigen Bären blieb fest haften in Gerdi's Erinnerung. Er schüttelte noch tagelang den Kopf und brummte dazu, so oft er seiner gedachte und wer dem Kinde im Hause begegnete, frug wohl auch: „Gerdi, wie macht's der Bär?"

Etwa acht Tage später besuchte ich Gerdi.

Mama und Papa standen neben ihm. Ich wiederholte obige Frage, er schüttelte den Kopf und brummte aus Leibeskräften.

Da neigte sich der Papa zu seinem Söhnlein, hob den Finger empor und fragte mit liebevollem, aber ernsten Tone: „Gerdi, hat der Bär gebrummt?" — Das Kind nickte bejahend mit dem Kopfe und der Papa frug weiter: „Gerdi, besinn' Dich, ob es auch wahr ist?" Wieder nickte der Kleine bejahend. Da frug der Papa zum dritten Male: „Gerdi, hast Du es aber selbst gehört?"

Jetzt wurden die lebhaften Augen ruhig und nachdenklich. Das Kind besann sich und als der Papa die letzte Frage wiederholte, küßte Gerdi zärtlich dessen Hand — wir wissen, was es zu bedeuten hat — dann schüttelte er eifrig den Kopf, aber — er brummte nicht mehr dazu.

Der Papa küßte seinen Knaben und sagte kein Wörtchen mehr.

Am nächsten Tage frug ich wieder: „Gerdi, wie hat's der Bär gemacht?" Da warf er den Kopf heftig nach links und nach rechts, aber ohne zu brummen und als ich ihn frug: „Wie brummt der Bär?" drehte er sein Händchen verneinend und sagte mit heiligem Ernste: „Ich hab's nicht gehört." Der kleine Knabe kam noch oft in schwere Versuchung, denn Jedes im Hause stellte Tag für Tag die gleiche Frage; aber jederzeit sagte er und immer lebhafter: „Ich hab's nicht gehört, wie er brummt." Einmal gestaltete sich der kleine Kindermund bereits zu einem Gebrumm; da fiel es ihm zur rechten Zeit noch ein, er überdeckte mit seinem Händchen die Lippen, Purpurröthe überzog sein Gesicht und er rief fast ein wenig ärgerlich über die stets wiederkehrende Versuchung: „Ich hab's ja nicht gehört." —

So ist's recht, Gerdi! Gott segne Deine Wahrheitsliebe und lasse sie mit Dir aufwachsen, mein lieber Knabe. —

Das kleine Brüderlein.

Ein Briefchen.

Von **Friedrich Güll**.

Wie ich heut Morgens aufgewacht,
Denk' an: da hat uns über Nacht
Der Storch ein Brüderlein gebracht.

Ein Bürschlein ganz nach meinem Sinn:
Mit runden Bäckchen, rundem Kinn,
Und einem Schelmengrübchen drinn.

Sein Häubchen, o wie feingestrickt,
Und Hemd und Kittelchen gestickt,
Als hätt's ein Engelein geschickt.

Die Kissen weiß von Leinewand,
Rings um ein blaues Wickelband,
Und grün der Vorhang umeinand'.

Den Vorhang zieh ich sanft zurück,
Und wie ich mich hinunter bück',
Ei, welch' ein unverhofftes Glück!

Ein Päckchen hält es in der Hand
Von Goldpapier mit rothem Band
Voll süßer Sachen allerhand:

Lebkuchen, Törtchen, Zuckerstern,
Und Pfeffernüßchen, Mandelkern,
Und was wir sonst noch knuspern gern.

Geschwind mach Dich nun auf die Bein',
Und spring' noch heut zu uns herein
Und schau mein liebes Brüderlein!



Von der echten Kindesliebe.

Von **Isabella Braun.**

(Mit Bild.)

Meine alte, treue Uhr, meine Jugendfreundin, schlug so eben vier Mal. O, wie ging mir jeder Ton durch das Herz! Heute vor einem Jahre begrüßte sie mich mit diesem lauten, vollen Stundenschlage, als ich nach der weiten Reise in das Stübchen meiner Mutter trat und sie mich, zum letzten Male, bei sich willkommen hieß, mich fröhlich in die Arme schloß und ihre hellen, braunen Augen Mutterliebe und Entzücken ausstrahlten.

Seit dieser Mahnung meiner Uhr blicke ich umher und vergleiche das Zimmer mit dem Stübchen der Mutter. Es heimelt mich an, denn hier steht ihre Komode, ihr Trinkbecher, ihr Tischlein; hier über dem Sopha hängt ihr großes und über dem Schreibtische ihr kleines Bild. Daneben im Schlafkabinet, dessen Thüre offen steht, befindet sich ihr eigenes Bett, ganz und gar das ihrige, nur mit Beifügung der alten Steppdecke, der meinigen beim Besuche, wo die Mutter jede Nacht an mein Bett trat, mich frug: „Liegst Du auch gut?“ und mich dann, wie in den Tagen der Kindheit mit dem heiligen Kreuze bezeichnete. Aber damals in der Kindheit, hatte ich eine andere Decke, besonders wenn ich krank war und heute, da mein Herz so traurig ist, sehe ich sie deutlich vor Augen.

Bei diesen Erinnerungen glüht mein Herz von Liebe zur Mutter; aber während ich an ihre große, selbstverläugnende Liebe denke, fährt mir ein Stich durch die Seele und ich frage mich: „Hast Du Dein Leben lang die Mutter auch so geliebt, wie sie es verdiente? Hast Du die rechte, echte Liebe für sie gehabt in den Tagen der Kindheit?“

Da seh ich wieder die alte, bunte Steppdecke und wieder schlägt die Uhr mit mahnender Stimme. Eine Erinnerung drängt sich mächtig hervor, und da sie für meine jungen Freunde eben paßt, will ich ihnen die kurze, einfache Geschichte erzählen:

I.

In meiner lebhaften Kindheits-Erinnerung lebt noch jetzt mit fast märchenhaftem Zauber ein kleines, aber sehr weitschichtig gebautes Dorf — eigent-

lich ein zweifaches, nämlich: Ober- und Niederknöringen. Wer auf der Landstraße von Burgau nach Günzburg fährt und daran vorüber kömmt, wird den Kopf schütteln, und gar nicht begreifen, was an dem Orte Merkwürdiges und Schönes sein soll, ja, er wird kaum verstehen, daß mir nur der Name davon im Gedächtnisse blieb. Aber die Kindheit ist mit der Märchenwelt vertraut, und wenn ich jetzt, in unserer überaus verständigen Zeit, sogar bisweilen die Kinder darüber ungläubig lächeln sehe, so dauern sie mich und ich seufze: „Die armen Kinder, sie wissen gar nicht, daß eben die Kindheit selbst eine Märchenwelt ist." Ich weiß dies aus selbsteigener Erfahrung. Mir war der Wald ein Zauberwald; ich hörte darin ein geheimnißvolles Flüstern, Rauschen, Klingen; ich hörte die Schritte der Elfen und Feen. Der Weiher mit seinem dichten Schilfe und seinen hohen Binsen, welche im Lufthauche flüsterten und an der Wurzel den süßen Nixenzucker trugen, die Haide, der Anger mit seinen Seidenfäden, gesponnen von der Mutter Gottes, den Engelein und Feen, dies Alles gehörte ebenfalls dazu; ferners manche einfache Hütte mit einem uralten Weibchen, oder einem goldlockigen Kinde; in dieser Weise auch Ober- und Niederknöringen, wie ich sogleich beweisen werde.

In diesem Orte befindet sich ein altes Herrenhaus. Damals war es der Wittwensitz einer ehrwürdigen Dame, der Baronin von Freiberg, und diese war — blind. Meine Mutter besuchte sie bisweilen nachbarlich und immer, wenn sie davon zurückkehrte, leuchteten ihre Augen vom Glanze der Rührung; sie pflegte zu sagen: „O, es ist eine Heilige! so geduldig, milde, fromm, so heiter, barmherzig, freundlich! sie ist ein Segen für die ganze Gegend, sie dient zur Erhebung für alle Leidenden. Ihr Anblick verleiht dem Herzen Ruhe; ihre blinden Augen zünden das hellste Licht an, in der Nacht des Kummers."

Wenn wir die Mutter auf diese begeisterte Weise reden hörten, so wurde es uns feierlich zu Muthe. Wir hatten ja so viel von den lieben Heiligen gehört, und noch niemals einen einzigen gesehen; wir baten die Mutter inständig, uns das nächste Mal mit nach Knöringen zu nehmen. Einmal erfüllte sie unsere Bitte und es wirkte um so stärker auf unsere Fantasie, als es bei einem Male verblieb. Wir sprachen auf der kurzen, einstündigen Fahrt wenig, sondern falteten die Hände, und als wir in das Schloß traten, war es uns nicht anders, als ob wir uns im himmlischen Vorhofe befänden. Dicke Teppiche machten die Schritte unhörbar; dann sahen wir die Greisin im

Lehnstuhle sitzen, in schwarze Seide gekleidet, die Augen gesenkt, das Haupt mit den weißen Haaren etwas seitwärts geneigt, als ob sie lausche. Das ganze Zimmer war mit Blumen geschmückt, welche herrlichen Duft aushauchten. Wir blieben an der Thüre stehen; die Mutter näherte sich der Blinden, kniete an ihrer Seite nieder, gerade, wie man bei einem Altare zu knien pflegt, küßte die Hand der Blinden und sagte: „Ich habe heute meine Kinder mitgebracht."

„Wo sind sie?" frug nun eine weiche, wohltönende Stimme und fügte bei: „Laß sie zu mir treten, damit ich sie segne."

Die Mutter führte uns herbei, und da wir noch klein waren, konnte die Greisin leicht die Hand auf die jungen Häupter legen. Sie sagte:

„Gott segne Euch, Kinder! Liebet Eure gute Mutter! sie verdient es."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so erklang aus der Ferne eine Musik; sie kam uns geradezu himmlisch vor; o, welche fromme, zarte Saitentöne! Die Blinde sagte lächelnd: „Das ist Hieronymus."

Wir hatten schon vom heiligen Hieronymus gehört. Ein Schauer durchrieselte uns; wir glaubten nicht anders, als daß die Töne von seinem himmlischen Saitenspiele kämen; es paßte zum Ganzen. Wir sollten aber bald enttäuscht werden. Als die Musik nach einer Weile schwieg, sagte die Blinde: „Das fügt sich eben wie erwünscht. Die Kinder haben gleich eine Unterhaltung, einen Gefährten." Dann wandte sie sich zur Mutter und erklärte: „Es ist nämlich ein eilfjähriger kleiner Künstler auf der Geige aus unserm Orte, ein verwaister Knabe, dem ich in Burgau Unterricht ertheilen ließ, da er solch großes, musikalisches Talent verrieth. Und jetzt spielt er mir zum Danke fast täglich etwas vor. Er soll den Nachmittag über hier bleiben. Deine Kinder können keinen bessern Gespielen haben. Der Hieronymus ist der Trost und die Stütze seiner alten Großmutter."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und drei junge Damen traten herein, die Mutter freudig begrüßend. Es waren die drei Töchter der Baronin: Louise, Eleonore und Therese. Die Letzte, viel kleiner und lebhafter als die beiden ersten Schwestern, wandte sich nach der Begrüßung sogleich zu uns und rief: „Grüß Euch Gott, Kinder! Kommt, kommt mit mir in den Garten, dort ist's lustiger, als hier in der Stube." — „Laß Hieronymus bei ihnen bleiben" fügte die blinde Heilige hinzu.

Wir eilten mit der kleinen, freundlichen Dame hinaus und dort stand der Knabe, seine Geige unter dem Arme. Er war ärmlich, doch reinlich gekleidet; seine blauen Augen und der blonde Krauskopf verliehen ihm einen sanften Gesichtsausdruck; es gefiel und überraschte uns, daß er der kleinen Dame die Hand küßte. O, wir hätten es auch so gerne gethan, aber wir wußten nicht, wie es einzuleiten sei. „Seid vergnügt mit einander, Kinder! ich will gleich das Rädlein schmieren; inzwischen spiel ihnen ein Tänzchen auf, Romy," — sagte sie und eilte von dannen.

Unsere Bekanntschaft war sogleich gemacht; Landkinder brauchen dazu nicht lange; sie messen und mustern sich nicht erst vom Kopf bis zu den Füßen; wir plauderten gleich herzhaft darauf los und Tony tanzte nach der Geige. Dann trug ein Bedienter mit einer Goldtresse am Rockkragen auf einem Servirbrette Butter, Honig, Brod und Milch herbei; ein Dienstmädchen kam, um uns damit zu versorgen, und es folgte ein unbeschreiblich heiterer Nachmittag.

Dieses kleine Erlebniß würde gewiß schon rechtfertigen, daß Knöringen in unserer Jugenderinnerung haften blieb, und wir es im Glanze der Märchenwelt betrachteten. Aber ich habe davon noch ein Mehreres zu berichten. Es war, damals wenigstens, kein Dorf, wie andere Dörfer, wo Heu-, Getreide- und Mistwagen die Hauptrolle spielen. Knöringen war ein Musikantenort. Fast in jedem Hause ward musizirt; die Knöringer Musikanten zogen im ganzen Schwabenlande von Ort zu Ort. Bei Hochzeiten, Kirchweihen, Jahrmärkten, Trauergottesdiensten und sonstigen Gelegenheiten spielten sie auf und genossen allgemeines Ansehen. Es konnte nicht fehlen, daß sie sich dadurch auch im Aeußern von den Bauern wesentlich unterschieden. Diese Leute waren in unserm Gedanken Eins mit lang ersehnten Festtagen. —

Aber selbst hiemit war noch nicht Alles erschöpft, was mit Knöringen in unserer Kinderfantasie in Verbindung stand. Es lebte daselbst ein Italiener mit langen, pechschwarzen Haaren und Augen, mit dunkler Gesichtsfarbe und einem ausländischen Dialekte. Er hieß Zanero. Welch Gegensatz zu unsern gewöhnlichen Namen! Dieser Zanero war ein Bilderhändler. In seiner Mappe befanden sich alle Arten von Bilder, kleine und große, colorirte und schwarze, Stickmuster, Heiligenbilder, Märchenbilder mit der guten und bösen Fee, mit der Wassernixe am Ufer des Weihers; man konnte durch das Wasser sogar den unterirdischen Palast sehen. Wir argumentirten mit kind-

licher Logik: „Wenn es nicht in Wirklichkeit Elfen, Feen und Wassernixen gäbe und der Maler sie nicht gesehen hätte, wie wäre derselbe wohl im Stande, sie zu malen?" Diese letztern Bilder beschäftigten mich bei Tag und bei Nacht. Als ich einst Morgens sehr früh erwachte und die Dämmerung ihr zauberhaftes Licht wob, war ich gänzlich von diesen Bildern erfüllt. Ich drückte mein Angesicht in die Kissen und bald war mir's, als ob ich tief hinabblickte auf den Grund des Weihers. Dann sah ich das unterirdische Schloß mit wunderbaren Blumen, Lichtern und allen möglichen und unmöglichen Herrlichkeiten. Schade, daß ich zu früh erwachte. Ich erzählte es meinen Gespielen. Alle versuchten das gleiche Mittel, und da dicht neben unserm Schlosse sich ein Weiher befand, legten wir uns oft an sein Ufer, um uns mit den Nixen vertraut zu machen. Sie trieben ihr geheimnißvolles Spiel mit uns; oftmals meinten wir, etwas von ihnen zu sehen, aber im Nu war es verschwunden.

Wenn nun meine jungen und sogar ältern Leser zusammenfassen, was ich hier erzählte: die blinde Heilige, ihr blumengeschmücktes Zimmer, der geheimnißvolle Saitenklang, der kleine Geiger, die Musikanten, der Bilderhändler Zanero — so werden sie begreifen, daß uns Knöringen ein gar wichtiger Ort wurde, daß er unsere Fantasie mächtig erregte, und daß ich selbst jetzt noch an denselben nicht ohne jenen märchenhaften Zauber denken kann. —

II.

Durch den erwähnten Besuch in Knöringen wurde ein Verkehr mit Romy eingeleitet, indem unsere Mutter ihn einlud, uns zu besuchen. Es gefiel uns über die Maßen, wenn er mit seiner Geige unter dem Arme daher wanderte und sich stets vor der Thüre durch Musik ankündigte. Als später die Komödianten eintrafen, befand er sich gleichfalls unter dem Orchester, denn, wie bereits die blinde Heilige erwähnt hatte, war er die Stütze, der Ernährer seiner Großmutter. Es gab auch noch oftmals Gelegenheit, ihn zu treffen und mit ihm zu plaudern. Wir genoßen das Recht der Landkinder, in unsern Freistunden mitsammen in der nächsten Nachbarschaft, sei es auf der Haide, oder im Walde herumzustreifen, und wenige Plätze, wie z. B. unser Weiher, gehörten ihrer Gefährlichkeit halber zu Ausnahmen. Wir gingen in die Beeren, sammelten Schwämme, sahen nach den gefangenen armen, kleinen Vögeln, die in den Weidenzweigen, Gerichteln genannt, hingen; wir holten aus dem Walde

Blumen, Moos und Epheu. Da der Geiger Romy von Ort zu Ort zog und die nächsten Wege, die von der staubigen Landstraße abbogen, kannte, so trafen wir uns häufig. Am liebsten war uns der Spaziergang nach Eberstall, einem alten Schloß in Vaters Gerichtsbezirk nur eine kurz gemessene Stunde von der Heimath entfernt. Man konnte dahin dreierlei Wege einschlagen: die hochgelegene Fahrstraße, welche nach Burtenbach und Thannhausen führte, den Wiesenpfad unterhalb, und dazwischen bahnten wir uns selbst einen Weg über fünf bewaldete Hügel, von denen jeder seinen besondern Namen hatte. Der allererste hieß „das Galgenbergle" und selbstverständlich paßte dieser Name zu unserer damaligen Geistesrichtung. Wir fühlten auf diesem einsamen Platze allerdings einen Schauder, welcher uns durchrieselte, so oft ein morscher Ast knakte, es in den Zweigen rauschte oder die Fichten lange Schatten warfen; aber dennoch hatte dies seinen Reiz, es zog uns gerade dorthin. Wenn nun Romy nach Burtenbach wanderte, wählte er diesen schattigen Pfad, vielleicht auch in geheimer Hoffnung eines freundschaftlichen Zusammentreffens und dem Antheile an unserm Vesperstück. Bei solchen Gelegenheiten mußte er auf einem Baumstumpf sitzend, den Geistern etwas vormusiziren; er wählte immer recht wehmüthig klagende Stücklein, daß es uns gruselte, was uns, sonderbarer Weise, auch mit Entzücken erfüllte. Dann lagerten wir uns im Moose und plauderten. Romy zeigte uns bisweilen mit wahrem Triumphe seine erworbenen Silberstücke und daran knüpfte sich ein Gespräch über die alte Großmutter, denn der Knabe hätte ihr von dem Gelde so gerne etwas mitgebracht, ein buntes Halstuch, eine Schürze, ein Band, aber es mußte Alles so streng für den Lebensunterhalt zusammen gehalten werden. Wir verstanden den guten Romy dabei nicht recht. Es kam uns so lächerlich vor, daß er dies alte, runzlichte, fast häßliche Weiblein, als welches wir sie kennen gelernt hatten, während sie unsere Mutter dankend besuchte, schön anziehen wollte, und als er nun vollends gar mit hochgeröthetem Angesicht sagte, daß er sie gar so lieb hätte, brachen wir in ein lautes Gelächter aus. Wie konnte man auch ein so garstiges, altes Weiblein küssen? und dieses eben war uns gleichbedeutend mit lieben. Wir küßten und umarmten die Mutter des Morgens und Abends und bei jeder Gelegenheit; ja, wir liebten die Mutter, aber sie hatte auch so glatte Wangen und so ein liebes Gesicht. — Nun frugen wir Romy, ob er seine Großmutter küsse? Zuerst sah er ganz verwundert darein, dann schüttelte er verneinend den Kopf und lachte; es kam ihm selbst son-

derbar vor. Nun, es blieb eben ein für uns ungelöstes Räthsel, das uns erst die Erfahrung lösen sollte.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Umhertreiben eine höchst schädliche Folge für unsere Kleidung hatte und Mutters Flickkorb täglich auf's Neue gefüllt wurde. Die gute, liebe Mutter besaß so viel Ordnungssinn und konnte es nicht über sich bringen, des Morgens uns mit einem zerrissenen, oder einem beschmutzten Kleide anzuziehen. Wenn unsere Gewänder auch nicht denen der jetzigen Beamtenkinder glichen, wenn sie auch an Werktagen nur aus selbstgewebtem Baumwollzeug bestanden und statt des gestickten Krägchens ein kreuzweise über der Brust nach rückwärts geschlungenes und gebundenes Halstuch den Anzug vervollständigte, so war doch Alles sauber und nett gemacht. Jedes Stückchen ging ganz allein durch Mutters und Nanny's Hände, und nur, wenn der Flickkorb gar nicht mehr zu bemeistern war, wurde die taube Näherin Kathrin zu Hilfe genommen.

Die arme, geplagte Mutter, welche auch gerne einmal sich mit den Frauen der Nachbarschaft vergnügt hätte und so schwer abkommen konnte! — Täglich erhielt sie neue Arbeit durch unsere Unachtsamkeit: ein langer Riß, ein Quer-Riß, ein dreieckiger Riß, ein Riß mit fehlendem Stück, ein ganz unbegreiflicher, fast künstlerischer Riß; — dann ein Schmutzflecken am nagelneuen Kleide, während die ganze Erde nach Regen schmachtete und jede Lacke ausgetrocknet war, ein Grasfleck, ein Saftfleck von Beeren, ein Mörtelfleck, ein Moorüberzug. — Dies Alles und noch viel mehr gehörte zu den Leiden der armen Mutter. Bisweilen fehlte ein Kleidungsstück auch gänzlich, bis der Förster, der Flurschütz oder Mäusefänger einen Theil davon brachte, oder es der Mutter mit ähnlichen Worten vorhielt, wie jene waren: „Sieh einmal, ob es nicht der Rock Deines Sohnes sei?" — Zum Glücke fand man den Sohn, oder die Tochter bald in irgend einem Verstecke, wohin sie das Schuldbewußtsein getrieben, und die Mutter brauchte wenigstens nicht zu rufen: „Ein wildes Thier hat ihn gefressen" obgleich bisweilen auch Blut daran klebte. Dann wurde sie abwechselnd ärgerlich, sie schalt, oder, was uns weit mehr zu Herzen ging, sie wurde betrübt, ja, ihre lieben, hellen Augen feuchteten sich, wenn sie sich eben todtmüde gearbeitet hatte. Sie sagte wohl auch: „O Kinder, Kinder, wie mögt Ihr mir so viel Verdruß machen! habt Ihr denn gar kein Erbarmen mit mir! habt Ihr mich denn gar nicht lieb? Woher soll der Vater das Geld nehmen, um immer neue Kleider anzuschaffen?"

Unsere Nanny aber fuhr derber darein, als die Mutter. Wenn wir es recht arg trieben, sagte sie: „Wartet nur, ich hol den Schnapperle! der wird's Euch geben." — Bei diesen Worten liefen wir davon und die Kleine schrie sogar, als ob sie am Messer stecke. Der „Schnapperle" war nemlich der Wauwau des ganzen Ortes, ein kleiner, ältlicher, dicker Mann mit hartem, garstigen Angesichte, der beständig mit beiden Händen zitterte, wahrscheinlich in Folge des Trinkens, und deßwegen den Nachnamen erhielt. Er versah das Geschäft eines Botenschaffners und brachte jeden Samstag regelmäßig das Bücherkästlein aus der Leihbibliothek von Augsburg. Wir liefen davon, wann wir ihn von Weitem sahen. Es knüpften sich die sonderbarsten Vorstellungen an seinen Anblick, und ich weiß bis heutigen Tages nicht, ob er in Wirklichkeit unsere große Furcht und Abneigung rechtfertigte. Genug, Nanny bestärkte uns darin und mag es verantworten.

Solche Scenen hatten für einige Tage stets größere Aufmerksamkeit zur Folge. Wir küßten die Mutter noch zärtlicher, um ihr zu beweisen, wie herzinnig wir sie liebten. Nach und nach siegte die alte Gewohnheit und der Flickkorb umfing wieder Stöße von zerrissenen Röcken oder Hosen. Es ist darnach leicht zu berechnen, daß wir sehr viele Kleiderstoffe brauchten, ich natürlich auch viel mehr, als der Bruder, da die Röcke sich leichter im Dorngestrüppe verwickeln, als die anliegenden Beinkleider. Ich zerriß nicht nur Mutters abgelegte und mir angepaßte Gewänder, sondern auch die schönen neuen Kleidchen, wozu man den Kattun von Abraham Feuchtwanger aus Ichenhausen kaufte und die starken, selbstgewebten Zeuge; gewiß, man könnte einen ganzen Kramladen von meinem Verbrauche der ersten zehn Lebensjahre einrichten.

Nun aber verstand sich unsere gute, geschickte Nanny auf eine gar hübsche Arbeit. Sie sammelte von all unsern Kleidern ein Fleckchen, und wenn sie genug beisammen hatte, dann nähte sie diese bunten Stückchen aneinander mit geschmackvoller Vertheilung der Farben, bald in drei- bald viereckigen Stückchen. Nanny hatte seit meiner Geburt bis zum neunten Jahre gesammelt und am letzten Weihnachten für die Mutter eine Couvertdecke daraus zusammengesetzt. Es bestand bereits eine andere, aber sie mußte dieser neuen bedeutend nachstehen, denn allerlei Leute hatten die Fleckchen geliefert. Wenn wir nun wieder ein Kleid fertig, d. h. zum Verderben gebracht hatten, trösteten wir uns, das neue Kleid werde auch ein neues Fleckchen zur Decke liefern.

Diese wunderschöne Decke bekamen wir aber nur bei ganz absonderlichen

Gelegenheiten, nemlich, wenn wir als Reconvaleszenten im Bette lagen; sie ging uns dann für ein Bilderbuch hin, ja, es war beinahe der Mühe werth, ihret- und der mit Weinbeer gedünsteten Aepfel wegen, so ein wenig krank zu sein.

Dies also war die Steppdecke, welche ich Anfangs meiner Geschichte erwähnt habe. —

III.

Der lang ersehnte 13. Juni war endlich gekommen: Antons Namenstag — zugleich ein Fest für seine Geschwister, denn wir lebten in förmlicher Gütergemeinschaft. Nanny hatte einen prächtigen Kuchen gebacken, so groß, daß er nicht nur für uns, sondern auch für die Kameraden reichte und sie waren auch sämmtlich zum Mittagessen eingeladen. Von Onkel Anton kam ein Paket, darin befand sich der „Robinson" mit gemalten Bildern; der Vater beschenkte den Namenstägler mit einem Taschenmesser und die Mutter hatte sich die fleißigen Finger wund genäht und seit mehreren Tagen auf jeden Spaziergang verzichtet. Nicht nur Anton bekam neue Beinkleider mit Weste und Jäckchen, auch wir Schwestern wurden mit neuen Kleidern ausgestattet. Der 13. Juni fiel auf einen Samstag, und wir durften diese Sonntagskleider zum Feste anziehen. Bei dieser Gelegenheit, als ich vor der Mutter stand und sie mich wohlgefällig betrachtete, sagte sie eindringlich: —

„Nun versprich aber auch, heute recht Acht darauf zu geben, es nicht zu beschmutzen und nicht zu zerreißen. Wenn Du mich lieb hast, so denk daran, wie viel Mühe es mir gemacht hat!"

Ich küßte die Mutter so stürmisch und zärtlich, daß sie sich meiner Umarmung kaum erwehren konnte. „Wenn Du mich lieb hast!" wie mochte sie nur so sagen! ich hätte sie zerdrücken können vor lauter Liebe.

Mittags gab es ein gutes Essen und trotz des Samstags keine Leberspätzlein, die mir so gründlich verhaßt und an diesem Tage herkömmlich waren. Nanny hatte mit kluger Umsicht Alles vermieden, was Einem von uns nicht schmeckte und den Geschmack der ganzen Gesellschaft getroffen. Dann kam der lustige Nachmittag. Konnte auch ein Namensfest günstiger, als auf einen Vakanztag fallen und zwar auf einen, wo wir so freies Spiel hatten, weil Jedermann vollauf mit der Haushaltung beschäftigt war.

O, welch lustige Gesellschaft machten wir aus: Ernst und Louis Prestele,

Clemens und Fanny Schaible, die verwaisten Kinder von Vaters Vorgänger, Oberamtmanns Rudolf und Marie, Sternwirths Bernhard und Müllers Lenore, dann noch wir drei Geschwister. Als wir uns bei den Hopfengärten zum Spiel vereinigten, kamen noch andere gute Kameraden dazu und wir konnten alles spielen, was wir wollten. Ja, wir machten auch alle Spiele der Reihe nach durch und wechselten dabei natürlich auch die Spielplätze. Als es fünf Uhr schlug, eilten wir zum Vesperbrode und dann begannen wir aufs Neue und zwar die selbsterfundenen Spiele.

Heute war unsere Fantasie besonders rege durch die Bilder im Robinson; Anton kannte auch bereits die Geschichte und erzählte uns davon. Natürlich wollten wir nun Scenen aus Robinson aufführen und wie herrlich paßte hiezu unser Weiher, er konnte das Meer vorstellen; statt eines Schiffes gab es dort einen Floß und welch einen Floß! so passend zum Schiffbruch, denn die Balken gingen leicht auseinander, man konnte so natürlich sich auf solch einem Balken anklammern und retten. Aber, aber, der Weiher und der Floß gehörten zu den verbotenen Dingen! Robinsons Geschichte spielte jedoch nicht allein auf dem Wasser, sondern auch auf einer wüsten Insel. Es genügte somit, sich in der Nähe „des Meeres" aufzuhalten.

Wir begaben uns an den obern Weiher, wo ein kleines Pförtchen in den Garten führte, d. h. in einen etwas verwilderten, wenig angebauten Theil, der längs des Weihers hinlief und durch ein Thor vom eigentlichen Garten geschieden war. Es befand sich darin das Glashaus, im Winter ein herrlicher Ort, wo auf terassenförmigen Stellagen die Orangenbäume und die Aloen standen, eine Kegelbahn die Honoratioren zum Vergnügen allabendlich versammelte. Aber im Sommer diente es nur zur Aufbewahrung der Garten-Geräthschaften, Blumenstäbe, Stangen, Schubkarren, Bast, Weidenzweige, Spagat und dergleichen Dingen. Eigentlich war es für uns ein unheimlicher Ort, denn Xaver, der Gärtner, hatte es verstanden, uns Furcht vor „dem Waldteufel" einzuflößen und bezeichnete dies Glashaus als dessen zeitweilige Wohnung. So hasenfüßig wir auch waren, wenn wir einzeln dorthin gehen sollten, um eine Botschaft auszurichten, so voller Muth waren wir in großer Gesellschaft. Wir spionirten also, ob das Glashaus verschlossen, oder geöffnet sei, denn wir konnten dort allerlei für unsern Zweck finden. Nein, die Thüre war nicht verschlossen, sondern nur angelehnt.

Wir hatten bereits die Rollen vertheilt: Anton machte den Robinson, sein

lieber Ernst den Freitag und wir Uebrigen wollten Indianer vorstellen. Wir hielten uns nicht mehr an die Erzählung, sondern ließen ungefesselt unsere eigene Fantasie walten. Im Glashause fanden wir Kohlen, womit wir Ernst das Gesicht und die Hände schwärzten; wir eigneten uns Stangen zum Zeltbau an, dann wählten wir biegsame Weidenzweige, spannten mit Spagat einen Bogen und verfertigten aus Schilf die leichtfliegenden Pfeile. Schubkarren, Hacke, Beil, Alles wurde hinausgeschmuggelt, um den Robinson zu spielen, — und es gelang völlig unbemerkt.

Nun begann ein überaus lustiges Spiel. Robinson und Freitag hielten sich in der Nähe des Weihers auf und richteten sich dort kaum weniger erfindungsreich ein, als ehemals der wirkliche Held jener anziehenden Erzählung. Wir dagegen waren auch nicht müßig; vor Allem wollten wir ein Blockhaus erbauen. Es kam uns nicht auf geschichtliche Wahrheit an und somit spielten wir Indianer und Hinterwäldler — drei feindliche Partheien, welche sich inzwischen aber — die Rolle vergessend — beim Aufbau des Blockhauses hilfreiche Hand leisteten. Ich schleppte mit Eifer Holzblöcke, Bretter, Lattenwerk herbei und beachtete nicht die herausstehenden Nägel, nicht das scharfe „Ritsch und Ratsch" durch mein neues Festkleid; in diesen Augenblicken war ich ganz und gar eine „Wilde" und wußte nichts von der Heimath, nichts von Vater oder Mutter.

Nun war fürs Erste das Spiel organisirt, Indianer, Amerikaner, Robinson mit seinem Freitag in dreifachem Kampfe gegen einander. Die Pfeile flogen hin und her; dazwischen stolzirte Robinson mit einem Sonnenschirme aus Kastanienblättern am Meeresstrande, um nach einem fernen Schiffe zu spähen.

Wahrhaftig, daher schwamm eines, freilich nur in Wirklichkeit der alte, morsche Floß, mit einer langen Stange vom Gärtner Xaver gelenkt. Robinson schrie und winkte, der Floß trieb näher und näher und endlich landete er am diesseitigen Ufer von uns Allen umdrängt. Welch ein Jubel! Xaver lachte trotz unseres Einbruches ins Glashaus und brachte uns Rettiche, Brod und Salz zur Festfeier und bald lagerten wir gemeinsam auf dem Rasen. Die Rettiche erhielten den Namen Cocusnüsse, wodurch ihr Genuß noch weit köstlicher wurde. Nach einer Weile verließ uns Xaver und schlug den Landweg zum Glashause ein. Aber statt seiner erblickten wir jenseits einen neuen Ankömmling. Romy, der kleine Geiger aus Knöringen, stand am Weiher und

sein Geigenspiel, Antons Lieblingsstückchen, klang zu uns herüber. Im nächsten Augenblicke befand sich Tony auf dem Floße, ich an seiner Seite, wir rissen und zogen mühsam die Stange aus dem sumpfigen Grunde, stießen mit derselben vom Ufer und lenkten den gebrechlichen Floß gegen das andere Ufer, wo sich Romy befand. Dort angelangt, wurde der Knabe gewaltsam auf das Fahrzeug gezogen; wir hörten nicht auf seine Weigerung, nicht auf seine stotternde Rede, die Mutter habe es verboten, schnell stieß Anton vom Lande; aber er legte sogleich die Stange nieder, verschränkte die Arme und sprach:

„Jetzt, Romy, spiele Dein Stückchen! ich bin der Meerkönig!"

O, wie schön, wie märchenhaft schön es war! Die Musik, der Mückentanz, der Sonnenschein, die glitzernden Funken auf dem Wasser, die Libellen mit ihren blauschimmernden Flügeldecken, die Bienen und Hummeln, das Schilf, die sich widerspiegelnden Bäume, der geheimnißvolle tiefe Grund. Wir hatten Alles vergessen, selbst unsere Spielgenossen; die Märchenwelt hielt uns gänzlich gefangen, wir lauschten nicht nur auf Romy's Saitenspiel, sondern auf jedes leise Plätschern im Wasser, ob nicht die Wassernixe einstimme, oder ob ihre weißen Arme daher ruderten. Während Romy spielte, legte sich Anton auf den Floß und schaute ins Wasser; ich that augenblicklich auf der andern Seite das Gleiche und stierte hinein. So lag ich eine gute Weile und meinte schon, etwas vom gläsernen Zauberschlosse zu entdecken. Plötzlich entfuhr meinem Munde ein gellender Ruf. Aus der Tiefe höhnte und grinste mir eine Schreckgestalt entgegen, der gefürchtete „Schnapperle" mit seiner kurzen, dicken Gestalt und den ewig zitternden Armen; sie schienen nach mir zu greifen, mich in die Tiefe zu ziehen und wirklich, der Floß neigte sich auf meiner Seite, vielleicht weil die beiden Knaben herbei sprangen, ich glitt vom Rande hinab und plumps — lag ich im Weiher.

Das Bewußtsein hatte mich gänzlich verlassen; ich weiß nicht, wie lange es bis zu seiner Wiederkehr dauerte — endlich schlug ich die Augen auf, sah die bleiche Mutter über mich gebeugt, den Vater stirnrunzelnd zu Fuß meines Bettes, Tony auf den Knieen, den Bader Heindl mit einem Instrumentchen. Aber das klare Bewußtsein schwand gleich wieder und dann folgten wirre Träume. In meinem armen, kleinen Kopfe kreuzten sich wilde, ängstliche Bilder: das weite Meer, schäumende Wogen, Ungeheuer, Nixen mit Schlangenlocken, Robinson, Indianer, schwirrende Pfeile, klagende Musik — wildes Ge=

lächter und durch Alles hindurch der fürchterliche „Schnapperle“ mit seinen zitternden Armen. Ich lag im heftigsten Fieber darnieder.

IV.

Es hatte mehrere Tage gedauert, bis es unserm lieben Doktor Bauberger aus Thannhausen gelang, das Fieber zu bannen, und als ich aus ruhigem Schlummer erwachte, lag ich ermattet, ein schwer krankes Kind. Ich besaß nur ein undeutliches Bewußtsein des Vorgefallenen; aber innerlich that mir etwas weh', o, so weh, — ich konnte es dem Doktor nicht deutlich erklären. Es war nicht der Kopf, nicht der Hals, auch nicht die Brust, es lag viel tiefer, und wenn die Mutter zum Bette trat, vermehrte sich der Schmerz, der Puls ging augenblicklich rascher und der Doktor schüttelte den Kopf. Ruhe, Ruhe, hieß es, man sollte mich ganz allein lassen.

Nun kam Nanny — unsere gute, alte Nanny — damals noch jung — und legte über mich ihre neue, wunderschöne Fleckchen-Decke, damit ich in meiner Einsamkeit doch eine Unterhaltung, eine Art Bilderbuch hätte. So blieb ich allein. —

O, wie schön war die Decke, beleuchtet von der Morgensonne, welche mir durch das offene Fenster zur Genesung gratulirte. Die Farben glänzten frisch, bunt und harmonisch zusammengestellt. Ich hatte wirklich ein Bilderbuch vor mir; aber es genügte mir nicht, die Bilder zu betrachten, ich begann auch in dem seltsamen Buche zu lesen, darin zu blättern. Mein Auge weilte zuerst auf einem lila Müsterchen. Ich erkannte es sogleich wieder: solch ein Kleid trug die Mutter, als sie uns zur blinden Heiligen nach Knöringen führte und diese mild ermahnend sagte: „Liebet die Mutter, sie verdient es.“ — Dies braune Katunfleckchen war ebenfalls von einem Kleide unserer Mutter und mir nur gar zu wohl bekannt. Sie trug es lange Zeit fast täglich, es war immer wie neu, gerade wie aus dem Laden, obgleich sie darin im Hause herumwirthschaftete und im Orte zu den armen Leuten ging. Mich hatte dies oftmals mit Nachdenken erfüllt, ich konnte es nicht begreifen und wünschte mir auch solch dauerhaftes Kleid. Sogleich erfüllte die Mutter diesen ausgesprochenen Wunsch und machte es mir zurecht. Aber, o weh! es verlor schon in der ersten Woche seine Zauberkraft, es mußte gewaschen werden und als ich es wieder frischgewaschen anzog, blieb ich auf dem Galgenberglein damit an einer Haselnußstaude hängen.

Rasch blätterte ich in meinem Bilderbuche um. Dies schöne rosa Fleckchen war ebenfalls von einem Kleide der Mutter. Sie trug es bei der letzten Kirchweih, wo viele Nachbarn bei uns eingeladen waren. — Warum pochte mein Herzchen wieder so heftig? — Damals war's, ja, damals, als die Mutter sich meiner schämte und ihre bleichen Wangen sich röther färbten, als dies Kleid. Ich sollte den Gästen ein artiges Knixchen machen und die Hand bieten, aber ich that es um keinen Preis, selbst nicht um das große Stück eines Rosinenkuchens; die Schüchternheit und der Eigensinn waren stärker, als die Liebe zur Mutter und zum Kuchen. Ich schlich hinaus in meinem himmelblauen Kleide — diesem hier — und Tony zankte, ich verbrachte den ganzen Nachmittag in meinem Groll- und Schmollwinkelchen.

Weiter, weiter im Buche; ich überschlug die Blätter, auf denen keine Erinnerung stand. O, da ist das Millfleurkleidchen, mein Himmelfahrtskleidchen, wozu Tante Pepi Garnirungen mit großen Bögen und Rädern festonirt hatte. Wie mich schon das Zuschauen bei der Arbeit erfreuete! wie ich's gar nicht erwarten konnte, es zum ersten Male anzuziehen. Die Mutter hatte am Samstag vor Himmelfahrt nur mehr die Haften hineinzunähen, und als der Sonntagmorgen kam, war es doch nicht fertig. Ich weinte heftig und wollte kein anderes Kleid anziehen, ich wollte meinen Willen durchsetzen. Als Nanny mir gewaltsam das gelbe — hier ist ein Fleckchen davon — über den Kopf zog, geberdete ich mich so heftig widerstrebend, daß der Schlitz bis zum Saum riß. Es war kein frisch gewaschenes Kleidchen vorräthig; ich mußte von der Kirche zu Hause bleiben, Anton und Sophie aber gingen nach dem Hochamte zu Oberamtmanns Maria und Rudolf; dort bekamen sie vom Frühstückskuchen und ich nur einige Brosamen davon, welche in Tony's Tasche sich abgelagert hatten. An Himmelfahrt und Frohnleichnam trug ich mein Kleidchen, schade, daß ich mit der Garnirung an einem Rosenstrauche hängen blieb, und diese abgenommen werden mußte.

Hier, das dunkle Fleckchen, schwarz und weiß — ich kenn es auch. Die liebe Mutter trug es fast ein halbes Jahr nach dem Tode der Großmama, der bald auch der Großpapa folgte. O, wie viele Thränen hatte sie damals vergossen und der Onkel war gekommen, sie zu trösten; er hatte aber auch zu uns gesagt: „Seid nur auch so brav und folgsam, wie eure Mutter gegen die Großmama war, und tröstet sie dadurch in ihrem Schmerze." — Hier — dies grüne Fleckchen ist von dem Stücke, das der gute Onkel mir damals mitbrachte

und als es im Walde den großen Riß bekam, den man nicht mehr flicken konnte, fiel mir schwer aufs Herz, daß die Mutter seufzte, und ich gedachte auch ein klein wenig an Onkels Worte, ja, ich grübelte nach, ob die Mutter als kleines Mädchen auch so viel Unglück mit den Kleidern gehabt habe? — Doch — was schimmert hier so purpurroth? Wir trugen doch niemals rothe Kleider! O, das ist von der letzten Fastnachtsmaskerade, wo wir Türken und Türkinnen vorstellten. Wie fleißig nähte die Mutter daran bis spät in die Nacht hinein, nur um uns Freude zu machen. Immer, immer machte sie uns Freude! — Warum pochte nur mein kleines Herz jetzt wieder stärker? Ich glaube, ein Stimmchen that die Frage: „Und du? — machst du ihr auch so viele Freude?" — Weiter, weiter im Buche. — Hier, das ist ein Stück von Sophiens Kleidchen. Das war schlechtfarbig; der Abraham Levi hat die Mutter ein wenig betrogen. Es ließ gleich das erste Mal die Farbe, als ich die Kleine ein wenig erschrecken wollte und sie mit der Wasserspritze begoß. Doch ich erschrack statt ihrer, so jämmerlich schrie Sophiechen und lief zur Mutter, die mir einen tüchtigen Klapps versetzte.

Ich las weiter in meinem Bilderbuche; da erblickte ich Gärtners Hanny leibhaftig in diesem bunten Kleide, jetzt tauchte die Bräumeisterin im dunklen Rocke vor mir auf; in diesem Gewande machte Nanny mit uns eine Reise zum Onkel, und hier erkannte ich die Schürze von Ernsts Mutter und hier — aber mein Herz zitterte und wallte, es gab mir einen Stoß — hier ist ein Fleckchen von meinem nagelneuen Kleide! Mir schwindelte vor den Augen, ich barg den glühenden Kopf in meinen Kissen, und wie ich ehemals auf diese Weise das versunkene Zauberschloß erblickte, sah ich jetzt in den Weiher — kopfüber aber grinste mir der Schnapperle entgegen und ich stieß einen Schreckensruf aus.

Herein stürzte Nanny; sie eilte auf mich zu, beugte sich über mich, hob mein Haupt empor, legte es an ihre treue Brust, und nun brach ich in krampfhaftes Schluchzen und Weinen aus. Aengstlich forschte sie nach der Ursache; ich konnte unmöglich antworten und weinte nur noch heftiger, bis endlich der kleine Quell versiegt war. Als ich nur mehr in kurzen Stößen schluchzte und Nanny immer von Neuem frug, warum ich weine, deutete ich, das Köpfchen an ihre Brust bergend, auf das Kleiderfleckchen. —

Nanny verstand mich augenblicklich, aber sie antwortete nichts, sondern strich mir sanft die Haare aus der Stirne und trocknete meine Augen. Sie

hatte Erbarmen mit meinem Schmerze, aber sie konnte doch nicht sagen: „Macht nichts!“ dazu hatte sie mich und die Mutter, deren Sorge ihr zu Herzen ging, viel zu wahrhaft lieb.

Nach einer Weile brach ich das Schweigen und sagte beinahe flüsternd: „O, Nanny, erzähl mir Alles; wer hat mich aus dem Wasser gezogen und heimgetragen?“ —

Nanny erzählte:

„Der Romy ist Dir nachgesprungen, weil er Dich nicht mehr erreichen konnte. Dann aber hat er sich im Schilf und Schlamm verwickelt und ihr wäret miteinander ertrunken, wenn der Schnapperle ihm nicht eine Stange gereicht hätte.“ —

Bei diesem gefürchteten Namen schauderte ich und rief: „Ist er wirklich da gewesen? Ich habe gemeint, er stehe als böser Geist kopfüber im Wasser.“

„Nein, nein“ — beschwichtigte Nanny, — „er war's leibhaftig mit dem Bücherkästlein vom Augsburgerboten und hat die Mutter im Garten gesucht. Nein, nein — es ist kein böser Geist, sondern Dein böses Gewissen gewesen, das Dich so erschreckt hat.“

„Aber Du drohst immer: „Der Schnapperle kommt!“ —

„Ja, freilich“ — erklärte Nanny — „aber nur, um Euch zu warnen, weil ich einen Wauwau brauche. Ihr würdet mir gar nicht glauben und auch nicht erschrecken, wenn Ihr nicht ein schlechtes Gewissen hättet.“

Ich überlegte mir das eine Weile und es ging mir bei Nanny's Worten, wie mit der bunten Fleckchendecke, welche mir zum Beichtspiegel geworden war.

Aber ich verweilte nicht lange bei diesen Gedanken, sondern frug beklommen:

„Und wie ist's dem Romy gegangen?“

Sie erwiderte: „O, das ist wahrhaft ein guter Bub. Er wollte ohne Dank in seinen Kleidern davon schleichen, als sein Hilferuf die Leute herbeigeschafft hatte. Die Mutter merkte es, und befahl, ihn auszukleiden und ins Bett zu legen, denn es schüttelte ihn. Er aber wollte durchaus heim zur Großmutter, weil sie ihn um acht Uhr erwarte, er müsse ihr folgen, sonst sterb sie vor Angst.“

Nanny betonte diesen letzten Satz, und ich wurde feuerroth vor Beschämung. O, ich verstand Alles. Der Romy war gehorsam, ich aber nicht; er wollte fort, um der Goßmutter die Angst zu ersparen, ich aber hatte meine

Mutter zu Tod geängstigt. Es fiel mir ein, was er auf dem Galgenberglein gesagt hatte, daß er das alte Weiblein lieb habe, und wir hatten es ihm nicht geglaubt und gelacht, weil es uns spaßhaft vorkam, sie zu herzen und zu küssen. Jetzt ging mir ein Licht auf über die wahre Kindesliebe, welche nicht allein in Zärtlichkeit, sondern vielmehr in Gehorsam besteht.

Nanny fuhr in ihrer Erzählung fort: „Der Mutter gefiel Romy's Gehorsam und seine Liebe zur alten Ahne und dem Vater gefiel es auch absonderlich. Er befahl, die blaue Kutsche anzuspannen, während man dem armen Knaben ein trocknes Hemd anzog und seine Kleider auswand. Hierauf steckte der Vater noch in Romy's Rocktasche eine Flasche mit rothem Wein, um sich zu Hause innerlich zu erwärmen und mit der Ahne auf Deine Gesundheit zu trinken, dann fuhr der Romy ab, wie ein Prinz." —

Ich wurde sehr, sehr nachdenklich durch Nanny's einfache Erzählung, stellte keine Frage mehr, sondern kehrte mein Gesicht zur Wand und weinte stille vor mich hin. Nanny schlich aus dem Zimmer. Nach einer Weile beschattete sich mein Bett, ich fühlte der Mutter Nähe, streckte die beiden Arme aus und schlang sie um deren Hals. Meine Reuezähren flossen noch viel reichlicher; sie aber lächelte in meine Zähren, wie die Sonne in die Thautropfen des Morgens. Die Mutter schloß mich an ihr glückliches Herz und ich fühlte mich namenlos selig. Da kam auch der Vater, an jeder Hand Eines meiner Geschwister, er küßte mich und wir bildeten eine versöhnte glückliche Familie. —

Das ist meine Erzählung von der echten und der unechten Kindesliebe. Möchte sie allen jungen Lesern zur Mahnung dienen, daß sie ihre Kindesliebe den Eltern nicht nur durch Zärtlichkeit, sondern vielmehr durch freudigen Gehorsam beweisen. Ich kann diese Geschichte nicht besser schließen, als mit des Dichters Worten:

„O lieb, so lang Du lieben kannst,
O lieb, so lang Du lieben magst! —
Die Stunde kommt, die Stunde kommt —
Wo Du an Gräbern stehst und klagst."

Aus der Stadt.

Von **Augusta v. Gäßler.**

Die Mutter zu klein' Richard spricht:
„Wir gehen jetzt auf's Stadtgericht,
Und können Dich nicht brauchen heute,
Denn dort sieht man nur große Leute."

„Sei Du hübsch artig nur, wir sind
Bald wieder da, mein liebes Kind,
Die Nanni wird Dich überwachen,
Du darfst ihr keinen Aerger machen."

Der Vater nimmt den Hut zur Hand,
Die Mutter knüpft das Gürtelband,
Und an der Thüre schon im Gehen,
Bleibt die Besorgte nochmals stehen.

„Der Caro bleibt bei Dir zu Haus,"
So spricht sie, „laß ihn nicht hinaus,
Er hat kein Halsband und kein Zeichen,
Gib Acht, und laß ihn nicht entweichen!"

Die Mutter schließt die Thüre, und
Bedenklich schauen Kind und Hund
Sich lange an, dann lacht der Junge
Und Caro rüstet sich zum Sprunge.

Das Spiel beginnt, — sie balgen sich
Ein Viertelstündchen ordentlich,
Dann aber legen sie sich müde
Auf's Sopha Beide, Kind und Rüde.

Doch gar nicht lange währt die Ruh',
Dem Fenster geht es wieder zu,
Bekannte sehen sie da Beide
Zu ihrem großen Herzeleide.

Die luſt'gen Nachbarskinder all'
Sie ſind im Garten, ſpielen Ball,
Sie trommeln, pfeifen, muſiciren,
Und Lux und Pollux ſecundiren.

Nun geht die Nanni auch noch fort,
Zur Milchfrau an der Ecke dort,
Nein, auszuhalten iſt es nimmer
In dieſem faden, engen Zimmer.

„Komm' Caro, führe dich am Ohr,
Wir gehen nur hinab an's Thor
Und wollen auf die Nanni warten,
Vielleicht erlaubt ſie uns den Garten."

Ein Weilchen ſtehen ſie im Flur,
Wo bleibt die alte Nanni nur? —
„Komm' Caro, laß uns einmal ſehen,
Wir wollen ihr entgegengehen!"

Klein' Richard aber geht nicht weit,
Da Nachbar's Ernſt herüberſchreit:
„He, Richard, hilf uns exerciren, —
Auch Caro kann gleich mitmarſchiren."

Der Richard iſt auch gleich dabei,
Als Lieut'nant tritt er in die Reih'
Und Caro läuft vergnügt daneben, —
Doch hört, was weiter ſich begeben! —

Nach einer halben Stunde kaum,
Man bombardirt juſt einen Baum,
Kömmt Richard's Mutter ſchnell gegangen
Ihr ſtrenger Blick macht ihn erbangen.

„Ei," ſpricht ſie mit gereiztem Ton,
„Hier treff' ich endlich meinen Sohn, —

Wird's allsogleich ihm wohl belieben,
Zu sagen, wo sein Hund geblieben?" —

Klein' Richard blickt erschreckt umher,
Den Caro sieht er nimmermehr,
Der hat sich unbemerkt empfohlen,
Nun kann ihn Richard wieder holen.

Doch wo? — Man schreit mit voller Kraft,
Man frägt die ganze Nachbarschaft,
Man forscht und sucht in allen Ecken,
Umsonst, — er ist nicht zu entdecken.

An's Thor zur alten Obstlerin
Geht noch zuletzt der Vater hin,
Und diese endlich kann ihm sagen
Was sich mit Caro zugetragen.

„Ja," sagt die Frau, „mein lieber Herr,
Der schöne Hund, wie reut mich der,
Sie werden wohl denselben meinen,
Mit gelbem Kopf und weißen Beinen?"

„Der Hundefänger hat ihn fort,
Hab's selbst gesehen, auf mein Wort,
Es darf kein Spatz jetzt auf der Gassen
Sich ohne Zeichen sehen lassen."

Das war dem Vater schon genug,
Er dankt der Frau, und eilt im Flug
Zurück in den bewußten Garten,
Wo Sohn und Gattin ihn erwarten.

Dann führt er Richard in das Haus,
„Thu' nun Dein Sparbüchslein heraus,"
Spricht er befehlend zu dem Knaben,
„Du wirst es heute nöthig haben!" —

Die Nanni ruft er dann herbei:
„Nun geh't Ihr auf die Polizei,
Wo Caro jetzt gefangen schmachtet,
Und man ihm nach dem Leben trachtet;“ —

„Drum sputet Euch, eh' noch die Frist
Zur Rettung abgelaufen ist!“
Der Vater spricht es, und sie eilen
Ihm zu gehorchen sonder Weilen.

Die Polizei, das ist ein Haus,
Da kennt man sich oft gar nicht aus,
Die alte Nanni hat's erfahren,
Und Richard, der noch jung an Jahren.

Erst irrten sie von Gang zu Gang
Das ganze Stiegenhaus entlang,
Dann klopften sie bei Nummer „Sieben,“ —
Da hieß es: Draußen nur geblieben! —

Bei Nummer „Acht“ und „Neun und „Zehn“
Hieß man sie schleunigst weiter geh'n,
Als sie zu Nummer „Zwanzig“ kamen,
Frug man sie barsch um ihren Namen.

Auf Nummer „Vierzig“ endlich fand
Man den gesuchten Gegenstand,
Wie freudig dieses Wiedersehen,
Kann nur ein fühlend Herz verstehen.

Aus seinem Sparbüchslein jedoch
Muß Richard einen Gulden noch
Als ziemend Lösegeld entrichten, —
Seh't Kinder, das sind Stadtgeschichten.

Der Galeerensklave.

Geschichtliche Erzählung

von Dr. Isidor Proschko.

III.

Der Renegat.

Die heiße Sonne Afrikas brannte auf die Mauern der Piratenstadt Tunis nieder; aber sanfte Lüfte zogen durch die herrlichen Fluren eines wahrhaft wundervollen Lustgarten am tunesischen Meeresgestade.

Es war eines jener wunderherrlichen Landgüter, in welchem sich die ganze Pracht orientalischen Reichthums und orientalischen Wohllebens vereinigte.

Hier in der Mitte des paradiesischen Gartens erhoben sich die seltensten exotischen Gewächse der alten und neuen Welt; die fichtenähnliche Pendane von der Insel Madeira streckte ihre pyramidenförmige Krone und ihre schilfartigen Blätterbüschel bis zu einer Höhe von vierzig Fuß empor; neben ihr duftete der immergrüne Kaffeestrauch mit seiner wohlriechenden jasminähnlichen Blüthe; Orangen, Feigen und Mangobäume mit den herrlichsten Früchten in der Gestalt und Farbe eines großen Pfirsich mit goldgelbem, saftigen Fleische verbreiteten ihren süßen Duft; wie eine große Goldperle blickte der schöne Rosenapfel mit den kleinen, rosenartig duftenden Früchten zwischen dem grünen Laubwerke hervor; dort wiegte sich der zierliche Pitangostrauch mit seinen kleinen, weißen Blüthen und seinen dunkelrothen, säuerlich süßen Beeren; daneben bargen sich die liebliche Myrthe und die Granate. Die frische Seeluft strich von der Küste herauf durch die Reihen der lieblichen Tamarinden und gewaltigen Cedern, welche die Kunst in dieses ungewohnte Erdreich verpflanzt hatte. Am Abhange des paradiesischen Gartens aber gegen Osten, bot ein kleiner Lorbeerwald kühlen Schatten.

Dort ragte inmitten der Lorbeerbäume der wunderliche Riesenleuchter der Euphorbia Canariensis empor, eines der merkwürdigsten Gewächse der kanarischen Inseln, welches kaum mehr einer Pflanze gleicht, statt der Blätter längs der Kanten zwei kleine abwärts gebogene Dornen trägt und das Aussehen eines mit vielen Kerzen besteckten Leuchters hat; neben ihr senkte das vierzig Fuß hohe Haidekraut der Erica arborea seine Dornen herab und zwischen beiden breitete ein gar seltsamer exotischer Baum seine Aeste gleich einer mäch-

tigen Palme empor; aus der Mitte seiner Blätterkrone trat eine mächtige vielverzweigte Blüthentraube hervor, sein Stamm verlängerte sich dann nicht weiter, sondern bildete Seitenäste, welche seine Spitze guirlandenartig umrankten. Dieser seltsame Baum war der sogenannte Drachenbaum der Insel Madeira mit seinen spornähnlichen Blüthen und dem blutrothen, heilsamen Safte, welcher unter dem Namen des Drachenblutes in den Apotheken bekannt ist. Gegen Südwest des Gartens streckte sich der wunderbare Kuhbaum aus Südamerika, dessen Saft nährende Milch ist, und der fünfzig Fuß hohe „Hemdenbaum" vom Orinoco am Abhange der Quida in Südamerika empor, ein Baum, von welchem sich die Indianer natürliche Hemden machen, indem sie von demselben cylinderische Stücke von zwei Fuß im Durchmesser abschneiden, deren obere Oeffnung für den Kopf und deren zwei Seitenöffnungen zum Durchstecken der Arme gebraucht werden, welche also gleichsam ein natürliches Hemd bilden.

So hatte die Kunst auf diesem kleinen Punkte der Erde einen hohen Reichthum ihrer Gaben entfaltet und wie ein in schimmernde Perlen gefaßter hellgrüner Smaragd lag dieses blühende Landgut im Halbkreise von den Meereswogen umschlossen, während das Gold der Abendsonne darin wunderbar leuchtete.

In der Mitte des herrlichen Gartens, da wo eine riesige Muschel von schneeweißem Marmor die silberstrahlende Springfluth eines künstlichen Wasserwerkes aufnahm, stand der glückliche Eigenthümer und hob sein schönes, stolzes Haupt empor, um die Herrlichkeiten seiner reizenden Umgebung zu beschauen.

Dieses stolze Haupt trug einen kostbaren Turban von feinster orientalischer, buntfarbiger Seide, reich übersät mit kleinen Diamanten und Perlen; ein breiter, goldgestickter Kaftan deckte die starken Glieder dieses reichen Tunesen; an seiner Seite hing ein geschweifter Säbel mit goldenem Griffe, dessen schwer vergoldete Scheide über und über mit Diamanten besetzt war.

Der stolze Tunese stand in der schönsten Blüthe seines Lebens, er mochte kaum fünfunddreißig Jahre zählen; seine dunklen Augen funkelten wie ein paar Leuchtsterne; sein schönes ovales Haupt trug er aufrecht, seine ganze Haltung verrieth etwas Stolzes, Ritterliches; er schien sich seiner Kraft und Macht

bewußt, denn auf dem Boden, wo er stand, herrschte er unumschränkt über Frauen und Sclaven, über alles, was sein Blick überflog.

Jetzt blitzte sein dunkles Auge einer lieblichen Gestalt entgegen, welche unter dem Schatten des erwähnten Drachenbaumes vor ihm stand, während in einiger Entfernung ein brauner Mann, dessen magerer Leib ein weiter röthlicher Kaftan und dessen Haupt ein kleiner Turban deckte, auf den Knieen lag und seine Arme gekreuzt auf der Brust liegen hatte. In seinem Seidengürtel stack eine Art Geißel mit versilberter Handhabe.

Die erstere dieser Gestalten war Zulma, die Lieblingsgattin, der Mann auf den Knieen war Achmet, der Sklavenvogt des stolzen Tunesen, der sich Mehemet nannte und der Herr dieses paradiesischen Landgutes war. —

Mehemet warf jetzt stolz sein Haupt empor. „Also keiner," rief er zu dem Sklavenvogte gewendet, „keiner meiner hundert Christensklaven auf dem Tamar draußen, sagst Du, will den Turban nehmen?"

„Keiner!" erwiderte der Sklavenvogt — „Sie weisen Deine Anträge und Belohnungen alle zurück, Herr und Gebieter."

„So sei der Pfahl ihr Loos!" fuhr Mehemet auf.

„Allah ist groß!" entgegnete der Vogt; „Dein Wort ist das eines gerechten Mannes, o Herr; aber Deine Sklaven sagen, daß sie lieber auf dem Pfahle sterben wollen, als das Kreuz verlassen" . . . .

„Und woher diese Halsstarrigkeit?" fragte der Gebieter.

„Herr!" entgegnete der Vogt, — „Du hast vor Monden auf dem Markte zu Tunis den Christensklaven Vincent aus Frankreich gekauft und ihn sogleich auf Deinen Tamar hinausgesandt und ihn gegen den Rath Deines Dieners, der vor Dir liegt, zum Aufseher Deiner hundert Christensklaven gesetzt; damit er sie lehre, Deinen steinigen Tamar urbar zu machen. — Aber o Herr, dieser Christensklave Vincent ist ein Priester seines Volkes; er lehrt Deine Sklaven das Kreuz verehren, das wir verachten; sie sammeln sich allabendlich um ihn, wie eine Heerde müder Schafe um den Hirten und haben ihm gelobt mit Mund und Hand, festzuhalten am Kreuze und eher das Leben zu lassen, bevor sie den Turban nehmen. — Aber Du, o Herr, wirst nicht länger ansehen die Schändung des Wortes des Propheten und wirst unter sie fahren, wie Muhamed der Prophet unter seine Feinde gefahren ist, nachdem der Geist Gottes ihn erleuchtet hatte!" . . . .

„Ja, das will ich!" donnerte Mehemet. „Ei siehe, da hab ich den Tiger

unter meine Schafe gestellt und dem schleichenden Wolf eine Heerde entgegengeführt; aber beim Barte des Propheten! ich will noch heute dem Ding ein Ende machen! fort Achmet! laß den Christensklaven Vincent binden; sein Loos sei der Pfahl und alle, die seinen Worten Gehör schenken, sollen die Geißel fühlen, so lange noch ein Blutstropfen aus ihrem Rücken rinnt — fort und vollziehe meine Befehle!"

„Allah ist groß und Muhamed ist sein Prophet, der Dich in seinem Himmel ehren wird!" rief der Sklavenvogt aufspringend und entschwand aus dem Garten.

Aber jetzt lag die weiche Hand Zulma's auf der Schulter Mehemets. „Es steht im Koran geschrieben" — lispelte sie: „der Weise sieht erst, ehe er handelt; Mehemet der weise, edle und starke Gebieter Zulma's will ihre Bitte hören, hinausgehen, sehen und hören zuerst die Unglücklichen, die er verurtheilt."

Mehemet ließ sein stolzes Haupt sinken, der fromme Blick seiner Gattin schien seinen Zorn plötzlich gebannt zu haben; die Liebe, welche er zu dem Weibe fühlte, schien seiner Hand Fesseln anzulegen, auf daß er innehalte mit dem Werke der Rache an den Christensklaven.

„Zulma!" rief er, „Du nimmst Partei für die Christen, für die Ungläubigen!?"

„Gebieter meines Lebens!" entgegnete das schöne Weib; „zürne nicht Deiner Dienerin, daß sie Barmherzigkeit üben will nach dem Worte des Propheten. — . . . . Du kennst den nicht, den Du verfolgen willst. Sieh erst, was ich geschaut habe und dann magst Du handeln. — Wisse, seit Vincent der Christensklave auf Deinem öde gewesenen Tamar arbeitet, ist der Geist des Friedens, der Ordnung und der Liebe unter den Sklaven dort eingezogen. Duldung und Ergebung und weise Eintheilung der Zeit ihrer Arbeit und ihrer Ruhe ist es, was Vincent sie lehrt, und er waltet, wie ein Engel unter ihnen, lehrend, ermahnend, warnend, segnend. Er ist Priester seines Gottes; seine Mitsklaven halten ihn für einen Propheten, sie gehorchen ihm und verehren ihn." —

Mehemet hörte seiner geliebten Gattin aufmerksam zu, aber er lächelte. „Perle meines Schatzes," sagte er, „Dein Herz ist ein Juwel, Dein Gemüth ist weich und fromm, Du bist die Taube in der Wildniß des Lebens; aber die sanfte Taube wird so leicht getäuscht durch den Flügelschlag des Geyers, daß

sie das Schwingen seines Fittigs für das Fächeln des sanften Westwindes hält, und ihm in die Klaue flattert, als sein Opfer. — Zulma, höre mich! Hüte Dich vor dem Anblicke dieses Christen, der uns verflucht, weil wir die Lehre des Propheten bekennen." —

Aber Zulma lächelte sanft. „Gebieter meines Lebens!" erwiderte sie, „Du hättest die schönen Lieder hören sollen, welche dieser junge Sklave sang, als ich unlängst in seine Nähe trat und ihn bat, mir eines derselben zu wiederholen. Seine Stimme erklang so schön und begeistert, als er das Lob der ewig großen Mutter seines Gottes sang, und als ich ihn fragte, wie er es anfange, den Frieden unter seinen Mitsklaven zu erhalten, da antwortete er mir mit freudiger Miene: „Indem ich ihnen die Lehre unseres Erlösers täglich ans Herz lege, die gebietet: „Thue Andern, wie Du wünschest, daß sie Dir thun möchten." — — — „O Herr und Gebieter," schloß Zulma, die Gattin Mehemets, ihre Rede, „Du mußt selbst hören und sehen, bevor Du urtheilst. Herr! der Adler fährt aus der blitzdurchzuckten Wolke erst dann auf seine Beute nieder, wenn er sie auf seinem Wolkenfluge beschaut und befunden hat, daß sie würdig ist, von ihm fortgerissen zu werden."

„Du hast Recht, Zulma," entgegnete Mehemet nach einigem Sinnen. „Wir wollen hinaus auf den Tamar und selbst Gericht halten unter den Schuldigen; und ist es so, wie Achmet mein Diener sagt, so sterbe der Schuldige und Strafe werde seinen Verführten!" —

Eine Stunde später ritt Mehemet mit mehreren seiner Diener auf einem prächtigen Berber-Roße zu seinem Tamar im Gebirge hinaus. Seine Lieblingsgattin Zulma folgte ihm auf einem weißen Zelter.

Dort auf dem steinigen Tamar stand der Christensklave, welchen Mehemet zum Pfahle verurtheilen wollte; er stand, ein glaubensmuthiger Verkünder der Lehre des Kreuzes, mitten unter einer Schaar armer und nothdürftig gekleideter Sklaven, welche mit der sinkenden Sonne ihre Grabscheite von sich geworfen hatten und seinen Worten lauschten, seinen Worten, die ihnen den herrlichen, allgewaltigen und allbarmherzigen Gott der Christen verkündeten, welcher, wie er die Fesseln der sündigen Welt gesprengt hatte, auch die Fesseln dieser armen Sklaven lösen konnte.

Die armen Sklaven im Tamar horchten also den begeisterten Worten, die ihr edler Mitsklave an sie richtete, ihr Mitsklave, der kein anderer war, als jener junge Vincent, der einst das Täubchen von Pouy genannt, durch die

unerforschliche Hand der Vorsehung, als deren Werkzeug sein Feind Etienne Vautour gehandelt hatte, in diese Sklavenketten geschlagen worden war, aber diese Ketten geduldig trug und die Zumuthung des Sklavenvogtes: den Turban zu nehmen und in Tunis reich und angesehen zu leben, schon mehrmals mit Abscheu zurückgewiesen hatte; ein wahrer Priester des Herrn, selbst im Sklavenkleide sein heiliges Amt verwaltend und Seelen zu gewinnen suchend für den, der ihn prüfte, weil er ihn liebte, der ihn in Sklavenfesseln schlug weil er ihn erhöhen wollte. —

„Vincent, der Christ", so nannten ihn seine Leidensgenossen; sie wußten, daß er ein Priester sei und sie hielten ihn, sagt die Geschichte seines merkwürdigen Lebens — für einen Propheten, sie gehorchten ihm und verehrten ihn.

Kraftvoll und schön erklang jetzt aus der Brust des gottbegeisterten jungen Priesters der herrliche ambrosianische Lobgesang, welchen er anstimmte und langsam entfernten sich seine Leidensgenossen einer nach dem andern, um bei der hereinbrechenden Nacht auf kurze Zeit ihre Ruhestätten zu suchen.

Vincents feuchte Augen aber hafteten auf dem weiten Nachthimmel, aus dessen Dunkel die Sterne hervorsprangen, und von der Allmacht des Ewigen erzählten, der diese tausend und tausend Lämpchen auf seinem Himmelsgewölbe ausgesteckt hatte.

„Er, dessen Hand von Erdkreis zu Erdkreis reicht," lispelte der junge Priester vor sich hin, „er kann auch seine Engel senden, die mir den Weg aus dieser Einöde in mein Vaterland wieder bahnen."

Jetzt rauschte es hinter seinem Rücken, Vincent blickte auf, und Achmet, der Sklavenvogt stand vor ihm. —

„Nieder in den Staub mit Dir!" schrie er, seine Geißel schwingend; „Dein Leben ist verwirkt, Du schändlicher Lästerer des Propheten, der Du statt zu arbeiten, das Kreuz predigst! — Ehe der Morgen grauen wird, hängst Du am Pfahle, Sklave aus Frankreich, und Ihr alle, die Ihr den Lästerer des Propheten angehört habt, werdet Geißelstreiche empfangen, so lange ein Tropfen Blut aus Euern Rücken rinnt!" —

Der wüthende Sklavenvogt hielt hier inne und lautes Wehegeschrei der erschrockenen Sklaven antwortete ihm.

Aber ruhig lächelnd stand der edle Priester Vincent unter ihnen. Die ins ferne Meer versinkende Abendsonne umgab mit ihren letzten Strahlen sein

schönes Haupt wie mit einem Heiligenscheine, jetzt streckte er seine starke Rechte zum Himmel empor.

„Fürchtet Euch nicht!“ rief er seinen jammernden Leidensgenossen zu; „der allmächtige Herr des Himmels und der Erde, welcher mich, seinen Priester, in Euere Mitte führte, um Euch sein heiliges Wort zu lehren, ist auch heute derselbe starke und allgewaltige Gott, der den Paulus auf seinem Wege aufhalten und aus dem Feinde des Kreuzes zum Apostel desselben machen kann. — Darum lasset uns hinsinken, und nach der heiligen Lehre desjenigen, den wir bekennen, beten für die, welche uns verfolgen und Segen erflehen, für die, welche uns fluchen!“

Der Sklavenvogt blickte dem jungen Priester ins Auge und dieser fuhr fort: „Du begreifst nicht, was ich sage — weißt Du denn nicht, o Mensch, daß auch das Kameel in der Wüste seine Knie beugt vor seinem Schlächter und den mit dem Wasser seines Eingeweides vor dem Verdursten rettet, der es zu Boden geworfen und getödtet hat? und weißt Du nicht, daß der Sandelbaum die Axt noch wohlriechend macht, die ihn gefällt hat? — Also muß der wahre Christ beten für den, der ihn zu Boden schlägt und Segen erflehen vom Himmel für den, der ihn verfolgt und in den Tod jagt; — denn so will es der Herrlichste, der einst auf Erden wandelte und unter heißen Schmerzen am Kreuze zum Himmel rief: Vater! vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!“

Jetzt blickte er wieder zur Erde nieder und trat einen Schritt zurück; denn vor ihm stand Mehemet sein Gebieter und Zulma dessen Gattin.

Eine lange Pause trat ein — Niemand wagte zu reden — aber hörbar schlugen die Herzen der Umstehenden; es schien einer jener großen Augenblicke gekommen, in denen der Geist Gottes den Menschen näher ist als sonst und in welchen der Finger des Herrn in das Schicksal des Menschen für dessen ganze Zukunft entscheidend eingreift.

Vincent, der junge muthvolle Priester der erhabenen Religion Jesu Christi, stand ruhig und freundlich wie ein Gesandter des Herrn, der seine Sendung beendet hat, vor dem Tunesen, dessen Wangen hohe Röthe deckte, dessen glühendes Auge auf den sanften Zügen des jungen Priesters ruhte, jetzt aber den Boden suchte, als ob der stolze, reiche Gebieter den ernsten und sanften Blick seines Sklaven nicht ertragen könne.

Feierliche Stille herrschte im Kreise.

Der Tunese winkte und alle Sklaven nebst ihren Wächtern entfernten sich langsam; nur Vincent stand noch immer vor dem Gebieter, diesem wie segnend die Hände entgegenstreckend. — Der junge Priester schien zu ahnen, daß die Stunde gekommen sei, in welcher der Herr reden wollte. . . .

Jetzt erhob der stolze Tunese sein Haupt wieder, aber er erhob dieses Haupt nicht wie früher, stolz und ungebeugt; seine Augen glühten nicht wie sonst im unheimlichen Feuer des Hasses und der Verfolgungssucht; ein paar große Tropfen zitterten an ihren Wimpern. . . . .

„Vincent!" rief er — und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Was befiehlt der Herr seinem Sklaven?" entgegnete der junge Priester näher tretend. —

„Der Herr seinem Sklaven?!" — rief der Tunese und sein ganzer Körper zitterte in fieberhafter Aufregung — „Hier liegt der Sklave zu den Füßen seines Herrn und fleht um seinen Segen!!!" . . . . Ein Thränenstrom stürzte aus den Augen Mehemets und wie eine vom Sturm gebrochene Eiche lag er zu den Füßen des jungen Priesters der erhabenen Religion Jesu Christi, der kaum ein Wort zu ihm gesprochen und durch die Würde und Majestät der Religion schon über ihn gesiegt hatte. . . . .

Der junge Priester Vincent stand staunend und sprachlos vor dem Manne, der zu seinen Füßen lag.

Er wußte nicht, wie er sich diese plötzliche Gesinnungsänderung des bisher alle Christensklaven wüthend hassenden Tunesen erklären sollte.

Hatte der Allmächtige hier ein Wunder gewirkt? Hatte die erbarmende Gnade des unendlich langmüthigen Gottes das Marmorherz des Sünders, wie der Blitzstrahl den Stein, durchschnitten?

Es war ein großer Augenblick der Gnade, in welchem der Herr gesprochen hatte, der Herr, der den Saulus zum Paulus machte, ehe ein menschliches Herz es fassen konnte, wie es so gekommen war.

Aber die Wege des Allbarmherzigen sind unerforschlich und seine Hand führt den Menschen oft in jenem Augenblick, da es dieser am wenigsten ahnt, zum Born der Gnade und Erbarmung.

So hatte denn auch das Gebot der Liebe und der Versöhnung, welches den Lippen des jungen Priesters Vincent entflossen war, wie ein Blitzstrahl im Herzen des Ungläubigen gezündet; er fühlte, daß der Mann, der für

seinen Feind betete, als dieser ihn zu verderben kam, wahrhaft die Lehre bekenne, die von Gott ist. . . .

Vincent begriff auch sogleich die Größe des Augenblickes, in welchem der Herr redete. — Wie ein Prophet stand er vor dem Manne, der zu seinen Füßen lag; er las in dessen Seele, der Geist Gottes schwebte über dem Haupte des jungen Priesters — sein schönes, großes Auge ruhte auf der Stirn des gebeugten Mannes — „Mehemet!" rief er, „steh auf und gib Gott die Ehre. — Du warst ein Christ, ehe Du dieses Land betratest — Du wirst wieder ein Christ werden, so spricht der Herr durch meinen Mund!" . . . .

Mehemets Haupt senkte sich auf die segnenden Hände des jungen Priesters.

„Es ist, wie Du sagst," lispelte er, — „die Rinde ist geborsten; mein Herz schlägt wieder frei; Gott der Allbarmherzige hat zu mir geredet durch den Mund seines Dieners; ich will wieder werden, was ich war, ein Christ!" . . . .

Wunderbar sind die Wege des Herrn! — der Mann, der noch vor einer kleinen Stunde den edlen, jungen Priester zum Pfahle verurtheilen wollte, weil dieser die Lehre Jesu predigte, lag nun zu den Füßen desselben Priesters und bekannte: daß er ein französischer Ritter Ludwig von Mericourt aus der Provence Frankreichs sei, der auf einer Seereise nach Malta, wohin er seinen Vetter, einen Malteser Ritter, begleiten wollte in die Gewalt der Seeräuber gefallen war. Sein schönes Aeußeres hatte auf den Sklavenhändler Eindruck gemacht, der ihn nebst einem wohlgekleideten Mädchen nach Konstantinopel führen und an den Sultan verkaufen wollte, daher Beiden eine sorgfältige Pflege und größere Freiheit angedeihen ließ. Diese letztere benützten sie und entflohen, wurden aber eingeholt und mit Ketten beladen vor den Herrscher von Tunis gebracht; Ludwig von Mericourt ward zum Pfahle verurtheilt, die schöne Sklavin sollte mit Riemen todt gepeitscht werden; aber in dem schrecklichen Augenblicke, als bereits alle Anstalten zur Hinrichtung gemacht wurden, bot man Beiden das Leben, die Freiheit und Ludwig von Mericourt sollte die schöne Sklavin zum Weibe erhalten, wenn er das Christenthum abschwören wollte; . . . . seine Standhaftigkeit verließ ihn, er wurde Muhamedaner. . . . . Aber er fand im Genusse aller irdischen Freuden das Glück nicht wieder, welches nur ein ruhiges Gewissen geben kann. . . . Gram und innere Vorwürfe waren sein täglicher Begleiter; er haßte sich selbst und haßte die Christen unter seinen Sklaven,

weil sie glücklicher waren in ihrer Standhaftigkeit und Glaubenstreue als er, der seinen Gott verlassen hatte, bis er ihn wieder fand, zu den Füßen seines frommen Sklaven, des Priesters Vincent. Hiebei hatte seine Gattin Zulma den höchsten Antheil; denn sie war es, die lange schon, ohne daß ihr strenger Gatte hievon etwas ahnte, den beseeligenden Lehren Vincent's gelauscht und ihrem Gatten oft schon Vorwürfe gemacht hatte, weil er eine Religion verlassen habe, die so erhaben, so schön, so unendlich beseeligend sei, daß jene jubeln, die für sie leiden, daß der Christ im Sklavenhemde glücklicher sei, als sein Herr, dessen Haupt von den Schätzen Golconda's wiederstrahle. —

Und so kam es endlich durch Gottes unerforschliche Barmherzigkeit, daß am 18. August des Jahres 1606 eine kleine Barke auf den Wogen des mittelländischen Meeres der Küste Europas entgegenschwamm, auf welcher Barke der Renegat Ludwig Ritter von Mericourt, genannt Mehemet mit seiner Gattin Zulma und seinem Sklaven Vincent, dem Retter seiner Seele, nach der Küste Europas entfloh und nach vielen Gefahren auch an derselben landete.

Dort stiegen die drei Flüchtlinge an das Land und warfen sich nieder, um den heimathlichen Boden zu küssen und dem Allbarmherzigen ihren Dank zu weihen für die wunderbare Rettung Vincent's aus der Sklaverei und für die Rettung der Seele Ludwigs von Mericourt, der bald darauf vor den Füßen des Bischofs von Avignon lag und von diesem wieder in den Christenbund aufgenommen wurde, während Zulma durch das Bad der heiligen Taufe in diesen Bund eintrat und nunmehr in christlicher Weise dem Ritter angetraut wurde.

IV.

Ave Maria.

In der Weltstadt Paris stand einst unter der Regierung des römischen Kaisers Tiberius, als Christus der Herr auf Erden wandelte, ein Tempel des heidnischen Gottes Vulcan. Als aber die herrliche Leuchte des Christenthums auch diese Stätte erhellte, da stürzten die neuen Bekenner des heiligen Evangeliums diesen Götzentempel in Trümmer und errichteten an dieser Stätte unter Kaiser Valentinian I. eine dem ersten Märtyrer der Christenheit, Stephanus, geweihte Kirche, welcher im Jahre des Heiles 556 Childebert noch eine besondere, der hochheiligen Mutter des Erlösers geweihte Kapelle anbaute,

woher sie den Namen der Kirche zu unserer lieben Frau (eglise de Notre dame) erhielt. Bei einer späteren Renovirung derselben legte Papst Alexander III. damals auf der Flucht in Frankreich befindlich, selbst den ersten Stein; sie ist eine altgothische Kirche, deren Plan ein lateinisches Kreuz bildet. Das Merkwürdigste ihres Aeußeren sind ihre Thürme von viereckiger Form mit Blei gedeckten Dächern, welche eine herrliche Rundschau auf die Weltstadt gewähren. —

Jahrzehnde waren nach der oben erzählten Begebenheit in Tunis vorübergegangen. Auf dem Throne Frankreichs saß Ludwig XIII. Frankreich war eine Beute innerer Unruhen, denn die königliche Parthei lag im Streite mit den Hugenotten. Paris glich einem Riesenkessel, in welchem alle Gifte des wüthendsten Parteihasses ausgekocht wurden und die entsetzlichsten Dinge erfolgten.

Ein Italiener Concini war es gewesen, nach dessen Rathschlägen Maria von Medicis, die Mutter des jungen Königs Ludwig, nach Heinrich IV. Tode durch sieben Jahre regiert hatte, und dieser elende Wälsche hatte in allen Quartieren der Weltstadt Galgen für seine Gegner aufrichten lassen. . . .

Als aber jetzt Ludwig XIII. den Thron Frankreichs bestieg, da war es eine seiner ersten Handlungen, daß er diesen verächtlichen Günstling dem Volke überlieferte, welches ihn auf der Brücke des Louvre mit Pistolenschüssen tödtete.

Aber wüthete auch draußen in den Straßen und Gassen der Weltstadt der Fürst der Finsterniß mit seinem ganzen Gefolge, im Tempel des Herrn, in der herrlichen großen Kirche waltete Ruhe und der Geist desjenigen schien hier zu schweben, der einst gesprochen hatte: „Der Friede sei mit Euch!"

Auf dem südlichen Thurme dieser herrlichen Kirche Notre dame, wo jetzt die unter Ludwig XIV. gegossene berühmte Riesenglocke hängt, stand in jenen Tagen ein kraftvoller Mann im Priesterkleide. Sein Blick schweifte über die Thürme und Häuser der Weltstadt und ruhte dort und da, als wollte er sich wie ein Feldherr die Punkte aussuchen für einen großen Plan, den er in seinem Haupte trug. Sein Antlitz strahlte wie das eines gottbegeisterten Sehers und die himmlische Ruhe des inneren Seelenfriedens lag auf demselben. Der Mann mußte ein reiches, schönes Leben hinter sich haben, denn sein ganzes Wesen sprach von dem heiligen Gottesfrieden, der in seinem Herzen waltete.

Jetzt stieg der Priester die enge Treppe des Thurmes langsam hinab, und schritt zur Rechten in die Kapelle hin. In dem Chor, wo die kleine Flamme der ewigen Lampe das Antlitz der Gottesmutter bestrahlte, deren Bild mit dem Jesukinde über einem kleinen uralten Steinaltare von grauem Granit angebracht war, kniete der fromme Priester nieder und seine Augen hingen mit Innigkeit an dem schönen Marienbilde. Er schien Alles um sich herum zu vergessen, er schien der dunklen Erde entrückt, in einen sanften süßen Traum versunken und im Geiste in fernen Regionen zu wandeln, wo Friede und Ruhe, statt Erdenstürme walteten. —

„Ave Maria!" lispelte er jetzt voll Innigkeit, „Gegrüßt seist Du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit! O, daß Du mir den Weg zeigen möchtest, auf dem ich die letzte der verirrten Seelen finden und sie dem guten Hirten zuführen könnte!"

„Ave Maria!" lispelte er noch einmal mit der ganzen Innigkeit seines Herzens, und „Amen! Amen!" ertönte es an seiner Seite. — Er schaute empor; zu seiner Rechten stand eine hohe und wunderherrliche Frau mit blaßem, länglichten Gesichte voll Würde und Majestät, angethan mit einem weißen, golddurchwirkten Kleide; eine prachtvolle Perlenkette lag um ihren Nacken, ein strahlender Diamant zierte wie ein funkelnder Stern ihr reiches, dunkles Haupthaar.

„Verzeiht, würdiger Mann," sprach diese Dame in fast fremdartig klingenden Tönen, „verzeiht, daß ich Euer Gebet durch meinen Eintritt in diese Marienkapelle störte; aber die Innigkeit, mit welcher Ihr hier betetet, hat auch mein Herz so tief bewegt, daß ich mich nicht enthalten konnte, Euch mein Amen zuzurufen. — O welche Wonne liegt im Gebete! und was mögt Ihr auch im Geiste geschaut haben, der Ihr der Mutter aller Gnaden die Huldigung brachtet." —

„Ich bin auf einige Augenblicke zum Kinde geworden", entgegnete der Priester sanft, „und es steht geschrieben: den Kindern gehört das Himmelreich. Seht also edle Frau, so habe ich mich vor dem Altare wieder einmal in meine Jugend, in meine Kindheit zurückgeträumt, denn dieses herrliche Bild der Gottesmutter gleicht so ganz jenem schönen Bilde, vor dem ich einst als Kind in meiner Heimath oft auf den Knieen lag und welches ich, von der Hand meiner Mutter geführt, gar oft mit Rosen bekränzte." —

Die schöne Frau blickte dem Priester mit Rührung ins Auge.

„Wie süß ist die Erinnerung an die Kindheit," sagte sie; „das Leben des Menschen ist ein so ernster Gang zur Ewigkeit, daß man, wenn man über die hohe Bedeutung dieser Spanne Zeit recht nachdenkt, sich fast nicht freuen kann über die Rosen, die dort und da auf dem Wege des Sterblichen blühen." —

„Wer über das Leben grübelnd nachdenkt," entgegnete der Priester, „versäumt das Leben und statt zu handeln, erschrickt er über die verlorne Zeit; Wiege und Sarg sind geheimnißvolle Stätten und nur das Kreuz ist der Schlüssel, den der Himmel uns herunterreicht, diese Geheimnisse zu lösen und der gläubige Blick schaut vertrauend die Wunder der göttlichen Verheißung!"

„Mann des Herrn!" sagte jetzt die schöne Frau mit steigender Theilnahme; „Eure Sprache wiederhallt auch in meinem Herzen; Ihr seid, wie ich aus Euren Worten schließen darf, ein Mann der That, ein Mann der Kraft und des Handelns, der nicht mit leeren Klagen seine Zeit versäumt, und im müßigen Schauen und Beweinen der Sünden seiner Zeit unthätig verharret." —

„Ja!" rief der Priester begeistert; „es ist das Gebot des Herrn, es ist der Wille der ewigen Liebe über den Sternen, die zu mir spricht: durchwandle die Erde, empfinde ihre Schmerzen, pflücke ihre Rosen und liebe ihre Menschen! — drücke recht viel Herzen an deines! trockne recht viele Thränen des Elends und schenke allen Glauben, alle Hoffnung und Liebe, die du in deinem Herzen findest, der armen Menschheit!" . . .

„Und so", fuhr der Priester mit volltönender Stimme fort, „habe ich es gehalten bisher und so will ich es halten auch ferner, so lange der Herr über Leben und Tod mein irdisches Dasein fristet; so will ich wandeln mit festem männlichen Tritte, segnend und wirkend über die Erde."

Mit hoher Theilnahme und Aufmerksamkeit hatte die schöne Dame den Worten des begeisterten Priesters gelauscht. „Ihr habt wohl in Eurem Leben schon Trauriges erlebt," sagte sie; „nur ein Mann, welcher des Elends viel gesehen, kann mit solcher Begeisterung für die Leiden der Menschheit erfüllt sein!" —

Der Priester senkte sein Haupt. — „Ja," sagte er leise, „ich habe viel des Elends gesehen und erlebt; seit die Rosen meiner Kindheit verblüht sind, habe ich gar Manches erduldet; auf dem heißen Sande Afrika's, wo ich in der Gefangenschaft schmachtete, wie im eigenen Vaterlande, wo ich mit Vorurtheil und Selbstsucht zu kämpfen hatte; — aber auch manche Freude, manche große

Freude habe ich durch die Erbarmung Gottes genossen auf der Bahn meines Wirkens." —

„Nun der Herr wird sein Werkzeug nicht verschmähen," fuhr er nach einer Pause fort, „und auch noch auf meinem fernern Lebensgange bei mir bleiben, daß ich mein Werk vollende: ein Tröster der Armen, ein Vater der Waisen, ein Retter der Verlornen zu werden. Seht, so möchte ich denn mein Leben, ob es kurz oder lang währen wird, ganz, ganz, ganz dem Dienste des ewigen Gottes weihen; so möchte ich nach dem Vorbilde unsers heiligen Erlösers für meine Freunde und Schüler sorgen, für meine Feinde leiden und mein Leben dann, wie eine volle Rose, wenn der Winter sie entblättert, in die Hand meines Schöpfers und Heilandes legen. — Als ich zum ersten Male das Licht dieses Lebens schaute, da standen sie um mich herum, die mich liebten und sie lächelten, — ich allein begrüßte sie mit Weinen; ich aber erbitte mir von dem Herrn des Himmels und der Erde nur dieß eine: daß wenn ich einst diese Erde verlassen werde, alle, die mich dann umreih'n, weinen, ich allein aber lächeln möge." . . .

Der edle Priester sprach diese Worte mit solcher Rührung und Begeisterung, daß der schönen Dame ein Paar Perlen in die dunklen Augen traten. —

„Mann Gottes! Priester des Herrn!" rief sie, seine Hand fassend. — „O wie glücklich bist Du in Deinem herrlichen Berufe! Wer Dir folgen könnte auf dem Wege des Heiles! Laß mich in Deine Fußstapfen treten, wohin sie immer führen, denn sie führen ja zum Ziele: zum seligen Eden Gottes!".

„Eure Theilnahme, edle Frau, rührt mich tief," fiel der Geistliche ein, „aber glaubt mir, mein Beruf als Missionspriester ist kein leichter; gar viele Dornen liegen neben den wenigen Rosen der Freude auf meinem Lebenswege und dorthin, wohin ich jetzt gehen werde, würdet Ihr mir gewiß nicht folgen!" . . .

. . . „Und wohin geht Ihr jetzt?" fragte die Dame.

„In den Bagno — auf die Galeere" entgegnete der Priester. —

Die schöne Dame trat fast erschrocken einen Schritt zurück. — „Wie", rief sie erstaunt, „was wollt Ihr im Bagno — auf den Galeeren, unter dem Auswurfe der Menschheit?!" —

„Liebe predigen! Barmherzigkeit üben!" erwiderte der Priester. „Glaubt mir, edle Frau, die Straßen und Gassen der Weltstadt sind es nicht, wo das größte moralische Elend zu finden, — jene dunklen Stätten der aus der mensch-

lichen Gesellschaft Verstoßenen, die feuchten Kerker der Strafhäuser, die nassen Ruderbänke der Galeeren sind es, wo die Verzweiflung winselt, weil kein Trostwort dort erschallt, wo das Elend ungesehen am wunden Herzen nagt, weil die Liebe dahin den Weg in unsern Tagen nicht findet, und mir sagt ein dunkles Gefühl, daß ich dort, wo Tausende jammern, ohne gehört zu werden, den Anfangspunkt meines Werkes finden werde, das segensreich sein muß, weil Glaube, Hoffnung und Liebe meine Begleiter sind!"

Der edle Priester erhob sich jetzt, machte der vornehmen Dame eine kurze Verbeugung und wollte mit dem sanften Friedensgruße „Ave Maria!" die Kapelle verlassen. Aber die Dame hielt ihn noch zurück. „Nehmt diese kleine Spende", sagte sie, indem sie ihm eine Börse darreichte, „verwendet sie für die Unglücklichen, die Ihr trösten und lehren wollt. Aber was deutet die Bläße Eures Gesichtes? Ihr leidet, würdiger Herr?!"

„Eine Wunde an meinem Fuße," entgegnete der Priester, „die ich durch einen Pfeilschuß erhielt, als ich vor Jahren auf der Seefahrt von Piraten gefangen wurde."

„O welche verruchte Hand hat diesen Pfeil geschnellt!" rief die Dame, „wahrlich, sie hätte verdient, abgehauen zu werden!"

„Nicht doch" entgegnete der Priester lächelnd, „ich würde sie vielmehr an mein Herz drücken, wenn ich sie jemals wieder fände. — Sie war die Hand meines Jugendgenossen, des einzigen Menschen auf Gottes weiter Erde, von dem ich weiß, daß er mich bitter haßt, obgleich ich ihm nie etwas zu Leide gethan habe. — O, daß der Herr aller Gnaden auch ihn in meine Arme führen und mir Gelegenheit geben möge, ihm mit Liebe zu vergelten, was er mir Böses that!"

„Welch ein Engelherz!" rief die Dame jetzt aus; „welch ein Engelherz! welch einen edlen Priester des Herrn habe ich in dieser kurzen Stunde kennen gelernt! — Nein, Mann des Herrn! Ihr dürft nicht so bald von mir scheiden. Seht! als eine stolze und vornehme Dame habe ich diese Kapelle betreten, bloß um ihre Kunstschätze zu beschauen und draußen harrt mein Gefolge; aber als eine arme demüthige Sünderin verlasse ich sie jetzt und bitte Euch, würdigster der Priester, den ich je kennen lernte, sagt mir, wie nennt Ihr Euch? wo und wann kann Euere Schülerin im Glauben und in der Barmherzigkeit Euch wieder finden, um an Euerer Hand den Weg des Heiles zu wandeln? und dann gebt mir Eueren Segen!!" —

„Mein Name ist Vincent," entgegnete der Priester demüthig, „mein gewöhnlicher Aufenthalt das Haus Philipp Emanuels von Gondy, des Grafen von Joigni, derzeit Generals der königlichen Galeeren, der nebst seiner edlen Gattin, Franziska Margaretha von Silli, mich bisher in meinem Wirken für die Sache des Herrn reichlich unterstützte, und dem ich nun auch für die Gaben, die er durch mich den Nothleidenden und Verlassenen gewährt, ewig dankbar sein werde; — und so segne auch Euch der Herr, der alles Gute lohnt, reichlich hier und in Ewigkeit!"

Der edle Priester legte nach diesen Worten seine Hände auf das Haupt der vor ihm knieenden Dame und verließ hierauf schweigend die Kapelle, welche in dieser Stunde zur Stätte großer und frommer Entschlüsse derjenigen geworden war, die so eben von dem würdigsten Priester jener Tage den Segen empfangen hatte. . . . (Schluß folgt.)

Der Christabend.

Von **Georg Zizlsperger**.

Heil'ge Nacht! In stiller Feier
Sinkst vom Himmel Du herab,
Und Dein sanfter Friedensschleier
Wischet alle Thränen ab. —

Weicht! des Irrthums finstere Nächte,
Die dem Abgrund ihr entstammt,
Daß die Freude nur, die echte,
Heut aus jedem Herzen flammt!

Abgeschworen sei das Böse,
Recht geübt mit neuer Kraft,
Und vom Grund des Herzens löse
Sich der Kampf der Leidenschaft!

F r i e d e walte auf der Erde,
Wohne in der Menschenbrust,
Weile über jedem Herde,
F r i e d e, Paradieseslust!

O der wonnevollen Kunde,
Die vom Himmel uns erklingt
Und ins Herz, ins sündenwunde,
Tröstend, balsammilde dringt!

„Seht ein Kindlein ist geboren,
Bringet Frieden Euch und Heil;
Gottes Huld, die Ihr verloren,
Wird Euch wieder nun zu Theil!“

Ist es möglich, daß der Sünder
Nicht der Rührung Thräne weint,
Da der große Heilsverkünder
Als ein Kind vor ihm erscheint!

Daß des Hochmuths starre Rinde
Noch sein Herz gefangen hält,
Und des Irrthums dunkle Binde
Nicht von seinem Auge fällt?

Daß er nicht im Staube lieget,
Sich vor Gott in Demuth beugt,
Und den schlimmen Feind besieget,
Den die eig'ne Brust erzeugt!

Höret! Zwei Jahrtausend sprechen
Aus der Glocken Feierklang!
Höret durch die Lüfte brechen
Himmlischen Triumphgesang! —

Selig, wenn im heil'gen Schauer
Hier das Herz vor Wonne bebt,
Daß das Nebelbild der Trauer
Wie ein Traumgesicht entschwebt; —

Daß die Seele überfließet
Voll von gottverwandter Glut,
Und in Strömen sich ergießet
Des Gebetes Feuerfluth!

Die blaue Grotte.

Von **Becker.**

Nicht nur in dem Sternenheer,
Auf dem großen, weiten Meer,
In dem Thale, auf der Flur, —
Auch im tiefen Schooß der Erde
Steht das große Wort: „Es werde!"
Eingeschrieben, lies es nur!

Ja, meine Lieben, geht nur hinaus ins Freie, ins Frühlingsgrün, zum Morgenroth, zum Vogelsang, auf Bergeshöh'n, ins stille Thal, ans klare Bächlein, zum Seesspiegel — Ihr werdet sehen und fühlen, wie freundlich der Herr ist, und was Prächtiges Er uns gegeben hat, das Herz daran zu erfreuen und Seine Macht und Güte daran kennen zu lernen. Blicken wir gen Himmel, schauen wir hier unten um uns, überall Wunder der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes. Aber sogar auch in den Tiefen der Erde, wohin des Menschen forschender Blick nicht mehr dringt, hat Er unzählige Wunder geschaffen. Zu einigen wenigen derselben hat die Natur dem menschlichen Vorwitz eine Spalte, ein Thor oder Thürlein offen gelassen, und somit ihm erlaubt, unter Furcht und Schaudern darin sich umzuschauen. Von solchen Wundern in den Tiefen der Erde will ich Euch jetzt Einiges erzählen.

Die Erde, auf der wir in Freuden herumtummeln, auf der wir arbeiten und leiden, bis wir uns gar zur Ruhe hinein legen, ist nicht überall so gestaltet, wie wir es in den Ebenen oder in dem Hügellande zu sehen gewohnt sind, allwo unsere Städte und Dörfer zerstreut liegen. Anderwärts gibt es gar sonderbare Gebilde von Höhen und Tiefen. Berge thürmen sich gen Himmel, Thäler und Schluchten winden sich zwischen ihnen durch, und nicht selten öffnen sich Klüfte und Spalten, die den vorwitzigen Wanderer locken, ins Innere der Erde zu schauen. Da sieht er denn eine neue Welt, Höhlen und Gänge, zum Theile vom Wasser durchrauscht, mit glitzerndem Gestein und launenhaft gruppirten Säulen und Pyramiden feenhaft geziert.

Solcher Höhlen gibt es wohl viele im Lande, und einige davon will ich auch nennen — sie zu beschreiben ist hier nicht Raum.

Das Harzgebirg, welches Wanderer aus Nah und Fern anlockt, hat in seinen

Kalkbergen bei Blankenburg zwei Tropfsteinhöhlen, die gar sehr berühmt sind, die Baumanns- und die Bielshöhle.

Im Westphäler-Lande, bei dem gewerbreichen Iserlohn, treffen wir die Prinzenhöhle, von der im Volke die Sage geht, daß um Mitternacht die Todten drinnen zur Messe gehen und ihre blauen Lichter anzünden.

In Bayern, in der sogenannten fränkischen Schweiz, trifft man wieder äußerst wundersame Höhlen, namentlich die von Muggendorf und Gailenreuth.

Und so könnt ich deren noch viele aufzählen.

Allein wir wollen gleich die merkwürdigste aufsuchen, die auf dem europäischen Festlande zu finden ist, die Adelsberger Höhle im Karstgebirge, das sich bei Triest von den Alpen her gen das Meer hinzieht. Ich durchwanderte einst diese Gegend, und es ward mir unheimlich zu Muthe, als ich so umhersah und rings um mich eine zerstörte Welt erblickte. Auf Meilen weit liegen Felsblöcke umher, als hätte eine allmächtige Hand Berge zerbröckelt und im Zorne auseinandergestreut. Zwischen ihnen dürre Haide, nicht Wald und Wiese, aber hie und da trichterförmige Vertiefungen, die den armen Bewohnern der Gegend als Gartenland und einigem Gewilde als Zufluchtsort dienen. An die Felsentrümmer baut sich das Volk hier seine winzigen Hütten an und fühlt sich da sicher und heimisch, wo die Natur sich ausgetobt zu haben scheint.

Dringt man aber erst ins Innere der Erde, so ergreift Staunen und Schauder den kühnen Wanderer. Gänge, Säle und Hallen in den wunderbarsten Gruppirungen, Säulen wie Orgelpfeifen an einandergestellt, Draperien von Felsenzacken, Thore und Brücken, Abgründe und Untiefen mit tosenden Fluthen und Seen reihen sich an einander. Eine Ueberraschung folgt der andern. Nach mehrstündiger Wanderung kehrt der Besucher schüchtern wieder ans Tageslicht zurück.

Daß der Boden dieser Gegend auf viele Meilen in der Länge und Breite bis in seine tiefsten Gründe durchklüftet ist und unzählige Höhlungen und Gänge in sich birgt, in die nie ein Mensch dringen wird, läßt sich mit Sicherheit vermuthen. Wirklich launenhaft spielen diese Abgründe auch mit den Gewässern, die sie da und dort zu Tage treten lassen und wieder in sich aufnehmen. Bei dem Flecken Czirknitz verschlingen sie fast alljährlich den drei Quadratmeilen großen See sammt allem, was darin lebt, und fördern ihn bei eintretendem Herbstwetter wieder zurück in sein Bett. Während der Abwesenheit des Wassers bauen die Leute dort Getreide an, bringen es ein, und jagen auch zum Zeit-

vertreib auf Wildenten, die in den zurückgebliebenen Lacken sich aufhalten. Daher sagt man, im Czirknitzersee werde alljährlich gefischt, gejagt, gesäet und geärntet.

Eine Höhle ganz besonderer Art, eine wahre Zaubererscheinung, trifft der Reisende im Golfe von Neapel. Da birgt die Felseninsel Capri eine Höhle, die sich weniger durch Größe oder groteske Formation als durch ihre eigenthümliche Beleuchtung auszeichnet.

Die Küsten der Insel sind hoch und steil, und das Meer scheint da unergründlich tief zu sein. Hie und da sind die Felsen vom stets antobenden Meere unterwühlt und beugen sich über die schäumende Fluth der Brandungen. In so einer Wölbung entdeckt man eine kleine halbrunde Oeffnung, und diese ist das Thor zur blauen Grotte.

Man möchte erschrecken vor dem Unternehmen, da durchzuschlüpfen, wo das Meer und der Fels kaum einige Schuh Raum lassen, einen Raum, der mit jeder anprallenden Fluth sich wieder schließt. Doch was thut der Mensch nicht alles, seinen Vorwitz oder seine Wißbegierde zu befriedigen! Man wartet die Augenblicke ab, in denen das Wasser eben zurückgetreten ist, bückt sich in seiner Barke, und schaukelt in gespannter Erwartung durch das Zauberthor.

Ein unaussprechliches Staunen bemächtigt sich hier der Seele und läßt Angst und Gefahr vergessen. Das Schiff schwankt unter einem weiten Gewölbe, das von dunkelblauem Schimmer erleuchtet ist. Anfangs ist es ein mattes Blau, allmählig aber gewöhnt sich das Auge an solches Licht, und mit jeder Minute wird es durchsichtiger, blendender und heller im weiten Raume. Das Gestein ist wie von Phosphorfeuer übergossen. Bis hoch hinauf zur gruppigen Wölbung von Tropfstein schwimmt alles in diesem wunderbaren Lichtglanze. Das Wasser, auf dem das Schiff sich wieget, ist blaues Feuer, und es ist nicht anders, als schwämme man auf einem Meere ätherisch leuchtender Flämmlein. Wenn die Ruder in das Wasser tauchen, sprüht Feuer heraus, und ein diamantener Streifen erweitert und verliert sich auf der blau schimmernden Fläche. Fällt ein Tropfen vom hohen Gewölbe in die Fluth nieder, so bilden sich funkelnde Ringe, die sich in immer weiteren Kreisen verlieren. Fährt man tiefer in die Grotte zurück und blickt gegen die Oeffnung, durch die man eingedrungen, so sieht man eine Scheibe weißen Feuers, die eine helle Säule auf die Fluth hinmalt. Verschließt eine Woge die Oeffnung, so ist deßhalb die Grotte nicht matter erleuchtet, sondern eher noch glänzender.

Die Felsen, die aus dem Wasser heraufblicken, scheinen mit Diamanten besetzt zu sein, und auch die Pflanzen und Fische leuchten wie flammend aus der Tiefe empor.

Erlaubt man sich das Vergnügen, in der blauen Fluth ein Bad zu nehmen, so wird man ein Wesen, das einer andern Welt anzugehören scheint. So weit der Körper im Wasser ist, ist er brillant und hell, so weit er darüber herausragt, dunkelblau.

Wenn man vom bewegten Meer in die Grotte gelangt, fühlt man sich wie durch einen Zauber geschützt vor den tobenden Fluthen, und nur leise toset es herein in das stille Asyl. Man weiß nicht, liegt man in einem tiefen Traume oder hat man ein wirkliches Wunder vor Augen. Kurz, die blaue Grotte Capri's ist das lieblichste Märchen der Schöpfung, das seines gleichen auf Erde nicht findet.

Ein Krippenspiel.

Von **Heinrich Roßmann.**

(Der Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe!" ist verklungen. Vor dem herabgelassenen Vorhange stehen Hirtenknaben und Mädchen; sie führen folgendes Gespräch:)

Ein Hirtenknabe.

Gesang ertönt! — in hohen Klängen
Strömt durch die Lüfte er dahin!
In diesen herrlichen Gesängen
Liegt heil'ger, hocherhabner Sinn!
Sie gleichen nimmer den Schalmaien,
Und nimmer unserm Flötenklang;
Nein, Freunde! welche Tön' es seien —
Sie sind ein himmlischer Gesang. —

Ein Hirtenmädchen.

Welch' himmlisch Licht erfüllt die Auen?
Ein wunderbarer goldner Glanz!
Wie Schatten sind die Stern' zu schauen
Des Mondes Gold verdüstert ganz!

Das ist des Tages Dämmrung nimmer,
Das sind der Sonne Gluten nicht!
Das ist ein rein'rer hell'rer Schimmer!
Das ist vom Himmel heil'ges Licht!

Ein Hirtenknabe.

O Freunde! schon seit manchen Wochen
Träum' ich gar wundersamen Traum.
Oft macht' es mir das Herz erpochen;
Denn meine Seele faßt es kaum! —
Oft sah ich schon in stillen Nächten
So göttlichrein den Ost erglüh'n,
Wie von des Himmels ew'gen Mächten
Viel gold'nen Schimmer niedersprüh'n!

Ein Hirtenmädchen.

Und ich vernahm, glaubt mir, ihr Brüder,
Den Lobgesang in stiller Nacht
Gar oftmals schon, doch schwand er wieder,
Wenn ich vom Schlummer dann erwacht!
Nur manchmal klang ein leises Tönen
Beim Wachen noch in meinem Ohr,
Bis endlich dann vom Traum, dem schönen,
Der letzte Hauch sich auch verlor.

Ein Hirtenmädchen.

Wenn ich so einsam bei der Heerde
In stiller Nacht mein Liedchen sang,
Und meine Seel' zu Gott begehrte,
Mein Aug' hinauf zum Himmel drang:
Da faßt' mich oft ein süßes Ahnen,
Mir zog's nach Bethlehem den Blick —
Und auf den liebgewohnten Bahnen,
Eilt' mit der Heerde ich zurück.

Ein Hirtenknabe.

Heil Freunde! Welche frohe Kunde

Bring' ich Euch nun, o höret mich!
Ein Engel kam in dieser Stunde
Vom Himmel nieder! Feierlich
Sang er des Herrn Lob und Ehre —
Unzähl'ge Engel stimmten ein!
Als ob der Himmel bei uns wäre
So klang's und glänzt' es himmlisch rein!

„O kommt und seht doch dort im Stalle
Den Herrn der Welt — ein hilflos Kind!
Der mich geschaffen und Euch alle,
Dem alle Himmel eigen sind;
Drum Ehre Ihm und Friede Allen,
Die eines guten Willen's sind."
So sprach der Engel; — laßt uns wallen
Zu beten vor dem Himmelskind!

Ein Hirtenmädchen.

Wir sah'n den Lichtglanz dort im Osten,
Wir hörten auch den heil'gen Sang,
Drum laßt uns ganz die Freude kosten
Die zu den Menschen niederdrang!
So eilet, Brüder, Schwestern, eilet,
Das süße Himmelskind zu seh'n!
O nimmer länger hier verweilet
O laßt uns gleich zur Krippe geh'n.

(Es ertönt das Lied: „Es kam die gnadenvolle Nacht." — Der Vorhang öffnet sich, die Hirten umstehen die Krippe und sinken auf die Kniee; sie blicken andächtig auf das Kind.)

Ein Hirtenknabe.

Hier liegt das lieblichste der Kinder —
Ein hartes Lager ist sein Bett!
Es hat verlassen für uns Sünder

Des Himmels ew'ge Majestät!
Es stieg zur Erde, um zu dulden,
Zu leiden jede Müh' und Pein —
Zu tilgen uns're schweren Schulden,
Und liebend stets bei uns zu sein!

Ein Hirtenmädchen.

O seht das Kind, das engelreine —
O seht dieß Aug' so sonnenklar!
Vergib o Kindlein, wenn ich weine,
Die Freud erfüllt mich wunderbar!
Ich bin so froh in Deiner Nähe!
Ich bin so glücklich nun bei Dir!
Und doch ergreift mich tiefes Wehe,
Und näßt das trock'ne Auge mir!

Ein Hirtenknabe.

Wie groß ist Deine Himmelsklarheit,
Du süßes Jesuskind, schon hier!
Wie strahlt die ewig reine Wahrheit
Aus Deinem Blick entgegen mir! —
Wie groß erst mußt Du oben thronen
In Deinem ew'gen Himmelreich —
Wo einst die frommen Seelen wohnen,
An Glück den heil'gen Engeln gleich! —

Ein Hirtenmädchen.

Welch süßer Duft umweht die Krippe,
Die Dich, o holdes Kindchen, trägt.
Ach jeder Laut von Deiner Lippe
Mir tief das arme Herz bewegt!
Es klingt so himmlisch süß, so wonnig
Aus Deinem reinsten Engelsmund.
Es macht die trübsten Nächte sonnig —
Umleuchtet hell das Erdenrund:

Ein Hirtenknabe.

Schenk uns, o Kindlein, Dein Erbarmen,
Wir fleh'n zu Deiner Majestät!
Gib Deinen Segen stets dem Armen
Wenn er vor Deiner Krippe steht!
Gib unserem Haupte reines Denken
Und unseren Herzen Fried' und Ruh'
Laß uns're Schritt' zum Himmel lenken
Und leite unsere Thaten Du!

Ein Hirtenmädchen.

Gib uns an Gütern dieser Erde
Was wir zum Leben immerfort
Bedürfen; diese Krippe werde
Für uns der Gnaden heil'ger Port!
Bewahr vor Trübsal unsre Tage
Vor Unheil eines jeden Haus;
Nimm von uns weg der Sünde Plage
Schmück' unser Herz mit Unschuld aus!

Ein Hirtenknabe.

Send' aus in alle Welt den Segen
Den Du, o Kindlein, uns gebracht!
Laß' leuchten ihn auf allen Wegen
In dieses Lebens dunkler Nacht!
Laß' All' erkennen Deine Liebe
Laß' Alle kosten Himmelsluft!
O! läutre all' die bösen Triebe
In eines jeden Menschen Brust.

Ein Hirtenmädchen.

Doch, — traurig wird Dein Leben enden,
Wie Deine Frommen prophezeit!
Mit Wehmuth möchte ich mich wenden
Von dieser trüben, schweren Zeit!
Wie wird die Menschheit Dir es lohnen,

Die Du befrei'st vom ew'gen Tod?
Kein Leiden wird Dich einst verschonen
Und keine bittre Angst und Noth! —

Ein Hirtenknabe.

O halte inne. Trüb die Freude
Doch heute nicht in heil'ger Nacht!
Die Engel sangen nichts vom Leide —
Sie haben Freude nur gebracht! —
Drum', holdes Kind, so laß uns danken,
Daß Du zu uns gekommen bist!
Laß uns Dir treu sein ohne Wanken
Dir, unserm Herren Jesu Christ! -

Ein Hirtenknabe.

Auf, Brüder! Schwestern! laßt uns singen
Dem holden Kind ein Wiegenlied!
Laßt Eure Stimme sanft erklingen
Daß leis' sie auf zum Himmel zieht.
Und singt in heil'ger zarter Weise
Das süße Kind in Schlummer ein!
Das sanft — vor unserer letzten Reise
Auch unser Schlummer möge sein!

(Zum Schlusse wird das Wiegenlied gesungen: „Schlaf wohl, Du Himmelsknabe Du, Schlaf wohl Du süßes Kind!" u. s. w.)

Sonntags.

Von **Friedrich Güll.**

Es wogt die Saat, es wallt der See,
Am Waldessaume ruht das Reh,
Nur leis' die Wipfel rauschen.

Ich steh gebannt am Wiesenhag,
Und könnte so den ganzen Tag
Dem stillen Sonntag lauschen.

Himmlische Weihnacht.

Von **Max Radlkofer.**

Am Abend vor der wundervollen Nacht,
Da aller Welt ein Kind hat Heil gebracht,
Weßhalb wir auch mit reichlichen Geschenken
Heut' jedes fromme Kinderherz bedenken:
Da sah ein Weib ich liegen auf den Knie'n
Vor einem Grab. Ihr Söhnlein lag darin.
Statt eines Christbaums neigt sich über Beide
Hernieder eine kahle Trauerweide,
Anstatt der Weihnachtskerzen aber brennt
Ein Sternenheer am blauen Firmament.
Und wie sie weinend kniet vor seinem Grab,
Deß' Lächeln oft im Leiden Trost ihr gab,
Da wird es ihr auch jetzt mit Einemmal,
Als blick' es lächelnd nieder in das Thal:
„Lieb' Mutter, weine nicht! Mir ward bescheert
Ein Christgeschenk, dem keines gleich an Werth.
Mit unverwandtem Blick' ich vor mir seh' —
Und nicht vom Schauen thut das Aug' mir weh' —
Das wahre Christkind in dem schönsten Glanz,
Von Engelschaaren rings ein lichter Kranz. —
O Mutter, gegen diese goldene Pracht
Ist es auf Erden ewig finst're Nacht,
Die wahre Weihnacht findest Du nur hier,
Wo Alles wieder Kind ist, glaube mir!
Wo Alles prangt im weißen Unschuldskleid,
Im Grab zurückläßt jedes Erdenleid.
O Mutter, tröste Dich, laß ab vom Weinen!
Bald wird uns ew'ge Weihnacht hier vereinen."



Der Galeerensclave.

Geschichtliche Erzählung.

von Dr. Isidor Proschko.

(Mit Bild.)

V.

Feindesliebe.

Ein herrlicher Garten der Natur schlang sich um die schöne Seestadt Marseille an der Küste der Provence, und die ganze Flora des milden südlichen Himmels duftete und glühte in tausend Farben zwischen den freundlichen Landhäusern der reichen Bewohner dieser Seestadt, welche zu den schönsten Diamanten in der Krone Frankreichs zählt.

Der schönste Sommerabend lag auf Meer und Land; wie weiße Möven, die von allen Seiten auftauchend im Strahle der Abendsonne auf den Fluthen schwimmen, durchschnitten zahlreiche Schiffe die funkelnden grünen Wogen an der Küste, welche der scheidende Sonnenstrahl mit sanftem Golde belegte. Aber am weiten Abendhimmel, dessen helles Blau jetzt in dunkle Farben überging, traten allmälig die Sterne hervor und der Mond zog am Rande des Gesichtskreises herauf, groß und voll, eine stille Leuchte der Nacht, aufgesteckt von der Hand des Ewigen.

Sanfte Töne der verschiedenen Musik, welche von den kleinen im Hafen schwimmenden Barken erschallte, das Rufen der Hafenwächter, das Schreien der Matrosen auf den Masten, das Rollen, Pfeifen, Klingen, das Krachen der Kanonengrüße neuankommender Schiffe, alles dieses zeigte von der lautesten Thätigkeit an dieser Stätte des Lebens, das seltsam im Widerspruche stand mit der Trauer, die auf jener mächtigen Gallione herrschte, welche die blaugrünen Wogen durchschnitt und langsam, durch matte Ruderschläge bewegt, sich dem Hafeneingange näherte. — Jetzt schwamm sie einem großen Zwinger zu, dessen breite Eisengitter auseinanderflogen, um das Schiff einzulassen, dann sich aber klirrend schlossen und es von der freundlichen Außenwelt trennten — denn es war an dem Orte, von dem der Dichter Italiens singt: „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!" es war in der **Hölle des Bagnos**.

Ja, in der Hölle des Bagnos. — Hier war die trostlose Stätte des nimmer endenden Elends, hier der ewige Kerker der Verlornen, welche die Gerechtigkeit des Gesetzes und wohl oft auch die Arglist, Bosheit und Ungerechtigkeit der Menschen ausgestoßen und — mit schweren Eisen an die Ruder-

bänke der Galeeren geschmiedet hatte, auf daß sie ja nicht versuchten noch einmal in das freundliche Leben zurückzukehren, oder sich in der namenlosen Verzweiflung ihres Elends in die kühlenden Wogen zu stürzen und ihr trostloses Dasein selbst zu enden. — Hier schallte kein Freundeswort, kein Laut des Mitleids mehr, hier kühlte keine sanfte Thräne des Erbarmens die glühende Wange des Leidenden, hier war jede Freude verbannt, der qualvollste Seelen- und Körperschmerz allein wüthete hier, und bange Flüche gegen den Urheber dieser Leiden, gegen das Gesetz, gegen Gott zitterten hier von todtbleichen Lippen in die Luft; schmerzliches Stöhnen und trostloses Jammern durchschallten diese dunklen Räume und das Klirren der Ketten war die einzige Musik, welche hier zu den tauben Ohren der mitleidslosen Wächter drang.

Der Tag war vollends in den Schooß der Nacht gesunken und die bleichen Gesichter der armen Galeerensclaven senkten sich auf die Strohmatten, welche so viele von ihnen nun schon jahrelang mit ihren Thränen benetzt hatten.

Dort im äußersten Winkel einer Ruderbank wand sich eben einer dieser Unglücklichen im entsetzlichsten Seelenschmerze, unbekümmert darum, daß die hochgehenden Wogen seinen von den Peitschenhieben der Galeerenwächter zerfleischten Rücken und seine von Eisenfesseln wundgedrückten Handgelenke bespülten, als hätte die See mehr Erbarmen als die Menschen, und als wollte sie mit ihren kühlenden Fluthen die Wunden auswaschen und lindern, welche die unmenschlichen Peiniger dem Unglücklichen zu verbinden versäumten . . . .

Der Elende weinte nicht, denn er hatte keine Thränen mehr, er fühlte den Schmerz nicht mehr, der seine wunden Glieder durchzitterte; seine glanzlosen, von Blut unterlaufenen Augen stierten nur auf einen Gegenstand — die lange Eisenkette, woran seine Arme gefesselt und die Nacht hindurch kürzer geschlossen waren, damit er nicht, unbeachtet von dem Wächter, einen Selbstmord versuchen und sich mit der Kette erdrosseln könne. . . . Ach wie sehnsüchtig blickte er jetzt auf die dunkle Fluth des Meeres hinab, als wollte er sagen: „Wie gerne würde ich das Ende meiner Leiden, den Tod da unten suchen, wenn nicht das Eisen an meinen Händen und Füßen mich daran hinderte!"

Aber ach! der Wind, welcher pfeifend durch das Tauwerk der Masten strich, antwortete allein den Seufzern des Armen, dessen Stirn eine breite kaum vernarbende Wunde trug, dessen ganzes Aussehen das eines Hinsiechenden war. —

Jetzt erzitterte er im Fieberschauer; die Schiffsuhr nächst dem unteren Kajütenraume dröhnte die Mitternachtsstunde — ach! für den Gefesselten schlug sie keine Stunde der Erlösung. — „Verflucht sei die Stunde," stöhnte er im Ausbruche des wildesten Schmerzes, indem er seine Fesseln schüttelte, daß sie klirrten, „verflucht sei die Stunde, welche mich in dieses Elend brachte!" er wollte seinen Fluch noch gegen den Himmel schleudern, aber er hielt plötzlich inne, denn sein Antlitz wurde in diesem Augenblicke von einem blendenden Lichtstrahle überströmt, er kam von der entgegengesetzten Seite des Schiffsbordes, und leise schritt eine freundliche Gestalt auf die Stelle zu, wo der verzweifelnde Galeerensclave lag. Es war ein hochgewachsener Mann, dessen dunklen weiten Mantel die Seeluft bespülte, dessen eine Hand ein Windlicht trug, während die andere ein Körbchen hielt, aus welchem er bei den einzelnen elendmüden Schläfern, den angeschmiedeten Gefangenen dieser traurigen Stätte, von Minute zu Minute anhaltend, denselben Labung von Brod und Wein hinstellte, damit sie diese bei ihrem Erwachen fänden, wornach er, über jeden das Zeichen des heiligen Kreuzes machend, weiter schritt.

Jetzt stand dieser Priester vor dem erwähnten Galeerensclaven. „Der Friede sei mit Dir!" sprach er sanft.

Der Elende starrte den Geistlichen an; er wußte nicht woher diese Erscheinung kam und wie er sie deuten sollte, aber das Klirren seiner Kette überzeugte ihn, daß er nicht träume. — — Noch einmal blickte er dem seltsamen Manne mit dem Windlichte ins Gesicht. —

„Der Friede sei mit Dir!" wiederholte dieser mit sanftem Tone.

Nun malte sich wilde Verzweiflung im todtbleichen Gesichte des Mannes; er wollte sich aufraffen, aber die kurze Eisenkette, welche ihn an die Ruderbank fesselte, hielt ihn zurück. — Aufstöhnend vor Schmerz, den ihm seine Wunden verursachen mochten, sank er wieder zurück. „Gib mir den Tod" stöhnte er, „und der Friede wird mir werden!"

„Ich komme nicht den Tod zu bringen, sondern das Leben," entgegnete, der Mann, „ich will Deine Wunden heilen und Dir Linderung bringen in Deinem Elende."

„Tödte mich, dann ist mein Elend zu Ende!" stöhnte der Arme entgegen indem er sein bleiches Gesicht abwandte.

„Ich bin nicht gekommen zu tödten," entgegnete der Andere wieder, son-

dern zu beleben, die Hoffnung und das Vertrauen auf den, der jede Fessel brechen kann, und sei sie auch vom stärksten Eisen geschmiedet."

Der Galeerensclave starrte dem Sprecher wieder ins Gesicht und frug jetzt ruhiger: „Wer bist Du denn, daß Du Dich in unsere traurige Gesellschaft drängst?"

„Ich bin ein Priester des ewigen Gottes der Liebe und Barmherzigkeit," entgegnete der Andere, „und ich thue nach seinem Gebote, indem ich mein priesterliches Amt verwalte, da, wo es am nöthigsten ist zu trösten, zu lehren, zu heilen!" —

Eine lange Pause trat jetzt ein, der arme Gefesselte betrachtete den edlen Priester, der vor ihm stand aufmerksam; auf seinem todtbleichem Antlitze trat ein matter Strahl des Lebens, der Hoffnung hervor; er blickte nicht ohne einen sichtlichen Zug der inneren Bewegung auf die Labung, welche der milde Tröster vor ihn auf die Ruderbank stellte.

Aber sprachlos stand dieser — das Licht seiner Windlaterne fiel auf das blasse gramdurchfurchte Gesicht des armen Galeerensclaven. —

Unendliches Mitgefühl sprach sich in den Zügen des edlen Mannes aus. Steigende Aufmerksamkeit malte sich in denselben, seine Brust hob sich, als ob eine schwere Last von derselben fiele; in seine Augen traten ein Paar helle Perlen — sein schönes edelgeformtes Antlitz wandte sich zum sternenvollen Nachthimmel empor; seine Hände streckten sich segnend weit auseinander, als wollte er in unendlicher Liebe die Welt umfassen. —

„Herr! Gott! ich danke Dir! Du bist groß in Deiner Barmherzigkeit!" sprach er leise vor sich hin. Dann wandte er sich zu dem angeschmiedeten Galeerensclaven.

„Kennst Du mich nicht mehr?" fragte er und sein Auge leuchtete von heiligem Feuer.

Der Gefesselte starrte ihn an.

„Kennst Du mich nicht mehr, Etienne?!" wiederholte der Priester und große Thränen perlten von seiner Wange nieder.

Der Gefesselte fuhr empor, daß seine Kette klirrte, Flammenröthe wechselte auf seinem Antlitze mit der Todtenblässe desselben. — Er starrte dem Sprecher ins Auge. — „Wer bist Du?" rief er, „daß Du mich bei meinem Namen nennst."

„Etienne Vautour, kennst Du mich denn nicht mehr!?" wiederholte der Priester mit unendlicher Sanftmuth. —

Jetzt dämmerte es im Gehirne des Unglücklichen. Sein Blick haftete fest auf den Zügen des Priesters — „Du — Du bist — —" rief er endlich mit brechender tonloser Stimme — „Du bist — —"

„Vincent, Dein Jugendgespiele von Povy!" entgegnete der Priester sanft.

„Vincent — ja, Du bist es!" sagte der Galeerensclave noch einmal in den Zügen des Priesters lesend mit schwacher Stimme. — — „Machs kurz Vincent!" fuhr er mit steigender Gluth fort, Du kommst Dich zu rächen, weil ich von Kindheit an Dich haßte und verfolgte; weil ich dazu half, daß Du in die Sclaverei der Korsaren kamst, aus welcher Du, wie ich sehe, nun wieder entronnen bist, weil ich Dich tödten würde, wenn mich meine Ketten nicht daran hinderten. — Mach's also kurz und tödte Du mich, damit Deine Rache gekühlt werde in dieser Stunde, in der Du gekommen bist, um Deinen Todfeind zu verderben!" —

„Nein! — zu segnen!" fiel Vincent ein. „Etienne Vautour, wie kannst Du glauben, daß Rache das Gewerbe eines Priesters der hochheiligen Religion Jesu Christi sei, Etienne, das Täubchen von Povy bringt Dir den Oelzweig des Friedens; Dein Jugendgespiel will Dich retten wenn er es vermag." —

Der Galeerensclave blickte schweigend und finster auf seine Fesseln. — Seine Brust hob sich, seine Lippen bebten, seine Glieder zitterten, er fuhr empor: „Heuchler! was spottest Du noch eines Elenden, den Du aufzusuchen gekommen bist, um Dich an seinen Leiden zu weiden. Du, Du willst mir helfen? willst mir vergeben alles das, was ich Dir gethan habe und noch anthun möchte, wenn ich nur könnte und mich diese Kette nicht daran hinderte! — nein! — das kannst Du nicht! —"

„Kleingläubiger!" rief Vincent, „hat mir der Herr zehntausend Pfund erlassen, warum soll ich dem Bruder hundert Pfennige nicht schenken?"

„Und was willst Du von mir?" fiel der Unglückliche ein.

„Vertrauen! sonst nichts," entgegnete Vincent. „Ich will Dich, wie ich schon sagte, retten; ich will Deine Bande lösen, wenn es möglich ist. Etienne Vautour, o komme an mein Herz! siehe es ist das Herz eines Jüngers der Religion desjenigen, der da geboten hat: „Liebet eure Feinde und thut Gutes denen, die euch hassen!" —

Der Galeerensclave rasselte jetzt an seiner Kette empor, — er zitterte an allen Gliedern, er schien zu fühlen, daß der Herr nahe sei im Augenblicke der unendlichen Gnade. —

Vincent breitete weit seine Arme auseinander, Thräne um Thräne perlte auf seine Wangen nieder, seine Augen leuchteten vom himmlischen Glanze. — „Etienne, mein Jugendgenosse!" rief er lautweinend — „siehst Du denn nicht die Thränen, die von meinem Antlitze rollen?! kannst Du denn noch einen Augenblick lang zweifeln an der Wahrheit meiner Liebe zu Dir, an der Allbarmherzigkeit der ewigen Liebe, die mich, ohne daß ich Deine Gefangenschaft auf dieser Galeere ahnte, an diese Stätte führte? — O sinke mit mir in den Staub vor der Größe des unendlich gütigen Gottes der ewigen Barmherzigkeit und stammle dankend sein Lob, denn der Herr ist uns wahrhaft nahe in diesem großen Augenblicke der Gnade. — Ja, Etienne mein Jugendfreund! sieh die Spuren der Wunde an meinem Fuße, die Dein Pfeilschuß auf dem Korsarenschiffe mir verursachte und erkenne Deinen Vincent daran, aber fühle auch das Schlagen meines Herzens, das voll Liebe zu Dir ist und stoß nicht zurück den, der von Gottes Hand geführt, Dich nun in seine Arme schließt!"

Das Meer, dessen Wogen früher hoch gegangen waren, schien den Friedensworten des edlen Priester zu lauschen, denn glatt und eben lag das Gewässer der hohen Bucht, kein Lüftchen regte sich; der am fernen Himmel heraufziehende Abendstern redete von der unendlichen Liebe des Schöpfers. —

Vincents Herz zitterte auch voll Liebe und Erbarmung dem Jugendgefährten entgegen; — aber das Herz dieses letzteren schien erstarrt wie das ewige Eis des Nordens.

Etienne Vautour hatte keinen Freundesblick für Vincent; finster blickte er vor sich hin. — „Laß Deine salbungsreichen Reden, Vincent," sagte er endlich; „Deine Bibelsprüche lösen meine Ketten nicht; hätte ich nicht einst meine Heimat verlassen müssen, so läge ich nicht hier in diesen schrecklichen Fesseln — und wer war Schuld, daß ich meine Heimat verlassen mußte, als Du, das Täubchen von Pouy!" —

„Etienne!" rief Vincent, „wie magst Du einen so entsetzlichen Groll so viele Jahre mit Dir tragen? nicht ich, sondern Dein eigener Leichtsinn trug die Schuld an dem Unglücke Deines Lebens; aber der allbarmherzige Gott hat mich an diese Stätte geführt, nicht damit ich Dir Vorwürfe mache, und mit

Dir rechte, nein! segnen, segnen will ich Dich und Dir helfen, wenn ichs vermag. — Sag', wie vermag ich Deine Leiden zu lindern? wie kann ich Dich retten von diesem entsetzlichen Elende?! Rede, rede mein Etienne, mein Jugendfreund!"

Höhnendes Gelächter unterbrach hier die Worte des Priesters und eine lange dunkle Gestalt tauchte neben ihm auf der Schiffstreppe empor. Es war ein stämmiger Mann von verwildertem Aussehen; über seinen fast riesenhaften Körper hing ein breiter Kittel von gelbem Leder, seine Faust hielt einen kurzen Stock mit vielen Lederriemen, eine Art Geißel; ein breiter Ledergürtel worin ein langes Messer stack, umspannte seinen Leib.

Es war einer der Wächter der Galeere. — Er hatte die letzten Worte des Priesters gehört: „Beim Teufel!" rief er mit kreischender Stimme, „was schwatzt Ihr denn da für tolles Zeug, Ihr Beiden?; — wie kommt der Schwarzmantel da herein um Mitternacht? will er etwa einen Versuch machen, dem Burschen da zur Flucht zu verhelfen?" —

„Nein," entgegnete Vincent, „ich komme, ihn zu trösten und aufzurichten und möchte helfen und retten, wenn es möglich ist." —

„Helfen? retten?" rief der rohe Galeerenwächter auflachend; „Mensch! Ihr müßt noch nie eine Galeere betreten haben, da Ihr nicht wißt, daß hier von Helfen und Retten nicht die Rede sein kann; Peitschenhiebe sind die rechte Kost für die angeschmiedeten Schurken da."

Der rohe Mann schwang bei diesen Worten seine Geißel und ihm antwortend klirrten die Ketten der zitternden Galeerensclaven rings umher.

„Dennoch will der Herr in seiner unendlichen Erbarmung auch diese Unglücklichen nicht verlassen," entgegnete Vincent „und ich werde meinen Fuß nicht wieder von dieser Stätte des Unglücks und der namenlosen Leiden fortbewegen, ehe denn ich Trost und Labung hier gespendet habe." —

Jetzt fielen die glühenden Augen des Galeerenwächter auf die Fläschchen, welche der edle Priester bei seinem Eintreten auf das Deck des Schiffes dort und da vor die schlafenden Galeerensclaven zur Labung hingestellt hatte. „Wer seid Ihr?!" donnerte er dem Priester entgegen, „was wollt Ihr da? mit welchem Rechte habt Ihr die Galeeren in dieser Stunde betreten?" —

Da zog Vincent ein Papier aus seiner Tasche.

„Ich bin ein Priester der heiligen Religion Jesu Christi," sagte er ruhig; „hier ist die Vollmacht, welche Philipp Emanuel von Gondy Graf von

Joigni, königlicher General der Galeeren, mir ausstellte, diesen Ort zu betreten. Ich will hier bleiben einige Zeit und mildern das Loos der Armen mit dem Troste der Religion; denn es ist ein Werk der Barmherzigkeit die Gefangenen zu erlösen oder wenigstens ihnen Trost zu bringen! —"

Der rauhe Wächter trat jetzt einen Schritt zurück; gegen die Ordre des Generals der Galeeren konnte er nichts einwenden. — „Und wen wollt Ihr denn zuerst erlösen aus dieser geschlossenen Gesellschaft?" fragte er höhnend.

„Diesen hier!" entgegnete Vincent, indem sein Finger auf Etienne Vautour wies, welcher stumm und theilnamslos während dieses Gespräches auf der Brüstung seiner Bank lehnte. —

„Wird nicht angehen," entgegnete der Wächter lachend, „der hat noch fünfzehn Jahre auf dieser Bank zu sitzen, aber sein Rücken ist bereits so mürbe von meinen Hieben, daß er kaum ein halbes Jahr noch ausdauern wird, ehe seinen Leichnam die Fische des Golfes zu verkosten bekommen."

„Fünfzehn Jahre!" klagte der Priester; „und wie lange schmachtet er nun schon in diesen schrecklichen Fesseln?" —

„Fünf Jahre," entgegnete der Wächter. „Wenn die zwanzig also herum sind, mag er laufen, wenn er dann noch laufen kann. —"

„Und was hat mein Jugendgefährte verbrochen, daß er also schwere und lange Strafe zu tragen hat?" fragte Vincent.

„Er mag's Euch selbst sagen" — entgegnete der Wächter — „ich bin kein Freund von vielen Worten — Rede!" donnerte er dem Unglücklichen entgegen.

Etienne Vautour vermochte nicht zu reden; starr haftete sein Auge auf dem Boden, er schien in dumpfes Brüten verloren, — der rohe Wächter schüttelte seine Geißel; aber Vincent erfaßte seinen Arm — „Barmherzigkeit" rief er, „warum wollt Ihr den Unglücklichen schlagen? Ihr seht ja, daß sein Rüken ohnedem noch vom Blute geröthet ist. Ihr kennt gewiß seine Leidensgeschichte so gut wie er selbst; sagt mir, was er nicht sagen kann."

„Nun, was wird's denn sein," entgegnete der Galeerenwächter unwillig. „Ist eben ein Verbrecher wie die Andern; hat zuerst auf einem Seeräuberschiffe Dienste gethan, wie ihm später nachgewiesen wurde; wollte dann mit der geraubten Beute in Frankreich sein Haus begründen und das Goldschmiedhandwerk betreiben; wurde aber ein falscher Stempel bei ihm gefunden, den ihm,

wie er behauptet, ein anderer Geschäftsgenosse in den Kasten gelegt hatte, und so ist er, nachdem alle seine Streiche aufgekommen, für zwanzig Jahre auf die Galeeren geschickt worden." —

„Von der ich ihn befreien werde!" rief der Priester schnell.

Jetzt erhob sich Etienne Vautour, der Galeerensclave. „Ja," rief er tief aufathmend, als ob er aus einem schweren Traume erwache und die Fessel, die seine Brust zusammenschnürte, sich löse, „ja ich bin unschuldig! — Wahr ist es, daß ich die Bahn des Lasters einschlug, die mich auf das Räuberschiff führte; aber ich bekam das unstäte und gefahrvolle Treiben des Piratenschiffes bald satt, und flüchtete mit dem Antheile meiner Beute nach Frankreich, wo ich mir einen eigenen Herd begründen wollte, ruhig mit einem Weibe und drei Kindern lebte, aber mit dem elenden Goldschmiede in Gesellschaft trat der, um sich mein Gut zuzueignen, den falschen Stempel in meiner Werkstätte verbarg, mich dann des Betruges bezieh und für zwanzig Jahre auf die Galeere brachte! O hätte ich den Elenden vor mir, wie wollte ich ihn zermalmen mit diesen meinen blutgeschwollenen Fäusten! —"

Rohes Gelächter des Galeerenwächters folgte dieser Rede des Verzweifelnden, der sich mit seiner Faust vor die Stirne schlug, als wollte er alle Erinnerungen daraus verscheuchen.

„Glaubt ihm nicht!" schrie der Wächter, „der Bursche lügt, wie alle die hier angeschmiedet sind und die alle unschuldig sein wollen, wenn man ihren Betheuerungen glauben soll."

„Lügenteufel Du selbst!" rief Etienne mit einem fürchterlichen Blicke auf den Wächter; aber dann wandte er sein todtenbleiches Antlitz zum Himmel. „Herr! Gott!" rief er, „Du, zu dem ich nicht mehr gebetet habe, seit ich an diese Ruderbank geschmiedet bin, weil ich glaubte, daß Du mich ohnedem nicht erhören wollest; Du weißt es, daß ich dießmal unschuldig bin, und daß nur meine Erscheinung in Toulon nöthig wäre, um den Elenden, der mich hieher brachte, zu entlarven. — O hätte ich nur einen Tag lang meine Freiheit wieder, ich würde dem Elenden vor's Gesicht, ich würde vor die Schranken meiner Richter treten und ihnen, was kein Anderer außer mir vermag, Beweise liefern, daß ich schuldlos bin!"

„Die hättest Du liefern sollen, Schurke als Dein Proceß verhandelt wurde", rief der Wächter, „jetzt ist es zu spät!"

„Damals saßen bestochene Richter zu Gerichte," entgegnete der Galeeren-

sclave — „die hatte mein Gegner bezahlt; man wollte mich nicht hören; aber, jetzt nach fünf Jahren werden Andere dort Recht sprechen und mich hören, und ich würde meine Familie, meine arme verlassene Familie wieder sehen! O mein Gott, warum kann das nicht geschehen!"

„Es soll geschehen! es muß geschehen!" rief jetzt Vincent, der mit tiefer Bewegung und schweigend da gestanden war, und die Klage des Armen gehört hatte. — „Etienne mein Jugendgenosse, Du sollst auf kurze Frist Deine Freiheit erhalten, um sie Dir vor den Schranken Deiner Richter ganz zu erkämpfen; ich will bei dem General der Galeeren für Dich sprechen — ich will —"

„Wird zu spät sein!" fiel der Galeerenwächter ein, „Morgen, ehe die Schiffsuhr die achte Stunde brummt, rudert die Galeere in die hohe See hinaus und geht nach Malta hinab, und wer weiß wohin von dort — wir können nicht warten, bis der Schurke seinen Prozeß von neuem abwickelt, und überdieß wäre die Sache auch unerhört; es ist überhaupt nie da gewesen, daß man einen Sträfling von der Ruderbank entläßt, damit er sich Beweise seiner angeblichen Schuldlosigkeit suche."

„Wenn aber ein Anderer für ihn bürgt?" fragte der Priester.

„Habt ihr Gold?" fragte der Wächter lauernd.

Vincent schüttelte traurig den Kopf. —

„Dacht es mir gleich," sagte der Wächter auflachend —, „nun, da bleibt nur ein Mittel übrig wenn Ihr den Schurken da frei machen wollt, — Ihr müßt Euch selbst statt seiner an die Galeere schmieden lassen."

Der edle Priester warf jetzt sein gesenktes Haupt empor, er sah nicht den Hohn, der nach diesem rohen Scherze des Galeerenwächters auf dessen fahlen Antlitze lag, er blickte nur auf den von blutigen Striemen durchfurchten entblößten Nacken Etiennes, dachte nur an dessen arme verlassene Familie, an die namenlose Freude, welche dieser bereitet würde, wenn ihr so lang verloren geglaubter Vater plötzlich vor sie träte.

Einen Augenblick, einen kleinen kurzen Augenblick überlegte Vincent, — dann erhob er wieder sein edelschönes Haupt; einen langen erbarmungsvollen Blick warf er gegen den weiten Himmel.

„Ich will mich für Etienne Vautour meinen Jugendgespielen an die Galeeren schmieden lassen," sagte er ruhig und mit festem Tone, indem er beide Hände, als ob er schon die Fesseln empfange, dem Galeerenwächter entgegenstreckte. —

Der Galeerenwächter trat fast erschrocken einen Schritt zurück. Scherz war es nicht, was er in dem strahlenden Antlitze des Priesters las — nein, Wahrheit, Wahrheit war es, heilige große Wahrheit, daß der edelste der Priester der Religion Jesu Christi nach dem Vorbilde seines Erlösers die Brust für seinen Feind darbot und Fesseln tragen wollte, für den, der ihm selbst einst Fesseln angelegt hatte.

Aber wie ein Weltapostel Paulus, der bereit steht den Todesstreich des Schwertes für seine Glaubenstreue zu empfangen, wie ein Stephanus, der erste der Märtyrer für die Religion Jesu Christi, der den Himmel offen sah, als er hinkniete zu sterben für seinen Glauben, so stand Vincent mit strahlendem Antlitze da. — Tiefe, heilige Stille lag auf dem Meere, kein Lüftchen regte sich, als ob die ganze Natur lausche in stiller Feier der erhabenen Handlung der namenlosen Liebe und Barmherzigkeit, mit welcher sich ein wahrer Jünger des Heilandes für seinen Feind opferte und welche selbst die allmälig erwachenden Sclaven des Galeerenschiffes mit Staunen füllte, so daß sie schweigend der Entwicklung dieser Scene zusahen. . . .

Zu den Füßen des Priesters aber lag Etienne Vautour. — Seine matten Augen glühten jetzt, sein ganzer Körper zitterte, Todtenblässe wechselte mit hoher Flammenröthe auf seinem Gesichte; er fühlte, daß es Wahrheit, Wahrheit, schöne, edle, hochherrliche Wahrheit sei, was der edle Priester sprach, der eben vor ihm stand. — —

„Nun dann!“ rief Vincent noch einmal zu dem Galeerenwächter gewendet fort, „was zögerst Du, dem Manne da seine Fessel abzunehmen, wenn ich mich anstatt seiner anschmieden lasse? —“

War es die heilige Würde des Priesters, oder die Gewalt des Augenblickes, die den früheren Hohn des rauhen Sclavenwächters verstummen machte? er wußte kein Wort zu erwidern, mechanisch griff er nach dem Schlüsselbunde an seinem Gürtel.

„Nun? was zögerst Du, Mann der Strenge,“ rief Vincent; „ist es Dir denn nicht lieber, einen noch gesunden und ruderfähigen Sclaven auf diesem Schiffe zu haben, als einen wunden Lazarus, der kaum noch einige Monate diese Leiden ertragen wird? — — —“

Jetzt ermannte sich der Galeerenwächter.

„Ihr habt Recht,“ sagte er, seine frühere Haltung annehmend, „der Elende da nützt uns wenig mehr auf der Ruderbank und Ihr wollt es so. Nun, wenn

Ihr Lust habt auf dieser Bank zu sitzen und zu warten, bis Euer Freund da zurückkommt und Euch wieder ablöst, so mag es sein — will's bei dem Capitän verantworten, — wird sich wundern, wenn er statt eines Sträflings einen Geistlichen da sitzen sieht, wird ihm auch nicht übel gefallen, denn einen Schiffsprediger für das Gesindel da können wir schon lange brauchen, verirrte sich ohnedem seit lange keiner mehr auf diese Galeere. — Aber das sag ich Euch, wenn der Schurke da, den ich nun laufen lasse, nicht, wie er verspricht, bald wiederkehrt, was er, wenn er einmal draußen ist, gewiß nicht thun wird, so bleibt Ihr unser Gefangener so lange die Strafzeit Eures Freundes da gedauert hätte, das merkt Euch; — denn die Nummer der Ruderbank, wo der Schurke gesessen, muß besetzt bleiben. —"

Im nächsten Augenblicke klirrte die Kette vom Arme Etienne Vautours zu Boden — und frei lag der entfesselte Galeerensclave auf seinen Knieen.

Aber brachen seine Kniee vor freudigem Schrecken ob der plötzlichen Wendung seines Schicksals, so war auch die Rinde seines Herzens in diesem großen Augenblicke gebrochen — „Vincent! Vincent!!" rief er und ein Strom heißer Thränen, wie er sie seit seinen Kindesjahren nicht mehr geweint hatte, brach aus seinen Augen; „Vincent" rief er schluchzend, „mein Retter! mein Vater! mein Erbarmer!! —"

Und er wusch die Füße des edelsten der Priester mit seinen heißen Thränen. . . .

Eine Stunde später trug eine Barke den befreiten Galeerensclaven Etienne Vautour ans Land; an seiner Stelle aber saß, die schwere Kette am Arme tragend, Vincent auf der Ruderbank und beachtete nicht den Spott der rohen Schiffsgesellschaft indem er seine Freiheit für seinen Feind hingab und auf dem schrecklichen Schiffe des Elends und der Verzweiflung in die weite See hinaus schwamm, er, der Priester der Religion Jesu Christi als Galeerensclave.

VI.

Ein Engelherz.

Mehrere Monate waren nach der eben erzählten Begebenheit verstrichen, als an einem schönen Sommerabende an der Küste der Provence in der Nähe der Hafenstadt Toulon eine zierliche Barke von der kleinen im Westen der

Stadt liegenden Insel in's Meer hinaus ruderte. Das kleine Fahrzeug war mit einem zeltähnlichen Dache bedeckt, über welchem das französische Wappen mit den Lilien schwebte, und unter welchem sich auf einem Feldsessel eine wunderholde junge reichgekleidete Dame wiegte, um deren blendend weiße Arme ein blauer Mantel mit silbernen Lilien lag, und deren reiches dunkles Haupthaar eine breite Schnur prachtvoller orientalischer Perlen zierte. — Neben ihr stand eine einfach gekleidete Frauengestalt, und zwei Männer mit gestreiften Matrosenjacken lenkten den Lauf der Barke, welche langsam die blaugrünen Wellen durchschnitt und nun schon eine kleine Seemeile weit von der Insel auf dem Meere hinglitt. Aber der Tag war ungewöhnlich heiß gewesen, die Lustfahrenden auf der Barke hatten nicht beachtet, wie sich am fernen Gesichtskreise Wolke um Wolke thürmte und plötzlich in Südosten eine gewaltige Briese aufsprang, welche die Barke ohngeachtet aller Anstrengungen der beiden Ruderer immer weiter in's Meer hinausjagte, während der mit jeder Minute heftiger wehende Seewind bald Woge auf Woge thürmte, so daß die beiden Damen bereits auf nassem Boden saßen und sorgenvoll ihre Blicke dem Himmel zuwarfen; — denn in der That begann die Gefahr größer zu werden. Jetzt wühlte wieder ein gewaltiger Windstoß die See in ihrem untersten Grunde auf, eine Woge stürzte sich über die Barke, gleichzeitig fuhr ein rother Kreuzblitz über die Wasserfläche, ein gewaltiger Donnerschlag folgte ihm — der Sturm war da . . . Das große Concert des Meeres, dessen allmächtiger Herr seine zürnende Stimme vernehmen ließ, war eröffnet.

Man hatte die Gefahr und Noth der Lustfahrenden vom Lande aus wahrgenommen; Fahrzeuge stießen in die See um zu retten; aber zwischen ihnen und der Barke lag fast eine Seemeile und die heulende Windsbraut fuhr so gewaltig dazwischen, daß jede Annäherung unmöglich schien.

Aber trotz all der drohenden Gefahr stand doch die erwähnte herrliche Dame ruhig und gefaßt und hob ihre Blicke voll Vertrauen zu dem umwölkten Himmel empor; ihr schönes Antlitz strahlte bei den leuchtenden Blitzen voll heiligem Muthe und sie betete, während die Schiffsleute verzagten.

. . . Und siehe, groß ist die Macht des Gebetes! sie kann Berge versetzen und Abgründe ausfüllen und so geschah es auch, daß das Vertrauen der muthvollen Frau im Schiffe auf den Himmel nicht vergebens war.

Ein minutenlanger Blitz fuhr wieder auf die hochgehende See nieder, ein gewaltiger Donner folgte ihm; aber es war kein tödtender, es war ein seg-

nender Blitzstrahl, er leuchtete zur Rettung, denn wie ein magisches Zauberbild stand jetzt, kaum einige Kabeltaulängen vom Fahrzeug entfernt, ein großes Schiff vor den Augen der mit dem Sturme kämpfenden Barke. Sie konnten deutlich die zahlreichen Ruder sehen, von denen dieses Schiff bewegt wurde und auch auf demselben schien man ihre Noth wahrzunehmen, denn schon schwamm das Schiff näher, man setzte von demselben zwei große Boote aus, die der kleinen Barke durch die kochende See mit aller Anstrengung ihrer Ruderer entgegen drangen.

Wohl eine viertel Stunde noch dauerte dieses entsetzliche Kämpfen mit den thurmhohen Wogen; endlich aber war die Macht des Sturmes gebrochen; ein neuer Windstoß warf die kleine Barke dem Schiffe entgegen.

Man ließ sogleich vom Schiffe eine Strickleiter herab und die beiden Frauen stiegen, von den Armen der Männer in der Barke gehalten, zum Schiffe empor, wo sie mit Glückwünschen über ihre Rettung begrüßt wurden.

Es war eine königliche Galeere auf welcher sie sich befanden.

Der Capitän derselben trat den Geretteten am Bord sogleich entgegen, wo selbst die Begleiterin der schönen Dame ohnmächtig hinsank, diese letztere aber ruhig und würdevoll den Capitän begrüßte und, nachdem sie ihm mit einigen Worten ihren Dank für die glückliche Vollbringung ihrer Rettung ausgedrückt hatte, sogleich ersuchte, ihr und ihrer ohnmächtigen Begleiterin eine Kajüte im Schiffsraume zu öffnen, zugleich ihnen den Schiffsarzt und Schiffsprediger zu senden, damit — wie die Dame mit Wärme hinzusetzte, — ihr und ihrer sich aus der Ohnmacht langsam erholenden Begleiterin eine leibliche Arznei und geistige Erquickung zu Theil werde. —

Der Kapitän, ein rauher Seemann von athletischer Gestalt, wenig vertraut mit den feinern Formen des geselligen Lebens, aber dennoch auf einen Augenblick gefesselt durch das würdevolle Entgegentreten der anmuthsreichen hohen Gestalt der Sprecherin, beantwortete ihre Bitte mit einer leichten Verbeugung:

„Eine Kajüte, sowie unsern tüchtigen Schiffsarzt, nebst jeglicher Labung," sagte er „sollen Euch augenblicklich zu Diensten stehen, aber," — setzte er achselzuckend hinzu, — „mit dem Schiffsprediger können wir hier nicht dienen — das Schiff worauf Ihr steht, ist Seiner Majestät Galeere „die Möve" und die Angefesselten auf den Ruderbänken gehören sämmtlich dem Bagno von Lyon an, wo sie ihren Seelsorger haben. — Doch halt," rief der Capitän sich hier

selbst unterbrechend, „Steward, haben wir nicht einen Rudersclaven, der einmal Priester war? —"

Steward, der Hochbootsmann der Galeere, kam heran — „So ist's Capitän," sagte er mit seiner ausgestreckten Rechte auf die vorderste der Ruderbänke deutend — „der Bleiche dort, der wie ein König über die andern heraussieht und ihnen durch sein ernstes und ruhiges Wesen stündlich den Pasch abgewinnt, der ist der Priester. —"

„Ja," ergänzte der Untersteuermann des Schiffes näher tretend, „der bleiche Mann dort ist ein Priester, sitzt erst wenige Monate auf der Ruderbank, aber schon hat er einen Einfluß, eine Macht auf unsere Galeerensclaven gewonnen, daß es wunderbar ist, er scheint nicht ihr Leidensgenosse, er scheint ihr Lehrer, ihr Tröster, ihr Wohlthäter zu sein. —"

Die Dame war jetzt dem ihr bezeichneten Priester näher getreten. — Sie blickte in sein bleiches Gesicht — sie sah die Fesseln an seinen Händen. — — „Herr Gott in Deinen Höhen!" rief sie und Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz „der Mann ist der edle Priester, der mir vor wenigen Monaten in der Kapelle der Notre-Dame Kirche zu Paris entgegentrat!"

Der Priester richtete sich empor — auch er erkannte die Dame wieder, mit welcher er in der erwähnten Kapelle die kurze Unterredung gehabt hatte.

„Gerechter Gott! ist er es wirklich?!" rief die Dame wieder; „nein, es kann nicht sein! die edle Sprache, welche bei meiner Zusammenkunft mit ihm in der Kapelle meine Achtung für alle Zeit erwarb, gehörte keinem Heuchler an!"

„Sagt o sagt," fuhr sie fort — „was hat der Mann verbrochen, daß er hier angekettet ist?!" . . . . . .

„Nichts," entgegnete der Hochbootsmann.

„Nichts?!" rief die Dame — „und dennoch angekettet?!"

„Er hat die schweren Fesseln für einen Andern übernommen," entgegnete der Hochbootsmann; „für einen Andern, den er für kurze Zeit frei machen wollte, damit dieser Beweise seiner Schuldlosigkeit beibringen könne, und wie er versprach, wiederkehre, um Vincent den Priester, der jetzt für ihn auf der Ruderbank sitzt, wieder zu befreien. . . . . Aber er ist bisher nicht wiedergekehrt wie er versprach und es ließ sich wohl, so voraussehen, daß er nimmer wiederkehren werde. —"

„Also der reinste Edelmuth! die heiligste Hingebung!" rief die Dame.

„Der Mann, für den er dieß that soll vorher sein Feind gewesen sein,

und ihn einst selbst der Sclaverei zugeführt haben," entgegnete der Hochbootsmann.

„O dreimal heiliges Engelherz!!!" rief die Dame — „also für seinen Feind opfert er sich selbst!"

Dann wandte sie sich zu dem Capitän des Schiffes.

„Und Ihr, Ihr, der Gebieter dieses Schiffes," rief sie, während sich der edelste Unwille auf ihrem Antlitz malte, „könnt diese Grausamkeit dulden, einen schuldlosen, edlen, wahrhaft heiligen Priester des Herrn auch nur einen Augenblick hier in unverdienten Fesseln zu halten!!!"

„Ich kümmere mich um diese Dinge nicht," entgegnete der Capitän kalt — „für die Ausfüllung und Vollzähligkeit der Nummern meiner Ruderbänke hat mein Hochbootsmann zu sorgen."

„Und Ihr, Ihr," rief die Dame zu Vincent gewendet, „Ihr sprecht kein Wort über das namenlose Unrecht, das man Euch zufügt?!"

„Es war mein Wille," — entgegnete der Priester, und ein sanftes Lächeln trat auf seine bleichen Lippen, „es war mein Wille, daß mir so geschah, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Der Herr würdigte mich nach seinem erhabenen Vorbilde für meinen Feind zu leiden, warum soll ich seiner Fügung widerstreben?" —

Jetzt wandte sich die Dame wieder zu dem Capitän. „Keine Minute länger," rief sie, sich in majestätischer Haltung emporrichtend, „keine Minute länger darf dieser edelste der Priester seine unverdienten Fesseln tragen; man löse sie augenblicklich von seinen geweihten Händen!" —

„Madame!" rief der Capitän, „was soll diese Sprache? — auf diesem Schiffe hab ich allein Befehle zu ertheilen."

„Von nun an nicht mehr!" rief die Dame. —

Auf das Antlitz des Capitäns trat jetzt glühende Röthe. — „Wer wagt es mit mir so zu reden?!" donnerte er, „wer will dem Capitän dieser königlichen Galeere hier Verhaltungsregeln vorschreiben?" . . . .

„Wir," entgegnete die herrliche Dame; „Wir, Anna von Oesterreich, Königin von Frankreich!"

Der Kapitän wankte, wie vom Blitze getroffen, einen Schritt zurück. —

„Ja!" rief die Dame, „ich bin Anna, die Gemahlin Ludwig des XIII., Königs von Frankreich! — Hier," setzte sie auf ihre Begleiterin deutend dazu,

meine Palastdame, Frau von Monteville und dort auf den heranschwimmenden Booten meine Leute, die mich zu suchen kommen." —

In der That nahten sich jetzt mehrere Boote, welche, nachdem die Gefahr der im Golfe lustfahrenden Königin am Strande bemerkt worden war, der Galeere zuruderten und bald ihre Anwesenheit daselbst gewahrend, an dem Schiffe anlegten.

Der Capitän der Galeere stand vernichtet, sein Schiffsvolk aber lautlos um ihn herum, des Gerichtes gewärtig, das die Königin jetzt halten werde. —

Aber Anna von Oesterreich, die Königin von Frankreich, würdigte ihn keines Wortes mehr. In nächster Stunde saß der entfesselte Priester Vincent, dessen Hände die schmerzlichen Spuren der Ketten zeigten und auch in seinen späten Tagen, wie sein Biograph erzählt,*) lange noch aufwiesen, neben der Königin in dem Boote, das ihn der Küste Frankreich entgegentrug, wo er, der Engel der Nächstenliebe und Barmherzigkeit, fortan strahlen sollte in neuem Glanze am Hofe des Königs und der Königin von Frankreich, von dieser in seinem edlen Wirken vielfach unterstützt, als ein Freund der Armen und Leidenden, als ein Vater der Wittwen und Waisen, als ein Vorbild der Priester und Laien, als ein wahrer Diener der heiligen hocherhabenen Religion Jesu Christi.

Denn er ward fortan, wie seine fernere Lebensgeschichte erzählt, der Stifter vieler segensreichen Orden und Vereine, er war der Gründer des Spitals zum Namen Jesu für erwerbsunfähige Handwerker, des allgemeinen Spitals für Arme und Kranke in Paris, der Anstalt für Wahnsinnige, des Ordens der barmherzigen Schwestern und anderer unzähliger Armen- und Waisenhäuser — und sein ganzes Leben ward eine Kette von Wohlthaten für Arme, Kranke und Nothleidende.

Ob er in seinem schönen langen Leben den Mann, für den er sich an die Galeere schmieden ließ, wieder fand, erzählt seine Lebensgeschichte nicht. Ohne Zweifel hatte dieser die edelste der Thaten mit Undank gelohnt und war, vielleicht aus Furcht wieder an die Ruderbank gekettet zu werden, da er die Beweise seiner Schuldlosigkeit nicht beibringen konnte, nicht wieder zurückgekehrt.

Gottes unerforschliche Barmherzigkeit hatte aber statt seiner das Rettungsamt für den edelsten der Priester übernommen.

*) Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Als aber dieses Engelherz, nachdem sein schönes und gnadenreiches Leben fünf und achtzig Jahre gedauert hatte, am 27. des Herbstmonates 1660 stille stand, und er in derselben Stunde, in welcher er durch vierzig Jahre gewohnt war, den heiligen Geist über sich und die Seinigen anzurufen, seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurückgab, da trauerte ganz Paris, ganz Frankreich, die ganze Christenheit.

Die Kirche aber, für welche er in seinem ganzen Leben so herrlich gewirkt hatte, ehrte ihn hoch; Papst Benedikt XIII. versetzte ihn nachmals unter die Heiligen. Sein Andenken feiert die Kirche am 19. Juli jedes Jahres.

Schon im Jahre 1712 war auf Befehl des heiligen Stuhles die Besichtigung seines entseelten, in der Kirche zum heiligen Lazarus beigesetzten Leibes vorgenommen worden. Eine Grabschrift auf einer ehernen Tafel eingegraben, lag dabei, folgenden Inhaltes: „Hier liegt der ehrwürdige Mann, Priester, Stifter und erster General, Oberer der Versammlung der Sendung wie auch der Töchter der christlichen Liebe: Vincentius von Paul . . . .

Die alt' Uhr.

Von Franz v. Kobell.

J' hon an' alti Uhr dahoam,
J' ho's, vierz'g Jahr jetz' scho,
Die hat so redli' d' Stundn 'zoagt,
Daß i's grad lobn ko'.
O mei! viel Stundn voller Freud
Und oa' wohl aa meinoad,
Wie's unser Herrgott halt so wolln,
Voll Kümmernuß und Load.
Jetz' is d' Uhr alt, am Zifferblatt
Kennst kaam die Rosn mehr
Die aufgmalt gwest san in die Eck,
Schaugt Alls verschwumma her,
Und d' Zoager wackln, d' Gwichtschnur rutscht,
Es geht ihr woltern schlecht
Und dengerscht arbets fleißi furt

Und moant sie machts no' recht,
Und thuat so gschaafti' dipp und dapp,
Muaß aa der Guguk 'raus,
Sie irrt ihm freili' gnua dabei
Und aber laßt nit aus.
Dees gfallt ma' und drum plag' i' s' nit,
Von' Richtn is koa' Red,
Obs' nacha z'fria geht oder z'spat,
I' freu' mi' wanns' no' geht,
Und grad daß s' geht, versaam' i' nix
Und hilf ihr allzeit gern, —
Es werd bei mir wohl aar amal
Wie bei den' Uehrl wer'n.

Meinoad = bei meinem Eid! statt wahrhaftig, dengerscht = doch, versaam' = versäume.

Eine Stunde in einer römischen Schule.

Ein Kulturbild aus den ersten Jahren der römischen Kaiserzeit

Von J. G.

Viele von Euch, meine lieben Freunde, zumal die angehenden Lateiner unter Euch haben wohl schon manchen Charakterzug aus der Geschichte Roms, aus seiner kriegerischen Thätigkeit, seinen Schlachten und Siegen vernommen; weniger bekannt aber möchte Euch das Kulturleben der alten Römer sein, da Euch das Nähere über dasselbe für eine spätere Zeit von der Schule aufgespart ist. Es wird Euch deßhalb um so angenehmer sein, jetzt schon etwas darüber zu erfahren, und habt Ihr Lust, so folgt meiner Erzählung; ich beabsichtige nichts Geringeres, als Euch in eine altrömische Schule zu führen.

Die Sonne ist schon geraume Zeit aus den blauen Fluthen des adriatischen Meeres emporgetaucht und steht nun als hellglänzende Leuchte des Tages am wolkenlosen Himmel. Es mag vielleicht die siebente Stunde am Morgen sein. Auf dem Forum zu Rom ist Alles in voller Geschäftigkeit. Der Geldwechsler hat seine Bude geöffnet und befriedigt da mit großer Geschwindigkeit die vielen Kunden. Der Gemüse- und Fischmarkt ist mit Käufern jeden Standes ange-

füllt und mit staunenswerther Zungenfertigkeit bieten die gebräunten Landleute und die derben Fischer ihre Waare feil. Dort drüben ist eine Menge Volkes zusammengeströmt, um an einer Gerichtsverhandlung Antheil zu nehmen und aus den lebhaften Gestikulationen der Leute kann man errathen, daß die Verhandlung für sie nicht ohne Interesse ist. Bald fährt ein junger, reicher Römer auf dem mit schönen Maulthieren bespannten Wagen über das Forum; er erregt kein Aufsehen, man ist dieses Vornehmthun bereits gewohnt. Bald wird in einer vergoldeten Sänfte, in deren purpurnen Vorhängen der frische Meereswind spielt, ein begüterter Senator von vier kräftigen Sklaven getragen; zu beiden Seiten des Ruhebettes schreiten hübsch gekleidete Pagen einher, um allsogleich die Befehle ihres gestrengen Herrn auszuführen So geht es den ganzen Vormittag auf dem Forum zu: ein immerwährendes Gehen und Kommen, ein beständiges Treiben und Jagen.

Doch da eilen über den bewegten Platz mehrere Knaben in verschiedenem Alter, vom 7. bis zum 14. Jahre, mit Schreibtafel und Griffel in der Hand. Du hast es schon errathen, mein Lieber, es sind römische Schulknaben. Gar malerisch ist über die bis an die Kniee reichende Tunika die weiße, mit dem Purpurstreifen verbrämte Toga geworfen; an ihren Füßen sind mit kleinen Lederriemen Sandalen befestigt; der übrige Fuß, sowie auch die Arme sind bloß. Aus dem hübschen Antlitze blitzen kluge Aeuglein, die nur zu oft durch das lange, schwarze Haupthaar verdeckt werden; wohl nur auf einige Augenblicke; denn allsogleich ist das unwirre Haar wieder aus dem Gesichte gestrichen.

Sie eilen, ihre Zeit drängt zur Schule; denn wie es eben geschieht, hatten sie sich durch die Lust zum Spielen etwas aufhalten lassen. Sie gehen also um so rascher ihren Weg vom Forum durch die tuscische Straße, bis sie bei einem schön gebauten Hause gegenüber der Bildsäule des Aerntegottes Vertumnus angelangt sind. Einer von ihnen schlägt mit dem eisernen Klöppel dreimal an die eichene Thüre. Da erscheint ein alter, aber noch rüstiger Sklave, ein Eingeborner des Hauses, und öffnet den Einlaßbegehrenden die schwere Thüre. Die Knaben durchschreiten einen langen Gang, die Hausflur, und gelangen dann in das Atrium, wo der Herd steht und rings an den Wänden in eigenen Schränken, die aus Wachs gefertigten Ahnenbilder des Hausherrn aufgestellt sind. Zwei weitere Gänge, jedoch nicht so lang wie die Hausflur, führen in den Hofraum, der mit Rasenplätzen, Blumenanlagen und einem Springbrunnen verschönert ist. Die Knaben müssen nun noch eine steinerne Treppe hinan-

steigen und sind im Schulzimmer angelangt. Bei ihrem Eintritte erhob der Lehrer, ein würdiger, im Dienste ergrauter Mann, das in die Hand gestützte Haupt; er beschäftigte sich eben mit dem Lesen eines neuen Schriftstückes — und erwiderte das „ave“ der Schüler mit einem freundlichen Nicken. Die Knaben nahmen ihre gewohnten Plätze auf den langen, hölzernen Bänken ein und warteten der Worte ihres Lehrers.

Es war still und heimlich in dem freundlichen Zimmer und eine Lust, hier Kenntnisse zu sammeln. Die Sonne warf durch das grüne Laubdach, das üppig wuchernde Rebenranken um die Fenster gezogen, einige helle Lichter auf den getäfelten Fußboden und zog goldene Streifen durch dessen regelmäßige Figuren, so schön, wie sie keine Kunst eines Menschen machen kann. Draußen wiegten sich auf den dicht belaubten Aesten der Bäume die munteren Vögel und sangen und zwitscherten so lieblich in ihrer natürlichen Einfachheit, wie es kein abgerichteter, der Freiheit beraubter Vogel kann.

Der Lehrer legte das Schriftstück, in dem er gelesen, in den Wandschrank, welcher Schriften enthielt, die beurtheilt werden sollten und begann nun den Unterricht.

Sylbe für Sylbe sagte er den Schülern die Wörter vor und ging dann zu ganzen Sätzen und Versen über; aufmerksam den Blick auf ihren geliebten Präceptor gerichtet, sprachen die Knaben langsam und deutlich die Wörter nach. Da gilt es aufpassen und den verschiedenen unnützen Gedanken keine Audienz geben; denn von einem Nachlesen in verschiedenen Büchern ist da keine Rede: wo könnte man denn all die geschriebenen Bücher auftreiben, die nebstdem schweres Geld kosten?

Das Lesen ist beendet und der Lehrer heißt nun die Schüler Schreibtafel und Griffel hernehmen. Sie schlagen ein Knie über das andere — solche Schulbänke, wie man sie jetzt hat, gab es damals noch nicht, — legen die Tafel darauf und nehmen den spitzen Stift zur Hand, um die Worte des Lehrers sich zu notiren.

Schauen wir uns einmal eine solche Schreibtafel näher an. Sie sieht ganz eigenthümlich aus; da müssen ja die Buchstaben mühsam eingegraben werden? Wie geht das zu? Ich will es dir sagen, mein Bester. Du hast gewiß schon Cigarrenkistchen — ich meine leere — in den Händen gehabt und zerlegt, um dir mit der Verarbeitung des Holzes eine Mußestunde nützlich aus-

zufüllen, etwa um mit der Laubsäge allerlei Nippsachen anzufertigen, kurz und gut, Du hast also schon die kleinen Seitentheile eines solchen Kistchens gesehen. Da denke Dir nun, ein solches Brettlein würde auf beiden Seiten mit reinem Wachs überzogen und — Du hast die Schreibtafel. Aber Du darfst sie Dir nicht viel größer vorstellen als eine tüchtige Männerfaust. Denn Du weißt vielleicht, daß eine derartige Schreibtafel außer cerae (Wachstafeln) auch pugillares (libri oder tabulae) heißt; und schlägst Du in dem ehrwürdigen Scheller oder ausgezeichneten Georges nach, so findest Du, daß pugillares den Stamm pugillus (was man mit der Faust fassen kann) in sich birgt und zu deutsch: Die Faustgroßen (Täfelchen) heißt. Diese Täfelchen wurden aber auch zusammengeheftet, mit einem Umschlage versehen und als Taschenbuch benützt. Glaub' mir's, der kleine Römer wird auf sein erstes Schreibbüchlein nicht weniger stolz gewesen sein, als Du auf das schöne Notizbüchlein, auf dem mit großen, goldenen Buchstaben der Name Notes prangt und das Dir zu vielen andern Sachen der hl. Christ bescheert hat.

Nun ist's aber Zeit, uns auch den Griffel (stilus), mit dem sie schreiben, zu betrachten. Er ist nicht aus Schiefer wie der Deine, sondern aus Holz, hat vorne eine mettallne Spitze und hinten ist er abgeplattet. Mit dem spitzigen Theile graben die Schreibenden die Buchstaben ins Wachs und macht ein solches Bürschlein einmal einen Fehler, so kehrt es in aller Eile den Griffel um und löscht seinen Fehler wieder aus. Ja, er löscht ihn aus, d. h. er glättet das Wachs, dann kann er wieder fortschreiben. Wie Du auf Deiner Schiefer- oder Blechtafel den Fehler mit dem Schwamme vertilgst, so das römische Schulbüblein mit dem platten Ende des Stiftes; und bei dem Schreiben hat er das Bequeme, er braucht seinen Griffel nicht zu spitzen.

Doch wir dürfen den Unterricht nicht außer Acht lassen. Siehe, des guten Lehrers Stirn zieht sich in ernste Falten. Ein Schüler löscht alle Augenblicke auf seiner Tafel aus und statt aufzumerken, sticht er mit dem Stifte seinen fleißigen Vormann. Der Lehrer hat es bemerkt. Der muthwillige Quintus Norbanus muß vor den Richterstuhl des Präceptors und bekommt mit der ferula, dem knotigen Stengel des Pfriemenkrautes, seinen verdienten Lohn. Weinend begibt er sich wieder an seinen Platz. Jetzt muß der Bruder Lustig sich im Zaume halten; denn ein weiteres Mal ungezogen, könnte ihm leicht eine Portion mit dem flagellum, einer aus Leder geflochtenen Knute, zu-

bringen, was für den posteriorem jedenfalls eine unangenehme Kost wäre. Ja, ja. Schlimme Buben hat's immer gegeben und wird es immer geben.

Nun geht es noch ans Zählen. Die Knaben benützen dabei ihre Finger und bringen so ihre Argumente prächtig zur Lösung.

Es folgt jetzt eine Ermahnung des Lehrers zum Fleiße und schließlich eine Einladung zum Saturnalienfeste. Das sind immer lustige Tage. Da geht Alles darüber und darunter. Der Sklave ist ein paar Tage lang Herr, dagegen dieser Sklave; Alles gibt sich der ungezwungensten Heiterkeit hin.

Die Schüler, sehr erfreut über die Einladung des Lehrers, grüßten ihn bei ihrem Ausgange aus dem Gemache mit dem üblichen „vale" und nachdem sie noch ein Geschenk ihrer Eltern am Herde des Atriums hinterlegt, verließen sie vergnügt und munter das Haus.

So habe ich Euch nun in eine Schulstunde geführt und somit wäre ich eigentlich mit dem, was ich Euch versprochen, zu Ende. Aber schenkt mir nur noch einige Aufmerksamkeit, ich möchte Euch auch sagen, was ein kleiner Römer gethan, (vorausgesetzt, daß er fleißig war,) wenn er nach Hause gekommen. Er setzte sich hin, zog ein Stück Papier (charta, aus dem Bast des ägyptischen Papyrus, daher der Name Papier) oder Pergament (membrana, Häutchen, von König Eumenes aus Pergamos erfunden) aus der wohlgeordneten Lade und schrieb oder besser gesagt, malte mit der Feder aus Schilfrohr (calamus oder arundo), was er heute in der Schule auf seine Tafel eingegraben, zierlich und langsam darauf; denn es handelt sich hier nicht um die Schnelligkeit, als vielmehr um die Richtigkeit und Schönheit der Schriftzüge. Dabei tauchte er seinen Kiel öfters in eine Tinte ein, die aus Ruß bereitet ist. Schau'st Du ihm über die Schulter in seine Schrift, die er jetzt noch einmal aufmerksam durchliest, so wirst Du lauter große Buchstaben, sogenannte Unicialbuchstaben bemerken; denn wisse wohl, die kleineren, wie wir sie jetzt schreiben, sind erst durch Abkürzung aus den größern entstanden.

Der fleißige Knabe hat keinen Fehler entdeckt. Er löscht jetzt sein Täfelchen aus und legt es als ordnungsliebender Knabe an einen Platz, wo es gut bewahrt ist. Dann geht er in den Hofraum und erfreut sich an heiteren Spielen.

Nun bin ich zu Ende und ich danke Dir, mein lieber Leser, daß Du mir bis hieher gefolgt bist. Hat Dir der Aufsatz gefallen und wünschest Du noch mehr vom Leben der Römer, etwa von ihrer Erziehung, ihren Hauseinrichtun-

gen, Mahlzeiten ꝛc. zu erfahren, so bin ich gerne bereit, Deinen Wünschen nachzukommen. Vale.

Auf Stelzen.

Erzählung von Th. Messerer.

I.

Die Schulstube in Grindelberg hatte heute ein gar schmuckes, festliches Ansehen. Die Wände waren frisch getüncht, Boden und Bänke rein gescheuert und die Fensterscheiben glänzten ausnahmsweise so klar und durchsichtig, daß es die grünen Bäume draußen unwiderstehlich verlockte, mit der Morgensonne zugleich ganz freundlich hineinzugucken. Und viel helle frische Augen guckten auch von innen wieder ganz freundlich hinaus, denn alle die saubern Bänke wimmelten schon von lauter eben so saubern Kindern.

Nein, wahrhaftig, heute kennt man sie nicht mehr, die Grindelberger Schule! Sind das wohl dieselben Kinder? Geschäftig trippelten sie schon in aller Frühe zur Thüre hinein, ein Jedes bestrumpft und beschuht, nicht wie sonst mit den splitternackten Füßchen, an denen immer ein Pröbchen vom väterlichen Grund und Boden mitgebracht wurde. Und wie stattlich die kleinen Jungen herausgeputzt sind! Keine zwei- und dreifach gesohlten Hosenknie zwängten sich heute zwischen die Bänke, kein vorwitziger Ellenbogen lugt zu dem einen oder andern Aermelloch hinaus. Alle die lichten und braunen Haarschöpfe, die ihnen gestern noch gegenseitig zur Handhabe gedient, sieht man heute kurz geschoren und glatt gestrichen, nicht ein einziger Struwelpeter ist darunter. Noch schmucker fast nehmen sich die kleinen Dirnen aus. An allen Köpfen prangen heute so prächtig schöne breite Zöpfe, als wären sie ihnen über Nacht gewachsen. Manches Gesichtchen erkennt man kaum mehr, so frisch und rosig wie ein Apfel schaut es darein. Sonst war in diesem Apfel das Näschen freilich oft ein nicht gar schöner Butzen, heute aber trifft man in jeder Hand ein bunt gewürfeltes Taschentuch. Eine Freude ist es, in alle diese frischen kerngesunden Kindergesichter zu schauen und erscheint auch manches liebe Dickköpfchen ein wenig gar zu blühend, so liegt wohl nur der Wiederschein eines neuen Brustlatzes oder einer kleinen Herzensangst darauf. Denn

eine gewisse leise Unruhe, so ein bischen bange Erwartung zeigt sich in vielen Mienen, indeß aus vielen andern sonnenheller Frohsinn lacht. Doch muß den Mädchen das Herz am stärksten pochen. Es ist so athemlos still in ihren Reihen und sieht man auch hie und da Eines auf seine Nachbarin neidisch hinüber blinzeln, vielleicht weil sie ein schöneres Röckchen hat, machen sie es doch nicht wie die Buben drüben, die aus jeder neuen Hose heute den Schneider herauszwicken mußten.

Zwischen den beiden Reihen, die die Knaben von den Mädchen scheiden, erblickt man Herrn Goldberger, den Schulmeister von Grindelberg. Auch ihn schmückt heute ein festtägliches Kleid. Er trägt den sauber gebürsteten schwarzen Frack, der seit Jahrzehnten sich nur in ganz seltenen Fällen um seine Glieder schmiegt, und ein blendend weißes Halstuch streckt seine beiden Zipfel feierlich hinaus. Sinnend wiegt er das schöne graue Haupt mit dem milden Angesicht, und mit dem warmen Blick der Liebe überschaut er prüfend die ihm anvertraute Schaar. Auch aus dem jungen Schwarme folgte manches frische Augenpaar ihm mit zärtlichem Ausdruck nach, als er so gemessen und mit so ganz besonderm Ernste auf und nieder schritt. Heute war Alles vergessen, Alles gesühnt, Nichts trat zwischen den Lehrer und seine Schule und selbst das gewisse kleine Rohrstöckchen, das sich wohl manchmal unliebsam zwischen Herrn Goldbergers Herz und die Kehrseite seiner Buben gedrängt haben mochte, lag verächtlich bei Seite gesetzt im Winkel.

Herr Goldberger zog wie in Gedanken seine runde Wasserburger Dose hervor, und während unter seinem Drucke der Deckel knarrend nachgab, kam rasch einige Bewegung in die schweigsame Versammlung. Diese Wasserburgerin gab nämlich das ganze Jahr hindurch das Zeichen zum Anfang der Schule und kaum hielt der Schulmeister seine Prise zwischen den Fingern, da rückten sie zu seiner eigenen Ueberraschung schon Alle mit ihren Büchern und Schreibtafeln heraus. Heute aber sah man auf den Tafeln keine dickbäuchigen Männchen mit tellergroßen Köpfen, keine spinnenbeinigen Gäule und windschiefen Häuschen, jede war sorgfältig rein gewischt und das Lesebuch sogar in blaues Glanzpapier gehüllt.

Nun, kleiner Leser, hast du noch nicht errathen, was hier vorgeht?

Heute ist die Schulprüfung und zugleich auch die Preisevertheilung in Grindelberg, der wichtigste Tag im ganzen Jahr, wo gezeigt werden muß, ob in den dicken Köpfen auch etwas sitzen geblieben von all'dem, was der Herr

Lehrer mit Müh' und Noth die ganze lange Zeit hineingetrichtert hat, und wo sich offenbaren wird, ob seine liebreichen Lehren bis tief hinein in's kleine Herz gedrungen sind.

Aus diesem Grunde ist auch Herrn Goldbergers Lehrpult verschwunden und ein grün ausgeschlagener Tisch, um den sich wohl ein Dutzend Stühle reihen, nimmt dessen Stelle ein. Was in Schulmeisters Gärtlein an Blumen noch aufzutreiben war, prangte in einem mächtig großen, prächtigen Strauße mitten auf dem Tisch. Glänzende Preisebücher, wohl ein ganzer Stoß, und ein Päckchen Fortgangszeugnisse, mit blauem Seidenband umwunden, erblickte man dicht vor dem geräumigen Lehnsessel, der als Ehrenplatz für den Herrn Schulinspektor bestimmt war. In respektvoller Entfernung, auf weit zurückgeschobenem Stuhle, saß auch schon der Gemeindevorsteher in seinem besten Anzug da. Neben ihm, dem grünen Tische beträchtlich näher, machte sich des Kirchenpflegers stattliche Gestalt bemerklich, aber auch der Schmied von Grindelberg hatte heute seinen Bratenrock angelegt und mit einem: „Mit Verlaub, Herr Gevatter!" kecklich neben dem Gemeindevorsteher seinen Sitz aufgeschlagen. Ein gewisses Recht glaubte der Schmied heute auf diesen vornehmen Platz zu haben, saß ja sein Michel als Erster dort auf der Bank! Nun fanden sich auch noch der Bader und der Müller des Ortes ein und so saßen denn die Angesehensten im Dorfe mit erwartungsvollen Mienen schon um den Prüfungstisch beisammen.

An der angelweit offenen Thüre hatte sich ein drolliger, baumlanger Geselle aufgepflanzt. Halb städtisch, halb ländlich gekleidet, mit halb komischen, halb feierlichen Geberden, machte er einen possierlichen Eindruck, und doch war er vielleicht die wichtigste Person im Dorfe. Bekümmert und besorgt um Alles, was irgend vorging, nur nicht um seinen eigenen Herd, stand Spitzelmeier dem dreifachen Amte eines Thurm-, Feuer- und Feldwächters vor. Er fehlte bei keiner Kindstaufe und bei keinem Kirchweihschmaus, war bei jeder Hochzeit der Lustigste und bei jeder Leichenfeier der Traurigste, schloß bei jeder Festlichkeit den Zug und stand bei jedem Viehmarkt an der Spitze. Hier war er nun als Thürsteher angestellt und trieb die wenigen verspätet eintreffenden Kinder zur größeren Eile an, indem er sie unter allerlei gutmüthigem Gebrumm mit einem gelinden Schub ins Schulzimmer beförderte. Auch grüßte er jeden ankommenden Bauern herablassend, wobei er nicht unterließ, manche allzu fest sitzende Zipfelkappe mit spitzigem Griff bedeutungsvoll zu lüpfen. Richtig ward

sie dann auch jedes Mal eiligst vom Kopf gezogen und säuberlich im Hut geborgen. Bald hatte Spitzelmeier sein ganzes Augenmerk auf dieß wichtige Geschäft zu richten, denn da kamen sie schon in Menge herbei, die verehrlichen Prüfungsgäste, Einer bedächtlich hinter dem Andern, den riesigen Regenschirm mit dem Messinggriff unter dem Arm, die rothe Weste voll glänzender Zwölfer- oder gar Zwanzigerknöpfe, zuerst der Meßnerbauer, dann der Grubensepp mit seinem Buben, der Schneiderdamian und sein Weib, der dicke Hofbauer mit seiner Alten, die Flachsbäuerin von Ried und noch viele Andere mit ganz unbeschreiblichen Namen, wie sie dieselben von ihren Ahnen ererbt und wie sie in den bäuerlichen Stammbäumen verzeichnet stehen. Alle diese zogen sich auf einen Fingerzeug Spitzelmeiers in den Hintergrund zurück, um dort um die letzten Bänke herum lebendige Zeugen zu sein von dem preiswürdigen Fortgange ihrer lieben kleinen Sprößlinge.

„Spitzelmeier, gebe Er mir ja gleich ein Zeichen, sowie der Herr Inspektor in den Schulhof tritt!“ erinnerte nun schon zum dritten Male unser Schulmeister, der merkwürdiger Weise seinen Tabak noch immer zwischen Daumen und Zeigefinger hielt. Das war kein gutes Zeichen. Der ruhige ernste Ausdruck in seinem freundlichen alten Gesichte hatte sich auch allmählig in den einer lebhaften Besorgniß verwandelt. Unruhig bewegte er sich von einem Ende der Schulstube zum andern, überzählte immer von Neuem die Häupter seiner Lieben, sah bald nach der Thüre, bald durch die Fenster hinaus.

„Eines ist mir heute gar nicht recht,“ bemerkte er endlich gegen den Kirchenpfleger und zog die Stirnfalten dichter zusammen, „Eins ist mir gar nicht recht,“ wiederholte er und sein bekümmerter Blick richtete sich genau nach dem ersten Platz auf der Knabenseite, „daß der Wagner-Christian von Gundlach nicht kommt, auf den ich meine ganze Hoffnung gesetzt. Wenn Keiner was weiß, der bleibt gewiß nicht stecken, und jetzt muß mir — es kann nichts Anderes sein — der gestrige Wolkenbruch gerade den Christian abhalten!“

Der Schulmeister zeigte ein sorgenumwölktes, der Schmiedmichel aber ein erzlustiges Gesicht. Breit und behäbig saß er heute an Christians Stelle und lachte seelenvergnügt in sich hinein, daß das liebe Donnerwetter gestern ihm den Ehrenplatz bei der Prüfung eingeräumt. Wie viel hundert Mal hatte er, dem Fortgang nach der Zweite, unter dem Jahr nicht schon gedacht: „Wenn nur der Christian nicht wär', kein Anderer als ich säß' auf dem ersten Platz!“ Und heute war der Christian, der niemals fehlte, endlich einmal nicht da, und

gerade am Haupttag — wie prächtig! Daß er nicht mehr kam, war schon gewiß, und daß der Zweite darum doch der Erste nicht wurde, wußte der Michel auch; aber es war eben gar zu schön, einmal wenigstens an seinem Platz zu sitzen. Manchen stolzen Blick hatte er schon auf seine Umgebung geworfen und ungeduldig auf seinen Vater, den Schmied von Grindelberg, gewartet, damit er die zufällige Herrlichkeit auch zu sehen bekäme. Mit unverholenem Vergnügen nickten sie nun aber auch einander zu, der Schmied und sein Michel.

In diesem Augenblick trat der Herr Kaplan, der den Kindern den Religionsunterricht ertheilte, eilig in die Schulstube.

„Guten Morgen, Herr Lehrer!" rief er und überschaute heiteren Blickes die geschmückte Schaar, die sich bei seinem Eintritt erhoben hatte. „Aber wo bleibt nur der Christian von Gundlach so lang?" fuhr er verwundert auf. „Der ist wohl noch gar nicht da!"

„Kommt auch nicht, sonst wär' er lang schon da," murmelte der alte Goldberger mißmuthig. „Da hat uns wahrscheinlich das Gewitter von gestern Nachmittag einen Streich gespielt, denn keines von den Gundlacher Kindern ist gekommen. Ich fürchte sehr, es ist der Gundelbach ausgetreten und daß die kleinen Gundlacher mit ihrem Meister Christian nicht durch können."

„Wär'mir nicht lieb!" rief der Herr Kaplan mit offenbarem Verdruß. „Der Wagner-Christian ist der Einzige, auf den ich mich sicher verlassen kann. Keiner ist so fest im Katechismus! Wenn der nicht kommt, kann's gut zusammengehen!"

Er schüttelte heftig mit dem Kopf und der Schulmeister hätte gerne mitgeschüttelt, die schöne Prüfungsfrisur aus dem bischen grauen Haar vertrug jedoch durchaus kein Schütteln.

Den Schulkindern war's aber auch nicht einerlei, ob der Wagner-Christian heute kam oder nicht. Sie hätten ihn bis auf Einen Alle lieber da gehabt. Wußte Eins von ihnen nicht weiter, streckte sich sein Finger alsbald wie ein Meilenzeiger in die Höhe und mit seiner Trompetenstimme verkündigte der Christian dann jedesmal das Richtige und alle Verlegenheit hatte ein Ende für den Lehrer und für den Steckengebliebenen. Solche Helfer in der Prüfungsnoth sind Goldes werth. Niemand freute sich also heute über seine Abwesenheit, als gerade nur der Michel und aufmunternd schaute er den Herrn Kaplan an, als möchte er ihm sagen: „Sei unbesorgt, bin ja ich da!"

Der Kaplan mußte seinen Gedanken errathen haben, weil er lächelnd aus-

rief: „Ei, da haben wir ja den Michel dafür! Ein prächtiger Ersatzmann! Dem fällt auch Alles ein, nur immer hintennach, wenn's zu spät ist."

Die ganze Schule brach in lautes Lachen aus und der Michel wollte sich gerade heimlich darüber ärgern, es blieb ihm aber keine Zeit dazu.

Spitzelmeier hatte sich Goldbergers Weisung gemäß scharf auf die Lauer gelegt und machte nun unter heftigem Schwenken der Arme die Meldung, daß der Herr Schulinspektor so eben im Anzuge sei. Hastig fuhren die Kinder sammt den Prüfungsgästen im Vordergrunde in die Höhe, die beiden Lehrer aber eilten demselben ehrerbietig entgegen und bald darauf trat er in ihrer Begleitung in die Schulstube.

Ein liebenswürdiger, väterlicher alter Herr von unbeschreiblich einnehmendem Wesen, mit hellen gütigen Augen und einem Mund, um den nicht selten ein klein wenig Humor lachte, nickte er heiter grüßend nach allen Seiten und winkte den Kindern, die beklommen in ihren Bänken standen, mit beiden Händen zu, sich wohlgemuth wieder zu setzen. Herzinniges Wohlgefallen leuchtete aus den Zügen des würdigen geistlichen Herrn, als er in alle diese vollen, frisch blühenden Kindergesichter blickte und mit einem freundlichen Klaps auf Goldbergers Schulter bezeigte er diesem seine Zufriedenheit.

„Von Herzen freue ich mich, liebe Kinder," begann er in seiner gemüthlichen Weise, „Euch Alle wieder so frisch und wohlbehalten versammelt zu sehen. Habt nun keine Angst, nehmt Euch wacker zusammen und lasset uns hören, wie viel Schönes und Gutes Ihr in diesem Jahre gelernt habt. Und so wollen wir denn in Gottes Namen beginnen," fügte er mit einem ermuthigenden Lächeln hinzu, indem er sich auf seinem Sitze niederließ.

Da hielt es der Religionslehrer an der Zeit, dem Herrn Inspektor zu melden, daß leider mehrere Kinder, sämmtlich aus Gundlach, abgängig seien, worunter er namentlich den Wagner-Christian, den Ersten in der III. Knabenklasse, schwer vermisse. Die Veranlassung dazu liege sicherlich in dem gestrigen argen Gewitter.

„Ei, richtig, der Wagner-Christian ist ja nicht da," bemerkte der Herr Inspektor überrascht, „das ist sehr zu bedauern! Der Christian ist, wie ich weiß, ein eifriger braver Schüler und ich sehe es nicht gerne, daß er uns heute fehlt. Ich fürchte, ich fürchte," setzte er nachdenklich bei, „es laufen bald schlimme Nachrichten aus Gundlach ein. — Wohlan denn!"

Der Schulmeister hatte schon seine Geige ergriffen und stimmte nun unter

den hell und kräftig einfallenden Kinderstimmen das Prüfungslied an. Feierlich schallten die frischen Klänge durch die Schulstube und mit vorwärts geneigten Köpfen horchten die versammelten Aeltern andächtig wie in der Kirche zu.

Die letzte Strophe des Liedes ward von Herrn Goldberger mit besonders kräftigem Bogenstrich begleitet, während die Kinder mit gehobenen Stimmen sangen:

Laßt uns auf Eure Nachsicht bauen
Und auf den heil'gen Geist vertrauen,
Und Jedes zeigt in diesem Kreis,
Wie es besteht mit seinem Fleiß.

II.

Die Kinderstimmen waren kaum verklungen, es herrschte ein kurzes, erwartungsvolles Schweigen und schon wollte der Herr Inspektor den Mund öffnen, die erste Frage zu thun.

„Gott Lob und Dank, grad ist's halt noch Zeit!" schrie da plötzlich eine Stimme lautmächtig wie Posaunenschall durch eines der Fenster herein. Alle Köpfe fuhren wie der Blitz herum, und siehe da, sie starrten in das lustig lachende Gesicht Christians, das sich am obern Flügel in Lebensgröße zeigte und dann jählings wieder verschwand.

Ueberraschung war es wohl blos, nicht Schrecken, was die ganze Schule so lautlos und betroffen machte, als ob sie eine übernatürliche Erscheinung gesehen. Christians Geist hätte ja unmöglich so prächtig dicke rothe Backen und vollends keine so schelmischen Augen aufzuweisen gehabt, und doch war das Fenster so hoch, daß der größte Mann es nicht erreichen konnte! Hatte denn der Christian eine Leiter angesetzt?

Spitzelmeier löste zuerst das Räthsel. Der Thüre zunächst, eilte er mit seinen langen Beinen flugs hinaus. Rasch kam er wieder zurück, aber mit zwei nagelneuen langen Stangen, die er dem Schulmeister mit pfiffigem Ausdruck entgegenhielt und denen der Wagner-Christian, ein derber, weißköpfiger Bube, mit flinken Schritten und strahlender Miene folgte.

Herr Goldberger hob staunend den Kopf und nahm wortlos eine dieser

Stangen in die Hand, indeß der ganze Kinderschwarm in jubelnde Bewunderung ausbrach, und ein fröhliches: „Ah, ah, auf Stelzen, auf Stelzen!" ging von Mund zu Mund durch die weite Schulstube. Aber auch unter den Versammelten im Hintergrunde herrschte die größte Verwunderung und der dicke Hofbauer und der Grubensepp tupften sich mit den Fingern bedeutungsvoll auf jenes Fleckchen, hinter dem sie ihren Verstand vermutheten, und mit den Augen, die sie wie ein Paar Schlaghäuschen aufsperrten, schienen sie einander ohne Worte zu sagen: „Nachbar, das ist ein gescheidtes Bübel!"

Ueberrascht waren die Herren vom Prüfungstische aufgestanden und trauten ihren Augen kaum, denn die Entfernung zwischen Gundlach und Grindelberg betrug nicht weniger als eine volle Wegstunde.

„Wahrhaftig, der Junge ist auf Stelzen zur Prüfung gekommen!" rief der Herr Inspektor heiter aus und er nickte, wie innerlich erfreut, mehrmals mit dem Kopfe.

„Ist das ein lieber Schlingel!" sagte herzlich lachend der Herr Kaplan und erhob in jeder Hand eine von Christians Stelzen.

„Wie der kleine Bursch das nur angefangen hat!" sagte der Schulmeister lebhaft und während der gute alte Mann in aller Behaglichkeit die lang versparte Prise nahm, schaute er seinem Liebling ganz verwundert nach.

Unbekümmert um das Aufsehen, das er erregte, und ohne Jemand Rede zu stehen, war der Wagner-Christian in größter Eile bei seiner Bank angelangt. Eine helle Freude leuchtete über sein ganzes Gesicht, obgleich die muntern Augen noch keine Zeit gehabt, sich in der festlichen Schulstube gehörig umzuschauen. „Michel, marsch auf Deinen Platz!" hatte er schon von weitem leise gemahnt, aber der Schmiedmichel war mit einem sehr verblüfften Gesicht und einem sehr getäuschten Herzen bereits auf seinen zweiten Platz gerutscht und zufrieden lächelnd nahm der Christian eben von dem seinigen Besitz, als der Herr Inspektor ihn voll Freundlichkeit auf die heißen Wangen klopfte.

„Brav, recht brav, Christian!" sagte er. „Aber erzähle uns jetzt, wie Du auf den glücklichen Einfall gekommen bist und wie es in Gundlach aussieht. Ist es wahr, daß der Gundelbach ausgetreten ist?"

„Ja, ja, Herr Inspektor, das ist schon wahr!" bekräftigte der frische Knabe herzhaft und blickte dem würdigen Herrn frei und offen in's Gesicht. Dabei erklang seine Stimme so hell und fest, daß auch dem Entferntesten keine Sylbe verloren ging.

„Gestern," hub er an, „ist oberhalb Gundlach ein Wolkenbruch niedergegangen. Auf der Schneidmühl hatten sie schon Angst, daß bald Hochwasser käme. Der Müller hat sein Rad aufgezogen und alles Holz mit Seilen und Stricken angebunden. Da kommt richtig nach ein paar Stunden ganz schmutziges Wasser, immer höher schwillt der Gundelbach an, bis er über die Böschung austritt und der ganze Gemeindeanger sammt der Müllerwiese daneben sind nur mehr ein See. Das war was für uns Buben! Alle sind wir gleich hinaus, die Hose bis ans Knie aufgestülpt, und lustig hineingepatscht ins Wasser. Auf der Mühle haben wir uns von Brettern einen Floß zusammengebunden und sind mit Stangen im Wasser herumgefahren. Und wie haben wir lachen müssen über den Müllerfranz! Der hat sich voll Vergnügen auf einen Schneidbaum gesetzt, natürlich hat sich der im Wasser gedreht wie ein Kreisel und der Franz konnte sich nicht mehr halten und wäre beinahe herunter gepurzelt. Der war froh, wie wir ihn zu uns auf den Floß gezogen haben. Das war ein Jubel! Da hat Keiner von uns an die Prüfung gedacht."

Halb verlegen über das treuherzige Geständniß, stockte der lebendige Knabe einen Augenblick, da aber in den heitern Zügen des Herrn Inspektors keine Spur von Tadel sichtbar wurde, erzählte er mit frischem Muthe weiter.

„Ja, das war ein Leben! Wie aber auf einmal Holz, Stroh und ein ganzer Gartenzaun daher geschwommen sind, da war's kein Spaß mehr. Ich lauf im Galopp heim, einen Hacken zu holen und Alles dem Vater zu sagen. Da sehe ich meine blau eingebundenen Bücher und Hefte auf dem Tische liegen und da fällt mir die Prüfung schwer auf's Herz, und jetzt war's vorbei mit aller Lustigkeit. Ich bin nicht mehr hinaus auf die Müllerwiese. Mit einem Satz war ich oben auf dem Boden unter dem Dach. Denn wissen Sie, Hochwürden Herr Inspektor, von unserm Taubenschlag aus sieht man bis nach Grindelberg herein. Was ich gefürchtet, ist wirklich eingetroffen. Beim Försterhaus hat der Bach den Damm durchbrochen und die ganze Straße gegen Grindelberg zu steht schuhhoch unter Wasser. Bis es Nacht geworden ist, bin ich mehr als zehn Mal in den Taubenschlag hinauf und hab geschaut, ob sich das Wasser nicht verlaufe, aber, o weh, da fängt es Abends auch noch zu regnen an. Da war guter Rath theuer! „Und von der Prüfung bleib ich nicht weg," hab ich mir vorgenommen, „und wenn ich nach Grindelberg schwimmen müßte!"

„War Dir um Deinen Preis so bang?" unterbrach der Herr Inspektor lächelnd den Knaben.

„Der war mir schon gewiß!" rief Christian zuversichtlich. „Aber zeigen hätt' ich gern mögen, daß ich mir den Preis ehrlich verdient und was Rechtes gelernt hab'." „Wie machst du's jetzt, Christel?" hab' ich zu mir selber gesagt. „Der Müller hätte wohl eingespannt, um uns Schulkinder Alle hereinzufahren, aber auf der Mühl haben sie mit Rossen und Leuten alle Hände voll zu thun gehabt. Da war's also nichts. 'Dem Wirth sein Fuchs geht schon ein paar Tage krumm und unser Oechsel geht wohl recht gut im Wäglein, aber ins Wasser geht's nicht."

„Grad wie unser Scheck!" rief's von hinten hervor plötzlich dazwischen. Gleich darauf folgte ein fröhliches Kinderlachen und auch die Prüfungskommission wandte sich erheitert der Richtung zu, aus welcher der Ausruf kam, und bemerkte gerade noch, wie sich der Schneiderdamian hinter den breiten Rücken des Hofbauern versteckte. Daß ein fremdes Oechslein ganz dieselbe Sinnesart mit dem seinigen zu Haus theilte, hatte ihn so in Erstaunen versetzt, daß die Bemerkung darüber etwas zu laut ausfiel. Hochroth wie sein Brustlatz, wagte sich sein Angesicht so lange nicht mehr hervor, bis der Lachsturm vorüber war und Christian wieder zu erzählen fortfuhr.

„Die halbe Nacht hat mich's nicht ruhen lassen und bis gegen Morgen hörte ich, wie der Regen an's Fenster klatschte. Hin und her habe ich gedacht, wie ich's möglich machen könnte, daß ich zur rechten Zeit in Grindelberg eintreffe. Alle lustigen Streiche sind mir eingefallen, da hätte ich bald hell aufgeschrieen vor lauter Freude. „Halloh, jetzt hab ich's, auf Stelzen geh ich hin!" Bin ja voriges Jahr oft auf Stelzen ins Moos gegangen, warum sollte ich heuer nicht auf Stelzen in die Prüfung gehen können! Jetzt war mir nicht mehr bang! Wie der Wind bin ich aus dem Bett heraus und der Meßner hatte noch nicht Frühgebet geläutet, da war ich schon in der Werkstatt. Meine alten Stelzen, Gott weiß, wo die stecken — ich hab mich mit dem Suchen nicht aufgehalten. Ein paar Birkenstangen waren bald gefunden, dann hab ich die Klötzchen eingeschnitten und darauf losgehobelt und tüchtig genagelt, bis ich mit meinem Lärm richtig den Vater aufweckte.

„O Du Hauptschlingel!" hat er gesagt und hat gelacht dazu. Die Mutter wollte mich aber nicht so fortlassen, sie ist zu kümmerlich. Der Vater aber untersuchte meine Stelzen und wie Alles gut und fest war, hat er zu mir

geholfen und gesagt: Laß ihn nur gehen, Mutter, der paßt gut auf, daß er ganz und trocken in seine Prüfung kommt. Und kommt er glücklich hin, so kommt er auch glücklich wieder heim mit seinem Preis."

„Das Wetter war unterdessen prächtig schön geworden und so bin ich in meiner Freude gleich nach der Morgensuppe mitten durch's Wasser davon. Es war aber doch nicht so leicht," unterbrach sich Christian hier mit einem tiefen Athemzug, „als ich mir's vorgestellt hatte und ein paarmal, wenn ich so recht müde an einen Baum gelehnt stand und gerastet hab, hat mir das Herz laut geschlagen vor Angst, ich möchte am Ende halt doch zu spät kommen. Da, grad wie ich auf's Schulhaus zusteig', haben sie vom Prüfungslied den letzten Vers gesungen und in meiner Glückseligkeit wär' ich am liebsten gleich oben zum Fenster hineingesprungen."

„Und jetzt bin ich da und hab' dem Michel die Freud' verdorben!" rief der frische Knabe frohlockend aus und lachte seinen Kameraden mit einem eigenen drolligen Zug um den Mund von der Seite an.

Halb ergötzt und halb gerührt hatten Kinder und Erwachsene Christians lebendiger Erzählung gehorcht und es regte sich in jungen wie in alten Herzen etwas wie Hochachtung für den wackern kleinen Jungen. Sogar der Schmiedmichel hatte seinen Verdruß überwunden und verzieh es dem Wagner-Christian, daß er der Erste geworden und keinen Andern auf seinem Platze dulden wollte. Herr Goldberger aber schmunzelte innig vergnügt, so oft er die Perle unter seinen Schülern betrachtete und der Herr Kaplan klopfte seiner Hauptstütze ein Mal um's andere auf den hellen Krauskopf.

Der Herr Inspektor aber gab seiner freundlichen Gesinnung nur in einem überaus wohlwollenden Lächeln Ausdruck nnd mit den Worten: „Jetzt ist es höchste Zeit, daß wir an's Werk gehen!" nahm er seinen Platz wieder ein. Rasch folgten alle Uebrigen seinem Beispiel, ausgenommen der Schmied von Grindelberg, dem seit Christians Ankunft die Lust vergangen war, am Prüfungstisch zu sitzen. In aller Stille und Bescheidenheit, aber nicht ohne einen gelinden Groll im Herzen, hatte er sich in die hinterste Ecke zu seiner Frau Schmiedin gesellt. Doch ihr beifälliges Nicken während Christians Bericht, oder vielleicht ein Thränlein, das sie aus dem Augenwinkel wischte, hatte auch sein weiches Gemüth mit der eingebüßten Ehre bald versöhnt.

Die Prüfung nahm den besten Verlauf und Alles ging prächtig von statten. Grindelbergs Schuljugend zeigte sich wohlunterrichtet in der Reli-

gionslehre und wußte im alten wie im neuen Testamente gut Bescheid. Das offene unverdorbene Wesen der Kinder sowohl, als das aufgeschlagene Censurbuch belehrte den Herrn Inspektor, daß der göttliche Same lebendig geworden in den jungen Gemüthern und die schönsten Früchte verhieß. Die Fortschritte in den Elementargegenständen ließen nichts zu wünschen übrig. Die Probeschriften waren in festen und deutlichen Zügen geschrieben, die Leseübungen fielen sogar bei den Kleinsten schon über alle Erwartung gut aus und Viele unter den Größern erwarben sich durch richtigen Nachdruck und reine Aussprache ein besonderes Lob. Im Rechnen zeigten die Schüler große Gewandtheit und wußten die gelernten Vortheile schnell und treffend anzuwenden. Der Herr Inspektor verstand es aber auch, in so herzgewinnender Weise zu examiniren, daß sich die Kinder bald ganz heimlich fühlten und auch die Kleinsten mit ihren Kenntnissen so zutraulich wie in der Schule herausrückten und bei Beantwortung der oft recht muntern Kreuz- und Querfragen großen Wetteifer und viel natürlichen Verstand verriethen.

Unser kleiner Stelzengänger zeigte besonders einen wahren Feuereifer. Sattelfest in allen Fächern, riß er Manchen, der sich festgerannt, hülfreich aus der Klemme zum großen Trost des Schulmeisters und zur Erleichterung des Herrn Kaplans. Und je öfter er aufgefordert wurde, aus dem kleinen Schatze seines Wissens zu schöpfen, desto fröhlicher glänzten die freundlichen blauen Augen, desto röther erglühte das treuherzige Gesicht und man sah es ihm an, daß er für alle Mühsal sich innerlich köstlich gelohnt fühlte.

So viel Lehrreiches die Prüfung, so viel Erfreuliches die Schule bot, so viel Ergötzliches gewährten auch in ihrer gutmüthig ländlichen Einfalt die versammelten Zuhörer. Stolz schaute der Grubensepp mit seiner Bäuerin umher, als sein einziger Sprößling beim Rechnen aufgerufen wurde und welches Staunen gab sich in den ehrlichen Mienen nicht kund, als der kleine Junge ein Schäffel Waizen schnell in Metzen und Viertel und zuletzt sogar in Mäßlein berechnete. Die Bäuerin wußte gar wohl, welche Riesenarbeit es sein müsse, so etwas ihrem Buben hineinzubringen und flüsterte ihrem Manne eindringlich zu: „Du, wenn wir das Schweinchen schlachten, laden wir den Herrn Lehrer dazu ein.“ Aber in Grubensepps Herzen regte sich auch schon die Dankbarkeit und er erwiderte eifrig: „Kommt nicht darauf an! Das haben wir zehn Mal am Hans profitirt.“

Auch die Flachsbäuerin schüttelte mehr als ein Mal den Kopf, als ihre

Tochter alle Länder Europa's mit ihren Hauptstädten geläufig aufzählte. „Schau jetzt Einer das Mädel an," wisperte sie, „bin ich eine alte Frau und weiß kaum alle Dörfer, die zur Pfarrei gehören!"

Die Geographie bot im Ganzen wenig Interesse für die Zuhörer, desto mehr die Naturgeschichte. Als von den Säugethieren die Rede war und der Herr Inspektor die kleinsten Kinder aufforderte, ihm ein Säugethier zu nennen, riefen sie fast Alle: „Die Kuh, die Kuh!" Da konnte man in verständlichem Flüstertone aus der Zuhörerschaft die wichtige Bestätigung vernehmen: „Da ist unser Blassel auch dabei!"

Der Herr Inspektor ging lächelnd zu den Vögeln über. Es war eine Freude für die Kinder, die verschiedenen Vogelgattungen aufzuzählen und Jedes von den kleinen Mädchen nannte ein anderes, ihm liebes Singvögelchen, indeß die Knaben mit Vorliebe bei den Raubvögeln verweilten. Nun wollte der Schulvorstand wissen, welches der nützlichste Hausvogel sei.

„Die Henne!" war die Auskunft der kleinen Schneiderliese.

Eine kurze lehrreiche Erklärung folgte dieser Antwort. Der Herr Inspektor hob die vorzüglichen Eigenschaften des Huhnes und den großen vielfältigen Nutzen seines Eies als Nahrung sowohl, als auch dessen Werth für die Industrie mit Wärme hervor. Manchem erschien jetzt die kluge Henne als ein ganz anderes Thier. Auf den Schmied machte es einen gewaltigen Eindruck und im Hinblick auf eine dem Tode geweihte alte Henne zu Hause, flüsterte er der Schmiedin voll Rührung ins Ohr: „Resel, die Schopfige mußt heut nicht abthun — nimmst lieber ein Göckerl!"

Nun wurde Franz Grubmüller aufgerufen. Beim Aufstehen schon gab er seinem Nachbarn, dem Schmiedmichel, einen bedeutungsvollen Wink mit dem Fuß. Dieser pürschte sich gleich an ihn an, um ja seinem Freund Franzel in Zeit der Noth mit seiner Weisheit beispringen zu können.

„Nun sag uns einmal, was ist ein Amphibium?" lautete die Frage.

Und frisch antwortete der Schüler: „Ein Amphibium ist — ein Amphibium hat kaltes, rothes Blut, keine Haare und lebt — und lebt — —" Da starrte er rathlos nach der weißgetünchten Decke, doch dort stand nicht ein einziges Wörtlein geschrieben. Ein flehender Blick und ein aufmunternder Fußtritt belehrten nun den Michel, daß jetzt der rechte Zeitpunkt sei. Er säumte auch nicht und flüsterte leise: „Lebt theils auf dem Land —".

Richtig, da hatte Franz wieder den Faden und fuhr mit Zuversicht und lauter Stimme fort: „Lebt theils auf dem Land und theils in der Stadt!"

Im Augenblick erhob sich ein herzliches Gelächter am Prüfungstisch. Ein Theil der Bauern lachte pflichtschuldigst mit. Der Meßnerbauer aber machte ernsthaft die Bemerkung gegen seinen Nebenmann: „Der muß was Dummes gesagt haben, weil sie gar so lachen." — „Freilich", sagte der Schneiderdamian mit unterdrücktem Kichern, „lebt theils am Land, theils in der Stadt" — da wär' ja unser Schloßherr auch ein Pamphili." — „Amphibie, sagt man," fuhr ihn der Spitzelmeier, der in der Nähe stand, mit ärgerlichem Nachdruck an. „Das merkt Euch, es ist ein Vieh!" — „Gut, da frag ich gleich am nächsten Viehmarkt darnach," mischte sich der dicke Hofbauer schmunzelnd darein.

Nachdem der Herr Inspektor das Wesen der Amphibien kurz und verständlich erläutert, setzte er das Examen fort und kam gegen Mittag mit der Prüfung glücklich zu Ende. Alles athmete befriedigt auf und als der liebenswürdige alte Herr den Kindern seine herzliche Zufriedenheit ausgesprochen und sie freundlichst belobt hatte, daß sie ihren braven Eltern so viel Freude und ihren trefflichen Lehrern alle Ehre gemacht, schritt er zur Preisevertheilung.

Manch' liebes Wort, manch' herzlichen Blick hatte der würdige Schulvorstand für die fleißigen Kleinen, wenn sie nach dem kurzen drolligen Knix und mit dem Ausdruck des größten Vergnügens in den kugelrunden Gesichtern ihren Preis in Empfang nahmen. So väterlich warm aber, so von innerster Seele heraus, wie den Wagner-Christian, hatte er heute keinen Andern angeblickt. Mit ernster Freundlichkeit wandte er sich an den erröthenden Knaben, dem seine Worte tief zu Herzen gingen.

„Das ganze Jahr hast Du mit frohem Muthe Deine Pflicht geübt wie ein braver Junge. Heute aber hast Du mehr gethan! Gott segne Dich dafür! Du bist auf dem rechten Weg, Knabe, und wirst gerade aus an's Ziel gelangen, auch wenn Du die Bahn nicht immer glatt und eben findest. Noch einmal, Gott segne Dich und lasse Dich heranwachsen zur Freude Deiner Eltern!"

Mit seinem liebreichsten Blick reichte er dem überglücklichen Knaben den wohlverdienten ersten Preis. Und liebreich waren alle Blicke, die heute auf ihm ruhten und manches kleine Herz nahm sich vor, sich ein Beispiel am Wagner-Christian zu nehmen und muthig alle Hindernisse zu überwinden, wenn es gelte, das Rechte zu thun.

Wie hell und heiter erklang nun Christians Stimme beim Schluß des Prüfungsliedes aus dem Kinderchor heraus! Es war, als wollte er nachholen, was er vor der Prüfung versäumt. Und mit welch' frohen, glücklich lächelnden Gesichtern sich die Kleinen jetzt immer aus dem Schulhaus drängen, ist doch das froheste und glücklichste darunter das unsers Christians.

Umringt von Kindern und Erwachsenen, trat nun auch der freundliche Schulvorstand in Mitte der beiden Lehrer aus der Thüre. Er neigte munter grüßend das greise Haupt nach allen Seiten, bezeigte dem alten Goldberger wiederholt seine vollste Zufriedenheit und schied von ihm mit herzlichem Händedruck.

Kaum war der Herr Inspektor mit dem Herrn Kaplan um die Ecke, drängte sich Alles um den Wagner-Christian. Er war jetzt der Gefeierte. Schnell hatten ihm die kleinen Schlingel einen Namen aufgebracht. „Stelzenchristel, Stelzenchristel!" schrieen sie Alle zusammen. Der lange Spitzelmeier brachte nun auch die Stelzen heraus, die Christian in all' der Freude fast vergessen hätte. „Steig auf!" rief er ihm lachend zu und die lustigen Buben geduldeten es nicht, als er sie unter die Arme nehmen wollte, um auf eigenen Füßen zu gehen, so lange es möglich wäre. Sie lehnten sie an das Schulhaus an und hoben ihn im Triumphe hinauf. Als er so, den Schulsack über das schwarze Sammtjäckchen gehängt und den Hut mit der goldenen Quaste auf das Flachshaar gedrückt, Alle hoch überragte und mit drolligem Stolze auf sie herabschaute, ging der Jubel erst recht los. Hauben und Taschen flogen in die Luft und da der Schelm nun plötzlich mit sicheren, riesenlangen Schritten durch's Dorf eilte, liefen sie in hellen Haufen jubelnd und schreiend hinter ihm her. Er hatte sie Alle weit hinter sich und war schon über Grindelberg hinaus, da hörte er die lustigen Kameraden noch rufen: „Behüt Dich Gott, Stelzenchristel!"

Sie konnten ihn nicht mehr sehen, doch folgt ihm noch lange ein treues, freundliches Augenpaar. Auch Herr Goldberger schaut hoch oben aus seinem Fenster dem kleinen Stelzengänger nach. Er sieht ihn mit geflügelten Schritten der Heimat zueilen und weiß, mit welch' seligem Herzen der prächtige Knabe jetzt an die Freude denkt, mit der seine Lieben ihn in Gundlach empfangen werden. Der gute alte Mann hat den Jubel der Kinder und ihren Gruß gehört, und er zweifelt nicht, daß Gott ihn behüten werde auf seinem Lebensgang.

Kinderfreuden.

Von Anna Benedikt.

I.

Die Krippe.

Ob es auch draußen stürmt und wittert,
In Schnee versinket Flur und Bahn,
Der kahle Zweig im Froste zittert,
Was ficht das muntre Kinder an!
Da sitzen sie in Stübchens Schutze,
Bei lust'gen Feuers rothem Schein,
Und bauen allem Frost zum Trutze
Gar selig an dem Krippelein,
Das in dem Schmuck der Taxushecke
Und mit des Mooses dunklem Grün
Sich traulich schmiegt in eine Ecke,
Erhellt von einer Ampel Glühn.
Die weißen Lämmlein auf der Weide,
Das grüne, friedliche Gefild,
Die Jungfrau zart, in blauer Seide
Und Vater Joseph's frommes Bild;
Das Kindlein fein aus Wachs geknetet
Mit hellem Schein von Flittergold,
Das sie in Linnen weich gebettet —
Wie ist das Alles lieb und hold!
Sie schau'n entzückt im Silberflore
Des Himmelsboten Flügelpaar,
Sie singen mit dem Engel-Chore,
Sie freu'n sich mit der Hirtenschaar.
Und wenn der Tag nun vollends dunkelt,
Sie betend vor der Krippe steh'n,
In jeder Hand ein Kerzlein funkelt,
Wenn sie zum Christuskinde flehn.
Wie glücklich sie sich schlafen legen,

Und bald umspielt sie hold der Traum
Von Engelsglanz und Himmelssegen
Und dem geschmückten Weihnachtsbaum.

II
Der Christbaum.

Du königliche Palme,
Du Oelbaum reich an Saft,
Du schattenkühle Eiche
Mit Deiner Segenskraft,
Du Lorbeer stolz im Kranze
Mit höh'rem Siegestraum —
Beugt euch in aller Demuth
Nun vor dem Tannenbaum.

Der aus des Waldes Oede
In grauser Mitternacht,
Nach hoffnungssel'gem Harren
Zu Ehren ward gebracht,
Hilft nun im grünen Kleide,
So einfach und so schön
Am heiligen Weihnachtsfeste
Die Feier noch erhöh'n.

Was gleicht wohl jener Freude
Womit er still beglückt?
Was nähert sich dem Zauber,
Wodurch er laut entzückt?
Wer ahnt das fromme Sehnen
Im Herzen zart und rein;
Wer faßt die hohe Wonne:
Das Christkind kehret ein!

Schon wandelt's durch die Gassen
Verschleiert silberweiß,
Es geht von Haus zu Hause

In seiner Engel Kreis.
Wie da das Kind erbebet,
Erwartungsvoll und bang,
Wie es vor Freude zittert
Beim nächsten Glockenklang.

Und wenn die Thür sich öffnet,
Pocht laut das kleine Herz,
Das Auge ist geblendet
Und blicket himmelwärts.
Die Puppe in dem Arme
Schläft dann das Kindchen ein;
So trifft in sel'gem Schlummer
Es noch der Morgenschein.

Wie auch die Eltern glücklich
Am Bett der Kinder steh'n,
Mit all der Lust des Gebers
Auf die Beglückten seh'n, —
Sie müssen dennoch sagen:
Der spätere Freuden Traum,
Gleicht nur erlosch'nen Lichtern
Am grünen Weihnachtsbaum.

Peter Paul Rubens.

Von K. Rheineck.

Die Zeit des Aufstandes der Niederlande gegen die spanische Herrschaft war eine düstere und traurige; Blut floß aller Orten und überall herrschte Schrecken und Verzweiflung. Wer konnte, entzog sich diesen Drangsalen durch Auswanderung, obwohl alle Güter derer, die sich so entfernten, eingezogen wurden; und unter diese Auswanderer zählte auch Johann Rubens, Doctor beider Rechte und Schöppe der Stadt Antwerpen, der mit seiner Gemahlin nach Köln übersiedelte. Dort wurde als siebentes Kind der Ehe unser Meister, Peter Paul, am 29. Juni 1577 geboren.

Die Träger des Namens Rubens waren seit Jahrhunderten Handwer-

ker oder Kaufleute gewesen; erst mit Johann Rubens begann die Familie den Uebergang zu anderem Stande. Auch Peter Paul war nicht zum Künstler bestimmt, und nur sein ganz entschiedener Wille und sein offenkundiges Talent machten es ihm möglich, seine Stellung als Page im Hause der Wittwe des Grafen Lalaing zu verlassen und mit Einwilligung seiner Vormünder und Verwandten sich der Kunst zuzuwenden. Seinen Vater verlor Rubens noch als Knabe; seine Mutter hatte ihn in der Absicht, ihm eine Stellung in der Welt zu verschaffen, in jenes Haus gegeben.

Als Rubens Lehrer finden wir den Octavius von Veen genannt; aber wie in so vielen Fällen hatte sich der Geist des jungen Schülers bald von den Fesseln einer conventionellen Manier losgemacht, und frei entfaltete der Genius seine Schwingen. Mit 23 Jahren reiste Rubens nach Italien, und mit dem Studium eines Tizian und Veronese schuf er sich eine Grundlage, auf welcher er den Bau seines Schaffens kühn beginnen und vollenden konnte. Nicht daß er sich damit begnügt, diese alten Meister etwa einfach nachzuahmen — nein, er betrachtete ihr Colorit und die geistige Tiefe ihrer Schöpfungen nur als eine Schule, aus der er als vollendeter, selbständiger Meister hervorgehen sollte. In ihm entwickelte sich eine so eigenthümliche Individualität der Auffassung, und er verband sie so geschickt mit seiner oft ans Derbe und Rohe hinstreifenden Naturwahrheit, daß er den Namen eines niederländischen Michel Angelo nicht mit Unrecht führt. Er hatte den Pinsel vollständig in seiner Gewalt; und wenn die Herrschaft über die Farbe oft absichtlich und nicht gerade vortheilhaft sich mit einer Ueppigkeit von fast abschreckender Art verbindet, so müssen wir bedenken, daß Rubens in seiner und für seine Zeit malte; die damalige Zeit, selbst sinnlich, wollte eben durchaus etwas Greifbares dargestellt wissen und schauen, und der Meister ist eher zu bewundern, daß er sogar dem Abstoßenden an seinen Werken eine ideale Weihe zu verleihen vermochte. Und wenn man sogar allen Tadel, der gegen ihn wegen dieser derben Richtung erhoben wurde, gelten lassen will, so bleibt ihm doch immer noch der unentreißbare Ruhm, der beste Maler seiner Zeit gewesen zu sein; denn wenn man die Kraft und Schönheit der Farbe in seinen Werken betrachtet, so kann man das Andere Alles darüber vergessen. Rubens war eine ächte, denkende und fühlende Künstlerseele, es ist ungerecht, ihn die Fehler seiner Zeit entgelten zu lassen.

In Italien also gründete er sich seinen Ruhm; sein erster Aufenthalt

war Venedig, die Stadt der Coloristen. Nicht lange aber weilte er dort; ein Ruf des Herzogs Vincenzo von Mantua bewog ihn, dorthin zu gehen; mehr aber wohl noch der dortige von Giulio Romano ausgemalte Riesensaal und die sonstigen Kunstsammlungen, die der Herzog besaß. Es entspann sich zwischen den beiden Männern ein sehr freundschaftliches Verhältniß; der Herzog weilte sehr gerne in des Meisters Werkstatt und verbrachte ganze Stunden im Gespräche mit ihm. Rubens malte einst eine Scene aus der Aeneide, und um sich recht zu begeistern, sprach er die bezüglichen Verse laut vor sich hin. Unbemerkt trat der Herzog ein, und nachdem er ihm eine Zeit lang zugehört, rief er laut: „Muth, Rubens, das ist ein schöner Stoff." Als der Meister sich etwas verwirrt umwandte, begann Vincenzo, um ihn verlegen zu machen, lateinisch zu sprechen. Aber siehe da — der Meister antwortete aufs Beste, und nun war wohl der Herzog der Betretene.

In diese Zeit fällt auch die erste diplomatische Verwendung Rubens; denn wie der Herzog an den König von Spanien, Philipp III., Geschenke schicken wollte, wußte er für diesen Zweck niemand Besseren, als den feingebildeten und auch im Umgange äußerst gewandten Maler; dieser entledigte sich des Auftrages sehr gut und wußte auch am spanischen Hofe Alles für sich zu gewinnen.

Nach seiner Rückkehr nach Mantua verweilte er nur mehr kurze Zeit dort; es zog ihn weiter nach Italien hinein, und so finden wir ihn in Rom, Florenz, Bologna und zum zweiten Male in Venedig. Dann ging er abermals nach Rom, von dort nach Mailand und Genua. Hier traf ihn die Nachricht, daß seine Mutter, die nach ihres Gemahles Tode nach Antwerpen zurückgekehrt war und ihre Güter wieder erhalten hatte, gefährlich erkrankt sei. Augenblicklich brach er auf und eilte heim, traf sie aber nicht mehr am Leben; es schmerzte ihn dieß um so mehr, als er sie seit den 8 Jahren, die er in Italien geweilt, nicht mehr gesehen hatte. Untröstlich schloß er sich in die Abtei St. Michael ein und trat erst nach mehreren Monaten wieder in die Oeffentlichkeit.

Von allen Seiten überhäufte man ihn mit Ehren und Aufmerksamkeiten, um ihm seine Heimath angenehm zu machen; aber er hatte zu lange die Luft Italiens geathmet, er wollte wieder nach dem Süden. Nur den äußersten Anstrengungen des Erzherzogs Albert und dessen Gemahlin Isabella gelang es, ihn zu halten; ein freilich fast ironischer Ersatz ward ihm durch den Titel

eines Hofmalers und einen beträchtlichen Jahrgehalt. Am Hofe blieb er aber nicht, sondern er schlug seine Werkstatt in Antwerpen auf, und von dort kam bald wie ein strahlendes Gestirn sein Name über Flandern aufgestiegen.

Im Jahre 1609 war diese Uebersiedelung vor sich gegangen, und bald darauf vermählte sich Rubens — Isabella Brandt hieß seine Gattin. Er baute sich ein eigenes Haus nach seinem Plane, und da er sich auf seinen Reisen eine große Sammlung von Antiken, Gemälden u. dgl. erworben, so war es bald zur ächten Künstlerheimath umgewandelt, und gastlich öffnete er gerne seine Säle.

Daß ein Mann von solchem Rufe und solcher Geschicklichkeit nicht unangefochten und unbeneidet blieb, ist wohl natürlich; am weitesten ging aber hierin der Maler Janssens, der ihn zum Zweikampfe mit dem Pinsel herausforderte; die gebildetsten Kenner der Zeit sollten entscheiden. Rubens gab ihm zur Antwort, man könne seine Werke in den Palästen von Italien und Spanien sehen; Janssens solle seine Arbeiten gegenüber aufstellen, dann wolle man vergleichen. Mit Neid war dem Meister überhaupt nicht beizukommen; dazu stand er zu hoch. Ein gewisser Cornelius Schut war auf ihn eifersüchtig und suchte ihm auf jede Weise zu schaden. Rubens ging zu ihm, gab ihm sehr gute Rathschläge und — kaufte ihm all seine Gemälde ab. Der andere aber, weit entfernt, durch eine so edle Handlungsweise versöhnt zu sein, haßte ihn nur noch mehr. Er hatte die Ueberlegenheit Rubens als Mensch und als Künstler nur zu sehr gefühlt.

Mit rastlosem Eifer arbeitete Rubens unter den glücklichsten wirthschaftlichen und häuslichen Verhältnissen. Zwei Söhne blühten ihm heran — da, es war i. J. 1626, starb seine Gattin. Um den traurigen Erinnerungen zu entgehen, reiste er nach Holland. — Im September 1627 wurde er zum zweiten Male als Diplomat versandt, und zwar wieder nach Madrid. Daß er aber auch den Maler nicht ganz bei Seite setzte, ist leicht erklärlich; mit Velasquez schloß er innige Freundschaft. Auch Lissabon besuchte er, und seine Reise nach England führte 1630 den Frieden herbei.

Wieder nach Antwerpen zurückgekehrt, vermählte er sich zum zweiten Male, und zwar mit der schönen und reichen sechzehnjährigen Helene Forman, die wir auf seinen Bildern unzählige Male wieder erkennen. Es mag sonderbar erscheinen, daß der gereifte fünfzigjährige Mann ein so junges Mädchen heimführte; aber einerseits mochte der Ruhm des Meisters, seine persönliche Liebenswürdig-

keit und seine glänzende Lebensstellung die Braut über den Altersunterschied hinwegsehen lassen, andererseits hatte Rubens sich seine volle geistige Jugend gewahrt und konnte es so leicht auf sich nehmen, einen in seinen Jahren ungewöhnlichen Schritt zu thun. Auch diese seine zweite Ehe war mit Kindern gesegnet.

Sein Leben gestaltete sich jetzt nicht minder anziehend wie früher; nach des Tages Arbeit liebte er es, einen Ritt zu seiner Erholung zu machen, wie er denn immer eine Anzahl schöner Pferde in seinen Ställen hatte. Des Abends ergötzte man sich bei einfachem Mahle an geistreichen Gesprächen im Kreise der Freunde.

So war es ihm wie wenig Anderen vergönnt, einen heiteren Lebensabend zu genießen; nur Anfälle von Gicht störten ihn in seinen letzten Jahren in der gewohnten Thätigkeit. Am 30. Mai 1640 starb er beweint und betrauert von der Mitwelt, die wohl ahnen konnte, was sie an ihm verloren. — —

Nachdem wir so einen kurzen Lebensabriß des Meisters gegeben, ziemt es auch, seinen Werken uns zuzuwenden. Was zuvörderst die Zahl der unter dem Namen Rubens genannten Bilder betrifft, so sind derer nicht weniger als ein und ein halbes Tausend auf uns gekommen, das heißt, so viele werden ihm zugeschrieben. Daß es nun einem einzigen Menschen, und sollte er auch länger als Rubens leben, nicht möglich war, so viel zu schaffen, ist klar; es sind eben eine Masse von Arbeiten seiner Schüler darunter begriffen, zu denen er die Skizzen gemacht, die fertigen Gemälde aber nur flüchtig übergangen und ihnen so seinen allerdings charakteristischen Stempel aufgedrückt hat. Bei einer großen Anzahl ist es nicht zu verkennen, daß sie ausschließlich von seiner Hand herrühren; bei den anderen aber ist es so oft unbestimmt, ob und wie viel von seinen Schülern daran gemalt ist, daß man sich damit begnügen muß, sie alle als ächt gelten zu lassen.

Am anziehendsten sind ohne Zweifel die Gemälde von Rubens, die er nach seiner Rückkehr aus Italien malte: ein jetzt in Wien befindliches Altargemälde mit Flügeln, die hl. Maria mit den Stiftern und deren Patronen; in Brüssel eine Anbetung der Könige; im Louvre zu Paris unter Anderem ein Altarbild, auf dem Mittelstück der Leichnam des vom Kreuze abgenommenen Erlösers, auf den Seitentafeln die hl. Jungfrau mit dem Kinde und Johannes der Evangelist. Hier pulsirt schon die volle Lebenskraft in den Gestalten, aber

noch vollständig beherrscht, und gerade in ihrer Zurückhaltung einen eigenthümlichen Reiz tragend.

Zu Rubens bedeutendsten in Antwerpen befindlichen Werken zählen ohne Zweifel die beiden kolossalen Gemälde mit Flügeln im Querschiff des Domes, das eine die Aufrichtung des Kreuzes, das andere die Kreuzabnahme darstellend.

Es ist nicht möglich, bei der großen Masse seiner in alle Welt zerstreuten Gemälde auf einzelne so genau einzugehen; es genüge, wenige daraus zu erwähnen: in St. Jan zu Mecheln die Anbetung der Könige, in Notre Dame dortselbst der Fischzug Petri, in Brüssel eine Himmelfahrt Mariä, in Madrid das Wunder der ehernen Schlange, in England eine Rückkehr aus Egypten; dann wieder in Wien die Wunder, welche durch den heiligen Ignatius von Loyola und Franz Xaver gewirkt wurden; ein Bild des hl. Ambrosius, welcher den Kaiser Theodosius von der Kirchenpforte zurückweist.

Die Münchener Pinakothek vereinigt vielleicht die größte Anzahl von Rubens'schen Werken; das namhafteste davon ist wohl die Amazonenschlacht; außerdem enthält die Gallerie eine Reihe von Gemälden, welche den Sturz der Verdammten zum Gegenstand haben.

Die wenigen Genrebilder, die Rubens gemalt hat, lassen nur bedauern, daß ihrer eine so geringe Anzahl geblieben ist; auch als Thier- und Landschaftsmaler hat er Vorzügliches geleistet. Sehr groß ist er aber zunächst als Porträtmaler; die frische lebendige Auffassung der Natur kommt ihm hier mit einer sorgfältigeren Durchbildung sehr zu Statten, und verleiht insbesondere letzteres den Porträtdarstellungen manchen Vorzug vor seinen historischen Gemälden. —

Dieß wäre also in kurzen Zügen das Bild des flämischen Meisters; nur noch wenige Worte über sein Aeußeres. Rubens war ein schöner kräftiger Mann; seine regelmäßige Lebensweise hat auch seinen Körper bis in späte Jahre wohl erhalten. Im Umgange war er äußerst liebenswürdig; gebildet und reich an Erfahrungen war er ein sehr anziehender Gesellschafter. Aeußerst mäßig gegen sich selbst, liebte er es, sich gegen Andere großmüthig und freigebig zu zeigen; dagegen konnte er es nicht leiden, wenn man ihm gegenüber mäkelte und handelte; von der einmal bestimmten Summe für ein Gemälde ging er nicht wieder ab. Gut bezahlen ließ er sich seine Arbeit allerdings;

er selbst schätzte seinen Verdienst für den Tag auf 100 Gulden — ein hübsches Sümmchen, um das ihn wohl heute noch Mancher beneidet und ihn darob glücklich preist.

Ja, zu beneiden ist Rubens, aber nur deßwegen, weil er seinen Namen mit ehernem Griffel in die Tafeln der Kunstgeschichte eingegraben, als einer der wenigen Heroen der Künstlerwelt!

Ein Schloß.

Von Emanuel Geibel.

Ferne blaut die Alpenkette,
Die im Sonnendufte ruht,
Drunten tief auf kiesgem Bette
Zwischen Wäldern braust die Fluth.

Und hinaus zu jenen Gipfeln
Und zum wilden Fluß ins Thal
Blickt die Burg aus hohen Wipfeln
Im verklärten Morgenstrahl.

Dankbar preise seine Sterne
Wer dort oben Tag für Tag
Holdverbunden Näh und Ferne
Sinnend überschauen mag.

Wo die heitre Ruh der Gletscher
Sein Gemüth ins Ew'ge neigt,
Wo des Stromes Schaumgeplätscher
Ihm ein Bild des Lebens zeigt.

Dort, wenn mir entsank mein Psalter
Vom Gewühl des Tages weit,
Möcht' ich ausruh'n einst im Alter
In verschwieg'ner Einsamkeit;

Und vom Glück, das ich besessen,
Noch gelabt im Widerschein,
Ohne Gram die Welt vergessen
Und von ihr vergessen sein.

Die Trauerweide.

Ein Mährchen von Hermann Geiger.

Der Waldkönig kam mit dem ersten Frühlingsstrahl und wies Bäumen und Sträuchen ihre Aufgabe an. „Im Herbst", sagte er ihnen, „werdet Ihr mich wieder sehen."

Das ward nun ein lustiges Drängen und Treiben, ein Blühen und Mühen rings herum. Schon waren Eichen und Buchen mit ihren Früchten, Tannen und Zirbeln mit ihren Zapfen und Nüssen, Wachholder und Schlehdorn mit ihren Beeren fertig, da kam der Waldkönig wieder, um alle zu lohnen. Er hatte eben der Eiche den heiligen Hain, der Tanne den dichten Forst, der Buche das schattige Thal angewiesen — da sah er in einsamer Ferne die Weide stehen.

Sie allein hatte nichts gebracht. Tändelnd mit des Baches Wellen und ihr Antlitz im blauen Spiegel betrachtend, hatte sie den Lenz vorüberziehen lassen, und als sie im Sommer gewahrte, was andere Bäume bereits geleistet, wurde sie traurig und ließ hoffnungsarm ihre zarten Glieder sinken.

„Am Wenigsten", sagte der Waldkönig zur Weide, „hast Du geleistet und wohin soll ich Dich versetzen? Wohlan, wo ein Menschenherz ruht, welches Wehmuth verzehrt und Kummer gebrochen hat, dort senke Du Deine Locken auf's Grab, und laß die Tropfen des Nachtthaues auf den stummen Hügel fallen!"



Onkel Martins Vermächtniß.

Eine Erzählung

von Katharina Diez.

(Mit Bild.)

I.

Der Familienzwist.

Wenn die Leser dieser kleinen Geschichte mir in die freundliche Stadt Düsseldorf folgen wollen, so bitt' ich sie, mit mir den Friedrichsplatz hinunter zu gehen und in ein Seitengäßchen einzubiegen zu einem Theile der Stadt, wo freilich ein sehr verschiedenes Leben und Treiben von dem, was wir in ihren breiten, sonnigen Straßen verlassen, uns umfängt. Da steht noch keines der blanken, modernen Häuser, die sich hoch in die Luft bauen mit blitzenden Fensterreihen, aus denen geputzte Menschen blicken und auf die mit Blumen geschmückten Balkone heraustreten; keine eleganten Karossen fahren an uns vorüber durch die engen, winklichen Gäßchen, nur durch die ziemlich breite „Ratingerstraße“ kann ein Wagen die fürstliche Familie oder andere Standespersonen zu der alten „Lambertuskirche“ tragen, die wie eine zurückgebliebene, unverletzlich ehrwürdige Größe in dem alten Stadttheile steht und von einem breiten, sonnigen, mit herrlichen Linden bepflanzten Platze umgeben ist. Auch die Häuser der katholischen Geistlichen in ihrer Nähe machen einen freundlichen Eindruck. Sonst wohnen meist bescheidene Handwerker in den alterthümlichen Häusern, an denen wir vorüber schreiten, die hie und da mit ihren gezackten Giebeln an mittelalterliche Zeiten mahnen.

Besonders haben dieses Gepräge einige kleine Häuschen, welche an das enge Mauergäßchen gebaut sind, das die Altstadt von dem neuen Stadttheile trennt und die so verloren und dabei so heimisch traut dastehen, daß man versucht ist, fromme Legenden und Sagen der alten Zeit in sie hinein zu verlegen. Der schöne gothische Thurm der alten Kirche wirft phantastische Schatten auf ihre Dächer und Wände, der volle, tiefe Klang seiner Glocken dringt geheimnißvoll durch die fast ländliche Stille, und übertönt das Plätschern des Brunnens, an welchem zuweilen kleine Kinder spielen und reinlich gekleidete Mädchen ihre Eimer und Krüge füllen. Zierliche Gärtchen umblühen die Thürschwellen, und die malerischen Zweige des Weinstockes schlingen sich um die Fenster bis hoch zum Dache hinauf.

Den größten Theil des Tages herrscht ein schattenkühles Dunkel in dem

versteckten Winkel; in dieser frühen Morgenstunde aber können wir einem der hellsten Strahlen der Frühlingssonne folgen, der leise und neugierig, vielleicht wie wir, über die alte Mauer gleitet und in eines der kleinen Gärtchen von jenen alterthümlichen Häuschen hinein huscht.

Vornehme und reiche Leute wohnen sicher nicht in diesem Häuschen, aber keineswegs scheint auch die nackte Armuth hier ihren Wohnsitz zu haben. Die Fenster glänzen spiegelblank und sind mit blüthenweißen Gardinen verhangen, die zwar nur zwei Schuh breiten Wege um die Gartenbeetchen, mit reinlichem Kies bestreut, zeugen von ordentlichen, freundlichen Händen, die mitten in den Sorgen und Mühen der Tagesarbeit noch Zeit finden, ein liebliches Ruheplätzchen zu bereiten. Und ein Ruheplätzchen, und zwar ein recht anmuthiges, gönnen wir gerne dem schönen, vierzehnjährigen Knaben, der eben mit einem Stuhl aus dem Hause tritt und sich die wärmste Stelle an der Wand aussucht, um sich daran nieder zu setzen.

Man möchte ihn auch einen Sonnenstrahl in dieser dunklen Mauergasse nennen, säh' er nur nicht so bleich und müde aus, als hätte der Winter auf seiner Gestalt gelegen, wie auf einer zarten Blume, die sein Frost zerstören wollte. Doch es ist ihm nicht gelungen, die Schönheit dieser feinen Gestalt zu vernichten, sie blickt so rührend aus den großen, braunen Augen, und spielt so lieblich selbst noch um die abgemagerten Wangen und die bleichen, wehmüthig geschlossenen Lippen, daß wir gerne glauben möchten, jener freundliche Sonnenstrahl habe nur seinen Gang über die alte Mauer gethan, um dem schönen Knaben einen liebevollen Krankenbesuch zu machen.

Und wie dankbar scheint der bleiche Knabe diesen Liebesgruß der guten Frühlingssonne zu empfinden! wie streckt er lächelnd die feine, fast durchsichtige Hand in das helle Licht hinaus, als wollt' er es liebkosend an die schmerzende Brust ziehn, und mit welch' tiefem Athemzuge spricht er: „O, wie thut es gut, daß die Sonne so warm scheint! — nun werd' ich bald wieder hinaus in den grünen Hofgarten und auch in die Schule gehn können.“ Wie er dieses so glücklich in sich selbst hinein flüstert, da scheint der Sonnenstrahl ordentlich aufzuhüpfen vor Lust, er tanzt hin und her auf den schmalen Gartenwegen und springt wie in tollem Vergnügen über die kleinen Blumenbeetchen, er fliegt an den schlanken Weinranken hinauf und lacht und winkt in das Stübchen hinein, um es vielleicht der Mutter zu verkünden, wie vergnügt ihr Martin vor der Thüre sitzt und wieder von Leben und Kinderglück träumt. —

Der gute, freundliche Sonnenstrahl! — er hat traurige Stunden gesehen in dem kleinen, alten Häuschen, wenn er im vergangenen Winter durch die festgefrornen Scheiben sich so mühsam zu dem Krankenlager des Knaben drängte und doch die heiße Fieberglut nicht verscheuchen konnte von der zarten Wange und der jugendlichen Stirne. Er hat kummervolle Vaterblicke und weinende Mutteraugen belauscht, er hat auf den Schwingen des Todesengels geruht, die sich drohend schon über den kleinen Dulder ausbreiteten, und gewiß haben auch seine sanften Bitten dazu beigetragen, daß sich die düst'ren Schwingen auf Befehl des Allmächtigen noch einmal zurückzogen und zusammenfalteten.

Aber dann hat er auch zusehen dürfen, wie die müden Kinderaugen sich immer heller wieder aufschlugen und in das neu geschenkte Leben blickten und jetzt — jetzt sitzt sein kleiner Liebling wieder vor der Thüre und läßt sich nach Herzenslust von ihm streicheln und küssen, und er fühlt wie die müden Glieder sich heben und strecken unter seinem liebevollen Umfangen, wie das Blut in rascheren, frischeren Wellen wieder durch sie hinströmt und sanfte Glut in die bleichen Wangen steigt, daß sie sich färben gleich den zarten Knospen des Weinlaubes, welches über die blonden Locken sich senkt.

Bei alledem kann er es kaum erwarten, daß die Augen seines jungen Freundes die frohe Ueberraschung erblicken, die er ihm in der Stille der ersten Morgenstunde hier bereitete. Er sieht sich genöthigt, ihm etwas heißer über die träumerischen Augen zu streichen, damit er sie zur Seite wendet und nun — ja nun hat er auch schon mit dem ersten Blick das kleine Wunder an der Gartenmauer entdeckt! —

So rasch, als sei er niemals krank gewesen, springt Martin auf und bückt sich über ein Beetchen dicht an der Mauer, wo es am wärmsten ist; mit dem glückseligsten Gefühl hebt er sich wieder empor, und vor Freuden in die Hände schlagend ruft er in das Fenster hinein: „Mutter! Mutter! denk' Dir nur, meine Kürbiskerne sind schon aufgegangen; sie gucken ganz grün und frisch aus der Erde heraus, und gestern war doch noch nichts von ihnen zu sehn!" —

Freilich hatte er die Kerne vor vierzehn Tagen erst in die Erde gelegt, als er zum erstenmal wieder die frische Frühlingsluft im Gärtchen geathmet, und nun strebten sie schon so lustig und keck in die Höhe! — über Nacht war das Wunder gekommen; die Erde von einem sanften, warmen Regen befeuchtet, hatte die kleinen Samenkörnlein empor gehoben und der Sonnenstrahl des Morgens vollends die leichte, weiche Decke weg geschoben und die schlafenden

Keime wach geküßt, daß sie schon nach wenigen Stunden gleich neugierigen Kindern die Näschen, zarte Blättchen in die Luft empor streckten. Es war Alles ganz natürlich zugegangen und doch wer darinnen kein Wunder erblickt, dessen Auge muß blind und dem Nächstliegenden verschlossen sein.

Die Augen des schönen Knaben waren nicht blind für die Wunder, die sich in seinem kleinen Gärtchen begaben; sie leuchteten in dem vollen, seligen Verständniß, das seine kindliche Seele für die lieblichen Geheimnisse des Naturlebens hatte, und wie er sich von neuem wieder über die grünen Pflänzchen neigte, da war es, als flüsterten seine Lippen einen frommen Segensspruch über sie.

Die Mutter hatte den freudigen Zuruf nicht vernommen, weil sie in dem andern Theile des Hauses beschäftigt war; aber ein anderes Ohr hatte er erreicht, und das gehörte einem neugierigen, pausbackigen Mädchengesicht, welches durch das kleine Gitterthor herein guckte und mit sehnsüchtigen Blicken den Knaben in seiner stillen Gartenfreude belauschte.

Augenscheinlich war dieser der Kleinen zu lange mit seiner Entdeckung beschäftigt, und sie konnte nicht unterlassen, sich und ihre Theilnahme ihm durch ein erst leises, dann immer lauter werdendes Geklapper an dem Riegel bemerklich zu machen.

Martin drehte sich um, und fast noch freudiger, wie bei der Erblickung seiner aufstrebenden Kürbispflänzchen, rief er: „Mariechen! bist Du es? — o, komm doch ein wenig herein und sieh', wie schön meine Kürbiskerne aufgegangen sind!"

Das kleine, etwa eilfjährige Mädchen hatte gewiß nur auf diese Einladung gewartet; aber es zögerte dennoch ein wenig, ihr zu folgen und warf erst noch einen scheuen Blick um die Ecke, die zum Schulweg führte, auf dem sie den andern Geschwistern voraus gegangen war, weil sie gerade keine Lust gehabt hatte, mit ihnen einer Drehorgel an der alten Kirche zuzuhören. Der Weg war noch leer, und wie zur Ermuthigung sprach sie zu sich selbst: „Sie laufen dem Orgelmann vielleicht durch die „Ratingerstraße" nach, bis zu unserm Haus." Dann trat sie rasch entschlossen durch das Pförtchen auf Martin zu, und die beiden Kinder reichten sich so froh die Hände, wie Kameraden, die sich nach jahrelanger Trennung wieder begrüßen.

„Das ist schön von Dir, Mariechen, daß Du zu mir kommst", — sagte Martin. „Ich hab' Dich schon ein paar Mal durch das Gäßchen vorüber

gehen sehen und immer gedacht, Du würdest doch endlich einmal hier herein treten und sehen, wie es mir ginge. Ich war ja so lange krank — den ganzen Winter, denk Dir! Habt Ihr es denn gar nicht gewußt? — Doch ja, ich besinne mich, Deine gute Mutter hat mir ein paar Mal Suppe geschickt und so schöne Aepfel! Aber vielleicht hat sie Euch Kindern doch nichts von mir gesagt?"

„Ja, Martin!" erwiderte Mariechen; „ich hab' es wohl gewußt, daß Du krank warst, und hab' oft an Dich gedacht und auch ein Paar Aepfel, die mir die Pathe geschenkt hatte, in das Körbchen gelegt, das Dir die Mutter schickte. Wir sind Alle sehr traurig gewesen über Dich, der Johannes hat durchaus zu Dir gewollt, aber Dein Vater hat ihn fortgewiesen, als er vor der Thüre stand, weil es Dir schaden könnte, wie er meinte; da ist unser Vater sehr bös geworden und hat gesagt zu dem Johannes: „Nun geh'st Du mir gar nicht wieder dorthin, nun können sie sich allein von dem heiligen Martinus helfen lassen!" — Ist's denn wahr? hat Dich der heilige Martinus wirklich gesund gemacht? dann könnt' Ihr doch sehr froh sein, daß Ihr ihn habt, und uns einmal leihen, wenn Eins von uns krank wird."

Der Knabe sah mit großen, verwunderten Blicken das Mädchen an, dessen Rede er offenbar nicht recht verstand. „Der heilige Martinus?" — fragte er, „freilich hat ihn mir der Vater von der Hausflur weg, wo er sonst stand, in das Zimmer gebracht und ich habe oft in der Krankheit nach ihm hingesehen und ihn um seine Fürbitte angerufen. Aber das könnt Ihr auch thun, dazu braucht Ihr nicht erst sein Bild an der Wand zu haben. Ihr kennt ja wohl Alle seine Geschichte, daß er ein so guter Mann und ein stattlicher Ritter gewesen, der seinen Mantel zerschnitten und die Hälfte davon einem Armen auf der Landstraße gegeben, und daß er noch viel anderes Gute gethan im Leben, und besonders auch die Kirche geliebt und beschützt hat. — Sieh', daran kann Einen wohl recht schön ein Bild erinnern, wenn es, wie das unseres heiligen Martinus mit einem so treuen, lieben Angesicht von der Wand auf uns herab sieht; aber die Hauptsache bleibt doch immer, daß man alle diese schönen Geschichten im Kopf und Herzen behält und darnach zu thun trachtet. Meinst Du denn, all' die armen Kinderchen, die am lieben heiligen Martins-Abend so lustig mit ihren Kerzchen auf die Straße hinaus springen und ihm zur Ehre jubeln und singen, hätten solch' ein Bild von ihm an der Wand und es nöthig zu ihrer Fröhlichkeit? — Sie wissen es ja, daß der liebe Heilige

aus dem Himmel auf sie hernieder sieht, und den glänzenden Sternenmantel, den ihm der Heiland zum Lohne geschenkt hat, schützend über sie breitet. — Weißt Du was, Mariechen!" rief er hier plötzlich, wie von einem frohen Gedanken in seiner Belehrung unterbrochen — „wenn meine Kürbisse schön gewachsen und dick geworden sind, dann sollt' Ihr alle zum heil. Martinifest einen von mir erhalten, mit einem schönen Wachskerzchen darin, und dann gehen wir miteinander, hier aus unserm Gärtchen, in einer Prozession neben der alten Kirche vorüber, in die Stadt. Das wird herrlich sein! — Der Martiniabend ist mir der liebste im ganzen Jahr."

„Mir auch, mir auch!" rief Mariechen und schlug vor Freude zu dem lieblichen Bilde, das Martin ihr zeigte, in die Hände. Aber auf einmal schrack sie zusammen, als sich helle Stimmen und rüstige Füße draußen in der Gasse hören ließen und ein halbes Dutzend kleiner Trabanten, Buben und Mädchen mit Schultaschen über den Rücken hängend, sich dem Gartenpförtchen näherten.

Es waren die heimkehrenden Geschwister der beiden Kinder im Garten, und wie all' die blonden und braunen Köpfchen durch einander gemischt, sich daher bewegten, hätte man schwerlich zwei Feindesheere in ihnen vermuthet. Sie schienen zu einer Familie zu gehören, so ähnlich sahen sie einander mit den hellen Augen und den frischen, lebendigen Gesichtern. Auch waren es ja Geschwisterkinder und sie hatten Jahre lang friedlich alle Freuden und Spiele der Kindheit miteinander getheilt, bis ein böser Streit der Eltern auch in ihren harmlosen Kreis seinen Schatten warf, und durch ein strenges Gebot sie trennte. Es wurde zwar nicht selten vergessen und überschritten, dieses Gebot, aber dennoch machte es seinen Einfluß gelten, denn leider ist auch das junge Menschenherz oft ein nur zu empfänglicher Boden für den Samen der Zwietracht und der Mißgunst.

Diesmal hatte der gemeinsame Musikgenuß, den ihnen der Orgelmann geboten, seinen Einfluß auf die kleine Kinderschaar ausgeübt. Statt, wie sonst, in feindlicher Trennung, gingen sie jetzt in friedlicher Eintracht den gemeinsamen Schulweg, und plauderten in glücklicher Vergessenheit alles Haders miteinander. Doch als sie im Gärtchen Marie neben Martin stehen sahen, stockte das Lachen und Plaudern wie vor einem plötzlichen Erschrecken.

„Da steht Eure Marie in unserm Garten!" — „Da steht unsre Marie in Eurem Garten!" — so hörte man verschiedene Stimmen rufen, und der

ganze Chor, Freund wie Feind, blieb wie angewurzelt stehen, als besänne man sich, was in diesem bedenklichen Falle wohl zu thun wäre.

Da trat ein schöner, schlanker Bub, der zuletzt gekommen und das Unerhörte gesehen hatte, keck vor die Thüre und rief mit gebietender Stimme: „Komm gleich heraus, Marie! wenn der Vater hört, wo Du gewesen bist, wird Dich! — was hast Du da zu suchen?“ —

Marie raffte zitternd ihre hingelegten Bücher zusammen und schickte sich an, dem brüderlichen Gebot zu folgen; doch Martin, der ganz bleich geworden war, hielt sie bei der Hand und rief mit betrübtem Ton hinaus: „Ach, Johannes, wie kannst Du nur so sagen? Euer Vater nimmt es gewiß dem guten Mariechen nicht übel, daß sie mich kranken Jungen einmal besucht hat. Ich wollte, Ihr kämt alle herein und sähet, wie schön meine Kürbiskerne aufgegangen sind, aus deren Früchte wir uns am heil. Martinsabend schöne Laternen machen wollen.“

Kaum waren diese freundlichen Worte von den sanften Knabenlippen erklungen, als die ganze Schaar, wie auf ein sehnlich gewünschtes und erwartetes Signal in das Gärtchen stürzte und sich neugierig um Martin und Marie drängte.

Nur der zürnende Sprecher von vorhin war trotzig am Pförtchen stehen geblieben und sah mit düstrem Blick auf die fröhliche Gruppe im Gärtchen, die sich, Alles vergessend, des Zusammenseins in dem kleinen, hübschen Raum erfreute. Der Knabe mochte, wie Martin vierzehn Jahre zählen, und konnte an Schönheit auch mit ihm verglichen werden, ja die seinige machte wohl noch einen erfreulicheren Eindruck, weil sie vom frischen Hauche der Gesundheit belebt war. Dem ebenfalls etwas bleichen Gesicht benahm eine bräunliche Beimischung das krankhafte Ansehn', das Martins zarte Züge trugen, die Augen waren vom durchsichtigsten Blau, doch der leuchtende Stern darin, der sich oft und rasch vergrößerte, ließ sie dunkel erscheinen wie das Haar, das sich um die freie Stirne und den schön geformten Kopf in kurzen Locken kräuselte. Die Gesichtsformen waren fein geschnitten, nur die Unterlippe etwas stolz und trotzig aufgeworfen, schien besonders in diesem Augenblick nur mühsam ein Wort des Zornes zurück zuhalten.

Mit einer Art freudiger Genugthuung hörte er, wie bald die Anfangs so friedliche Unterhaltung in dem Gärtchen unterbrochen wurde, als sein zweites Schwesterchen, die naseweise Lisa sich mit ziemlich verächtlicher Miene von

Martins Kürbisbeet wegwandte und meinte: „Da hast Du uns was Rechtes gezeigt! die paar dünnen, elenden Gräslein! — Ich dachte es wären schon große, dicke Kürbisse gewesen."

„Was die klug ist!" spottete Hans, Martins Bruder, ein zehnjähriger Junge mit einem klug blickenden Auge, „als ob es jetzt schon Kürbisse geben könnte! Sie sind ja kaum gesät, und es dauert wenigstens noch einen Monat, ehe sie Blüthe haben. Du denkst wohl auch, daß in ein paar Tagen schon Martiniabend ist und weißt nicht, daß er erst im November kommt."

„Besser wie Du, weiß ich das!" entgegnete schnippisch das kleine Mädchen. „Martini ist am 11. November, der Lehrer hat es uns neulich erst gesagt. Ich weiß aber nicht, warum die Kürbisse so lange warten sollen mit Dickwerden; sie haben freilich wenig Platz dazu in Eurem engen Garten hier."

„Du bist eng, und nicht der Garten" — war Hansens höchst zornige Entgegnung; „hättet Ihr nur so einen Garten! — Ihr habt ja nicht einmal den allerkleinsten!" —

Dieses Wort war abermals ein Signal; aber kein friedliches. Es brach jetzt eine der komischen Streitigkeiten aus, in welchem kleine wie große Menschenkinder sich zuweilen der sonderbarsten Vortheile rühmen. Drei heftige Stimmchen riefen zu gleicher Zeit: „Wir haben aber ein viel schöneres Haus, wie Ihr."

„Ein schöneres Haus! — das möcht' ich sehen" — lachte Hans, „es hat nur graue Fensterläden und wir haben grüne!" —

„Aber wir haben schön gemalte Holzschühchen davor stehen", rühmte Lisa, „alle Leute gucken darnach, wenn sie vorbei gehen. Euer Vater macht nur Schuh von Leder."

„Als ob lederne Schuhe nicht viel besser wären wie hölzerne, die nur geringe Leute tragen!" rief Hans. „Die vornehmsten Damen kommen zu meinem Vater und lassen sich Schuhe von ihm anmessen."

„Mögen die rechten Damen sein!" spottete Lisa, indem sie ihr Näschen rümpfte: „Du kennst auch vornehme Damen!"

Doch ehe noch Hans einen Gegenhieb auf den spöttischen Zweifel an den vornehmen Kunden gefunden hatte, sprang der kleine Peter, ein sechsjähriges, krausköpfiges, allerliebstes Bübchen hervor und rief mit einem hellen Jubelton: „Aber wir haben eine Großmutter im Haus und Ihr nicht." —

Doch auch er fand seinen Gegenpart in dem kleinen hübschen Minchen

das sich ganz tapfer ihm gegenüber stellte und berichtete: „Und wir haben eine Katze und Ihr nicht!“ —

„Aber wir haben Mäuse! einen ganzen Söller voll!“ — triumphirte abermals Peter.

Da sich Kinder, wie bekannt, aus manichfachen Lebensfatalitäten noch ein Plaisir machen können, und auch die Mäuse, welche die Erwachsenen zu den schlimmen Hausplagen rechnen, meist nur als kleine, drollige Spielkameraden behandeln, so rief dieser naive, zweideutige Ruhm keinen Spott und kein Gelächter in der Gegenpartei hervor, und da sie wirklich, Dank sei es Minchens knurrrendem Liebling, keinen Söller voll der geschwänzten Freunde des Peters aufführen konnte, hätte das vielleicht vorläufig dem wunderlichen Rangstreit ein Ende gemacht. Doch da fiel zum Unglück dem Hans, der den engen Garten und seine Unbekanntschaft vornehmer Damen nicht verschmerzen konnte, noch ein Hauptschlag ein. Mit einer wahren Siegermiene trat er hervor und sprach: „Aber Etwas haben wir, das ist besser als Alles, und das kriegt Ihr nun und nimmer mehr, hat der Vater gesagt; wir haben den heiligen Martinus an der Wand stehen!“ —

Ja freilich, das war ein gewichtiger Vorzug — die kleine Feindesschaar stand wie geschlagen da und wußte kein Wort zu erwidern. Doch auf einmal stand der Horcher an der Gartenpforte unter ihnen, und mit geballter Faust auf den Hans losgehend, rief er mit heftiger Stimme: „Schweig still mit Deinem heiligen Martinus! der gehört uns so gut wie Euch und es ist ein Unrecht, daß er an Euerer Wand steht.“

Martin hatte mit todtbleichem Gesicht die zornig aufgehobene Hand des Knaben gefaßt und suchte mit dem flehendsten Blick seiner Augen auch den Hans abzuhalten, sich auf seinen Feind loszustürzen. Marie hing sich weinend an den Bruder, die übrigen Kinder drängten sich scheltend und schreiend hinzu — es drohte ein allgemeiner Krieg auszubrechen.

Da blickte ein ernstes Männergesicht aus dem Fenster, und eine drohende Stimme ließ sich vernehmen: „Was ist das da für ein Gezänke und Lärmen? — und was steckt Ihr noch die Köpfe zusammen, statt hübsch aus der Schule nach Hause zu gehen, wie es für artige Kinder sich schickt! — Marsch aus dem Garten, was nicht hinein gehört! und Ihr, Hans und Minchen, kommt mit dem Martin herein, die Mutter hat schon die Suppe auf den Tisch gestellt.“

Es war der Hausherr selbst, der das gesprochen, und bei dem, das wußten alle, galt es nicht lange Federlesen. Wie von einem Wirbelwind erfaßt, stob die kleine, feindliche Schaar aus dem Garten, die Gerufenen aber schlichen wie ertappte Diebe, mit niederhängenden Köpfchen in's Haus und waren auf eine strenge Strafpredigt gefaßt.

Doch der Vater schien diesmal die Uebertretung seines Gebotes nicht so scharf nehmen zu wollen. Ohne Zweifel war es der Anblick des bleichen, noch an allen Gliedern zitternden Martins, welcher ihn besänftigte.

Die Mutter war ebenfalls herbei gekommen und hatte besorgt die Hand auf die Stirne ihres Lieblings gelegt: „Wie Du glühst und zitterst! — was haben sie wieder mit Dir angefangen, die bösen Kinder?“ — sagte sie, mit einem unwilligen Blick auf die Geschwister.

Doch der Knabe fiel ihr schnell in's Wort: „Sei nicht böse, Mutter! ich bin Schuld an Allem; ich rief zuerst das Mariechen und hernach auch die Andern alle in den Garten um ihnen meine schönen Kürbispflänzchen zu zeigen. Es war freilich nicht recht, aber ich dachte im Augenblick nicht daran, daß es uns verboten war.“ — —

Die Stimme versagte ihm, und Thränen liefen über seine Wangen, er konnte das Verbot, das ihm so unerklärlich und grausam erschien, nicht über die sanften Lippen bringen.

„Ja, ja“, sagte der Vater, während er wie begütigend und bedauernd die Hand auf des Traurigen Schulter legte, „es ist einmal nicht anders, und am Besten, Ihr geht Euch ganz aus dem Wege, damit nicht mehr solch' ein Streit vorfällt. — Doch jetzt setzt Euch an den Tisch, sonst wird die Suppe kalt.“ —

Das war ein leicht zu erfüllendes Gebot für die kleinen hungrigen Schulgänger. Schnell hatten sie sich um den Tisch gereiht, und nachdem das Gebet gesprochen war, wurden Groll wie Furcht und Reue in den Tiefen der gefüllten Schüsseln versenkt.

Nur Martin vermochte seine Portion nicht aufzubringen; er klagte über Kopfschmerz, und die Mutter, welche ihm die Anstrengung ansah, sagte zu ihm: „Laß' nur stehn Martin, das Kätzchen kriegt es, — geh' in die andere Stube und leg Dich ein wenig auf's Bett, Du bist das Draußensitzen noch nicht gewohnt.“

Martin stand auf und ging; alle sahen ihm traurig nach — ach! wie sah er wieder so bleich und müde aus — wie war das bischen Frische, das

seit einigen Tagen sein liebes Gesicht belebt hatte, auf einmal wieder, wie von einer rauhen Hand hinweg gestreift! —

Der Streit im Garten brannte wie eine Sünde in den Herzen der Geschwister bei diesem Anblick, aber noch mehr auch in dem der Eltern; der schöne, zarte Knabe war das Sorgenkind im Hause und zugleich das Kleinod, das Jeder zu behüten trachtete, damit sein stilles Licht nicht getrübt würde, oder gar verlöschen könnte von irgend einem bösen Lebenshauche. Jedes wußte auch, daß er besonders sich den Streit, der zwischen den beiden Verwandtenhäusern ausgebrochen war und ihn von seinem liebsten Jugendgefährten getrennt hatte, zu Herzen genommen, und die Eltern suchten sorgfältig eine Erklärung darüber vor ihm zu vermeiden und ihn vor jeder Berührung davon fern zu halten. — Nun war er doch wieder davon verletzt worden, freilich, wie er sagte, durch seine eigene Schuld. Aber diese Schuld selbst — o, wie hätten sie ihm zürnen können! — die Engel lächelten zu dieser Schuld und ihr Schatten verdunkelte nicht die Gestalt ihres Kindes, sondern malte nur schwärzer das Bild des Hasses ab, dem sie den Eingang in ihr Leben gestattet hatten und vergrößerte sein Unrecht.

Der Knabe hatte mit seinen Gespielen eine liebliche Freude theilen wollen, aber das Verbot der Eltern stand wie eine kalte Scheidewand da, und machte die natürlichste Regung eines liebevollen Herzens zu einer schmerzenden Schuld.

Martin lag mit fieberheißen Wangen auf seinem Bett in der freundlichen Stube, nach dem Garten zu. Sonst war sie das gewöhnliche Wohnzimmer für die ganze Familie gewesen, seit seiner Krankheit aber hatte man dasselbe in die Werkstätte des Vaters, nach der Straße zu, verlegt, damit er ein ruhiges Plätzchen habe und sich ungestört in der Pflege seiner Mutter erholen könne. Es war ein gar heimlicher Raum. Die Wände waren von einer hellgrauen Tapete bekleidet und mit einigen schönen Heiligenbildern, wie man sie fast überall in den Wohnstuben der Düsseldorfer Handwerker findet, geschmückt.

Die Weinranken am Fenster warfen leichte, fliegende Schatten durch die luftigen, weißen Gardinen und ließen sie auf dem rein gescheuerten Boden und der weißen Decke spielen, die über den Knaben gebreitet war. Eine Schwarzwälder Uhr tickte durch die Mittagsstille, die um das Häuschen träumte; das Kätzchen, das draußen auf dem Fensterbrett lag, blinzte schläfrig in den Sonnenschein und beachtete nicht den arglosen Sperling, der ganz in

seiner Nähe auf dem Spalier des Weinstocks sein Köpfchen tief in die Federn geduckt hatte, als hielt auch er sein Mittagsschläfchen.

Nur die Augen des kranken Knaben wollten sich nicht schließen, ihr großer Blick hing schwer und gedankenvoll auf dem schönsten Schmuck seines Zimmers, der Statuette des heiligen Martinus, die an der Wand, seinem Bette gegenüber stand.

Obgleich die kleine Statue nur von Holz war, so konnte man sie doch in ihrer Art ein Meisterstück nennen; sie trug besonders den Ausdruck rührender Einfalt und Frömmigkeit, wie man ihn oft an alten Heiligenbildern erblickt, die man emsig bemüht ist, dem Staube der Vergangenheit zu entreißen, um sie als kostbare Schätze des Mittelalters in Museen und Privatsammlungen aufzubewahren.

Schwerlich aber würd' es auch dem beharrlichsten Alterthümler und Kunstsammler gelungen sein, diesen Schatz der Familie zu entreißen, in welcher er schon einige Jahrhunderte, aus einer Generation in die andere mit seinem frommen Pilgerstabe gewandert. — Es knüpften sich einige Sagen von Krankenheilungen und Rettungen aus Feuers- und Wassernoth an seinen Besitz, und man glaubte, daß er dem Hause, dem er zu Theil wurde, Segen und Schutz brächte. Bei allem Guten, das dieser Glaube frommen Seelen bringen möchte, war es doch auch gewiß, daß er oft das Gegentheil bewirkte und den Segen des Scepters in den Händen des freundlichen Hauspatrons in einen Fluch umwandelte. Die Eifersucht auf sein Erbe hatte manchen Familienzwist verursacht, zu dem der sanfte Heilige in seinem liebereichen Leben mißbilligend das Haupt würde geschüttelt haben. Der letzte Besitzer des Bildes war ein alter Junggeselle gewesen, dessen nächste Erben, seine Brüder, die beiden Väter unserer kleinen Freunde waren, und noch dazu Zwillingsbrüder, die sich im Grund ihres Herzens so innig liebten, als es bei solchen gewöhnlich der Fall ist. Und dennoch konnten sie niemals lange zusammen sein, ohne sich zu streiten. Trotzdem, daß sie das Leben in einer Stunde empfangen hatten, waren sie doch zu verschiedene Naturen, und hatten zu verschiedene Neigungen, als daß sie immer denselben Weg friedlich miteinander hätten gehen können. Freilich hatte die Liebe sie bis jetzt noch immer wieder zusammen zurückgeführt, und ein gegenseitiger Zorn dauerte niemals so lange bei ihnen, daß die Sonne darüber untergegangen wäre. Wenn sie am Morgen mit dem Vorsatze: „das vergeb' ich nie!" — von einander geschieden, saßen sie gewiß schon am Abend wieder

in der größesten Eintracht zusammen, und wußten sich ihres Streites kaum mehr zu besinnen. Sie konnten nicht gut zusammen, aber doch viel weniger noch auseinander leben; es war, als ob ihre Liebe Streit und Frieden so nöthig hätte, wie die Natur Regen und Sonnenschein. Die sie näher kannten, ließen sich auch nicht irre machen durch die heftigen Scenen, deren Zeugen sie gewesen; „Ihr vertragt Euch doch wieder", so hieß es, und man hatte stets recht gesehn.

Dießmal aber schienen alle bisherigen Erfahrungen zu Schanden zu werden. Schon über ein halbes Jahr hatte der Streit gedauert, der zwischen den beiden Brüdern bei der Theilung der kleinen Erbschaft des alten Junggesellen ausgebrochen. War er in allen Theilen bei den liebsten Gegenständen nur ein Streit der Großmuth gewesen, da Jeder gerne dem Andern das Beste gönnte: so wurde das plötzlich anders, als es sich um den Besitz des „heiligen Martinus" handelte. Hier wollte Jeder seinem Hause, Weib und Kindern den Segen des Heiligen zuwenden, hier hörte die Liebe, die Duldung und Großmuth auf, Jeder wollte das Beste besitzen, glaubte das nächste Recht zu haben. Das Recht war aber zweifelhaft genug für beide Theile.

Der alte Junggesell, der Onkel Martin, wie er nach dem Namen des heiligen Schutzpatrons in der Familie geheißen wurde, war plötzlich am Schlagflusse gestorben, und hatte es bei Lebzeiten wohl nicht nöthig gefunden, ein Testament, welches über seine kleine Habe verfügte, aufzusetzen. Dennoch schien auch ihm die Erbschaft des Heiligen auf dem Herzen gelegen zu haben; denn als man die beiden Brüder an sein Sterbebett gerufen, wo er noch bei Besinnung, aber ganz der Sprache beraubt, lag, hatte er die Hand des Bruders Niklas, der freilich zufällig seinem Bett am nächsten stand, ergriffen und mit einer heftigen, fast ängstlichen Geberde nach dem Bilde des heiligen Martinus gezeigt, worauf er aber gleich wieder in das Kissen zurück gesunken und dann kein Lebenszeichen mehr gegeben hatte. Nun glaubte Niklas versichert zu sein, der Bruder habe mit dieser Geberde andeuten wollen, daß er ihn zum Erben des Heiligen bestimme. Auch hielt er sich eines solchen Kleinodes viel würdiger, als den etwas leichtlebigen, sorglosen Franz, von dem er fürchtete, daß er gar nicht den rechten Werth darauf legen, und das rechte Verständniß dafür haben würde. —

Mochte diese Meinung nicht ganz ohne Grund sein, so ließ sich Franz doch nicht damit zurückweisen, er erklärte es für einen bloßen Zufall, daß der

Sterbende Niklas Hand und nicht die seinige ergriffen habe, er wußte doch, daß er dem Bruder eben so lieb gewesen sei, und ohne dieß wär' er der Aelteste, er sei, wie man ihm erzählt habe, eine Viertelstunde früher auf die Welt gekommen, wie der Niklas und habe also ein Vorrecht, das er sich keineswegs wie der Esau vom Jakob, durch alle Anerbietungen des jüngeren Bruders wolle abkaufen lassen. Er habe es einmal seiner Frau und seinen Kindern versprochen, mit dem heiligen Schutzpatron nach Hause zu kommen und diese würden es ihm niemals vergeben, wenn er so leichten Kaufes seinen Besitz oder sein Recht dazu fahren ließe. Ja, der alte Bruderzwist, der so viel Unheil auf Erden gestiftet, war in allem Ernst ausgebrochen und drohte, wie der erste hienieden, wenn auch nicht mit einem körperlichen, doch mit einem geistigen Todschlage der Liebe, enden zu wollen.

Niklaus war, wie's bei dem Schusterhandwerk oft der Fall ist, eine grübelnde, tiefsinnige Natur; er gab sich gerne mit religiösen Forschungen ab, und Alles, was an's Mystische streifte, war sein eigentliches Element. So hatten ihn denn also auch die Traditionen über den heiligen Martinus in seiner Familie auf das Lebhafteste beschäftigt, er forschte ihnen emsig nach und brachte sie in Zusammenhang mit allen vorfallenden Ereignissen des Hauses. Es war ihm auch nicht unbedeutend, daß sein ältester Sohn, der Pathe des verstorbenen Oheims, den Namen des hl. Schutzpatrones trug, und das sinnige Wesen des an Geist und Herz ungewöhnlich begabten Knaben, berechtigte ihn zu dem Glauben, daß er sich des heiligen Namens und Schutzes besonders werth zeigen würde.

So konnte er es sich kaum als möglich denken, daß die Statue des Heiligen in andere Hände als die seinigen käme, und er glaubte ein Uebriges zu thun, als er endlich zugab, daß das Loos zwischen ihm und Franz bestimmen solle. Aber trotz des festen Glaubens an sein Anrecht zu dem Heiligenbilde, zeigte er sich bei diesem Acte so wenig zutrauensvoll, so verstimmt und zweifelnd, daß Franz vor Ungeduld kaum an sich halten konnte, und als er mit einem mißtrauischen Blick auf den Bruder, der die Loose in der Hand hielt, die Frage that: „Wirst Du auch ehrlich zu Werke gehen?“ — da warf Franz, heftig und aufbrausend wie er war, dem Zweifelnden die Loose in's Gesicht: „Für unehrlich hat mich noch kein Mensch gehalten!“ rief er, „lieber will ich den hölzernen Heiligen in's Feuer werfen, als solchen Vorwurf von Dir ertragen.“

Damit stürmte Franz zum Zimmer hinaus und Niklaus, dem diese Worte wie ein ungeheurer Frevel gegen das Heiligenbild vorkamen, obwohl er gewiß einen größeren an einem ehrlichen Menschenherzen verübt hatte, glaubte jetzt kein Unrecht zu thun, indem er die kleine Statue auf den Arm nahm und sie als sein Eigenthum nach Hause trug.

Der Bruder hatte sich ihrer unwürdig gemacht, nach seiner Meinung, er hatte nicht die rechte Verehrung und den rechten Glauben an die Kraft des Talisman's seiner Familie, wie ihm ja schon aus früheren Aeußerungen bekannt war, gegen die er oft gestritten und doch mit allzu großer Langmuth angehört hatte. Was sollte dem Gleichgültigen das Bild, das er in's Feuer werfen konnte, nur um eine Beleidigung seines eitlen Selbstgefühls willen! —

Natürlich gab es einen großen Jubel in dem alten Häuschen, als der Vater mit dem geliebten Schutzheiligen ankam. Da er nichts von dem Streite, der zwischen ihm und dem Bruder vorgefallen war, erzählte, so gaben sich die Kinder harmlos der Freude hin, das schöne Bild, das schon oft in der Wohnung des alten Ohms ein Gegenstand ihrer Bewunderung gewesen, nun über ihrer Thüre zu sehen, um ihnen freundlich und segnend bei dem Ein- und Ausgange zu winken.

Am Abend stellte die Mutter einen leuchtenden Kranz von kleinen Wachskerzen um die kleine Statue, und bei dem Glanze, der sich über die stille Hausflur in die geöffnete Stube ergoß, las der Martin aus einem Legendenbuche die schöne Geschichte des heiligen Martinus vor, dann sprach der Vater ein Gebet, während alle um ihn her niederknieeten. Der Martin war besonders tief ergriffen, die Thränen rannen ihm aus den frommen Augen, mit denen er zu seinem Namenspatron aufschaute und im Herzen gelobte, seinem Beispiele nachzufolgen, in demüthiger, aufopfernder Liebe gegen Gott und alle Menschen.

Der Vater blickte mit einem Gefühl innerlicher Befriedigung in das verklärte Engelsgesicht seines Knaben und legte die Hand wie zum Segen auf seine goldenen Locken, indem er dachte: „Ich that ganz Recht, das ehrwürdige Heiligenbild dem zuzueignen, der es am Besten zu würdigen versteht und wo es das meiste Gute wirken kann. Was kümmern sich die wilden Rangen dort drüben um den heiligen Martinus? sie betrachten ihn nur als eine hübsche Zierrath an der Wand und für weiter nichts."

Hätte der gute Mann tiefer in das eigene Herz gesehen, so würde er

vielleicht erkannt haben, wie viel er selbst noch von der ächten, reinen Frömmigkeit seines Kindes hätte lernen können, einer Frömmigkeit, die sich niemals vor einem Bilde wahrer Menschenfreundlichkeit und himmlischer Liebe zu dem düstren Hasse des Fanatismus entzünden kann, sondern in kindlichem Glauben den Geist zu verstehen trachtet, der aus dem Bilde und dem Symbole zu uns von dem Göttlichen redet.

Zum erstenmale war heute in Martin die Vermuthung aufgestiegen, daß dießmal sein liebes Heiligenbild die Ursache des Zwistes sei, der ihm stets wie ein böser Geist in dem Leben der Seinigen vorgekommen und ihn jetzt von seinen liebsten Kindheitsgefährten getrennt hatte. Der Vater hatte kurz und lakonisch, wie seine Art war, das Verbot des bisherigen Umgangs ausgesprochen und Gehorsam verlangt, ohne jede Frage und Einwendung zu gestatten. Ach, er wußte wohl nicht, welch' einen Schnitt er damit in das weiche Herz seines Kindes gethan, dessen Wunde um so heißer blutete, als sein lieber Johannes ihm stolz und trotzig aus dem Wege ging, und von jener Zeit an keinen Blick und Gruß mehr für ihn hatte.

Martin gehörte zu jenen Kinderseelen, die schon eine Leidensfähigkeit besitzen, deren Tiefe oft nicht genug von den Erwachsenen verstanden und geschont wird. Ohne Zweifel trug das in ihm verletzte Gefühl bei diesem Bruch eines lieblichen Verhältnisses, das seine Kindheit wie die schönste Blume schmückte, viel zu der tödtlichen Krankheit bei, die im vorigen Herbste mit einem leichten Blutauswerfen begonnen und sich im Lauf des Winters so Gefahr drohend entwickelt hatte.

Doch er war noch jung, ein Schnitt in sein Leben konnte noch leicht geheilt werden. Der Winter war ihm trotz seiner Leiden und Gefangenschaft schön und freundlich dahin gegangen, weil die Liebe der Seinigen ihn noch niemals so warm gehegt und gepflegt hatte. Auch war der liebe, gute Kaplan, der dort drüben an der alten Kirche wohnte, fast jeden Tag zu ihm gekommen, hatte ihn unterrichtet und in frommen, belehrenden Gesprächen ihm eine himmlische Gedankenwelt erschlossen, in welcher er die irdische leicht vergessen konnte.

Heute aber an dem schönen, sonnigen Frühlingsmorgen, hatte auch diese Welt ihn einmal wieder mit so hellem Auge angeblickt, und die neu erwachte Lebensluft war mit voller Innigkeit den fröhlichen Gespielen zugeströmt, deren Stimme er nach langer Zeit wieder hörte, deren frische Gesichter ihn erinnerten, daß auch er einmal ein glückliches Kind auf der schönen Gotteserde ge-

wesen und der liebe Gott ihn darauf zurück gelassen, um es auf's Neue wieder werden zu können.

Doch ein bitterer Tropfen war in diese erste Lebensfreude gefallen. Der liebste von all' seinen Gespielen, der schöne, prächtige Johannes — ach, er hatte ihn stolz und trotzig, wie auch früher, angesehen — und welche bösen Worte hatte er ausgesprochen!

Traurig schlug der Knabe seine Augen nach dem Bilde des Heiligen auf. Er dachte an den alten, lieben Oheim, bei dem er es mit Johannes so oft gesehen, und gewiß niemals daran gedacht hatte, es könne einmal als ein Störenfried zwischen sie treten. Es war ihnen wie ein theurer Kamerad gewesen, der liebe Heilige, wenn sie mit einander ihm gegenüber saßen in der Werkstatt des alten Ohms, wo es so viel Wunderliches und Wunderbares für die beiden wißbegierigen Knaben zu sehen gab.

Ein wunderlicher Heiliger selber, wurde der kleine, stille Mann von Vielen genannt, die ihn mit dem bleichen, träumerischen Gesicht in seiner Werkstatt sitzen sahen, Tag ein, Tag aus, sinnend und pfeifend über seine Schnitzereien gebückt, so daß man ihn gar an keinem andern Platze denken konnte, als in dieser Werkstätte, die ebenfalls in einer der versteckten Gassen der Altstadt lag.

Er hatte in seiner Jugend das Schreinerhandwerk gelernt, später aber beschäftigte er sich nur mit feineren Holzschnitzereien, in denen er ein wahrer Künstler war. Keiner seiner Handwerksgenossen in der Stadt konnte so sinnige, schöne Kruzifixe schneiden, so liebliche und feine Blumen und Arabesken als Zierrath für Schränke, Tische und Stühle, Eckbrettchen und Consolen verfertigen. Da er indeß nicht recht verstand, seine Waaren anzupreisen und zu Markte zu tragen, so war er nicht so bekannt in der Stadt, als er wohl verdient hätte. Die Maler und Bildhauer zwar besuchten ihn oft und bewunderten seine feinen Schnitzereien, kauften auch manche Zierrath für ihre Wohnungen oder zum Gebrauch für ihre Ateliers von ihm. Da Künstler aber selten viel Geld haben, so war der Verdienst bei ihnen auch nicht allzu groß, zumal, da Martin sich lieber durch ihre Freude und ihr Lob seiner Arbeiten bezahlte, als durch ihr Geld und ihnen manches werthvolle Stück schenkte, oder auf lebenslänglichen Borg überließ.

Geld schien der alte Junggesell in seinem einfachen, bescheidenen Leben auch kaum zu bedürfen. Seine Verwandten pflegten von ihm zu sagen, er lebe von der Luft, so mäßig war er in Speise, Trank und Kleidung; Be-

quemlichkeiten und Vergnügungen, wie andere Menschen bedürfen, schienen für ihn gar nicht auf der Welt vorhanden zu sein. — Seine einzige Freude war seine Kunst, und doch schien ihm auch diese nicht immer die rechte Freude zu machen, nach dem tiefsinnigen, ja wohl traurigen Blick zu urtheilen, welchen er oft auf seine Arbeit warf. Es kam nicht selten vor, daß er ein mühsames Kunstwerk, an dem er wochenlangen Fleiß verwendet, und das Jedermann, der es sah, bewunderte, sobald es vollendet war, mit unwilliger, geringschätzender Miene zerbrach, wie ein werthloses Stück Holz.

„Ist lange nicht so gut, als ich es machen wollte, bei Weitem nicht so schön, als ich es hätte machen können, wenn" — — so pflegte er gewöhnlich zu sagen, und Niemand begriff, was er wohl mit diesem geheimnißvollen: „wenn", das er oft auch bei andern Gelegenheiten brauchte, meinen könnte. Vielleicht wußte er es selbst nicht, wie er auch über Manches nicht recht in's Klare gekommen schien. So viel war gewiß, daß zuweilen ein heimliches Ungenügen an der sonst so bescheidenen Seele des schlichten Holzkünstlers nagte, und wer ihm so recht in die seltsamen, träumerisch blickenden Augen sah, der konnte denken, daß er noch eine geheime innere Werkstätte besäße, in welcher seine Gedanken und Vorstellungen Gebilde schufen, die niemals seine Hände zu arbeiten im Stande waren. Gehörte er vielleicht zu den Naturen von welchen die edle Dichterin Annette Troste sagt:

„Was ihr verschweigt, ist lieblicher
„Als je des Dichters Stirn gekrönt,
„Was ihr begrabt ist heiliger
„Als Farb und Pinsel je verschönt."

Der arme Schreiner Martin war durch den Umgang mit Künstlern und dem Betrachten ihrer Werke zu dem Bewußtsein gekommen, daß er noch etwas Schöneres und Edleres zu schaffen im Stande sei, als simple Tische und Stühle für den nothwendigen und nützlichen Hausbedarf. Doch seine Jugend war in zu beschränkten Verhältnissen verfloßen, hatte ihm zu viele Pflichten und Entbehrungen auferlegt, als daß er hätte frisch und freudig der innern Neigung folgen können. Dazu gesellte sich noch ein gewißes Mißtrauen in diese Neigung und in seine Kräfte, wie es schüchternen und bescheidenen Naturen gleich der seinigen, so leicht eigen ist. Zu einem großen Künstler gehört nicht nur Talent, es gehört auch ein kräftiger, energischer Charakter dazu, der vor

keiner Probe zurück scheut und mit festem Willen die Hindernisse der Welt und des Lebens zu überwinden vermag.

Ob es dem guten Martin an dieser Charakterstärke allein, oder auch an einem wirklichen Reichthum des Talents gefehlt — das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Genug, er war bei dem bescheidenen Material des trocknen Holzes stehen geblieben, um die Gestalten seiner Phantasie in's Leben zu bringen. Sein Künstlerleben war ein sehr bescheidenes und schlichtes, war nur von dem Glanze seiner innern Welt erleuchtet, und die Lorbeerkränze, die er darinnen flocht, setzte er auf das Haupt Derer, die ihm als unerreichbare Vorbilder erschienen und zu denen er bewundernd und begeistert aufschaute. —

Mochte er Recht haben, daß manche Anlage in ihm nicht zum Durchbruche gekommen, ein Talent, und zwar das beste und schönste, was der Mensch zu pflegen hat, das hatte keine Noth des Lebens in ihm unterdrücken können, das war durch alle Dornen des Erdenackers empor geblüht wie eine freundliche Blume, hatte durch alles Dunkel einer armen, nackten Wirklichkeit hindurch geleuchtet wie ein stilles, warmes Licht, das Allen wohl that, die in seinen Kreis traten. Das war das Talent der Liebe und des Wohlwollens, das auch sein altes Junggesellenherz noch warm erhielt und es bewahrte vor den bittern Gefühlen, die eine dürftige, unbelebte Einsamkeit oft erzeugen kann.

Die ganze Familie des Martin wußte von diesem Talente zu erzählen; es blickte sie freundlich an, aus allen Geräthschaften ihrer bescheidenen Stuben, aus allen Bilderrahmen an den Wänden, den zierlichen Consolen und Brettern an den Fenstern, auf denen die Frauen ihre Blumen pflegten, es wiegte sich mit lieblichen Blumenranken, kleinen Vögelchen und Eichkätzchen an den Bettchen, in denen die rothbackigen Buben und Mägdlein in das Leben hinein schlummerten, und redete bedeutsam in ernsten Arabesken oder eingelegter Buchstabenschrift von den Särgen und den Kreuzen auf den Gräbern, in welche man weinend die Opfer des Todes gelegt! — Ob der gute Martin wohl mehr Freude und Lohn geärndtet, wenn er große Werke seiner Hände nach Kunstausstellungen und Museen geschickt hätte?

Die beiden Knaben Johannes und Martin waren vorzugsweise die Lieblinge des alten Mannes, und er hätte den Tag seines Lebens für verloren angesehen, an welchem nicht ihre hellen Augen in seine einsame Werkstätte geblickt. Sie ließen ihn aber selten warten auf diesen Freudenstrahl, dazu waren

sie, außer dem zärtlichen Gefühl, das seine Güte und Treue in ihren Herzen geweckt, zu begeisterte Bewunderer aller Kunstschätze, die er so nach und nach in alten Bildern, Geräthschaften, Waffen und Aehnliches um sich her gesammelt, und von denen er ihnen allerlei Schönes zu erzählen wußte. Ebenso waren sie die aufmerksamsten Zuhörer für die Geschichten aus seiner Jugend, und die Lebensbeschreibungen berühmter Künstler, die er eifrig studirt hatte aus Büchern und mündlichen Berichten der Düsseldorfer Maler, mit denen er bekannt war.

Vor Allem erzählte er ihnen am liebsten von dem Einen, der ihm über Alle ging, der sein Schulkamerad und Jugendgenosse war, und aus einem eben so dürftigen Leben wie das seinige, die Adlerschwingen seines Geistes erhoben hatte. — Das war Peter von Cornelius, der größte Künstler unserer Zeit, dessen Name mit denen von Michel Angelo und Raphael Sanzio genannt wird, wenn man von den ersten Sternen an dem Himmel der Kunst redet. —

Er war auch in der Altstadt geboren und der Sohn eines Mannes, der ihn, als er kaum zwölf Jahre zählte, als vaterlose Waise zurück ließ. —

„Ja, dieser kleine Peter! — das war auch Einer!" — so rief der Onkel Martin aus: „Wenn es dem in der Brust glühte und im Gehirn brauste, dann fragte er nicht nach der ganzen Welt; — ich glaube, das Haus, die Stadt mit allen Thürmen und Mauern hätten um ihn einstürzen können, wenn er mit der Kreide in der Hand vor einem großen Karton saß, und Helden, oder Propheten und Erzengel darauf zeichnete. Ich stand manchmal neben ihm und betrachtete ihn mit Staunen und Ehrfurcht, wenn er so componirte und zeichnete. Ich wußte es gewiß früher als alle andern Menschen, was einmal aus ihm werden würde, wenn ich in seine großen blitzenden Augen zu solchen Stunden sah, denn die redeten von ganz andern großen Dingen, als diejenigen waren, welche er einstweilen vollbrachte. — In einen rechten Zorn konnt' ich immer gerathen, wenn hie und da Einer sagte: Aus dem Peter wird Nichts werden, der macht nur ungeheuerliche Fratzen, Du, Martin, zeichnest viel richtiger wie er." —

„Ach, ich wußte es wohl am besten, welch' ein Unterschied zwischen uns Beiden war. Freilich gab ich hier und da wohl ein wenig mehr Acht bei dem Zeichnen wie er darauf, daß ein Strich nicht zu lang oder zu kurz werde; aber was wollte das sagen gegen die Gedanken, die Peter hatte, die ihn

immer so erfüllten und überstürzten, daß er sich wohl manchmal verzeichnen konnte, und nicht darnach fragte, ob das, was er gemacht, auch genau aussähe wie in der Natur. Er hatte einmal eine eigene Welt im Kopf, in der er lebte und webte, in welche er Ordnung und Klarheit zu bringen hatte, und das ging nicht so leicht, wie in den kleinen Kreisen von uns andern Menschenkindern, wo es eben nicht viel Rechtes und Großes zu beschicken giebt, und nicht schwer ist, das bischen geistige Habe in Ordnung zu halten."

„Sein Vater war Inspektor an der Zeichnungsschule der Akademie, und da er mir wohl wollte und sein Junge mir gut war und mich so gern hatte, durfte ich dessen Unterrichtsstunden theilen. Ich hab ihm wohl Alles zu danken, was ich außer meinem Schreinerhandwerk noch lernte."

„Manchesmal sagte er zu mir: Es könnte was aus Dir werden, wenn Du nur wolltest; aber Du bist nicht für Dich, sondern für die Andern da, jede Frau Base kann Dich benutzen. Du trägst in Eurem Hause die kleinen Schreihälse in den Schlaf und schälst die Kartoffeln und hackst das Holz für die Küche und dann fällst Du hin und sagst: ich kann nicht mehr! — Auch weißt Du bei Deinem Vater nichts durchzusetzen, und der läßt Dich nun einmal nichts Anderes machen als Tische und Stühle mit wahren Storchbeinen, und Schränke, die zu nichts dienen, als Brod und Käse darin zu verwahren."

Er hatte Recht — ich konnte mich nicht wehren wie er, gegen Armuth und Noth. Die Liebe zu den Meinigen, die Angst, ihnen Kosten zu verursachen, und die Begierde, ihnen alle kleinen Mühen tragen zu helfen, waren größer bei mir, als die Liebe zur Kunst. Es ist so geworden, wie er gesagt. Er ist ein Adler, dessen Flügel über Länder und Meere gezogen und zur Sonne sich erhoben haben, und ich bin eine arme, kleine Schnecke geblieben, die noch immer auf demselben Fleck am Boden kriecht, und schon zufrieden ist, wenn kein Fuß ihr enges, hübsch bemaltes Häuschen zertritt."

Der kleine Mann mit dem bleichen, sanften Gesicht seufzte tief auf nach diesen Worten, zerbrach auch wohl wie im Traum versunken, irgend ein hübsches Spielwerk, das er eben in der Hand hielt, so daß seine kleinen Zuhörer auf ihn los fuhren und riefen: „Was macht Ihr da wieder Onkel Martin? — zerbrecht das hübsche Ding nicht, an dem Ihr so lange gearbeitet!" —

„Laßt es gut sein, war doch nichts an ihm gelegen!" — sagte er, indem er sich hinter den Ohren kratzte, tiefsinnig vor sich hinstarrte und leise zu pfeifen anfing, ein Zeichen, daß er nichts mehr hören wollte, was die Knaben redeten.

Der Johannes ließ sich aber doch nicht abhalten, ihn mit irgend einer dringenden Frage, oder auch wohl mit einem kleinen, muthwilligen Puff auf die Schultern aus seinen Träumen aufzuwecken. Auch der sanfte Martin wagte wohl zuweilen eine Bemerkung, wie die: „Ich glaub' Onkel, Ihr thut Unrecht, wenn Ihr Euch selber so gar gering und klein macht. Ihr seid wohl ein rechter Künstler in Eurem Fach, das hab' ich oft sagen hören von den Malern, die Euch besuchen und Eure schönen Arbeiten nicht genug bewundern können. Ihr wißt es auch wohl nicht, was Ihr den Menschen für eine Freude macht mit den feinen Kruzifixen, welche sich die vornehmsten Fräulein in ihre Stübchen hängen und mit Blumen ihre Rosenkränze schmücken und zu ihnen hinblicken bei ihren frommen Gebeten. Und auf Euren Stühlen und Sesseln sitzt man gewiß noch einmal so gut, weil man fröhliche und gute Gedanken bekömmt, durch all' die lustigen Vöglein, die lieblichen Blumenranken und die lieben Heiligenbilder, welche Ihr hinein schnitzelt. Ich bin gar nicht betrübt darüber, daß Ihr kein so berühmter Mann geworden seid, wie der Peter von Cornelius, wie er jetzt heißt. Dann wohntet Ihr wohl auch wie er in dem großen, vornehmen Haus in Berlin, und nicht hier in der Altstadt in Eurem hübschen, kühlen Häuschen, in dem wir arme Jungen Euch alle Tage besuchen können, und wir hätten keinen guten, lieben Onkel Martin."

„Dann erst recht!" war des Onkels beinahe zornige Antwort. „Meint Ihr, wenn man ein großer Künstler sei, hätte man kein Herz mehr? — Freilich mag ein solcher nicht immer so rechte Zeit für all' die Kleinigkeiten im Leben haben; wer nach den Sternen reicht, kann keine Gänseblümchen pflücken und pflegen. — Aber das hat man auch nicht nöthig, wenn man jene erreicht hat. — Ja darauf kömmt es hauptsächlich an, und wenn ich ein so berühmter Meister, wie der Cornelius, oder auch andere, die ihm nur von Ferne gleichen, geworden wäre, dann würde ich auch viel Geld verdienen, und dann würdet Ihr beiden, armen Kerlchen, nicht von mir vergessen worden sein. — Ja, wenn ich reich wäre, dann hättet Ihr eine bessere Jugend, als ich gehabt, dann schickte ich Euch auf das Gymnasium und auf die Universität, und zwar nicht als arme Schlucker, die sich allenthalben drücken und bücken müssen und Hunger leiden, wenn sie sich ein Buch anschaffen oder ein Collegium hören wollen, nein, als ein paar frische, flotte Studenten, die, versteht sich in aller Zucht und Sitte, ihrer Jugend sich erfreuen, und Alles mit Ruhe und ohne Sorgen betrachten und sich aneignen können, was ihnen gut und nützlich ist

zum Lernen und Weiterstreben. — Aber, lieber Gott! daran ist nicht zu denken, selbst wenn Eure Eltern willig wären, Euch studiren zu lassen, da Ihr doch ein Paar recht gescheidte Kerlchen seid. Sie werden Euch so viel wie Nichts geben können, und das Bischen, was ich mir erspare und zurücklegen kann!" — — — Er schwieg und schnitt ein so klägliches, zweifelndes Gesicht, daß die beiden Knaben, welche das Fortkommen in der Welt gar nicht für so schwer hielten, in ein lautes Lachen ausbrachen.

„Quält Euch nur nicht um uns, Onkelchen!" rief Johannes, „wir wollen uns schon selber helfen. Hat es der Cornelius zu Stande gebracht, aus einem armen Jungen ein berühmter, großer Mann zu werden: so können es wohl Andere auch so weit bringen."

„Ja, die Corneliusse sind selten", meinte der Onkel wieder, „bildet Euch nur nicht ein, daß Ihr dazu gehören könntet, so wenig ich selber jemals Einer geworden wäre. Etwas mehr hätt' ich freilich schon werden können, als ich jetzt bin, wenn" — —

Hier fing der kleine Mann wieder an zu pfeifen, doch viel vergnügter, wie vorhin, denn er hatte auch wieder ein Stück Arbeit in der Hand, und so lange das der Fall, und eine solche Arbeit noch nicht fertig war, gab es keine vergnügtere Seele auf der Welt, als der Onkel Martin. Er schien dann Alles für möglich zu halten, auch daß seine Neffen studiren, und einmal tüchtige Männer in der Welt werden könnten, was stets eine Vorstellung war, die ihm seit Jahren schon das Leben lieb und schön machen konnte.

Aber nicht der Onkel Martin allein, auch Andere meinten, daß die beiden Knaben wohl etwas mehr zu erlernen fähig wären, als das Handwerk ihrer Väter. Sie selber schienen es zu wünschen, denn schon als sie noch viel jünger waren, hörte man auf die Frage: „was wollt Ihr werden?" den Johannes ganz stolz ausrufen: „Nichts Anderes als ein Professor!" und den Martin mit einem frommen Aufschlag seiner sanften braunen Augen antworten: „Ich möchte gern ein Pfarrer werden."

Gemeinschaftlich schleppten sie aus allen Winkeln Bücher zusammen und studirten darin miteinander, im gegenseitigen Wetteifer. Johannes konnte mit zehn Jahren schon den Schiller fast auswendig. Der Martin kannte alle Legenden und Lebensgeschichten der Heiligen und Kirchenväter, die schönen Geschichten der Bibel, wie ein kleiner Pfarrer, und behielt jede Predigt, die er in der Kirche hörte, fast auswendig. Beide saßen immer oben in der Schule,

und brachten die besten Zeugnisse nach Haus, ihre Lehrer konnten die fleißigen, aufmerksamen Schüler nicht genug rühmen, und sie vielen Knaben aus reichen Familien zum Exempel hinstellen. Auch sagte wohl Einer zu den Eltern, die Jungen müßten studiren, es sind ein paar gescheidte Köpfe! —

Doch der Vater des Johannes, der Holzschuhmachermeister Franz, rief auf dergleichen gewöhnlich aus: „Ich will ihn bestudiren! Das fehlte mir, daß ich meine andern Buben und Mädchen hungern, und sich plagen ließe, um einmal einen gelehrten Bruder zu bekommen, der sie von oben herab ansieht! Daß ich aus dem frischen Kerl einen bleichen, abgemagerten Magister machte! — Nein, daraus wird nichts! Ein lustiger Handwerker soll er werden, wie sein Vater, in die Fremde soll er gehen wie ich, und sich überall umgucken und fröhlicher Dinge sein, und wenn er zurück kommt noch viel hübschere, blanke Holzschuhe für unsere netten Düsseldorfer Mädels machen können, als ich."

In der That, der Holzschuhladen des rüstigen Meisters Franz bot eine allerliebste Schau, und Lisa hatte recht, es ging nicht leicht ein Fremder, wie auch die Einheimischen vorüber, ohne daß ihre Augen auf dem Fenster haften blieben, das aus dem kleinen Gäßchen der Altstadt, wie das versteckte Schmuckkästchen irgend eines Zauberers hervor glänzte.

Es waren zwar nur Holzschuhe, die dahinter aufgeschichtet standen, aber sie prangten reizend in rothen, schwarzen, grünen und blauen Farben, zierlich bemalt mit Blumen und Arabesken, von dem großen Schuh der derbsten Dirne, bis zu dem des allerkleinsten Kinderfüßchens herab. Sogar goldene und purpurne Schühchen für Puppen waren darunter, märchenhaft anzuschau'n, wie der gold'ne Schuh welcher Aschenbrödel zu einer Prinzessin machte.

Man konnte die Vorliebe des Holzschuhkünstlers für seinen Stand sehr wohl begreifen, wenn man ihn sitzen sah in seiner Werkstatt, das frische, ehrliche Gesicht und die hellen Augen so munter auf seine Arbeit gerichtet, als höre er schon im Geiste die hübschen Holzpantoffeln, die er so geschickt zu schnitzen und zu bemalen wußte, in Haus und Flur, auf Treppe und Straße an den Füßen fleißiger Dirnen klappern. Er rühmte sich, das Handwerk in Amsterdam, wo er sich einige Jahre seiner Jugend herum getrieben hatte, gründlich erlernt zu haben, und der Erste zu sein, der die Verschönerung der sonst so plumpen Holzschuhe in seine Vaterstadt verpflanzt habe, so daß nun Jeder Lust bekommen, sich der zweckmäßigen Fußbekleidung zu bedienen, die so viel

besser als die lederne vor Schmutz und Kälte schützen könne und für die Armen wohlfeiler sei.

Außerdem schien sich auch etwas von dem Erfindungsgeist des Onkels Martin ihm mitgetheilt zu haben. Verstieg sich seine Phantasie auch nicht über den engen Raum eines Schuhes, so mußte man doch sagen, daß er diesen auf das Sinnreichste auszufüllen wußte, und Jung und Alt hatte seine Freude an den lustigen Zierrathen darauf.

Uebrigens war das ganze Leben in seinem Hause heiter und harmlos, wie seine Arbeit. Seine Frau war brav und fleißig wie er, seine Kinder sahen frisch und gesund aus und ließen sich das Essen schmecken, das der Vater fleißig und ehrlich verdiente. Die Holzschuhe fanden guten Abgang, sie wurden nah und weit gesucht und gekauft, so daß auch immer noch Etwas übrig blieb, zu einem lustigen Kirmeßgang und zu dem fröhlichen Schützenfeste unter den grünen Bäumen des Hofgartens. Franz war auch ein geschickter Schütze und hatte schon manchen Preis zum Jubel der Seinen mit nach Hause gebracht.

Wie Martin das Friedenskind im Hause des Vaters, so war indeß Johannes zuweilen der Störenfried in dem seinigen. Er saß in der That mit seinem offenen, schönen Gesicht und den stolz blickenden Augen etwas fremdartig unter den derben, pausbackigen Brüdern und Schwestern, etwa wie ein Prinz unter seinen Untergebenen, nur daß die kleine Schaar sich nicht als solche betrachten wollte. Noch weniger litt es der Vater, daß der Knabe wie ein gekröntes Haupt in der Familie behandelt wurde, wozu die Mutter, deren Liebling er war, zuweilen Lust hatte. Konnte er es auch nicht hindern, wenn der kleine Gelehrte oft Stundenlang in irgend ein Buch versenkt, da saß, und wenn er es endlich zugeschlagen, sich mit einer etwas herablassenden Miene zu den Arbeiten im Hause und dem kindischen Treiben der Geschwister wandte, so gab er ihm doch nicht den geringsten Vorzug vor ihnen, und nicht einen Pfenning mehr wie den andern Kindern, um seine eigenthümlichen Neigungen befriedigen zu können. Er liebte die Gleichheit unter den Zusammenlebenden, und hatte außerdem eine Abneigung vor dem Gelehrtenstande; er hielt alle Menschen, die viele Bücher lesen mußten, für unglückliche Geschöpfe und meinte, sie verdrehten ihnen nur den Kopf.

Diese Ansicht schien er besonders durch seinen Bruder Niklaus gewonnen zu haben, mit dessen mystischen Forschungen er sich schlecht zurecht finden konnte. —

„Wenn mir nur der Johannes durch die Bücher kein Duckmäuser wird, wie der da drüben“, pflegte er oft voller Unwillen zu sagen, besonders nach einem Streit mit dem Bruder. „Schade“, setzte er gewöhnlich hinzu, „er ist so ein guter, prächtiger Kerl, die Bücher allein haben ihn verdreht gemacht.“

Allerdings mochte der gute Meister Niklas Manches gelesen haben, was er nicht gut anzuwenden verstand; aber er hatte doch auch hier und da bei seinen stillen Forschungen Goldkörner gefunden, die ihm zu Gute kamen in vielen Lagen des Lebens. Jedenfalls waren seines Martins Neigungen besser bei ihm beschützt, wie die des Johannes bei seinem bücherfeindlichen Vater. Er hörte es gern, wenn man den begabten Sohn vor ihm lobte, und dessen Wunsch, einmal Pfarrer zu werden, schien ihm keineswegs in der Erfüllung ein unmöglicher zu sein. Zwar kratzte er auch sich, wie es der Onkel Martin bei kitzlichen Gedanken zu thun pflegte, ein wenig hinter den Ohren, wenn man ihm sagte, wie viel Geld das auf dem Gymnasium und gar auf der Universität koste, und alle die theuren lateinischen und hebräischen Bücher nannte, die der kleine Pfarrer werde lesen müssen.

Er gehörte aber zu den Naturen, die auf wunderbare Ereignisse im Leben hoffen und warten, und hielt seinen Martin für ein Sonntagskind, dem der Himmel besonders gewogen sein müsse. Auch war er keineswegs ein Demokrat und Communist wie sein Bruder Franz; er hatte Respekt vor besonderen Vorzügen des Geistes, wie des Standes in der Welt und deshalb sah er auch gar kein Unrecht darin, dem Martin oft schöne und nützliche Bücher zu kaufen, wenn es auch mit Ersparungen an seinen Geschwistern geschehen mußte. Er würde es ihnen einmal zurück geben können, meinte er zu seiner Frau, wenn sie mit besorgtem Blick auf die Verschwendung für die Liebhabereien des Sohnes sah. Freilich war der Martin auch ihr Liebling, und sie meinte, es sei kein Unrecht, wenn er bevorzugt werde, sie sah, daß dieser Vorzug bereits anfing, Zinsen für das ganze Haus zu tragen. Der fromme, liebenswürdige Knabe gab schon jetzt reichlich zurück, was er empfing. Alles, was in diese junge Seele fiel, war ein Saatkorn, das zu einer reichen Erndte, nicht nur für ihn, sondern auch für Andere empor wuchs. Die schönen Geschichten, die er aus den Büchern las, wußte er den Geschwistern immer so lieblich mitzutheilen, die Bilder, die ihm der Vater oder der Caplan schenkte ihnen so sinnig zu erklären, und durch sie bei ihnen Betrachtungen zu erwecken, die ihren Segen hatten in dem jungen Kinderleben. Es gab immer einen Jubel im Hause,

wenn etwas Schönes für den Martin ankam, man wußte ja, er behielt es nicht für sich, jede Selbstsucht war seiner Seele fern; und Neid, Zorn und Streit waren Gespenster, die seine reine Nähe scheuten. Das beste Talent, das er von dem Onkel Martin als Pathengeschenk geerbt zu haben schien, war das der Liebe, die sich in ihrer feinen, edlen Art unterschied von der natürlichen Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister, die, wie heiß und heftig sie auch wohl zu sein pflegt, doch oft irrt und fehlt in ihren Aeußerungen und der Ausübung ihrer Pflichten. Der Vater hatte Recht; der Martin war ein Sonntagskind, seine Liebe war verklärt und geweiht durch die Furcht Gottes.

Doch auch das stille Sonntagskind hegte ein Gefühl, das man seiner Heftigkeit wegen, so tief sich dieselbe auch im Innersten des Herzens verbarg, den irdischen Theil seines Wesens hätte nennen können, wäre es nicht zugleich so hold und süß gewesen, daß es wie ein Schmuck seines Lebens mehr erschien. Er selbst grübelte oft über die Frage, wie über ein Unrecht; ob ihm sein Schulfreund, der schöne, stolze Johannes nicht lieber sei, wie Eltern und Geschwister und die ganze Welt. — Er meinte oft, er möchte am liebsten sein Leben für ihn hingeben, jeder Vorzug, der ihm von dem Freunde zu Theil wurde, schmerzte ihn wie ein Unrecht, was diesem geschähe. Es geschah auch wohl, daß Johannes unmuthig ausrief: „Ja, Du hast es gut, Du bist das Schooßkind in Eurem Hause, Jeder thut Dir den Willen und ich wette, Du wirst auch einmal studiren können, und Alles lernen, wozu Du Lust hast. Ich dagegen! mich ärgert Alles in unserm Haus! Sie heißen mich hochmüthig, stolz und anmaßend, weil ich besser lerne wie sie. Der Vater will gar nichts davon hören; daß ich gern auf's Gymnasium möchte, und daß es die höchste Zeit wäre, wenn ich überhaupt Etwas lernen soll."

Der Martin schlang dann zärtlich seinen Arm um den Zürnenden und versicherte: „Wenn Du nicht auf das Gymnasium kommst, dann will ich auch nicht hin, ich mag nichts Besseres werden als Du, und gehe nur hin, wo Du hingehst. Ich kann es mir auch ganz schön denken, wenn wir als zwei Handwerksgesellen miteinander hinaus in die Welt wandern. Man kann ja in jedem Stande dem lieben Gott dienen und ein guter Mensch werden."

„Ja, das kannst Du wohl", erwiderte Johannes, „ich aber werde nicht gut werden, wenn der Vater mich zwingt, auf der Schnitzelbank zu sitzen, und die dummen, plumpen Holzschuhe zu schnitzeln und zu bepinseln; ich möchte

sie lieber alle zum Fenster n'aus werfen. Ich mag auch nicht Einer werden wie der Onkel Martin, der immer am liebsten zerbrach, was er gemacht hatte und dabei seufzte: könnt ich doch was besseres zu Stande bringen! Ich mag kein halber Kerl werden, sondern ein ganzer und wenn ich das nicht kann, sterbe ich lieber"! —

Martin sah den Freund immer traurig an bei solchen Reden, die er noch dazu nur halb verstand, denn in seiner Seele war die Sehnsucht nach höherem Wissen und Erkennen keine verzehrende Flamme, sondern ein stilles Licht, das kaum einen Stoß von aussen bedurfte, das in sich selbst fortleuchtete, und jede Stelle, hoch oder niedrig, erhellen und verklären konnte.

Ach, er hätte gern die Welt durchwandert und gebettelt, um dem Johannes Befriedigung seiner liebsten Wünsche zu holen; aber nun war er schon so lange getrennt von ihm, und wie er heute erschüttert von dem ersten Wiedersehn, auf seinem stillen Lager ruhte, und die Bilder der Vergangenheit an ihm vorüber zogen, der liebe Onkel Martin, sein Zusammenleben mit ihm und Johannes, da that ihm das Herz wieder bis zum Zerspringen weh, und er fühlte von Neuem das Nagen des Todtenwurmes an seiner jungen Lebensknospe.

Die Thüre öffnete sich und die Mutter kam herein; ihr Herz mochte wohl eine Ahnung haben von dem Leiden ihres kranken Kindes. Sie trat an sein Bett und faßte sanft seine fiebernde Hand.

„Kannst Du nicht schlafen? mein Junge", fragte sie, „ich kann es mir schon denken, was Dich wieder krank und unruhig gemacht. Hör, ich hab mit dem Vater darüber gesprochen, ich hab's ihm recht vorgestellt und er sagte, wenn es Dir so schwer würde mit dem Johannes nicht mehr umgehn zu können, dann solle der nur wieder in den Garten und die Stube kommen. Eigentlich kann er doch auch nichts zu dem bösen Streit unter uns, so wenig wie Du und die andern Kinder all. Doch es ist nun einmal so, und die machen sich auch nicht so viel daraus, sie schlagen und vertragen sich ohnedieß immer untereinander, wie sie wollen. Du aber sollst uns nicht krank davon werden; der Johannes ist zwar ein rechter Trotzkopf, aber Du hast ihn einmal gern, und deßhalb mag er immer wieder kommen."

„Wenn er nur kommen will"! sprach leise und traurig Martin vor sich hin. „Ich denke freilich, er hat mich lieb und muß wissen, daß ich eher sterben könnte, als ihm ein Unrecht anthun; aber in unser Haus kommt er gewiß nicht, und sein Vater wird es auch nicht leiden. Ach, Mutter! was ist denn

das mit dem heiligen Martinus da droben? — ist er denn Schuld daran, daß wir einander so feind geworden sind?" —

Die Mutter nickte bedeutsam mit dem Kopfe, doch sprach sie: „Ich versteh es eigentlich selbst nicht recht; Du weißt, Dein Vater spricht nicht gerne viel von dem, was zwischen ihm und dem Schwager Franz vorgeht. Ich glaub aber, die da drüben sind schwer böse, daß wir den Schutzheiligen im Hause haben und sie nicht, da er ja Glück und Segen in die Familie bringt, wie es heißt."

Martin schüttelte den Kopf und dachte: „Kann da Glück und Segen kommen, wo Haß und Neid wohnen?" — „Es ist ein Unrecht, daß der heil. Martinus an Eurer Wand steht und nicht an der unsrigen" — so hatte sein Johannes gesprochen. — Also seine Verwandten hatten nähere Anrechte an das Heiligenbild und es stand als ein Raub in seinem Zimmer? — O, wenn das der Fall war, konnte dann sein Segen wirksam werden? konnte er aus dem todten Holze niederströmen? lag er nicht vielmehr in dem Geist des Heiligen, und wenn dieser Geist verletzt war durch eine unerlaubte Handlung, wenn Zwietracht, statt Liebe aus der Verehrung eines Symbols hervor ging, dann ist diese Verehrung nicht die rechte." So sprach der reine, fromme Sinn des verständigen Knaben, seine Hände falteten sich, und still flüsterte er vor sich hin: „Gib uns Deinen Frieden und Deine Liebe, heiliger Martinus, und laß den Johannes wieder mein werden!"

Mit diesem Gebete schloßen sich endlich seine müden Augen, und die Mutter, als sie den sanften Frieden sah, der sich bald im Schlaf über seine Züge ergossen hatte, ging still und beruhigt aus dem Zimmer. (Forts. folgt.)

Der strenge Lehrer.

Als Kaiser Karl V. einmal seinem jungen Sohne schrieb, lobte er dessen Lehrer Zuniga und sagte von ihm das beherzigenswerthe Wort: „Wenn er keine Umstände mit Dir macht, so thut er es aus Liebe zu Dir. Wenn er Dir schmeichelte, so wäre er wie alle Uebrigen in der Welt, und Du hättest Niemanden in Deiner nächsten Umgebung, der Dir die Wahrheit sagte — und Schlimmeres kann Niemanden, sei er alt oder jung, geschehen!" So sprach jener mächtige Herrscher, von dem man zu sagen pflegte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe!

Nach der neuesten Mode.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Von **Isabella Braun.**

Personen:

Baron von Schwandorf.
Elsbeth, } dessen Kinder.
Marie, }
Frau Wallner, Haushälterin.
Johann, Bedienter.

Zimmer im Hause des Baron Schwandorf.

I. Scene.

Frau Wallner sitzt am Nähtische und hat so eben ein Kinderjäckchen vollendet. Bunte Stoffe liegen vor ihr. Sie ist altmodisch gekleidet und trägt eine Brille.

Frau Wallner.

(Sie hebt das Jäckchen zur Besichtigung in die Höhe.)

Nun, hübsch ist es geworden, das muß ich selber sagen. Ich kann mich ordentlich darauf freuen, wenn Elschen darin umherstolzirt, die Leute ihr nachschauen und alle Blicke verkünden: „Welch reizendes Mädchen!"

Aber nun werde ich meine liebe Noth mit Mariechen bekommen; sie wird mir keine Ruhe lassen, bis ich mit dem ihrigen auch fertig bin. Das wird ein Schmeicheln abgeben! Da wird's heißen: „Alte, liebe, zuckrige Herzens-Wallner!" (lacht.)

Wahrhaftig, es thut meinen runzlichten Backen ganz wohl, wenn die feinen Händchen darüber streicheln.

Wer sieht mir's, altmodischer Frau, aber an, daß ich so schöne, neumodische Sachen zu Stande bringe! Aber die Liebe zu meinen Kindern macht mich selber jung. Die guten, herzigen Dinger! (seufzt) die abgerissenen Ebenbilder ihrer seligen Mama, die als Kindchen auch auf meine Knie geklettert ist, und der ich auch die Kleidchen gemacht habe. Damals ging's freilich einfacher zu, und es war eine leichte Sache. Ich seh das mille fleurs Katunkleidchen mit der festonirten Garnirung noch vor mir! war dies schon eine Herrlichkeit! und dazu ein Tüchlein kreuzweis um den Leib gebunden, und an

den kleinen Füßen Lederstiefeln mit Fransen besetzt. — Aber unsere Kinder dagegen! Das ist freilich eine Pracht! — Nun, nun — andere Zeiten, andere Sitten! Es ist ja keine Eitelkeit von mir; ich bleib für meinen Theil der alten Mode getreu; die Kinder können doch nicht wie zwei Aschenbrödel unter den Andern erscheinen! Es sind ja die Kinder meiner lieben, schönen, seligen, gnädigen Frau!

2. Scene.

Die Vorige. Baron Schwandorf.

Baron.

(Tritt lachend herein.)

Nein, es ist zu toll! — Wie meine beiden Mädchen heute wieder aussehen! Sie wandeln im Garten umher, als ob die bunten Tulpen Füße bekommen hätten: eine Krinoline, rothe Jäckchen, blaue Kleider, und ich glaube gar, citrongelbe Stiefelchen. Ich habe sie lange betrachtet und kaum meinen Augen getraut dabei drehen und winden sie sich, und treiben allerlei Larifari. Nein, es ist zum Todtlachen!

(Ernst.) — Aber dies muß anders werden, liebe, gute Wallner. Bedenken Sie, was meine selige Frau, wenn sie noch lebte, dazu sagen würde, sie, deren ganzes Wesen so einfach und bescheiden und natürlich war.

Frau Wallner.

(Mit etwas empfindlichem Tone.)

Aber gnädiger Herr Baron, ich kann Ihre Kinder doch nicht weniger hübsch kleiden, als die Mädchen der einfachsten Beamten und Kaufleute einher gehen, und es überhaupt heut zu Tage Mode ist. Da sehen Sie selbst einmal.

(Sie reicht ihm ein Modejournal hin.)

Baron.

(Lacht auf's Neue.)

Seid Ihr denn Alle miteinander verrückt geworden. — Ein Modejournal! Ich erleb's noch, daß meine gute, alte Wallner in Krinoline und Schleppkleid einherkommt und sich kokett fächelt. Wie, lassen Sie einmal sehen, ist der Pfauenschweif noch nicht gewachsen? (Auf's Neue lachend.) Ein Modejournal für Kinder! —

Frau Wallner.

Aber gnädiger Herr! ich kann doch nicht aus meiner alten, vertrockneten Fantasie schöpfen. Wer soll mir rathen, als das Modejournal? und für was

sind denn diese Bilder auf der Welt, als damit man sie nachmacht, und (in Weinen übergehend) wer soll für die armen, mutterlosen Kinder sorgen, als ich!?

Baron.

(Sie besänftigend.)

So weinen Sie doch nicht, beste Frau Wallner. Ich weiß ja, daß Sie Alles nur aus purer Liebe thun! Aber man kann die Kinder auch aus Liebe verderben.

Frau Wallner.

Verderben! Nun soll ich gar die Kinder verderben! Wenn Sie das von mir glauben, geh ich lieber in dieser Stunde aus dem Hause und logir mich da drüben in der Hundshütte ein, damit ich meine beiden Engelskinder nur vorbei gehen sehe. Ich die Kinder verderben! Die eignen, leiblichen Kinder meiner seligen, gnädigen Frau! (schluchzt.)

Baron.

Aber gute, liebe, beste Wallner! seien Sie doch vernünftig.

Frau Wallner.

Vernünftig! als ob ich bereits in's Irrenhaus gehörte. Doch dahin kann es bald kommen, wenn man mir vorwirft, ich verderbe die Kinder! Es gibt auf der ganzen Welt keine bessern, als meine goldnen Herzchen. Elschen trocknete gestern mit ihrem feingestickten Sacktüchlein die Thränen eines hungeringen Kindes, und Mariechen öffnete sogleich ihr Geldbeutelein; sie wollte den halben Conditorladen am Eck dort auskaufen, um das arme Geschöpf zu füttern und weil sie hörte, daß dessen Mutter krank sei, versagte sie sich heute den Zucker im Kaffee, um ihn für Zuckerwasser zusammen zu sparen, weil sie selbst beim Unwohlsein Zuckerwasser bekömmt. Ich die Kinder verderben!

Baron.

Ja, ja, gute Mädchen sind es! und Sie sind auch gut, Frau Wallner, und ich bin der allerbeste Papa! Nun aber weinen Sie nicht mehr und machen Sie Ihr wunderschönes Jäckchen fertig.

Ich gelobe, nichts mehr einzureden; die Kinder sollen anziehen, was ihnen beliebt.

(Für sich.) Da muß ich einen andern Weg zum Ziele suchen. (Geht nachdenkend im Zimmer auf und ab und steht lächelnd still.) Ich wette hundert Dukaten gegen das bunte Narrenjäckchen dort, daß ich ihn bereits gefunden habe. (Zu Wallner:)

Ich sehe die Kinder aus dem Garten heraufkommen. Verderben Sie ihnen den Spaß an ihren Kleidern nicht und halten Sie nur gleich Jäckchenprobe. O, ich bin ein fügsamer Papa! (ab.)

3. Scene.

Frau Wallner. Elschen und Marie.

(Die beiden Mädchen sind wie oben angegeben gekleidet und treten mit Affektation in das Zimmer.)

Elschen.

Guten Morgen, Frau Wallner! Haben Sie wohl geruht? (Aus der Rolle fallend:)

Aber da ist ja mein neues Jäckchen schon fix und fertig! Liebe, liebe Wallner, darf ich es gleich anziehen, oder wenigstens anprobiren, wie mir's steht?

Marie.

Hast Du das meinige auch schon zugeschnitten, liebste, zuckersüßeste Wallner?

Frau Wallner.

O, Ihr kleinen Plagegeister! meint Ihr denn, ich könne zaubern?

Elschen.

Ja, ja, so ein Bischen. — Gesteh's nur, Du hast es der guten Fee beim Mondscheine abgelernt; Du sitzest ja oftmals die halbe Nacht dort am Tischlein, wenn der Mond leuchtet.

Marie.

Aber Dein Finger blutet ja; Dein lieber, alter, guter Finger! Hast Du Dich gestochen?

Frau Wallner.

Thut nichts, thut nichts! Für Euch gäb' ich ja mein innerstes Herzblut mit Freuden, nicht nur solch einige Tropfen aus meinem Finger.

Elschen.

Nun will ich aber mein Jäckchen probiren.

(Sie zieht das alte aus und das neue an, steigt dann auf einen Stuhl, besichtigt sich im Spiegel, macht Knixe und schlägt bewundernd die Hände zusammen. Im Herabspringen:)

Nun freu ich mich nur, was Jettchen für Augen machen wird. Weißt Du, Wallner, sie gleicht der Königstochter in Schneewittchen, nur daß sie statt des Spiegels antwortet. (Mit Deklamation:)

„Spiegelein, Spiegelein an der Wand,
Sag mir, welche ist die Schönst' im ganzen Land." —
„„Die Schönste hier,
Seid Frau Königin Ihr.""

Weiter kann sie das Sprüchlein nicht, oder mag es nicht sagen. (Triumphirend.) Nun wird's aber heißen:

„Elschen ist noch viel tausendmal schöner, als Ihr!"

Ach! ich möchte eigentlich gar zu gern ein Prinzeßchen sein!

Marie.

Und ich eine Königin, der man die lange Schleppe nachträgt. — Komm, Elschen, wir spielen Königin und Hoffräulein; ich binde mir einen Shwal um, der nachschleift.

Frau Wallner.

Aber Kinder, Kinder! welche Eitelkeit! (Bei Seite.) Am Ende hat der gnädige Herr doch Recht! Nein, Nein! da liegt etwas Besseres auf dem Herzensgrunde! (Laut:)

Also nur wegen der schönen Kleider möchtet Ihr reich und vornehm sein? Ei, ei, sind das meine guten Kinder? —

Elschen.

(Schmeichelnd:)

Wir würden auch Dir schöne Kleider machen lassen.

Marie.

Und Allerlei schenken: Ohrenringe, Halsketten, eine goldene Uhr, gestickte Pantoffel und einen goldenen Nasenzwicker.

Elschen.

Auch in der Kutsche dürftest Du mit uns fahren.

Frau Wallner.

Aber die Armen, Kinderchen, die Armen? —

Marie.

O, die bekämen unsere alten Kleider.

Elschen.

Welch ein Spaß! Jettchen müßte dann unsere Kammerzofe werden.

4. Scene.

Die Vorigen. Der Baron.

Baron.

Da seid Ihr ja Alle beisammen! Das ist einmal gemüthlich. Nach solch

einem traulichen Morgenstündchen hab' ich mich schon längst gesehnt. Ich will auch den ganzen Tag mit Euch verbringen, und wir können nun unsere Pläne machen. Rück den Armstuhl und das Tischchen herbei. (Schellt.) Johann soll mir den Kaffee hieher bringen.

5. Scene.

Die Vorigen. Johann.

Johann.

Was befehlen der Herr Baron?

Baron.

Bring mir den Kaffee hieher.

Johann.

Zu Befehl Herr Baron. (Im Abgehen:)

Baron.

Auch die Zeitungen und Briefe trag hieher. (Johann ab.)

Nun will ich einmal mit meinen Mädchen plaudern. (Zu Elschen gewendet:)

Du bist ja ganz allerliebst gekleidet. Laß einmal sehen: — wie hübsch das Jäckchen gestickt ist! Hat dies wirklich die gute Frau Wallner gemacht? —

Elschen.

Ja, denk nur Papa! bis Mitternacht ist sie bei der Arbeit gesessen. O ich hab es wohl bemerkt und nur gethan, als ob ich schliefe; ich konnte vor Freude gar nicht einschlafen. Nun sollte aber auch mein Kleid unten herum gestickt sein.

Marie.

(Zu Wallner:)

Nicht wahr, Du bleibst heute Nacht wieder auf, um das meinige zu nähen?

Baron.

(Bei Seite:)

Welcher Egoismus!

Elschen.

Was hast Du gesagt, Papa? — „Ich muß“ — O, ich weiß schon, was es heißt: ich muß Elschen ein gesticktes Kleid kaufen.

Baron.

(Bei Seite:) Da haben wir's! (Laut:) Wir wollen sehen! — Wenn nur die gute Frau Wallner nicht erkrankt von der vielen Nachtarbeit.

Marie.

O nein sie wird nicht krank davon! Gelt, liebste Wallner, Du wirst

nicht krank? Weißt Du, Papa, es gibt für sie gar kein größeres Vergnügen, als für uns zu arbeiten.

Elschen.

Ja, und wenn wir den Leuten recht gut gefallen, und sie uns bewundern, und wenn wir schöner sind, als alle andern Kinder.

Marie.

Denk nur, Papa, heute früh, als wir im Garten spazieren gingen, blieb ein vornehmer Herr mit schwarzem Schnurrbarte vor dem Gitter stehen und bewunderte uns eine lange Weile. Er lächelte vor Wohlgefallen, daß man seine weißen Zähne sah. Dies ist doch gewiß ein Zeichen, daß wir ihm gefallen haben, nicht wahr, Papa?

Baron.

Natürlich! (Bei Seite:) Das kommt mir gerad gelegen. (Zu Marien:) Bisweilen bedeutet das Lächeln aber auch etwas Anderes.

Marie.

(Mit Bestürzung.)

Du wirst doch nicht glauben, Papa —

Baron.

Nun, nun, sei nur zufrieden! ich denke nicht, daß er Euch ausgel—.

Elschen.

(Bedeckt seinen Mund mit der Hand.)

Papa, Papa, sag so etwas nicht! bitte, Papa, ich kann's nicht hören.

(Johann trägt den Kaffee auf; die Zeitung liegt daneben.)

Baron.

(Schenkt den Kaffee ein.)

Marie.

(Liest vom Zeitungsblatte:)

Großes, italienisches Affentheater.

Elschen.

O, das ist lustig! Papa, Du hast versprochen, uns heute ein Vergnügen zu machen; bitte, führ uns in's Affentheater.

Baron.

Meinetwegen, wenn Ihr Nachmittags noch Lust dazu habt! Aber ich dächte, wir führen bei dem schönen Wetter Alle in den Wald und hielten beim Förster Einkehr. Lischen kann Euch die besten Honigschnitten machen und Erdbeeren pflücken.

Elschen.

Ach nein, Papa, nicht in den Wald, lieber in's Affentheater. Weißt Du, Papa, Lischen ist doch etwas langweilig. Sie spricht immer nur von ihren alten Käfern und Vögeln.

Marie.

Und ihre Geschichten sind immer dieselben, ihre Feen tragen immer die alten Kleider, mit Lilien gestickt.

Elschen.

Und ihre Königinen haben nichts als einen Purpurmantel. Wenn ich eine Königin wär, ich ließe mir Kleider und Mäntel von Gold und Silberborten machen. Ich wollt, ich wär' eine Königin! —

Marie.

Nein, ich möchte am liebsten eine Schauspielerin sein. Da könnte ich jeden Abend ein anderes Kleid anziehen. Bald wäre ich ein Ritterfräulein, dann die Jungfrau von Orleans, dann eine Spanierin, die Preziosa, oder ein Schweizermädchen, und die Leute klatschten mir Beifall zu. O, das muß angenehm sein!

Baron.

(Bei Seite:)

Es ist hohe Zeit!

Elschen.

Papa, was ist's? Hochzeit? Wer hat Hochzeit, und dürfen wir Kränzelsfräulein sein?

(Es schellt heftig außer der Bühne; gleich darauf kommt Johann; er bringt auf dem Präsentirteller einen Brief und einen Theaterzettel.)

6. Scene.

Die Vorigen. Johann.

Gnädiger Herr, der Zettelträger gab zugleich diesen Brief ab.

Baron.

Einen Brief an mich durch den Zettelträger? Bist Du auch gewiß, daß er am rechten Orte ist?

Johann.

Ja, Herr Baron; die Adresse ist ganz richtig.

Baron.

Wahrhaftig! Gut, Du kannst gehen. (Johann ab.)

7. Scene.

Die Vorigen, ohne Johann.

Elschen.

Wenn ich nur auch einmal einen Brief bekäme!

Baron.

(Oeffnet den Brief, liest ihn, sein Gesicht verfinstert sich, dann springt er zornig auf.)

Nein! es ist zu arg! welche Beleidigung! welche Schande!

Beide Mädchen.

Was ist geschehen, Papa?

Baron.

Das ist eine schöne Geschichte! ich kann mich vor keinen Menschen mehr sehen lassen!

Elschen.

Aber so sag doch nur Papa!

Marie.

Was steht in dem bösen Brief, Papa?

Baron.

Ihr sollt es gleich hören. Ja, merkt wohl auf, es geht Euch so gut, wie mich an, und Sie auch, Frau Wallner. — Ich kann das deutsch-italienische Kauderwelsch kaum lesen. Also hört:

Eccellenza!

Ik ab gesch in Ihrem giardino zwei klein Affen in bellissimo costumo. Sie sein noch junk und ik glaube, viel Talente haben zu spielen comoedie und ik wollte kaufen von Eccellenza die Affen und wollte bezahl con piacere 400 Lire. Ik wiel sie instruir, daß sie kann maken schön Kunststuck und alle signori und signorine werd rufen: da capo, bravissimo! Werd auk nit geb viel Schläg, aber wenn sein brav und fleißik, viel Apfel und Nuß. Ik werd komm in ein Stund und nehmen mit mir die beid Aff.

Eccellenza

devotissimo

Pietro Rinaldi.

(Während des Vorlesens zeigen die Mädchen die allergrößte Bestürzung, beim Schlusse fallen sie auf die Knie und heben bittend die Hände empor. Frau Wallner ist ebenfalls von ihrem Sitze vor dem Nähtisch aufgesprungen und ringt die Hände.)

Elschen.

O, Papa! lieber Papa, beschütze uns vor dem bösen Manne.

Marie.

O bitte, schick auf die Polizei und laß ihn einsperren.

Baron.

(Zornig im Zimmer auf und abgehend:)

Das ist mir eine schöne Ueberraschung! Am Besten, ich reise sogleich ab, damit die Leute nicht mit Fingern auf mich zeigen und den Affenpapa nennen!

Elschen.

O, nimm uns mit, Papa!

Marie.

Ja, Papa, laß nur gleich anspannen.

Baron.

So, meint Ihr, ich wolle für einen herumreisenden Affenbesitzer gelten? Nein, ich reise ab, aber allein! (ab.)

8. Scene.

Die Vorigen, ohne den Baron.

Elschen.

Liebe Wallner, bitte, bitte, lauf dem Papa nach, und fleh ihn an, daß er uns nicht zurück läßt.

Frau Wallner.

(Im Abgehen:)

Gott steh mir bei! — (ab.)

9. Scene.

Die beiden Mädchen.

Elschen.

(Zieht heftig das neue Jäckchen aus und wirft es bei Seite:)

Die abscheulichen rothen Jäckchen sind an Allem Schuld, denn unsere Gesichter sehen gewiß keinen Affen gleich.

Marie.

In meinem Leben setz ich kein Hütchen mit rothen Federn mehr auf! Sieh nur, gerade solch eines hat der Affe dort auf dem Theaterzettel.

Elschen.

Und gelbe Stiefelchen zieh ich auch nicht mehr an.

10. Scene.

Die Vorigen. Frau Wallner.

Die beiden Mädchen.

Reist der Papa ab?
Bleibt der Papa hier?

Frau Wallner.

(Sinkt auf einen Stuhl:)

Der Schrecken ist mir in meine alten Glieder gefahren! Und wie aufgebracht der Papa ist! Zum Glück habe ich ihn noch vor der Thüre bei Johann getroffen, und ihn beschwichtigt, daß er hier bleibt.

Marie.

Gott sei Dank! Nun athme ich wieder frei auf.

Elschen.

O liebe Wallner, verschaff uns nur schnell andere Kleider.

Marie.

Und andere Jäckchen!

Elschen.

Und schwarze Stiefelchen! Mir ist so Angst, der böse Rinaldi möchte kommen. (Wallner ab.)

11. Scene.

Elschen und Marie.

Elschen.

Es ist schändlich! uns für Affen zu halten!

Marie.

Wer hat jemals gehört, daß Affen Locken haben, wie wir!

Elschen.

Und so kurze Arme!

Marie.

Und daß sie so ganz aufrecht gehen können!

Elschen.

Aber was sollen wir nun beginnen? Ich getraue mich nicht mehr aus dem Zimmer, weit weniger aus dem Hause zu gehen; auch nicht mehr in den Garten, wo er uns schon einmal auflauerte. Denke, wenn er uns in einen großen Sack steckte und entführte! — Gewiß ist es ein italienischer Räuber und stammt von Rinaldo Rinaldini ab!

Marie.

Weißt Du was? Wir schreiben ihm einen Brief und drohen mit der Polizei. Du bist die Aeltere; da setz Dich und schreibe.

(Sie richtet heftig Papier, Feder und Tinte zurecht. Elschen setzt sich.)

Elschen.

Du mußt aber diktiren, ich bin ganz verwirrt im Kopfe.

Marie.

(Diktirt:)

„Sie sind ein sehr ungezogener, böser Mann, uns Kinder für Affen auszugeben. Dieser Brief soll Ihnen beweisen, daß wir keine Affen, sondern Menschen sind, denn gewiß haben Sie noch keine Affen besessen, welche schreiben können. Unser Papa weiß bereits, daß Sie uns am Gartenthore aufgelauert haben, und Ihr Benehmen wird nicht unbestraft bleiben; er hat bei der Polizei Anzeige gemacht, und wenn Sie sich noch einmal vor unserm Hause blicken lassen, werden Sie eingesperrt."

So, jetzt unterschreib Deinen Namen und dann schreibe ich den meinigen dazu. Nun leg den Brief in ein Couvert und mach die Adresse, wie sie auf dem Theaterzettel steht.

(Sie reicht ihr den Zettel, nachdem der Brief adressirt ist, läutet es heftig von Außen.)

Elschen.

(Aufspringend:)

Jetzt kommt er! Wohin verstecke ich mich!

Marie.

(Läuft zur Thüre und schreit:)

Wallner, Wallner, zu Hilfe!

Elschen.

Wenn ich nur etwas hätte, um mich einzuhüllen.

(Sie reißt das Tischtuch vom Tische und wickelt sich darein.)

12. Scene.

Die Vorigen. Wallner.

(Sie trägt auf dem Arme einfache Kinderanzüge, weiße Krägchen und schwarze Stiefelchen.)

Frau Wallner.

Da bring ich Eure Schulkleidchen, liebe Kinder.

Marie.

Gib schnell her, damit wir uns umkleiden.

(Beide Kinder laufen hinter die spanische Wand, streifen die Krinolinen ab und ändern den Anzug.)

Frau Wallner.

Mir klopft das alte, schwache Herz recht vorwurfsvoll. An Allem bin doch eigentlich ganz allein ich Schuld, und es ist so, wie der gnädige Herr gesagt hat: — ich verderbe die lieben Kinder mit meiner nachgiebigen Zärtlichkeit. Ja, ja! sie sind schon ein wenig eitel und hochmüthig geworden; es wird wohl das Beste sein, ich gehe aus dem Hause und man nimmt eine verständigere Person zu ihrer Erziehung! Da heißt es wieder: „Alter schützt vor Thorheit nicht!" (Bedeckt ihr Gesicht mit dem Tuche.)

Elschen.

(Hinter der spanischen Wand:)

Liebste, liebste Wallner! geh nicht fort! verlaß uns nicht! —

Marie.

(Gleichfalls hinter der Scene:)

Nein, Du bist nicht Schuld! wir sehen ein, daß wir eitle, putzsüchtige Mädchen gewesen sind, und wir wollen künftig ganz anders werden.

Elschen.

Es ist die Strafe, weil ich schöner sein wollte, als Jettchen.

Marie.

Und weil ich hochmüthig gegen das arme Försterslischen war.

Frau Wallner.

Die guten Kinder! Nein, ich kann sie nicht verlassen, es würde mir mein altes Herz brechen.

(Die beiden Mädchen treten umgekleidet hervor.)

Elschen.

Da sind wir fix und fertig und ich denke, wenn nun auch der böse Rinaldi kommt, erkennt er uns nicht mehr.

(Frau Wallner.)

(Bei Seite:)

Mir gehen die Augen auf! Wahrhaftig, die Kinder sind noch viel netter in ihren einfachen Kleidchen.

13. Scene.

Die Vorigen. Der Baron. Johann.

(Johann als Rinaldi verkleidet, mit Brille und schwarzem Schnurrbart, wirren Haaren, eine rothe Schärpe um den Leib.)

Baron.

Treten Sie nur herein, Herr Rinaldi und überzeugen Sie sich selbst, daß ich keine Affen, wohl aber zwei liebe Mädchen habe.

Johann.

(Mit verstellter Stimme:)

Eccellenza! ik nik kann glaub, daß die zwei Aff nik sein Aff — ik muß greif mit mein eigen Hand. —

(Geht auf die Mädchen zu; beide flüchten sich schreiend zu ihrem Vater; Johann bricht in ein Lachen aus, es entfällt ihm der Schnurrbart.)

Elschen.

Aber — aber — das ist ja unser Johann!

Marie.

Der Johann? nicht der böse Rinaldi?

Johann.

(Nimmt die Brille ab.)

Verzeihen Sie, gnädiger Herr, daß ich meine Rolle so schlecht gespielt habe.

Baron.

O, die Komödie ist zu Ende! Meine zwei Aefflein haben sich ja in liebe, einfache Mädchen verwandelt.

Elschen.

Aber Papa, der böse Rinaldi?

Marie.

Holt er uns nicht, Papa?

Baron.

Beruhigt Euch wieder, meine Kinder, und Sie auch, beste Frau Wallner. Es war nur eine kleine Komödie, um Euch die Affenjäckchen dort zu entleiden und zu beweisen, wie lächerlich ihr darin aussahet. Weil ich aber dem Pietro Rinaldini so großes Unrecht that, wollen wir ihm die rothen Jäckchen für seine wirklichen Affen zum Geschenke machen und heute Nachmittag alle mitsammen in sein Theater gehen. — Johann, besorge sogleich fünf Eintrittskarten, nimm die Jäckchen mit und schärfe es Herrn Rinaldi ein, daß er heute schon seine Affen damit kleidet.

Elschen.

Liebster, bester Papa! Fahre mit uns in den schönen, grünen Wald zu Lischen.

Marie.

Nicht in's Affentheater, in den Wald, lieber Papa!

Baron.

Morgen, morgen, Herzenskinder! Heute aber bleibts dabei, wir gehen in's Affentheater. Ihr sollt Euch selbst überzeugen, wie passend und hübsch sich Eure Jäckchen dort ausnehmen und sollt lernen, daß der schönste Schmuck eines Mädchens die Einfachheit und Bescheidenheit ist.

Der Vorhang fällt.

Die Geschichte vom Ausgehen.

Ein kleiner Sprachjux.

Von **Becker.**

Unsere deutsche Sprache ist doch eine recht eigentliche Despotin. Wenn man ihr sonst auch gut sein möchte wegen ihres anmuthigen und dabei kraftvollen Naturells, muß man doch leider auch bemerken, daß sie äußerst launenhaft ist und ihre Gnaden höchst willkürlich spendet. Da ließ sie sich von ihren Geheimschreibern — den Sprachlehrern — alle ihre Unterthanen, die Wörter, in zehn Klassen theilen. Auf Recht und Gerechtigkeit ist aber dabei nicht viel geachtet worden.

Die Nennwörter stellen sie oben an in die erste Klasse und nannten sie Hauptwörter. Was Wunder, daß diese sich für allein hoffähig, für lauter adelige Junker und edle Fräulein halten.

Die Geschlechtswörter stellten sie in die zweite Klasse, und diese müssen wie Kammerdiener und Laquaien, Kammerfräulein und Zofen immer um die Hauptwörter sein und gleichsam ihren Hofstaat bilden.

An diese reihten sie dann die Eigenschaftswörter, die nicht selten arge Lügner, Schmeichler oder Verläumder sind.

Die Fürwörter, die sie in die vierte Klasse stellten, sind etwas selbst-

ständiger und bilden sich oft gar viel ein. Besonders das Ich ist hoffärtiger und eigennütziger als jedes Hauptwort. Man möchte schier meinen, seinetwegen sei die Welt erschaffen worden.

Die Redewörter, die eigentlichen Sprecher und Wortführer, stellten sie in die fünfte Klasse. Wenn's nach Recht ginge, gehörten diese in die erste, denn ohne sie kann man ja gar nichts Vernünftiges reden.

In die zehnte und letzte Klasse — von den andern will ich gar nichts mehr sagen — setzten sie die Empfindungswörter. Die sind aber nichts mehr und weniger als wahre Sprachungezieser. Man denke nur an das Ach, Weh, Pfui, Piff, Paff u. dgl., und man wird mir Recht geben müssen.

Um noch eins von der launenhaften Parteilichkeit der Sprache zu sagen, möchte ich erwähnen, daß sie das Redewort Gehen gar zu hoch in Gnaden hält und dasselbe fast bei allen ihren Hauptwörtern Geschäft machen läßt. Da läßt sie Dinge gehen, die gar keine Füße haben oder krumm und lahm sind. Also nicht nur der Mensch und die Thiere gehen, auch die Uhr, die Mühle, der Wind, die Feder und hundert andere Dinge müssen gehen. Und wenn sich ein Paar Menschen begegnen, so müssen sie das begünstigte Redewort sogleich auf die Lippe nehmen und sich fragen: „Wie geht es?" *)

Damit das Gehen ja überall hinpaßt, gibt man ihm alle möglichen Vor- und Nachsilben und Umlaute, so daß wohl kein anderes Wort in so verschiedener Livree erscheint als dieses. Und was kömmt dann am Ende dabei oft heraus? Das sehen wir gleich an nachfolgender

Geschichte vom Ausgehen.

Es war eben Sommerdult in München, welche bekanntlich am Vorabende des St. Jakobi-Festes ein- und vierzehn Tage darnach wieder ausgeht, als ein Vater sich und seiner Familie ein Vergnügen machen wollte, und mit ihr ausging. Das Wetter war schön und die Kinder waren lustig und gesprächig, und namentlich ging den Mädchen der Stoff zum Lachen und Plaudern gar nicht aus. Die Gesellschaft war bereits an einem Walde angekommen, da schlug der Vater vor, ein Jedes solle auf sein eigenes Vergnügen ausgehen. Das ging den Kindern ein, und sie zerstreuten sich im Walde, das Eine ging dann auf Schwämme, das Andere auf Beeren, ein drittes

---

*) Der Franzose sagt auch: „Wie geht es?" oder „Wie tragen sie sich?" — der Italiener: „Wie steht es?" — der Engländer: „Wie thun sie thun?"

auf Schmetterlinge, ein viertes auf Blumen aus. Unterdessen ging der Wald aus, und die Gesellschaft sammelte sich wieder, und sie gingen nun alle miteinander auf ein gutes Wirthshaus aus; denn sie hatten Hunger und Durst. Dort angelangt, stillten sie Beides. Zum Zeitvertreib strickte Lina, bis ihr die Wolle ausging, und August erzählte Geschichten, bis ihm der Faden ausging, und inzwischen ging dem Wirthe das Bier aus; denn es waren zu viele durstige Gäste da. Es dauerte aber die Freude nicht lange; denn der Vater wurde von der unangenehmen Entdeckung überrascht, daß ihm das Geld ausgegangen sei. Etwas mißvergnügt machte man sich jetzt auf den Heimweg. Es ward finster im Walde, und Johann zündete das Kerzchen in seiner Laterne an, allein das Lichtlein ging bald aus. Die kleinen Wanderer stolperten alle Augenblicke über Wurzeln, und darüber ging ihnen schier die Geduld aus. Die alte Lene aber sagte: „Schau, schau, so ist mir heute wirklich mein Traum ausgegangen. Mir träumte nämlich, mir seien die Haare ausgegangen. Und sieh da, heute ist uns mehr ausgegangen, als uns lieb war."

Und das ist nun eben auch dieser Geschichte Ausgang.

Kinderfreuden.

Von Anna Benedikt.

III.

Die Schlittenfahrt.

Jubel herrscht im Kinderkreise
Denn es fängt zu schneien an,
Endlich fallen Flocken nieder,
Endlich eine Schlittenbahn!

Hat der Vater lang versprochen,
Daß er uns im Schlitten fährt,
Doch es hat nicht schneien wollen;
Nun ist unser Wunsch gewährt.

Leicht hin ziehn die raschen Pferde
Unsere Schlitten über's Eis,
Und die Schellen klingen lustig,
Alles rings so still, so weiß!

Winde streuen Silberfedern
Von den Bäumen zu uns her,
Die zur Bläue aufwärts blitzen
Aus des Schneees blankem Meer.

Wenn daraus gleich einer Insel
Manch ein einsam Häuschen taucht,
Weiß man nur, daß es bewohnet,
Weil der niedre Schornstein raucht.

Von empfindlich großer Kälte
Haben wir noch nichts gespürt,
Mutter hat im Pelz und Mantel
Uns zum Schlitten ja geführt.

Aber sieh doch, lieber Vater,
Wie der arme Mann dort starrt,
Der den Bündel auf dem Rücken
Wohl auf unsern Schlitten harrt.

Gib ihm einen ganzen Thaler,
Unser Aller Taschengeld,
Daß der arme Wanderbursche
Speise, Obdach doch erhält!

Ueberrascht schaut der Beglückte
In die aufgehob'ne Hand,
Hat viel tausend Segenswünsche
Dann dem Schlitten nachgesandt.

Abends sagen noch die Kinder:
„Welch Vergnügen war das heut!"
Was hat wohl beim Schlittenfahren
Sie am meisten dann gefreut?

Das Christkindlein im Walde.

Ein Märchen von Herman Geiger.

In einem Walde ging das Christkindlein umher und betete. Als es müde war, setzte es sich auf eine grüne Moosdecke nieder und schlief ein. Da rückten die jungen Tannen näher, beschauten das holde Kind, und senkten ihren kühlen Schatten darauf. Aber auch die jungen Birken kamen herab, sahen über die Tannen nieder und flüsterten mit ihren Blättern andachtsvoll ein Schlummerlied.

Als das Christkindlein erwachte, segnete es Tannen und Birken und ging davon.

Seitdem ist den Tannenbäumchen gestattet, im Winter die Krippe des heiligen Kindes zu schmücken. Die Birken aber wandern im Sommer in's Dorf und bringen dort ihre erneute Huldigung dar, wenn der Frohnleichnam des Herrn durch die Straßen zieht.

Beim Erwachen.

Von Friedrich Güll.

Die Morgenglocken läuten!
Was soll mir das bedeuten?
Herr über Tod und Leben,
Dich soll mein Herz erheben
Weil Du mich aus der finstern Nacht
Hast wieder an das Licht gebracht.

Nun gib mir Deinen Segen,
Um stets auf Deinen Wegen
Zu Deinem Wohlgefallen
Entgegen Dir zu wallen;
Daß, wenn die letzte Nacht anbricht,
Mir scheint des ew'gen Lebens Licht.



Des Königs Pathenkind.

Von **Ottilie Wildermuth.**

(Mit Bild.)

I.

Des Königs Pathenkind! Das klingt ja erstaunlich vornehm, und Ihr denkt Euch wohl eine feine Wiege von Rosenholz oder sonst einem seltenen Gehölze, ein seidenes Bettchen und einen Schleier von grünem Flor, darunter im gestickten Kleidchen und feinem Spitzenhäubchen ein zartes Kindlein schlummert.

Bei dem Königspathchen, das ich gekannt, da ist's so vornehm nicht hergegangen. Zwar hat sich, als es das Licht der Welt erblickte, ein Dach über seinem Haupte gewölbt vom schönsten Lasurblau, höher als der Thronsaal eines Königs, aber drunten auf dem Boden war's nicht so prächtig; die Mutter hat das Kindlein in alte Lumpen gewickelt und seine erste Wiege war ein zerbrochner Schubkarren ohne Räder. Das macht, daß das Knäblein, obschon er des Königs Pathe wurde, doch nur ein Sohn des Mauspeter und der Lumpenmadline gewesen ist.

Von wannen dieser besagte Peter eigentlich stammte, und warum er's so gar nicht weiter gebracht hat in der Welt, das kann ich nicht sagen. So lang ich mich zurückerinnere, ist mir der Mauspeter und seine ganze Familie als das leibhaftige Bild der Armuth erschienen; die Kleider der Kinder sahen gar nie aus wie angezogen, sie hingen nur so an ihnen, als ob sie zufällig hängen geblieben wären, und es waren ihrer so viele! Die Mutter mußte freilich wohl mit Schuld haben an dem traurigen Zustand der Kinder, umsonst hieß sie nicht die Lumpenmadlin, mit Waschen und Flicken hat sie, scheint's nicht viel Zeit verthan ihr Lebenlang. „Reiche Leute haben gut säuberlich sein", war ihre Redensart, und doch hätte sie das Wasser wenigstens umsonst gehabt.

Aber Mitleid durfte man doch mit ihr haben, sie war ein blutarmes Weib gewesen ihr Lebenlang, müde und von elendem Körper und wenn sie auch nicht recht hatte mit der Meinung, daß Ordnung und Reinlichkeit nur Tugenden für Reiche seien, so ist's doch allerdings schwer, ein Haus recht im Stand zu halten, wenn man kein gutes Stückchen Geräth darin hat und Kleider zu flicken, wenn kein Stich mehr halten will.

Das Geschäft, dem der Mauspeter seinen Namen verdankte, war hauptsächlich, Maulwürfe zu fangen; denen grub er nach, legte künstliche Schlingen und fing sie auf überaus pfiffige Weise. Man war dazumal noch nicht der Meinung wie heute, daß die Maulwürfe äußerst nützliche, respektable Thierchen seien, man hielt sie für schädliche Bestien, die Graswurzeln abfressen und den Garten- und Wiesenboden verderben durch die Hügel, die sie aufwerfen, darum bekam der Mauspeter immerhin einen Groschen, von Honoratioren sogar einen Sechser für einen gefangenen Maulwurf. Er grub auch Töpfe im Boden ein, um Feldmäuse darin zu fangen, er stellte Marderfallen und fing Wiesel, wenn er eins bekommen konnte; man sagte auch, er lege im Winter Schlingen, um die Häslein zu fangen, die sich vom Wald her verliefen; das durfte der Jäger aber nicht erfahren, denn es ist verboten, und hätte es der Jäger entdeckt, so wäre der Mauspeter wohl in den Thurm gekommen; denn ihn um Geld strafen, das hätte man nicht wohl können, weil er keines hatte.

Der Mauspeter war aber hauptsächlich auch Gänshirte, und das war eigentlich kein schlimmes Amt. Er bekam im Frühling beim ersten Austreiben ein Pfund Brod für jede Gans, an jedem Sonntag aber, so lang das Hüten dauert, durfte er für das Stück einen halben Kreuzer Hüterlohn einziehen. Da nun wohl fünfhundert Gänse im Städtchen waren, und da Gänse gehütet werden von Mariä Verkündigung bis zum Feiertag Simon und Judä, also wenigstens dreißig Wochen lang, so ergab das eine anständige Besoldung und ist ein hübsches Rechenexempel für fleißige Leser.

Für eine einzelne Person hätte diese Gänsbesoldung wohl ausgereicht, besonders wenn es eine Frauensperson gewesen wäre, die noch daneben stricken konnte, aber für eine ganze Haushaltung, darin alle Jahr ein neues Büblein schrie, da gab es gar ein schmales Brod. Man gönnte dem Mauspeter nicht einmal seine bescheidne Stelle und sagte, das sei ein Geschäft für Weibsleute; da er aber eine etwas bucklige und verkrüppelte Gestalt hatte, und somit zu nicht viel andern Handthierungen getaugt hätte, so ließ man ihn dabei.

Aber, wie gesagt, der Kinder wurden immer mehr und die Armuth ward immer größer, die Ordnung und Reinlichkeit nahm auch nicht zu, und die Frau Mauspeterin verdiente den Beinamen der Lumpenmadlin mit immer größerem Recht. Betteln schicken wollte der Mauspeter seine Kinder gerade nicht, da und dort gab ihnen eine mitleidige Nachbarin von selbst ein Stück Brod, aber

es wurde den Leuten lästig, die armen Kinder um sich zu haben, und zuletzt wollte sie gar Niemand mehr in der Miethe behalten.

Das Quartal war umgelaufen in welchem dem Mauspeter seine Wohnung gekündet war, vergebens lief er von Haus zu Haus, um eine andre zu finden. Es waren keine hohen Ansprüche, die er machte. Bei ihm handelte es sich nicht um eine freundliche Wohnung von sechs Zimmern mit allen Bequemlichkeiten, womöglich auch mit Zutritt in einen Garten, wie sonst etwa eine Familie von diesem Umfang gesucht hätte, nein, die Familie Mauspeter hätte sich mit einer Stube nebst Stubenkammer begnügt, und wenn's unter dem Dache gewesen wäre.

Aber auch das wollte sich nicht finden. „Hab keinen Platz", war allenthalben die Antwort auf die bescheidentliche Anfrage des armen Mannes, „brauch meine Kammer selbst, mein großes Mädle liegt hinauf" oder „meines Weibs Schwester zieht bald hieher und wohnt bei uns", kurz, es war eben überall ein Nein, und wenn er die Stiege drunten war, so hieß es: „kann keine so Hudeleswaar brauchen, sechs Kinder, vielleicht bald sieben! und so eine schmierige Wirthschaft! man hat zwar noch nicht gehört, daß sie gestohlen hätten, aber — gewiß weiß man nichts, wenn die Leute nichts haben, so nehmen sie z'letzt doch." Kurz, der Mauspeter fand keine Wohnung.

Sein Weib weinte zu Haus, und die Kinder schrieen der Reihe nach, weil die Mutter weinte.

Die Menschen kamen ihnen entsetzlich bös und hartherzig vor; der Peter und sein Weib dachten nicht, daß denn doch sie selbst auch ein Theilchen Schuld trugen an ihrer elenden Lage, einmal, weil sie einen Hausstand gegründet, ohne alle Mittel, eine Familie ordentlich aufzuziehen, und dann, weil die Frau aus verdroßener Nachläßigkeit ihr ärmliches Hauswesen vollends so verderben und verkümmern ließ, daß es freilich Niemand gelüsten konnte, solche Mitbewohner zu haben.

Das aber fiel dem Peter und seinem Weib gar nicht ein, sie wurden nur ingrimmig auf die hartherzigen Leute, und das Weib meinte: „Vielleicht würden wir doch Unterkommen im Armenhaus finden"; Peter aber sagte entschlossen: „Nix Armenhaus, ich will gar nichts von den Leuten, weiß schon wohin wir ziehen." Und der Mauspeter zog mit seiner Familie hinaus unter die große Linde auf dem Schafwasen.

Eigentlich wäre der Gänswasen eher eine Domäne für den Peter ge-

wesen, weil er Gänshirt war, der Gänswasen aber war nur ein abschüssiger Rain, der sich unterhalb der alten Stadtmauer hinzog, darauf etwas Gestrüpp wuchs und ein paar dürre Pflaumenbäumchen, unten floß ein Bächlein vorbei, was bequem und angenehm für die Gänse war, für Menschenkinder hätte sich aber da kein Zufluchtsort für die Länge gefunden, nur oben, unter einem Vorsprung der Stadtmauer gab's ein geschütztes Plätzchen, wohin sich der Gänshirt bei Regenwetter flüchten konnte.

Der Schafwasen aber war ein ziemlich ebner, freier Platz, in der Mitte stand eine ungeheure, alte Linde, deren Stamm drei Männer kaum umspannen konnten und deren breite Aeste ein schützendes Dach gaben für alle Obdachlosen, die sich darunter flüchteten.

Unter diese Linde zog nun der Mauspeter sammt Weib und Kind und mit all seinem dürftigen Hausgeräthe, das unter großem Zulauf der Gassenjugend hinausgeschafft wurde. Es war zum Glück um Jakobi, mitten im Sommer, als er obdachlos wurde, und war ein schöner, warmer Sommer. Es sah draußen unter dem Baum besser aus, als in einer schmutzigen, dumpfen Stube, wie Peter nach vorne an dem Baum die Wohnstube einrichtete, indem er da ein paar wacklige Stühle und einen wurmstichigen Tisch aufstellte, hinten eine Feuerstelle von Steinen erbaute, auf die Seite aber, wo die Aeste am tiefsten herabhingen, kamen die Bettstellen, eine breite und zwei schmale, für die ganze Familie.

Peter betrieb die Sache mit grimmiger Lustigkeit, als er einmal den Entschluß gefaßt; der kleine Peter und Michel, seine beiden Aeltesten, halfen eifrig ihren geringen Besitz herbeischleppen, es sah jetzt doch besser aus, als sie selbst geglaubt hätten. Jakoble und Fritz guaddelten vergnügt mit, und trugen miteinander ein zerbrochenes Fuhrwägelchen und eine Arche Noah ohne Dach, die sie einmal bekommen hatten und führten noch den kleinen schmierigen Johann; Christoph, genannt Stoffele, den Allerkleinsten, schleppte die Mutter.

Der Mutter nur war's nicht lustig zu Muth, sie empfand es doch als eine Schande und ein Unglück, daß sie nicht einmal wie ehrliche Christen-Menschen ein Dach über ihrem Haupte haben, sondern wie die Zigeuner unter einem Baum hausen sollten. Sie weinte vor sich hin, als sie auf dem neuen Heerd Feuer anmachte und mit der Milch, die ihr die Hausfrau zum Abschied geschenkt, einen Brei kochte.

Höchst vergnügt setzte sich, als gekocht war, die Familie Mauspeter zu

der Mahlzeit im Freien, sie würden dabei mehr Zuschauer gehabt haben als der König, wenn er offne Tafel hält, wenn nicht der Papa einen dürren Ast von der Linde gebrochen und damit all die ungeladenen Zuschauer davon gejagt hätte.

Bei der Frau Oberamtmännin im Städtchen richtete man gerade ein neues Schlafzimmer ein, darin ein Himmelbett mit schneeweißen Vorhängen und rothen Wolken daran; die gutmüthige Frau erfreute das Herz der armen Frau Madlin mit ihrem alten Bettvorhang, der, schön weiß und roth gestreift, ein wahres Prachtstück für den neuen Haushalt war, als der Mauspeter, der vom Maulwurffangen her gar nicht ungeschickt war, ihn künstlich an den Lindenästen befestigte, also, daß er das Schlafgemach einhüllte; warme Betten hatten sie, wenn auch in etwas lumpigen Ueberzügen, man konnte gar viel Federlein auflesen von den Gänsen den ganzen Sommer über.

Die Kinder waren zufrieden mit der neuen Wohnung und erlustirten sich sehr in der luftigen Umgebung, die Madlin wollte sich aber gar nicht mehr vor den Leuten sehen lassen. Als die Buben nach einigen Wochen in's Städtlein sprangen und verkündeten: „Wir haben noch einen Buben!" da kamen viel mitleidige Leute heraus und die Madlin bekam gute Suppen, Hemdlein und Windeln für das arme Kleine, mehr vielleicht, als wenn sie auf einem Dachboden in der Stadt gewohnt hätte.

Im Stadtrath wurde beschlossen, daß man jetzt, wo die Abende kühler wurden, die armen Leute nicht mehr da draußen im Freien lassen dürfe, es sei ja eine Schande vor Fremden, wenn die in die Stadt kommen und fragen, ob man hier zu Land noch unter Bäumen wohne, wie die Wilden? Es könnte ihnen ja zuletzt gehen wie in einem benachbarten Dorf, wo sie nicht mehr Kirchweih halten durften, weil sie dort vor Zeiten einmal an der Kirchweih hatten einen Bettelmann verhungern lassen.

Da nun eben eine Stube im Armenhause frei geworden war, so wurde sie den armen Leuten eingeräumt; so kam denn die Familie Mauspeter wieder unter Dach und Fach, und das kleine Brüderlein hatte nur seine acht ersten Lebenstage unter dem grünen Bogen zubringen dürfen, darüber sich so ein hoher Thronhimmel wölbte.

Daß dieses siebente Kind abermals ein Bube war, wurde von den armen Leuten als ein absonderliches Glück betrachtet. Es hat nemlich von alten Zeiten her in ihrem Land jeder Vater, dem sieben lebende Söhne nacheinander

geboren werden, das Recht, den König zu Gevatter zu bitten. Diese Vergünstigung stammt von früheren Kriegszeiten her, wo es für ein besonderes Glück galt, wem recht viel Söhne geboren wurden.

Der König selbst erfährt freilich nicht viel von solchen Pathenkindern, die Sache wird einfach an die betreffende Behörde berichtet, mit hoher Bewilligung wird der Name des Königs als Pathe in das Kirchenregister eingetragen, und der glückliche Vater der sieben Buben erhält einen Louisd'or als Pathengeschenk für seinen Jüngsten. Weiter kann sich der König um solche Pathchen nicht kümmern, er thut's wenigstens nicht. Aber ein Louisd'or auf einmal ist für so arme Leute schon eine schöne Summe, und es wurde vom Mauspeter und seiner Frau mit großem Vergnügen aufgenommen. Auch hielten sie einen Taufschmaus wie bei keinem der andern Kinder zuvor, die Frau Oberamtmännin steuerte einen stattlichen, dicken Kuchen dazu bei, in dem neu eingerichteten Zimmer bei ihr daheim schlief in seiner Wiege ein zierliches Mägdlein, das brauchte keinen König zum Pathen, es hatte Großmütter und Tanten und Freunde genug, die es willkommen hießen im Leben.

Wenn der kleine Wilhelm, mit so vornehmem Namen ward er getauft, nicht die Aussicht auf das hohe Pathengeschenk mitgebracht hätte, so wäre er wohl schwerlich mit viel Vergnügen begrüßt worden und der König hätte auch nicht groß Staat machen können mit seinem Pathchen. Zwar waren alle die sechs älteren Mauspeterlein: Peter, Michel, Jakob, Fritz, Johann und Stoffele keineswegs schön zu nennen, doch hatten sie so ziemlich ihre geraden Glieder und konnten ordentlich reden, das Königspathchen aber, das war mit einer Hasenscharte, (einer gespaltenen Lippe) geboren, und obgleich der arme Wurm eine gefährliche Operation durchmachen mußte, so konnte er doch kaum verständlich reden als er größer wurde. Andere Kinder, oft seine eignen Brüder, lachten ihn aus, wenn er versuchen wollte zu sprechen, besonders wenn er in Eifer kam, wo seine Rede immer undeutlicher wurde, dann flüchtete er zu seiner Mutter, die ihn allein verstand und barg mit lautem Weinen seinen Kopf in ihre Schürze.

So ist dem Königspathchen eben kein goldenes Loos gefallen, das besondere Mitleid mit den armen Leuten, das durch die Wohnung im Freien erregt worden, war so allmählich verflogen, die Familie Mauspeter richtete sich, so gut's ging, in der Stube im Armenhaus ein, Peter hütete die Gänse,

fing Maulwürfe, Mäuse und Marder wenn's gab, und von dem königlichen Pathengeschenk war längst keine Spur mehr vorhanden.

II.

Man sagt, daß Vögel, Dichter und Jungfräulein den Frühling am meisten ersehnen und am fröhlichsten begrüßen. Vom „Mauspeterles", wie der Kürze halber die ganze Familie titulirt wurde, ist nun meines Wissens nie ein Frühlingslied gesungen worden, und doch hat vielleicht kein Vogel und kein Dichter und kein Fräulein sich mehr gefreut, als sie, wenn die ersten warmen Lüfte wehten, die ersten Gänseblümchen auf dem Graswasen erblühten, und die struppigen Stachelbeersträucher grüne Blättchen trieben. Denn nun kam der Feiertag der Verkündigung Maria:

Mariä Verkündigung
Wirft dem Weber d'Ampel um!

schrieen die Buben durch die untere Stadt, wo die meisten Weber wohnen, weil von diesem Tage an die Weber nicht mehr bei Licht arbeiten. An diesem selben Tage zog auch unter lautem Rufen und Tuten, Peter, der Gänse-General erstmals wieder durch's Städtchen, wo ihm aus allen Gäßchen und Winkeln seine neuen Untergebenen entgegengetrieben wurden. Er war froh, als Peter und Michel, seine Aeltesten, soweit herangewachsen waren, daß sie ihm beistehen konnten, und mit dem lauten Ruf: „Kude, kude"! die Gänse nachtrieben. „S'Ang'wöhnen", sagte Peter bedenklich, und legte den Finger an seine große Nase, „s'Ang'wöhnen ist bei den Viechern das Schwierigste", (manchmal auch bei den Menschenkindern), deshalb erhielt er aber auch für's Angewöhnen das extra Pfund Brod für jede Gans, und eine Weile Ueberfluß in der Familie, — im Armenhaus hatten sie nur Dach und Fach, für's Essen mußten sie selbst sorgen.

Bei gutem Wetter war es für die Buben vergnüglich, gleich nach der Schule auf den Gänswasen hinauszuspringen. Zwar fuhr oft des Vaters Geißel dazwischen, wenn sie die Thierchen muthwillig herumjagten. Bald aber lernten sie ordentlich mit ihnen umgehen, und führten auf dem Rasen ein lustiges Leben. Die Mutter war fast immer krank, so mußten sie auch den kleinen Wilhelm mitnehmen in dem lotterigen Wägelchen, das der Vater selbst zusammengezimmert hatte, aber sie schämten sich seiner, weil er ein so häßliches Kind war; sie schoben das Wägelchen unter einen Baum, und wenn

das Kind schrie, wollte Keiner es herumtragen. Als er allein krabbeln konnte, setzte man ihn auf den Boden und ließ ihn selber sehen wie er zurecht kam. „Dem Wilhelmle thut alles nichts'', war die gewöhnliche Redensart, und er war in der That schon aller Orten hingefallen, von allerlei Berglein heruntergekugelt, und hatte sich Beulen von allen Farben an den Kopf gefallen und sich immer wieder erholt.

Auch beim Regenwetter war's so schlimm nicht, oben unter dem Mauer-Vorsprung kauerten sie sich zusammen und schrieen im Chor halbe Stunden lang:

Sonne komm abe!
Regen gang uffe!

Wenn's noch nicht aufhören wollte, so erzählte Michele, den der Mauspeter selbst für den „witzigsten'' unter seinen Buben erklärte, eine schauerliche Geister- oder Hexengeschichte. War's dann wieder hell und schnatterten die Gänse lustig an den kleinen Lachen, die sich vom Regen gebildet hatten, so kam ein ander Reimlein an die Reihe:

Frau Bidere, Frau Badere
Was machet ihre Gäns?
Se pfluderet, se pfladeret
Se wäschet ihre Schwänz.

Wenn aber Wilhelmle auch versuchen wollte mit zu singen oder zu schreien, so fuhren ihn die Andern an: „Halt nur Du s'Maul, bei Dir thut's ja so wüst!“ und der Wilhelm war still.

Peter und Michel, die auch des Vaters Amtsverweser waren, hatten das Amt, die halben Kreuzer am Sonntag einzuziehen. Der Vater zählte ihnen scharf nach, und der einzige Versuch, ein paar halbe Kreuzer zu unterschlagen, war mit so tüchtigen Prügeln geahnt worden, daß sie es nicht mehr probirten. Auf die Ehrlichkeit hielt Peter und seine Frau bei all ihrer Armuth, und schärften auch den Kindern ein, daß man ehrlich sein müsse, aber nicht sowohl weil es so Gottes Willen und Gebot ist, sondern: „weil's so eine Schande ist vor den Leuten, wenn's herauskommt, daß man unehrlich gewesen ist.“

Im Sommer also war's gute Zeit, und der schönste Tag war der Kirchweihsonntag im Oktober, wo zu den halben Kreuzern noch ein Stück Kuchen verabreicht wurde; da ging's hoch her im Armenhaus, auch Wilhelmle durfte nicht Mangel leiden; zwar weigerten sich die Brüder ihn mitzunehmen, „weil

er so wüst“ sei, aber sie brachten ihm seinen Antheil mit. Im Sommer war der Mauspeter sogar eine Art von Banquier, er hatte ein Wechselgeschäft, weil Jedermann, der halbe Kreuzer brauchte, sie bei ihm einlöste.

Das wurde anders wenn die Tage kürzer und kühler waren, ein unwillkommner Tag war der Feiertag Simon und Judas für die Familie Mauspeter, denn da ging die Sommerherrlichkeit zu Ende.

„Simo'd Jude
Schreit der Gänshirt nimmer Kude!“

riefen ihnen neckend die Gassenbuben zu, wenn sie die Gänse holten, und am Abend dieses Tags trieb Peter seine Schaar in besonders schön geordnetem Zug zum Letztenmal in's Städtchen, voran den großen Gansger (Gänserich) des Herrn Stadtschultheißen, dem die Buben als dem Vornehmsten seiner Schaar einen schönen Kranz um den Kragen gemacht hatten, was dem Gansger gar nicht lästig zu sein schien, denn er schritt ganz stolz mit seiner Zierde einher.

Peter war ein umsichtiger Gänsegeneral, und verdiente wohl, daß ihm die Leute hie und da noch ein Extratrinkgeld am Schluß seines Halbjahres gaben.

„Gemeine Leute glauben, eine Gans sehe der andern gleich, nur daß eine weiß sei oder grau“, sagte er, „ich aber kenne jegliche; wenn eine fremde unter die meinen kommt, und sie steht so dumm hin und bebbert anders wie die meinen, so weiß ich gleich, daß sie nicht dazu gehört.“

Mit dem Winter aber kam traurige Zeit. Trotz des besten Willens hatte Peter selten viel von dem Lohn des Sommers aufsparen können für die kalten Tage; Maulwürfe, Mäuse, Wiesel und Marder verkrochen sich in ihre Löcher und Höhlen, da hörte denn aller Verdienst auf, und war oft bittrer Mangel im Armenhaus, zumal als die Buben größer wurden, größere Kleider und Brodstücke brauchten; — sie zogen manchmal mit dem Vater in den Wald, um dürres Wachholderholz zu holen und Büschel zum Verkauf davon zu machen, hie und da gab's auch einmal einen Botengang, das war aber selten. Den alten Mauspeter drückte oft schwer der Gedanke, was denn aus all den sieben Buben werden sollte, er hatte keine Mittel, sie ein Handwerk lernen zu lassen, keine Freunde und Verwandte, die für sie sorgen konnten; — und das hatte er nie recht gelernt, sich und seine Kinder dem reichen Vater im Himmel zu befehlen, der Keines verloren gehen läßt. Er und sein Weib

gingen schon lang nicht mehr in die Kirche, „sie ist elend“, sagte er, „und ich hab kein Häs“ (Kleider) und so lebten sie in den Tag hin und dachten wohl, der liebe Gott sei nur für reiche Leute, die in schönen Kleidern zur Kirche gehen können, er erwähnte Gottes fast nur, wenn er seufzte: „Jetzt für den Wilhelmele wär's eben am besten, wenn der lieb Gott ihn zu sich nähm!“ Der Wilhelm hörte das oft, und kein Mensch dachte, daß solch ein Seufzer dem Kind in die Seele schneiden könnte.

III.

Bald waren es achtzehn Jahre, seit der Mauspeter einmal seine Wohnung unter dem Lindenbaume aufgeschlagen hatte. Der heilige Pfingsttagmorgen war angebrochen, ein Morgen so schön und klar, wie er sich recht für einen Festtag schickt, die rosenrothen Pfingstnelken blühten und die Mairosen rankten ihre leichten Guirlanden an den Hecken. Von fern hörte man da und dort frühe Kirchglocken herüberklingen, die Kinder probirten ihre neuen Kleidchen und auch die Mütter schmückten sich zum Kirchgang. Leichtsinniges Volk, das nicht wußte, wie schön und heilig ein Festtag wird, wenn man seine ersten Stunden dem Herrn geweiht, zog früh schon aus den Thoren zu einer Lust-Partie.

Einer ging allein hinaus und unbeachtet, der nicht aussah wie ein andächtiger Kirchgänger, aber auch nicht wie ein lustiger Spaziergänger.

Der da so allein stand, so ganz verlassen von Gott und Welt wie er dachte, das war des Königs Pathenkind, Wilhelm, der Sohn des Mauspeter.

Seine Mutter war schon seit zehn Jahren todt, der einzige Mensch auf Erden, der ihn lieb gehabt hatte. Vor zwei Jahren hatten sie auch seinen Vater begraben. Für seine Brüder war nothdürftig gesorgt: den witzigen Michel hatte durch einen Beitrag der Gemeinde ein Schneider in die Lehre genommen, den Jakob ein Schuster, Fritz war Leineweber geworden und Peter, der kräftigste, war Knecht bei einem Bauern im Oberland. Johann und Stoffele verwalteten gemeinsam das Amt des Gänsehirten und versuchten sich nebenher im Mausfang, der arme Wilhelm aber stand allein und ohne Beruf.

Mit seinem entstellten Gesicht und seinem undeutlichen Gestotter war er überall im Wege gewesen, man hatte ihn zur Schule geschickt, aber schon der Lehrer hatte sich wenig um ihn gekümmert, weil allemal ein Gelächter entstand,

so oft er lesen oder einen Spruch aufsagen sollte, kein Meister hatte ihn in die Lehre nehmen wollen: „vor dem laufen ja die Leute davon, wenn er eine Arbeit bringt; verstehen thut ihn auch kein Mensch, und er hört nicht einmal ganz gut." So ließ man ihn im Armenhaus und verwendete ihn hie und da zu Taglöhnerarbeiten. Aber auch da, obgleich er stark und fleißig war, zog man ihm gesunde, saubere Leute vor, die ordentlich reden konnten. Er hatte keinen einzigen Kameraden, die ältern Brüder waren fort, die zwei jüngern schämten sich seiner und wenn er sich einmal krank und elend fühlte und in sein Lager schlüpfte, so hörte er wohl den Armenvater sagen: „Na, wenn der nicht wieder aufstünd, so wär's grad auch kein Schad, aber dem thut kein hieländischer Tod nix."

So tief wie an diesem Pfingstmorgen hatte nun der arme Wilhelm nie seine Verlassenheit gefühlt; je schöner die Sonne schien und je heller die Lerchen sangen, desto trübseliger wurde ihm zu Muthe. Beten hatte er nicht gelernt. Einmal, in der Todesstunde hatte seine Mutter zu ihm gesagt: „O Wilhelmle, wir hätten uns mehr an den lieben Herrgott halten sollen! Bet nur, dann nimmt er sich auch Deiner an!" Aber er wußte vom Beten nicht viel, als ein Vaterunser hersagen und Niemand blies das Fünklein in ihm an, das damals geglimmt hatte.

Er hatte in den letzten Tagen keinen Verdienst gehabt, einen ordentlichen Anzug besaß er auch nicht, als einen grünen alten Kittel, da schämte er sich am Festtag unter die Leute zu gehen; lange schon trug er einen dunkeln Gedanken in sich herum, — heute sollte er zur Ausführung kommen: er wollte selbst seinem Leben ein Ende machen, und von den letzten paar Groschen, die er mit Steinschlagen verdient, hatte er sich — einen Strick gekauft.

An der Straße, die er wandelte, standen Bäume genug, daran er sein schauriges Vorhaben hätte ausführen können, aber da wollte er nicht, er fürchtete, gestört zu werden.

So stieg er über den Zaun in Adlerwirths-Garten, das war ein schattiger, etwas unheimlicher Garten, in dessen Mitte ein altes steinernes Häuschen stand, von dem die Leute sich allerlei grusliche Geschichten erzählten. Daran dachte Wilhelm nicht, er dachte nur, hier ganz ungestört zu sein. Er wußte nicht, daß noch ein anderes freudeloses Herz allein und trübselig hier außen weilte an diesem sonnenhellen Festmorgen. Das war der alte Müller, der Vater der Adlerwirthin und obgleich's ihm so schlimm nicht ging in der Welt,

wie dem armen Wilhelm, so meinte er doch, für ihn sei keine Freude mehr zu finden, und wenn er auch nicht entschieden solch einen schaurigen Vorsatz gefaßt, so saß er doch finster und trutzig in dem steinernen Gartenhaus und schaute in den Neckar, der am Garten vorüberfloß und besann sich, ob er nicht am Ende da drunten am besten aufgehoben wäre.

Der alte Mann war seit Kurzem erst stocktaub geworden, der fröhliche Vögelsang, das muntere Geplauder seiner Enkelkinder, die eifrigen Gespräche in der Wirthsstube, sie waren für ihn alle verstummt, so hörte er auch nicht mehr den Klang der Kirchenglocken, die frommen Gesänge, die heiligen Mahnungs- und Segensworte des Priesters.

Darüber war ihm nun ein tiefer Ueberdruß angekommen; wo die Leute lachten, glaubte er sich verspottet, wo sie zusammen redeten, da grollte er, daß Niemand sich die Mühe nehme, es ihm zu wiederholen, und so war er heute, als die Andern sich zur Kirche rüsteten, murrend und trutzig allein in den Garten gegangen. „Für was bin ich noch auf der Welt?" brummte er vor sich hin, „kann Niemand mehr was thun und helfen, und Niemand will etwas von mir." . . .

Da blickte er auf, und sah verwundert den Wilhelm, — was wollte der da? zu stehlen gab's doch nichts und der arme Wilhelm hatte seines Wissens noch nie gestohlen. Nun sah er bald, was er wollte, als Wilhelm seinen Strick hervorzog, an einem Baum befestigte und eine Schlinge knüpfte. Eben holte der Unglückliche einen Stein herbei, auf den er steigen wollte zu seiner letzten grausen That, da — brach der Bann, der anfangs noch auf dem alten Mann gelegen, mit einem lauten Ruf: „Halt ein!" stürzte er sich auf ihn, und hielt ihn fest. Noch rang Wilhelm sich frei zu machen von dem Griff seines Retters, aber dieser packte ihn mit fast jugendlicher Kraft, ließ ihn nicht mehr los und zog ihn mit sich fort in sein eignes Stüblein.

Wilhelm saß gebeugten Hauptes bei seinem Retter. Er fürchtete, man werde ihn schmähen und höhnen, dem war aber doch nicht so; es fühlten Alle, daß sie eine Schuld gegen den armen Wilhelm trugen, dem so gar Niemand eine freundliche, hilfreiche Hand gereicht hatte, und man hörte nur Ausrufe des Mitleids: „der arme Kerle!" „ha, wenn ich das gewußt hätt, man hätt ihn auch öfter in's Taglohn genommen!" „mein Bub, der Schlingel, hat ihn erst ausgespottet, der soll mir!" —

Der Arzt ließ den Wilhelm in sein Bett bringen und jagte die Leute auseinander.

Die Kirche war vorüber und die Glocken verhallt, die auch zu dem armen Wilhelm herübergeklungen waren; man hatte das Fenster in seinem Kämmerlein geöffnet, da strömte die milde Luft herein, ein Mägdlein des Armenhauses hatte ihm in einem zerbrochenen Töpfchen ein Sträußlein von Gelbveigel und weißen Blümlein gebracht. Da war es ihm doch, als freue er sich, daß er noch lebe.

Nun trat der Herr Pfarrer herein, der redete ihm ernstlich zu, wie schwere Sünde er habe begehen wollen, daß er das Leben wegwerfen wollte, das der Herr ihm anvertraut, daß er damit den Himmel gewinnen solle. „Ach, 's ist wohl nicht recht", gab Wilhelm zu, „aber ich bin eben so gar verlassen auf der Welt gewesen, Jedermann hat g'sagt, 's ging so wohl, wenn ich nicht mehr da wär, und wenn ich ihnen g'sagt, daß sie mir's so wüst machen, so haben sie mich ausg'lacht; „geh zu Deim Döte, (Pathen) dem König, der wird eine Freude haben, wenn er so ein schön's Dötle hat!" Und ich hab erst einmal zu ihm wollen", gestand Wilhelm dem Pfarrer im Vertrauen, „und hab' ihm alles sagen wollen und gedacht, er werd mir vielleicht helfen, wär's ja nur auch wieder so eine goldige Karlin gewesen, daß ich mir hätt Geräth kaufen können und schaffen an der Eisenbahn. Wie ich aber an's Königsschloß kommen bin, da haben mich die Soldaten und die Bedienten und die Kerle davor ausgelacht und g'schimpft und g'sagt, ich könne Prügel haben; — da hab ich's nicht mehr probirt."

„Davon hat Dein Pathe, der König nichts gewußt", sagte lächelnd der Pfarrer, „und wenn er wissen könnte von allen betrübten Herzen im Lande, so könnte er doch nicht allen helfen, wenn er gleich der König ist. Aber einen Vater hast Du im Himmel, der ist reich über Alle, die ihn anrufen und einen erstgebornen Bruder, der sich Deiner nicht schämt, der auch Dir zu Lieb vom Himmel gekommen ist und mehr Jammer durchgemacht, als Du je ertragen hast; dem darfst Du Alles klagen, was Dein Herz drückt, er hat die Mühseligen und die Beladenen zu sich gerufen. Und wenn er Dich arm läßt auf Erden, so ist's nur, weil er Dich im Himmel ewig reich machen will."

Nur langsam konnte der arme Wilhelm alle die selige Botschaft fassen, die er ja lange schon gehört, die ihm aber nie geklungen hatte, als ob sie auch für ihn wäre. Aber er lernte sein Herz erheben zu Dem, Den Niemand ver-

geblich bittet, und wie er am Abend einschlief auf seinem kümmerlichen Lager, arm, häßlich, einsam wie zuvor, so schlief er doch ein in dem seligen, friedlichen Gefühl, daß eine ewige Liebe seiner gedenke.

Unter den vielen Leuten im Städtchen, die heute von dem armen Wilhelm geredet hatten, war auch Emma, des Oberamtmanns Töchterlein; ihr Vater bedauerte herzlich den armen Bursch, und nahm sich vor, ihn hie und da mit Taglöhnerarbeit im Garten etwas verdienen zu lassen, „ja, 's ist freilich wunderlich vertheilt auf der Welt", sagte er, „wenn ich denke, daß Du am gleichen Tag mit dem armen Tropfen dort geboren bist! Wie verschieden doch die Loose sind!"

Auch der Emma kam das wunderbar vor, und sie mußte lange nachdenken über Gottes verborgne Wege und wie er wohl durch menschliche Güte mit ausgleichen wolle, was anscheinend so ungleich war.

Am Abend nach dem Pfingsttage saß Wilhelm auf der Bank vor dem Armenhaus, wohin man ihn gebracht hatte, ganz allein. Die Leute waren gut gegen ihn gewesen, der Pfarrer hatte ihn wieder besucht, und des Doktors Frau ihm gutes Essen geschickt, andere Leute hatten versprochen, sie wollen ihn später als Taglöhner nehmen. Das Alles freute ihn, aber fort wäre er jetzt gern gewesen, an einem andern Orte. Hier schämte er sich doch und meinte, es werde ihn Jedermann darum ansehen, und er fürchtete, wenn das erste Mitleid vorüber sei, vielleicht erst recht zum Kinderspott zu werden.

Aber Wilhelm hatte seit gestern eine selige Kunst gelernt, — er hatte Beten lernen, und so konnte er auch diesen Wunsch dem Vater im Himmel vortragen und denken, „wenn Du willst, lieber Herr, so kannst Du mir auch dazu helfen, und wenn Du nicht willst, so kann ich warten."

Da hörte er einen leichten Tritt, und er sah verwundert auf und glaubte zu träumen. Es stand ein schönes Fräulein vor ihm in einem rosenrothen Kleid mit blühendem, holdseligen Gesicht, es war Fräulein Emma, aber, obgleich sie sonst nicht ängstlich war, so fühlte sie sich doch etwas schüchtern und verlegen.

„Wilhelm", sagte sie endlich freundlich, „ich weiß, daß Ihr des Königs Pathe seid, aber Euer Pathengeld ist wohl lang schon verbraucht. Ich habe keinen so vornehmen Pathen, aber ich habe noch Pathengeschenke, die ich nicht brauche, weil meine Eltern leben, da haben sie mir erlaubt, daß ich die Euch geben darf." Sie legte in seine rauhe, braune Hand einen Louisd'or und zwei

Dukaten, und bevor der Wilhelm das nur fassen, oder gar sich bedanken konnte, war sie verschwunden. Er meinte fast, er habe geträumt, oder es sei ihm gar ein Engel vom Himmel erschienen; wie ihm aber so recht klar wurde, daß ihm der liebe Gott hier durch eine freundliche Menschenhand zur Erfüllung seines Wunsches geholfen, da geschah, was ihm in seinem ganzen langen Leben nie geschehen war: er weinte vor Freude.

IV.

Wenig Wochen nachher zog der Wilhelm ganz stattlich in einem saubern Wamms mit einem neuen Schiebkarren, einer starken eisernen Hacke und Schaufel zum Städtchen hinaus. Er hatte noch Abschied genommen vom Herrn Pfarrer und vom Doktor, der ihm einen Brief mitgegeben hätte an einen Bauinspektor bei den ersten Eisenbahnen, die gerade damals gebaut wurden. „Jetzt geht's zur Eisenbahn", sagte er munter, „und schaffen will ich, wie zwei, vielleicht reicht mir's nocheinmal zu einem Gaul, und wer weiß, zuletzt verhilft mir der liebe Gott noch zu einem Häuslein." „Am Ende gar noch zu einem Weib", sagte lachend der Doktor. „Kann Alles sein, Herr Doktor", sagte Wilhelm vergnügt, der jetzt schon einen Spaß vertragen konnte, gar zu frech will ich nicht sein im Wünschen, der liebe Gott weiß, was ich brauchen kann."

Unter all den zierlich und freundlich gebauten Bahnwärterhäusern im Schwabenland ist eines, das mit einem besonders schön gepflegten Gärtchen geschmückt ist, auch das Grundstücklein daneben ist gar gut angebaut; um die Fenster des Häuschens schlingen sich grüne Reben, und singt ein Vöglein davor in einem Weidenkäfig.

Wer hätte gedacht, daß der arme verkommene Wilhelm noch eine so freundliche Heimath haben werde! Und nicht einmal allein ist er darin, ein freundliches, nettes Weib sitzt Abends neben ihm auf der Bank, und sie schauen miteinander gar vergnüglich in das schöne Land hinaus, und ein Bube und ein Mägdlein machen sich ein klein Gärtchen dort auf der Seite mit Kieselsteinchen und abgebrochenen Wiesenblümchen, und es sind nette Kinder, „sie sehen ihm gar nicht gleich", sagen die Leute, wenn sie dem Bahnwärter ein Kompliment machen wollen.

So keck wäre Wilhelm gar nicht gewesen, auch das noch vom lieben Gott zu erbitten, er mußte es ja für ein großes Glück achten, daß man ihn wegen

seiner besonders treuen, pünktlichen Arbeit die Bahnwärterstelle gegeben hatte, aber wie er vor sechs Jahren einmal wieder in sein Heimathstädtchen gekommen ist, und das Armenhaus aufgesucht hat, um dankbar an Gottes gnädige Führung zu denken, da hatte man eben eine arme Wittwe hinausgetragen; dieser folgte ihre einzige Tochter, dieselbe, die ihm als Kind vor sechs Jahren das Blumensträußlein in seine Stube gebracht; sie hatte bis jetzt die elende Mutter gepflegt, und wußte nun auf der weiten Gotteswelt nicht wohin.

„Wenn ich Dir nicht zu wüst bin", hatte Wilhelm schüchtern gesagt, „so komm mit mir." Und sie hatte nicht bereut, daß sie mitgegangen war, „Bräve geht über d'Schöne" versicherte sie die Leute, wenn sie über ihren Mann sprach, „ich könnt mit dem Schönsten nicht vergnügter sein."

Wilhelm hatte sich einen Bart wachsen lassen, der seinen entstellten Mund etwas verdeckte, von Weitem sieht er ganz stattlich aus, wenn er so oben steht und seinen Stab hebt zum Zeichen, daß Alles in Ordnung sei.

Ganz besonders stramm ist er oben gestanden, als das erstemal sein Herr und König mit glänzendem Gefolge in einem Extrazug vorüber fuhr. Mit tiefstem Respekt sah er dem hohen Herrn nach, so lange der Zug sichtbar war, und betete leise: „Gott segne den König." Aber als er in sein Häuschen zurückging und den schönen Rock an den Nagel hing, da sagte er vor sich hin: „Herr Döte, und ich möcht erst nicht mit Euch tauschen!"

So war es mit Wilhelm doch noch gut gekommen. Der alte Müller, der von Allen als der nächste Retter des armen Wilhelm gepriesen wurde, der hatte nun auch erkannt, daß für keinen Menschen eine Zeit kommt, wo er nichts mehr thun kann im Dienste Gottes und seiner Brüder. Nun setzte er sich geduldig in sein Kämmerlein mit seiner Bibel, die er mit einer Brille noch lesen konnte, oder auf's Bänklein vor die Hausthür, oder auch hinaus in den schattigen Garten. Wenn er nicht hören konnte, so sah er doch, und gönnte den Fröhlichen ihre Freude. Und da und dort zeigte ihm der liebe Gott einen Weg, wie er, auch ohne viel Mittel und ohne Gehör doch mit gutem Rath oder Hilfe Andern beistehen konnte. So fehlte es ihm nicht an freundlichen Grüßen, an guten Freunden, die sich hie und da zu ihm auf's Bänklein setzten und ihm etwas Neues in die Ohren schrieen.

Er aber und der arme, sonst so verachtete Wilhelm sind gute Freunde geblieben, weil Gott sie Beide erwählt hatte, selbst da, wo sie auf Irrwegen gewesen, einander zum rechten Weg zu helfen.

Tizian.

Von K. Rheineck.

Venedig!

Woher der Zauberklang, den dieses Wort in jeder künstlerisch angelegten Seele weckt? Woher kommt es, daß auch Jene, die nie Italiens Himmel geschaut, sehnsüchtig hinblicken auf die Perle der Adria? Was ist es, das auch uns, die wir so dicht an der großartigen Alpenwelt wohnen, hinzieht zur Stadt der Lagunen? Die Gegenwart möchte nicht so zur Wanderschaft verlocken — denn ist auch das Meer noch immer das gleiche, spiegeln sich auch noch immer dieselben Paläste in seinen Fluthen — Venedig ist nur durch seine Vergangenheit groß. Es ist herabgesunken von seiner Höhe, es ist groß durch das, was es gewesen. Venedigs Natur und Aeußeres sind geblieben, aber sein Geist ist ein anderer! Wenn eine wonnig stille Mondnacht die stolze Dogenstadt in einen magischen Schimmer gehüllt hat, mag wohl den Fremdling, der freudetrunken sich in einer jener unzähligen Gondeln schaukelt, eine Ahnung überkommen, wie es bereinst gewesen, als noch so viele Lande dem Löwen von San Marco gehuldigt!

Mit Stolz blickt Venedig auf seine Vergangenheit, und groß ist die Zahl Derer, die den Ruhm ihrer Vaterstadt hinausgetragen in alle Lande. Der gefeiertste aller Namen aber, die sich an Venedig knüpfen, ist der Tizian Vecellis, eines Malers im ganzen Sinne des Wortes, der sich durchgerungen durch die Mühsale seines Berufes, um verklärt im Andenken der Nachwelt fortzuleben. Ein Dasein von fast hundert Jahren war ihm gegeben — welch' lange und doch wieder so kurze Zeit für eine rastlos schaffende Künstlerseele! Unermüdet in seiner Thätigkeit ließ er sich durch die Beschwerden des Alters nicht beirren, und wenn auch sein Körper den Einflüssen der Jahre nicht widerstehen konnte, seine geistige Kraft und Frische blieb bis zu seinem Ende ungebrochen.

Ein geborener Venetianer war Tizian nicht, er stammte aus dem Orte Cadore in Friaul, kam aber schon frühzeitig in die „Dominante", wie Venedig so schön genannt wird, und dort, wo er eine Heimath gefunden, lebte er mit nur kurzen Unterbrechungen, und dort schloß er auch seine Laufbahn.

1477 ward Tizian geboren und starb 1576. Seiner Mutter träumte einst, ihr Sohn werde an der Pest sterben, und mit ängstlicher Sorgfalt hütete

sie das Leben des Knaben, da wirklich in der Nähe die Seuche herrschte, nicht ahnend, daß ihr Gesicht sich 99 Jahre später dennoch erfüllen sollte.

Eines Tages war in Cadore eine große Bewegung bemerkbar, denn in einer Blende des Hauses, das dem Waffenschmiede Zangri gehörte, zeigte sich den erstaunten Bewohnern ein Madonnenbild, das wie durch ein Wunder an die Wand gekommen zu sein schien, da Niemand einen Maler dort beschäftigt gesehen hatte. Aber nein, es war Tizian, der in den frühesten Morgenstunden das Bild mit Wasserfarben und dem Safte von Blumen dorthin gemalt, der kleine Junge, der sich so oft von Meister Zangri hatte erzählen lassen, und ihm nun zum Danke eine Freude machen wollte. Unter Tages hatte er die Stelle immer sorgfältig verdeckt, damit das Gemälde, erst wenn es fertig, gesehen würde. Seine Mutter, die allein das aufkeimende Talent in ihm geahnt hatte, weinte Freudenthränen über ihr Kind!

Damit war Tizians Schicksal entschieden; jetzt begann auch sein Vater zu glauben, daß sein Sohn doch noch ein ganzer Maler werden könne. Im Jahr 1490 ließ er ihn nach Venedig ziehen und begleitete ihn selbst auf der Reise, verschaffte ihm auch im Hause seines Bruders dort eine Heimath, die ihn das Vaterhaus nicht allzu sehr vermissen ließ.

Des Knaben heißester Wunsch war erreicht, er lebte in der Stadt, wo die Kunst so hoch geehrt und geachtet war, wie an keiner anderen Stätte, und nicht eher rastete er, als bis er unter die Zahl der Schüler Gentile Bellinis aufgenommen war. Doch litt es ihn nicht lange dort; er trat bald zu dessen tüchtigerem Bruder, Gion Bellini über und blieb bis zu seinem 20. Jahre bei ihm.

Da war denn der feurige Jüngling gezwungen, sich zu beherrschen; er konnte, um gegen den Meister nicht zu sehr zu verstoßen, seinen inneren Bildungsgang nicht ganz in seinen Werken niederlegen, er mußte die harte Schule des Kampfes gegen die Manier, das Hergebrachte durchkämpfen, um endlich selbständig auftreten zu können, und vor Allem jene wunderbaren Porträts in die Welt hinauszusenden, die ihn hauptsächlich unsterblich gemacht haben.

Eine der ersten Arbeiten dieser Art war das Bildniß der verwittweten Königin von Cypern Katharina Cornaro, einer schon im reifen Alter stehenden, noch immer schönen Frau.

Den Einfluß Dürers, der sich damals in Venedig aufhielt, zeigt Tizians „Zinsgroschen" (jetzt in Dresden), indem dieses Bild einen Grad der

Durchführung aufweist, wie er an dem deutschen Altmeister gewöhnlich scheint, bei Vecelli aber nur das Bestreben darthut, sich auch in dieser Hinsicht dem Nebenbuhler ebenbürtig zur Seite zu stellen.

Jedoch für immer behielt der Meister diese dem Deutschen entlehnte Detaillirung nicht bei; seine Bilder, obwohl vollendet in ihrer Wirkung, sind doch in Einzelnheiten von geringerer Bedeutung, wie z. B. Haaren, oberflächlicher behandelt. Bei seinen Porträts liebte er es, nur Augen, Nase und Mund ganz durchzuführen; alles Uebrige ließ er mehr unbestimmt. Aber wie sind diese Bildnisse dann auch Meisterstücke! So ein Augenpaar vermag den Beschauer unendlich zu fesseln; man kann den Blick nicht wenden davon, so wunderbar klar, sinnig und denkend sind sie vor uns. Genau so müssen die Originale im Leben geblickt und gesonnen haben, und ihre Seele scheint gleichsam auf die Leinwand gezaubert. Stundenlang mag man das Bild betrachten — immer neue und schöne Züge werden an ihm bemerkbar, man unterhält sich geistig mit dem Gemälde — es sind ja auch alle Gedanken auf die Stirn geschrieben. Vom Reiz der Farbe zu reden, ist überflüßig, da man diese nur schauen und wieder schauen kann; es genüge ein Wort seines Zeitgenossen Tintoretto zu erwähnen: „Tizian malt mit geriebenem Fleische." —

Eine Feuersbrunst hatte im Jahre 1504 den Fondaco dei Tedeschi zerstört; die schon nach zwei Jahren wieder hergestellte Halle sollte mit Fresken geschmückt werden.

Mit Giorgione sollte sich Tizian in die Arbeit theilen; ersterer hatte in dieser Art der Malerei schon Uebung, die Tizian gänzlich mangelte; aber mit dem Feuereifer, mit dem er alles Große ergriff, hatte er die Schwierigkeiten der Technik bald überwunden und überstrahlte beinahe Giorgionos Ruhm. Der Neid machte diesen fast zu Tizians Feind, aber bald lernte Giorgione seinen Gegner achten und schätzen und söhnte sich noch vor seinem kurz darauf erfolgten Tode völlig mit ihm aus. Hatte Tizian auch den Nebenbuhler nicht zu fürchten, so verschaffte ihm sein Scheiden doch Gelegenheit, die von Giorgione unvollendet hinterlassenen Werke zu Ende führen zu können.

Tizian malte einst in der Kirche San Rocco an einem Bilde; da nahte sich ihm, der auf dem Gerüste unbemerkt blieb, eine edle Frauengestalt und betrachtete lange das Werk. Es war eine jener venetianischen Schönheiten, die heute noch fortleben, es war Violante. — Tizian sah sie; ihre unaussprech-

liche Anmuth, der Liebreiz ihres Wesens, der Widerschein ihrer schönen Seele zeigte ihm das Ideal, welches lange seiner Phantasie vorgeschwebt hatte. Bald vereinten die edelsten, reinsten Bande diese Beiden. Aber schon nach drei Jahren zerstörte der unerbittliche Tod dieses Glück. Tiefgebeugt stand er am Sarge jenes Wesens, dessen Schönheit er uns so oft auf seinen Bildern vergegenwärtigt; mit wundem Herzen sah er sie in's Grab sinken.

Einsam trauernd nahte er sich einstmals wieder Violantens Ruhestätte; da fand er dort eine Jungfrau betend; es war die Freundin der Verstorbenen; es gelang ihr, Tizian den erlittenen Verlust weniger schmerzlich zu machen, und bald führte er sie als sein Weib in sein Haus. —

Die Ehe war durch ihre sanfte Weiblichkeit und hingebende Liebe eine glückliche; im Jahre 1513 ward ihm durch die Geburt Pomponios die erste Vaterfreude.

Am Hofe zu Ferrara hatte der kunstsinnige Herzog Alfonso der Erste einen Kreis von Künstlern um sich versammelt, und als ein Edelstein in jener Kette ward auch Tizian dahin berufen, um Gion Bellinis Gemälde zu vollenden. Dort weilte auch Vittoria Colonna, jene geistreiche Marquise, die durch ihr späteres edles Verhältniß zu Michel Angelo so berühmt geworden ist, und Ariosto der Dichter. Zwischen diesem und Tizian bildete sich ein seltener Freundschaftsbund, den nur der Tod Ariost's lösen konnte. Seine Zeit theilte der Meister zwischen der Arbeit und der Unterhaltung mit jenen geistreichen Personen, wie er auch in Venedig trotz seiner einfachen Lebensweise immer offenes Haus hielt und es gerne sah, wenn sich Männer und Frauen zu munterer und ernster Unterhaltung zusammenfanden.

Als ihn nach Vittorias und Ariosto's Abreise von Ferrara dort nichts mehr fesselte, kam ihm ein Ruf des Königs Franz I. von Frankreich nach Bologna sehr gelegen. Dieser hielt sich gleich Papst Leo X. in jener Stadt auf, und suchte Tizian zu bewegen, nach Paris überzusiedeln. Der Künstler lehnte ab, und der König mußte sich mit dem Versprechen eines lebensgroßen Porträts begnügen. Auch der Papst suchte ihn vergebens an seinen Hof zu fesseln, der so ziemlich den Mittelpunkt der civilisirten Welt darstellte. Tizians Liebe zu Venedig war zu stark, stärker aber wohl noch seine Gatten- und Vaterliebe. So sehr ihn sein Künstlerberuf nach Rom lockte, die Sehnsucht nach der Heimath errang den Sieg — war ihm ja auch unterdeß ein zweiter Sohn geschenkt worden.

Einen Ruf nach Parma wies er mit den Worten ab: „Parma besitzt ja einen Correggio, der solcher Arbeit auch gewachsen ist.“

Siebenundzwanzig Jahre hatte Tizian seine Eltern und sein Vaterhaus nicht mehr gesehen — da zog er im Sommer 1517 mit Weib und Kind nach Cadore. Freudig empfingen die Eltern den berühmten Sohn, und dankend konnte der Mann einen Theil der Liebe wieder erstatten, die er als Kind empfangen. Auch den alten Zangri konnte er noch begrüßen und ihm seine letzten Tage verschönern. Mit welchem Stolz mögen die Bewohner von Cadore auf ihren Landsmann geblickt haben, der als Kind ausgezogen war, und nun den Namen des Ortes auf immer unvergeßlich gemacht hatte!

Geistig und leiblich erfrischt kehrte Tizian nach Venedig zurück zu neuer Thätigkeit. Sein erstes Werk war dann die Vollendung einer schon früher begonnenen Himmelfahrt Mariä. Zur Himmelskönigin hatte ihm noch Violante gesessen, und in stiller Wehmuth beschloß er, an ihrem Kopfe nichts mehr zu ändern: er blieb — aber welch ein überirdisch schöner Kopf! Eine Braut des Himmels! — Er vollendete die Gruppen der Apostel; in immer abnehmenden Farbentönen scheint sich das Bild nach oben zu verklären, um in der Mutter Gottes einen Abglanz der Himmelsseligkeit zu zeigen.

Sein nach den Urtheilen der Zeitgenossen vollendetstes Werk ist das „Martyrium des heiligen Petrus“ (nicht des Apostelfürsten, sondern eines im Jahre 1277 ermordeten und später kanonisirten Dominikaners). Der Eindruck desselben ist so mächtig, daß ein sehr gefühlvolles Mädchen beim ersten Anblick des Bildes eine Ohnmacht angewandelt haben soll. Wie erschütternd muß da der Moment aufgefaßt sein! Der Senat Venedigs verbot den Dominikanermönchen, denen das Gemälde gehörte, den Verkauf desselben bei Todesstrafe.

Im Dezember des Jahres 1529 kam Tizian zum zweiten Male nach Bologna. Sowie früher Franz von Frankreich, berief ihn Kaiser Karl der Fünfte dahin, damit er ihn male. Und obwohl der Kaiser damals noch wenig Sinn und Verständniß für Kunst besaß, vermochte der Meister ihn doch so zu gewinnen, daß er aussprach, er wolle von Niemand mehr als Tizian gemalt sein. Das Bild zeigt den Fürsten, in dessen Landen die Sonne nicht unterging, in krankhafter Blässe, das Gesicht von einem röthlichen Barte eingerahmt, im Harnisch hoch zu Roß.

Auf der Insel Murano malte Vecelli einst an einem Gemälde in der dortigen Kirche; er wähnte sich allein bei der Arbeit, da er es nicht leiden mochte, wenn man ihm zusah, war aber um so mehr erstaunt, einen Fremden in stiller Betrachtung dort zu finden, als er von seinem Gerüste herabstieg. Aber der schöne und schmerzliche Ausdruck im Antlitze des Eindringlings ließ ihn seinen Unwillen über die Störung bald vergessen. Er erkannte den ebenbürtigen Geist — es war Michel Angelo Buonarotti, der, verfolgt von seinen Gegnern, die gastliche Republik zu seinem Asyle gewählt.

Als Tizian am Abend desselben Tages sein Haus betrat, erweckten die bestürzten Mienen der Diener seine Besorgniß um seine geliebte Lucia, die erkrankt darniederlag. Die Besserung, die in ihrem Leiden eingetreten war, hatte keine Dauer — mit seiner Gattin starb wiederum ein Stück seines Lebens ab. Violante, sein Vater, Lucia — es waren schwere Schläge, die ihn auf noch Herberes vorbereiteten.

In den Stätten der Heimath suchte und fand er Erholung, bis ihn des Kaisers Wunsch zum dritten Male nach Bologna führte. Dieser ließ sich neuerdings von ihm malen und zog ihn immer in seine Gesellschaft. Die Höflinge waren schon längst auf den Maler eifersüchtig; wie der Kaiser aber eines Tages einen Pinsel, welcher der Hand des Meisters entfallen war, selbst aufhob, kannte ihre Entrüstung keine Gränzen. Was war jedoch zu machen, da der Monarch entgegnete: „Ein Tizian verdient wohl, von einem Kaiser bedient zu werden." Und trotzdem schlug jener es damals Karl V. ab, ihn nach Madrid zu begleiten; er wollte Venedig nahe sein und folgte daher einem Rufe des Herzogs von Mantua dorthin; auch nach Mailand ging er auf die dringende Einladung des Herzogs Sforza.

Auf dem Rückwege nach Venedig mußte Tizian in einem einsamen Gehöfte Schutz vor einem Gewitter und ein Nachtlager suchen. Der Wirth, der wohl gemerkt hatte, daß die Reisenden begütert seien, wollte sie während ihres Schlummers bestehlen; als aber des Meisters Freund, Aretin, erwachte und ihm zurief, wie er es wagen könne, einen Tizian zu berauben, sank der Wirth in die Knie und rief flehend: „Gnade, Signor! ich wußte nicht, daß Ihr der berühmte Meister seid. Nie hätte ich Euer Gut angerührt." — So mächtig war Tizians Name bis in die untersten Schichten der Bevölkerung herab!

Abermals berief Karl V. Tizian an sein Hoflager, (das er eben in Asti hielt) um seine schöne Gemahlin Isabella von Portugal malen zu lassen.

Auch Ferrara begrüßte den Meister in seinen Mauern: Papst Paul III. suchte unter dem Vorwande, daß Vecelli ihn abbilde, diesen zu bewegen, seinen Einfluß beim Kaiser zu seinen (des Papstes) Gunsten geltend zu machen, ward aber vom hochsinnigen Künstler abgewiesen.

Endlich gelang es Tizian, einen seiner heißesten Wünsche erfüllt zu sehen: im Herbste 1545 sah er Rom, die ewige Stadt! Rom! Beim Klange dieses Namens zuckt es im Künstlerherzen, und wie mag dem Meister zu Muthe gewesen sein, als er die Hauptstadt der Christenheit betrat! Selbst schaute er die Ueberreste einer vergangenen Zeit und einer unvergänglichen Kunst, selbst stand er vor den Fresken Raphaels und Michel Angelos, selbst Künstler und groß in seinem Fache stand er neidlos vor den Werken Anderer und genoß ihre Schönheit. Dort zu Rom traf er wieder mit Buonarotti zusammen, dort sah er wieder Vittoria Colonna.

Im Mai 1546 verließ Vecelli Rom, um nach Venedig zurückzukehren. Tiefer Kummer lastete auf ihm; sein Sohn Pomponio führte eine so lockere Lebensweise, daß er immer wieder seinen Vater um Bezahlung seiner Schulden angehen mußte. Jedesmal versprach er Besserung, und jedesmal war das Versprechen in Kurzem vergessen. Horazio hingegen, sein zweiter Sohn und ebenfalls Maler, machte ihm alle Ehre; er vermählte sich und gab dem fast siebzigjährigen Vater eine um so liebere Gesellschafterin, da dessen Schwester Orsa, die bisher um ihn war, hin und wieder zu kränkeln anfing.

Der Winter 1548 fand Tizian zu Wien und Augsburg, in welch letzterer Stadt er Lukas Kranach kennen lernte; im Herbst war er wieder in Venedig.

Kurze Zeit nach dieser Reise erhielt er ein Diplom, worin der Kaiser ihn zum Pfalzgrafen des Reiches ernannte. Der Fürst ehrte ihn und sich damit; galt ja doch damals das Wort:

Die Künstler sollen mit den Kön'gen gehn,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhn!

Die Republik war stolz auf die Erhebung ihres Sohnes; fiel doch der Glanz seines Namens auf sie zurück.

Einer abermaligen Ladung des Kaisers nach Spanien gab der Meister endlich nach und sah seinen fürstlichen Gönner dort noch kurz vor dessen Tode. Bald nachdem sie sich zum letzten Male getrennt, vernahm die Mitwelt die Kunde vom Scheiden des Monarchen! —

Neuerdings riß der Tod einen hinweg, der dem Herzen Tizians nahe gestanden — auch seinen treuen Freund Aretin mußte er vor sich sterben sehen. Er war der Vierte. Aber auch Linderung bot ihm das Schicksal für seine Wunden; er lernte ein Mädchen kennen und achten, Irene von Spilimbergo, reich begabt an Geist, Talent und Strebsamkeit. An des Meisters Hand entwickelten sich ihre Gaben, sie war bereits hoch gestiegen auf dem dornenvollen Pfade der Kunst — und Eine Nacht genügte, die Blüthe zu brechen und des Lehrers Schmerz zu erneuern. Immer lichter wurde der Kreis seiner Lieben; auch ein anderer treuer Freund, Sansovin, starb. Er fühlte die Last der Jahre immer mehr und nur sein hoher Geist wankte nicht. So schrieb er unter ein Bild aus seiner Jugendzeit, das man ihm zuschickte mit der Bitte, er möge es verbessern, entrüstet nur die Worte: Titianus fecit, fecit — und sandte es zurück. —

Wie Tizian nun fast ein Jahrhundert gelebt, da überkam ihn eine wehmüthige Stimmung. Er war so ganz allein zurückgeblieben von Allen, an denen er mit Liebe gehangen, er mochte wohl sein Ende ahnen. Er begann noch ein Gemälde, eine Grablegung, vollendet hat er sie nicht mehr. Den von der Hand des Todes ihm entrissenen Pinsel nahm später Palma auf, und setzte unter das zu Ende geführte Bild die bescheidene Inschrift: „Was Tizian unvollendet hinterließ, führte Palma ehrfurchtsvoll aus und weihte es der Gottheit!"

Wie schon erwähnt, war es die Pest, welche die letzten Bande, mit denen Tizian noch an der Erde hing, löste. Neunundneunzig Jahre hat er sich rastlos gemüht und nur seiner Kunst gelebt, und wenn auch die letzten Werke in Folge der Abnahme seiner Sehkraft weniger vollendet wurden — die Glut seiner Farbe, die Reinheit seiner Zeichnung sind gleich geblieben. Wie leicht begreiflich hat er auch unendlich viel geschaffen; außer unzähligen Bildnissen und religiös historischen Compositionen behandelte er auch häufig mythologische Stoffe; den größten Ruhm haben darunter seine Venusdarstellungen davongetragen. Der einzelnen Werke hier zu erwähnen ist nicht gegeben; auch mag ein Künstlerleben von hundert Jahren mehr bieten, als hier verzeichnet, aber der Gedankensturm beim Andenken eines solchen Meisters ist zu mächtig, als daß er anders denn in Bruchstücken wiedergegeben werden könnte.

Tizian! sieh herab auf die Worte, die ich Deinem Gedächtniß geweiht und Deiner Kunst, der Du drei Menschenalter gelebt! Laß Deinen Genius

nicht entschwinden, der Dich getragen und höher gehoben, als all die Ehren, mit denen man Dich gelohnt!

Ein Kindergedanke.

Von Auguste v. Gäßler.

Die lieben, guten Heil'gen
Die in der Kirche steh'n,
Wohl sind sie miteinander
Recht herrlich anzuseh'n.

Sie tragen gold'ne Kronen
Und Perlen licht und klar,
Und hell und golden funkelt
Im Sonnenlicht ihr Haar.

Doch gar zu stille prangen
Sie an den Wänden dort,
Und beten unablässig,
Und lesen immerfort.

Da haben es viel schöner
Die kleinen Engelein,
Hoch an der Kuppel oben
Im hellsten Sonnenschein.

Die musiciren lustig
Und singen Tag und Nacht,
Und fliegen wie die Vögel
Durch gold'ne Wolkenpracht.

O, wollte doch das Christkind
Mir winken alsogleich!
Zu gern ein lust'ger Engel,
Wär ich im Himmelreich.

Bin ich erst groß geworden,
Zu spät ist's leider dann,
Weil ich nur noch ein Heil'ger
Im Himmel werden kann.

Onkel Martins Vermächtniß.

Eine Erzählung

von **Katharina Diez.**

II.

Die Entdeckung.

Des Frühlings Veilchen und Rosen waren verblüht, und die Sommertage fingen an heißer zu werden. Martins Kürbispflanzen rankten sich schon hoch an der Wand hinauf, mit breiten, grünen Blättern und gelben, phantastischen Blüthenkelchen. —

Gottlob! auch die Blüthe der Liebe hatte sich, wenigstens zwischen den beiden jungen Freunden wieder erschlossen. Anfangs zwar war der Johannes dem Martin noch so stolz und trotzig aus dem Wege gegangen, daß dieser lange den Muth nicht finden konnte zu einem liebenden, versöhnenden Worte.

Alle Schulkameraden freuten sich, als der liebe, sanfte Engelskopf des Genesenen wieder aus ihren Reihen blickte, nur der Johannes wandte jedesmal sein ernstes Gesicht ab, wenn ihn ein sehnender, bittender Blick aus den braunen Rehaugen traf.

Und doch war das Alles nur eine Rinde, unter welcher unverletzt die alte Liebe schlummerte, und im Stillen ungeduldig des Augenblicks harrte, der sie wieder wecken sollte. Eines Tages, wo sich die beiden Kameraden einmal allein vor der ehemaligen Wohnung des Onkels Martin begegneten, da lagen, sie wußten selbst nicht wie es geschehen war, ihre Hände zusammen, ihre Arme schlangen sich, wie sonst, umeinander und wie in früherer Zeit gingen sie den gemeinsamen Weg unter trautem und fröhlichen Geplauder. Die Zeit ihrer Trennung schien vor ihnen verschwunden, wie ein Wölkchen, und Sonnenschein leuchtete um sie her, aus ihren frohen Augen, um ihre jugendlichen Wangen, ihre heitren Schritte.

Doch als sie an das Gartenpförtchen zu Martins Elternhaus kamen, da stand Johannes still und sagte auf Martins Bitte: „Komm doch mit herein!" — auf einmal wieder ganz bestimmt und strenge: „Nein! in Euren Garten und in Euer Haus thu ich keinen Schritt mehr, so lange der heilige Martinus an Eurer Wand steht."

„Ach, Johannes!" sprach Martin traurig; „soll denn das liebe Bild, das uns bei dem seligen Onkel Martin ein so guter Kamerad war, nun auf ein-

mal ein Störenfried für uns werden? — gönnst Du mir denn seinen Anblick nicht?" —

„Ja freilich, Dir vor allen!" rief Johannes und sah dabei seinen Freund so warm und ehrlich an, daß diesem das Herz aufging vor Freude. „Aber sieh", fuhr er fort, „mein Vater ist ungerecht behandelt worden von dem Deinigen, er hat wohl das nächste Recht gehabt an das Heiligenbild, weil er der älteste sein soll — aber er ist gut gewesen und hat mit Deinem Vater loosen wollen und da hat der gemeint, mein guter Vater könne ihn betrügen. Solchen Vorwurf läßt ein Sohn nicht sitzen auf seinem Vater, und deßhalb komm ich nicht wieder in Euer Haus und bin auch bös auf Dich gewesen, weil ich geglaubt habe, Du wüßtest Das Alles und gäbst am Ende Deinem Vater Recht und das Heiligenbild wäre Dir lieber als die Gerechtigkeit und meine Freundschaft."

„Nein, Johannes, von dem Allem, was Du mir da erzählst, hab ich nichts gewußt — O, wie konntest Du das von mir denken? — Laß uns zusammenhalten Johannes, wie der David und der Jonathan, als Saul zürnte. Ja, ein Kind kann wohl zuweilen etwas Anders meinen, als die Eltern und sie warnen vor dem Bösen. So hat es der Franz von Assisi gemacht bei seinem Vater, und Andere auch, wie ich gelesen habe in der heiligen Geschichte. Und so will ich auch thun; und ich glaube, das wird mir leichter werden, denn mein Vater ist ein guter, guter Vater und hat sich gewiß nur übereilt und der Deinige auch. — Wir wollen Alles thun, was wir können, daß die guten Eltern wieder einig werden und sollst sehn, es wird so kommen. Sieh einmal!" fuhr er heiter fort „wie dort meine Kürbisblumen so schön empor ranken! sollst sehen, am heiligen Martiniabend, dann ziehn wir all zusammen wieder in Fried und Freud mit unsern Kerzen hier aus dem Gartenthürchen."

Die Knaben reichten sich mit froh leuchtenden Blicken die Hände und gewiß, ihre guten Engel sahen liebend auf sie herunter, wie sie da zusammen an dem Gartenpförtchen standen und sich gelobten die Dämonen des Neides und der Zwietracht von dem Herde ihrer Eltern verscheuchen zu wollen.

Ja, gute Kinder sind zuweilen die Schutzengel der Eltern, sie sehen oft heller und unbefangener das Rechte und Wahre, weil ihr Blick noch nicht getrübt ist von den traurigen Erfahrungen des Lebens; sie können es rascher erfassen, weil ihre Hände noch nicht müd und starr geworden sind, von der oft

vergeblichen Arbeit, welche die Noth der Erde fordert, und weil der Schlag ihrer Herzen noch nicht gehemmt wurde von Kälte, Undank, Ungerechtigkeit, all den bösen Dämonen der Welt, die dem Kinde, unter dem Schutze treuer Elternliebe, fern bleiben. Wie aber könnte ein Kind seine Dankbarkeit für diesen Schutz schöner beweisen, als wenn es dem müden Arme der Eltern in schwachen Stunden seine jungen kräftigen Arme zur Stütze bietet, wenn es mit dem hellen und reinen Auge seiner Liebe sie bittet: werdet nicht müde im Ausharren des Guten, laßt das Samenkorn Eurer Lehre und Eures Beispiels nicht verdorren, daß es wachse zum Lebensbaume, der uns Schutz und Schatten geben soll in dem Sturm und dem Sonnenbrande des Lebens.

Der Martin hatte Recht, er brauchte seinem Vater nur das rechte Wort an's Herz zu legen, mit seiner kindlichen Bitte und kindlichen Liebe und die Augen des alten Mannes senkten sich demüthig in sein Inneres, und erkannten, so viel es ihm möglich war, daß er gefehlt und Vieles gut zu machen habe. Die Stimme des eignen Gewissens hatte ihm das wohl selbst schon längst im Stillen gesagt, nur daß sein Stolz und seine Begierde das Heiligenbild zu besitzen, nicht darauf hören wollten! —

Eines Tages trat er an der Hand Martins in das Haus seines Bruders und sagte: „Franz! vergib mir das böse Wort, das ich gesprochen, sowie auch ich Dir das Deinige vergebe. Wir wollen noch einmal loosen um den heiligen Martinus, und wem er zufällt, dem soll der Andere ihn ohne Neid und Widerrede überlassen. Hier hast Du meine Hand darauf, daß es von mir so gehalten werden soll."

Es ging mit den beiden alten Kameraden wie mit den beiden jungen — es bedurfte nur eines Blicks der Augen, nur einer warmen Berührung der Hände, um die alte Liebe wieder zu erwecken und die böse Zeit der Zwietracht ungeschehn zu machen. Wehe dem Herzen, das kalt bleiben kann, wenn sich ihm eine warme Hand, Verzeihung erbittend, entgegen streckt! — Ich glaube, kein Mensch ist tiefer zu beklagen als der, welcher nicht vergessen und vergeben kann. —

Der gute Franz war gewiß der Letzte, von dem man das hätte sagen können. Die hellen Thränen rannen ihm über das ehrliche Gesicht; es war vielleicht das erstemal, daß der Bruder ihm zuerst Versöhnung angeboten. Das war sonst immer sein Geschäft gewesen, weil er freilich auch in der Regel durch Heftigkeit und Leichtsinn den Streit herbeigeführt hatte.

„Das ist brav von Dir, Niklas!“ sagte er, und drückte dem Bruder so kräftig die Hand, daß es ihn schmerzte. „Dießmal war ich nicht zuerst gekommen, aber nun Du es gethan, bin ich auch doppelt bereit Alles zu vergeben und zu vergessen. Was nun das Verloosen betrifft, so muß es freilich geschehn, schon um meiner Frau willen, die sich damals gar nicht zufrieden geben konnte, als ich ohne den Heiligen nach Hause kam. Ich glaub indeß sicher, daß Du ihn gewinnen wirst, weil Du 'mal einen festern Gauben hast, wie ich. Hier sind die Loose! — traust Du mir denn nun auch jetzt?“ — setzte er mit einem gutmüthig schelmischen Blick hinzu.

„Ach, laß das Gespaße!“ — entgegnete Niklaus wieder mit einem sehr ernsten Gesicht — „hab ich Dich nicht um Verzeihung gebeten und kannst Du“ — —

„Lieber Onkel Franz!“ fiel hier Martin ein, „ich trau Euch doch nicht recht, und zwar aus dem Grunde, weil ich Euch zutraue, daß Ihr jetzt uns zu Gefallen und zum Nutzen einen Betrug spielen könntet.“

„Meinst Du? — wer weiß, was ich leichtfertiger Kerl zu thun im Stande wär! — Aber damit keine Versuchung und kein Zweifel uns schaden kann, so denk ich, es ist das Beste: Du nimmst die Loose in Deine Hand. Du bist zudem der Pathe des seligen Onkels und der Namensbruder des Heiligen, hast also ein gewisses Recht zu diesem Amt. Was meinst Du Niklas?“

Dieser nickte einstimmend und Martin nahm die Loose. Die beiden Brüder zogen zu gleicher Zeit und Franz fiel das Heiligenbild zu.

Es war nicht zu verkennen, daß ein Schatten über Niklas Stirne zog. Sicher hatte er darauf gerechnet, daß ihm der Himmel das heiß erwünschte Gut würde zutheilen, doch fügte er sich mit demüthiger Ergebenheit und nahm sein Mißgeschick als eine Strafe hin, für seine Unversöhnlichkeit gegen den Bruder.

„Ich wünsche Dir Glück!“ sagte er, indem er Franzen die Hand reichte; „aber nun mache Dich auch des Schatzes würdig, gehe nicht zu viel ins Wirthshaus und auf den Kirchmeßtanz, vertraue dem heiligen Schutzpatron und lasse Deine Kinder fleißig vor ihm beten.“

„Wir wollen thun, was wir können“, erwiderte Franz, „es mag wohl Manches an uns zu verbessern sein, wills gerne glauben und auf Deine Mahnung achten. Was aber die Hauptsache ist, da weiß ich und kann es

nur wiederholen: daß ich den Heiligen lieber will in's Feuer werfen, als daß mir Einer nachsagen könnte, daß ich kein ehrlicher Mann sei."

Niklas zog finster die Augenbraunen zusammen, bei dieser Rede des Bruders, die ihm gar nicht gefiel, doch nahm er sich zusammen; er wollte heute kein unwilliges Wort aussprechen.

„Laß uns gehen", sprach er zu Martin, „und Du", wandte er sich zu Franz, „kannst wohl heut Abend mit dem Johannes, wenn es dunkel ist, nach Haus kommen und das Bild holen. Hängt aber ein Tuch darüber, es ist gerade nicht nöthig, daß die Leut es sehen und ihre dummen Betrachtungen und Vermuthungen darüber anstellen. Ich hab heut noch einen Gang nach Oberbill zu machen und werde erst spät zurückkommen. Nimm deßhalb nicht übel wenn Du mich nicht zu Hause findest; wir kommen ja nun wohl öfter zusammen."

Es war augenscheinlich, daß er nicht gerne bei dem Abnehmen des Heiligenbildes zugegen sein wollte; daß die ganze Gestaltung dieser Sache einen Stachel in seinem Herzen zurückgelassen, den er wenigstens noch nicht sogleich überwinden konnte. Doch reichte er freundlich dem Bruder und den Seinigen, die nach und nach herzu gekommen waren, die Hand und verließ mit Martin das Haus.

„Vergiß nicht", sprach er unterwegs zu seinem Sohn, „dem Onkel den kleinen Schlüssel zu zeigen, der an dem Gürtel des Heiligen so künstlich befestigt ist, daß man ihn für eine Zierrath daran halten kann. Ich bin selbst erst vor Kurzem auf den Gedanken gekommen, daß er zu dem Aufschließen der kleinen Console, auf welcher der Heilige steht, daran stecken könne und hab nach langem Suchen dieses Schlüsselloch unter der künstlich geschnitzten Rose in der Mitte gefunden."

„Ja", erwiederte Martin, „es war gewiß die einzige Schelmerei des guten, ehrlichen Onkels, daß er eine wahre Lust daran hatte, versteckte Schlüssellöcher und verborgene Schubladen und Thüren zu erfinden. Er wollte sich immer todt lachen, wenn hier und da sich einer den Kopf zerbrach, um ein von ihm gearbeitetes Kästchen zu öffnen, oder wenn er hörte, daß die Leute erst nach Jahr und Tag eine Schublade in einem Schrank entdeckt, die er unter allerlei Schnitzwerk verborgen, hinein verlegt hatte. Einmal sagte er auch zu mir und Johannes: „Paßt mal auf! ich mach Euch auch einmal eine Schublade, an der Ihr Eure Freude haben sollt, wenn Ihr sie findet." — Vielleicht hat

er damit die kleine Console unter dem Martinus gemeint; ich erinnere mich, daß er sehr geheimnißvoll that, als er, wenige Wochen vor seinem Tode daran arbeitete, um sie statt der alten, die ihm nicht recht gefiel und die auch sehr wurmstichig war, unter den Heiligen zu setzen. Wir durften gar nicht in seine Werkstatt kommen, wenn er daran schnitzelte."

„Ein wunderliches Machwerk ist es jedenfalls geworden", entgegnete der Vater, der sehr aufmerksam die letzten Worte des Knaben angehört, „glaub's selber, daß er es auf eine Ueberraschung dabei abgesehen hatte. Ohne meinen Einfall aber, daß der Schlüssel doch nicht umsonst in dem Gürtel des Heiligen steckte, wäre das Thürchen gar nicht zum Vorschein gekommen, so sorgfältig war die Oeffnung unter dem Schnitzwerk verborgen, und das Bild hätte Jahre lang im Hause stehn können, ohne daß Einer auf den Gedanken gekommen wäre, man könne Schätze zu seinen Füßen verstecken. Alleweil liegt nichts in dem Schränkchen, als das alte Gebetbüchlein, aus dem ich Euch den Abendsegen vorlese. Nimm es doch heraus — Du weißt ja auch wie das Ding aufzuschließen ist."

Als Martin nach Hause kam, war die Mutter gerade im Begriff in die Lambertuskirche zur Nachmittagsandacht zu gehen und sie sagte: „Das ist gut, daß Du da bist Martin, es ist kein Mensch im Haus, die Kinder sind alle draußen und denken bei dem schönen Wetter nicht daran in's Zimmer zu gehn; so mußt Du ein Bischen Acht geben, daß Niemand herein kommt. Aber wie ist es denn gegangen? Habt Ihr die Sache mit dem heiligen Martinus in Richtigkeit gebracht und sind sie wieder einig, der Vater und der Onkel?"

„Ich hoffe Mutter, daß es nun besser wird", erwiderte Martin etwas kleinlaut, denn er traute dem Landfrieden noch immer nicht; „um den heiligen Martinus haben wir geloost und er ist dem Onkel zugefallen; diesen Abend kommt er schon mit dem Johannes, um ihn zu holen; sei recht freundlich gegen sie, liebe Mutter! es ist mit rechten Dingen zugegangen und wir dürfen uns nicht beklagen."

Die Mutter warf einen traurigen Blick auf das liebe Heiligenbild, das ihr diesen Winter doppelt lieb geworden war, als der Schutzpatron ihres kranken Kindes, doch sagte sie: „Ich bin zufrieden wenn das Bild wenigstens keine Veranlassung zum Streit mehr gibt und die dort drüben nicht sagen können, daß es mit Unrecht an unserer Wand steht."

„Gewiß Mutter, es ist so am besten; betet nur in der Kirche, daß der liebevolle Geist des heiligen Martinus bei uns bleibt; dann können wir uns über den Verlust seines Bildes trösten.“

Die Mutter fuhr liebkosend über die weiße Stirn ihres Lieblings; Alles, was er sagte, das galt ihr wie ein Evangelium und sie bewegte es, wie es von der Mutter Jesu heißt, „in ihrem Herzen.“

Sie ging und nun war Martin allein in dem stillen, weinumrankten, dämmerigen Stübchen. Es war solche Einsamkeit recht der Ort und die Zeit für ihn, wo es lebendig in seinem Innern wurde und die Außenwelt wie ein Märchen zu ihm redete, Alles, was ihn umgab eine Sprache für ihn hatte und Tische und Bänke sogar ihm Geschichten erzählen konnten. Wie hatte ihm diese stumme und doch so beredte kleine Welt um ihn so oft die langen Stunden seiner Krankheit im vorigen Winter verkürzt! Und besonders der liebe, heilige Martinus dort oben an der Wand, wie hatte er stille Gespräche mit ihm gehalten, wie war er auch ihm so fest an's Herz gewachsen mit seinem treuen, frommen Angesicht und der sanft zum Segen ausgestreckten Hand! —

Er nahm, wie es der Vater ihm befohlen, das kleine Gebetbüchlein aus dem zierlichen Schränkchen und während er die Rose wieder vor das geheimnißvolle Schlüsselloch rückte, fiel ihm ein, dem Heiligen noch zu „guter Letzte“ ein lebendiges Blumenopfer zu Füßen zu setzen.

Im Garten blühte so herrlicher Mohn; er ging und ordnete aus den schönen, malerischen Blumen, zu deren bleich grünen Blättern er noch einige Ranken seiner üppigen Kürbispflanzung gesellte, einen bunten, prächtigen Strauß zusammen, stellte denselben in einem mit Wasser gefüllten Krüglein auf den Untersatz des kleinen Heiligenschreins, der ein wahres Kunstwerk von feiner Schnitzerei war und sich in einem ovalen Halbrund zur Wand herunter senkte. Auch einige Wachskerzchen suchte er zusammen, die er noch von Weihnachten her bewahrte und fügte sie dem Blumenschmucke bei, damit der Heilige heut Abend seinen Freunden recht festlich und hell entgegen glänzen möge.

Bei diesen lieblichen Beschäftigungen wurde Martin plötzlich aufmerksam auf ein Geräusch unter seinen arbeitenden Händen, ein Rascheln und Rauschen als ob es in dem zierlichen Blumengeranke lebendig geworden wäre. — „Was ist das?“ fragte er fast erschrocken, als ob sich ein Geisterspuck zu regen anfing. Doch da er trotz seines zarten Gemüthes und seiner lebhaften

Phantasie ein tapferer Knabe war, so lief er nicht davon und schickte sich augenblicklich an, die Ursache des seltsamen Geräusches zu untersuchen. Er besah sich das wunderliche Kunstwerk des Onkels von allen Seiten, und je mehr es in demselben hin und her lief, je überzeugter mußte er werden, daß auch in diesem Untersatze noch eine versteckte Schublade sei, in welche ohne Zweifel von der Wand her sich ein Mäuschen hinein gebohrt hatte, das nun, Gott weiß, welche verborgenen Schätze darin lustig verknupperte und verspeiste. Die Worte des Onkels fielen ihm wieder ein, hatte er noch nicht genug gehabt an dem versteckten Thürchen da oben; wollte er sie noch einmal mit einem zweiten größeren Geheimniß necken? —

„Es wäre Dir zuzutrauen, Onkel Martin!" rief der Knabe, „aber Deine Schelmerei soll doch an den Tag kommen, wenn auch später, als es gewiß Dein Wille gewesen ist; warte nur!" — Er nahm das Blumenkrügelchen und die Wachskerzchen wieder herunter und versuchte das kleine Brettchen aufzuheben; aber es zeigte sich nagelfest, obgleich es augenscheinlich nur der Deckel von einer unter ihm befindlichen Schublade war, die durch eine geheime Springfeder mit ihm verbunden sein mußte. Der Knabe fühlte hier und da und sah und sah, daß seine Augen noch um Eins so groß wurden in seinem hübschen Gesicht. — Plötzlich hafteten sie auf dem Knopf einer zierlich geschnitzten Sternblume, in der Mitte des phantastischen Blumengewindes, das den Fuß des Schränkchens bildete. „Das wird es sein! — hast Du mir diesen Kniff nicht schon selbst oft genug gezeigt, Onkelchen! — wie dumm! daß ich ihn nicht schon früher entdeckte!" — so rief der Knabe fröhlich aus, während er rasch mit dem zarten Daumen auf die kleine, unmerkliche Erhöhung in dem Blätterkranz der Blume drückte. Da sprang das kleine Brettchen in die Höhe und Martin fuhr doch mit einem leisen Schreckensruf zurück, denn zu gleicher Zeit sprang auch das kleine Mäuschen heraus und floh leicht wie ein graues Wichtelmännchen über seine Schulter in die Stube hinunter.

Martin dachte nicht daran, den kleinen Flüchtling zu verfolgen, er blickte mit leicht erklärender Neugierde in die entdeckte Schublade, und das Erste, was er sah, war ein Blatt Papier, das wahrscheinlich dem hungrigen Mäuschen als Nahrung gedient, denn es war an dem einen Ende tüchtig abgeknuppert, aber doch erkannte der erstaunte Knabe gleich mit Rührung und Freude darauf die Hand und Namensunterschrift des seligen Onkels Martin. Unwillkührlich drückte er erst das Blatt an seine kindlichen Lippen, bevor er weiter

forschte und ein kleines Kästchen hervorzog, das er oft schon in der Komode des Onkels gesehen hatte und aus welchem derselbe gewöhnlich seine Baarschaft hervor holte, wenn er sie brauchte. Es war nicht so künstlich zu öffnen, als der Behälter, in dem es verwahrt stand; aber mit einem fast noch lautern Schreckensruf als vorhin fuhr Martin zurück, als ihm ein ganzes Häufchen glänzender Goldstücke in das Auge blitzte. — Hatte das auch der Onkel hinein gelegt? war das die Freude, die er ihnen mit der Entdeckung der Schublade machen wollte? —

Der Zettel mußte es sagen und Martin nahm ihn wieder auf und las die mit großen Buchstaben daraufgeschriebenen Worte: Ein Studirpfenning für meinen lieben Neff — — O weh! hier war ein Stück abgebissen, auf dem ohnstreitig der Name dieses lieben Neffen stand; unten aber war noch in ganz klaren, unverletzten Buchstaben zu lesen: Von seinem treuen Onkel Martin.

Es war kein Zweifel, das war eine Erbschaft des guten Onkels Martin, die hatte er sich unter Mühen und Sorgen mit Opfern und Entbehrungen aller Art aufgespart, und der heilige Martinus sollte sie einem seiner Lieblinge aufbewahren. Ja, nur Einem, das war klar nach den beigelegten Worten; aber wer ist dieser Eine? — der Name war zerbissen, in den umherliegenden Fetzen war nichts mehr zu lesen, nur ein **a** und ein **n** brachte Martin heraus, und diese Buchstaben standen eben so gut in seinem Namen als in dem des Johannes. Daß Einem von ihnen das Geld bestimmt sei, das war für Martin kein Zweifel, wer bedurfte eines Studirpfennings in der Familie, als sie, die Lieblinge des Onkels? Die übrigen Kinder, alle miteinander, würden einen Schrecken bekommen haben, wenn sie von einem Studirpfennig für sie gehört, und Gott danken, wenn er auf alle Zeiten in der tiefsten Schublade versteckt bliebe.

Es wurden ihm jetzt so manche Worte des Onkels klar, die Klage, daß er ihnen nur ein Erbe hinterlassen könne, was kaum für einen zum Studiren ausreichen würde. Gewiß, er hatte das kleine Kapital nicht theilen wollen, damit es Einem, der freilich der Bevorzugte sein mußte, ganz zu Gute kommen sollte.

„Ach, er hätte es nicht so einrichten sollen, der sonst so gute Onkel!" klagte Martin. „Bedachte er denn nicht, daß dieser Vorzug Schmerz und Vorwürfe hervorrufen könnte?" Und nun war gar die Frage, wem sie zu

Theil werden sollte, so zweifelhaft geworden, als der ganze Besitz des heiligen Martinus gewesen, und daß sie die kaum unterdrückte Zwietracht unter den Vätern auf's Neue wieder anfachen würde, war dem guten, verständigen Knaben am allerklarsten in dieser verwickelten Sache, die auf einmal vor ihm lag —

„Da sei Gott vor! daß sie auf's Neue streiten!" rief er mit Entsetzen aus, indem er das Kästchen zudrückte und hastig in den verborgenen Raum wieder zurück stieß. — „Am liebsten möchte ich's in die tiefste Erde verbergen! — am besten ist es, ich lasse das Geld liegen und bekümmere mich weiter nicht darum. Mag es ein Anderer finden als ich!" —

Martin wandte sich, wie von innerm Widerwillen erfaßt, von seinem lieben Heiligen ab, der unschuldiger Weise schon so viele Zwietracht erregt hatte, und nahm ein Buch, um zu lesen und die ungesuchte Entdeckung zu vergessen. Doch es wollte ihm nicht gelingen, sein Herz klopfte, sein Gewissen war beunruhigt. Immer wieder richteten sich seine Augen auf den Heiligen an der Wand, und es war ihm, als sähe er strafend und zürnend auf ihn nieder; als höre er ihn sagen: „Ich habe diese Entdeckung in Deine Hand gelegt, darfst Du Dich feig vor ihr zurückziehen?" —

Unruhig sprang er wieder empor und rief mit ängstlich gefaltenen Händen: „Was soll ich thun?" — Freilich schien es das Einfachste, daß er Alles den Eltern zeigte und sie entscheiden ließe. „Ich bin ja noch ein Kind", sprach er, „ich habe mich nur gehorsam den Eltern zu unterwerfen, ob sie Gutes oder Böses bestimmen." — Und dennoch konnte der arme Knabe, der schon so Trauriges erlebt hatte, nicht über das hinauskommen, was die Folge sein würde, wenn er den zweifelhaften Schatz zwischen die beiden Väter legte. Hatte er doch heute Nachmittag wieder zu deutlich gefühlt, daß der Friede zwischen ihnen nur an einem feinen Härchen hinge.

„O, sie werden sich wieder streiten!" rief er weinend und zitternd aus, „sie werden sich wieder böse Worte sagen, die ich so oft gehört und niemals vergessen kann. Und es sind doch so gute Väter! — Was wird es helfen, daß Johannes und ich einig sind? — Gewiß, wir Beide werden nicht streiten um den Schatz, Jeder wird ihn dem Andern gerne zuwenden — ich gewiß, obgleich" — — Ach, es war ihm vom ersten Augenblick an kaum zweifelhaft gewesen, daß er der Erbe des Onkels sei; er war sein Pathe und sein Liebling, obgleich er den Johannes auch sehr gern gehabt und ihm alles Liebe und Gute gleich ihm erzeigt hatte; oft, oft fühlte er doch, wie der stille

Blick des guten Mannes inniger und wärmer auf ihm ruhte, als auf dem Freunde, und dieser sagte selber manchmal: „Ich glaub Onkel, Ihr habt den Martin tausendmal lieber wie mich!" —

„Ist auch tausendmal besser!" pflegte dann der Onkel wohl zu seinem Verdruß zu antworten, obgleich er dabei mit dem zärtlichsten Blick den hübschen Krauskopf an den Backen faßte und hinzusetzte: „als ob es indeß möglich wär, den Martin ohne Dich lieb zu haben; Du gehörst doch einmal ganz zu ihm. Man wird aber immer mehr für ihn zu sorgen haben als für Dich, da kommt es von selbst, daß man auch besonders an ihn denkt." —

Und zu ihm selbst hatte er auch einmal gesagt: „Der Johannes wird sich schon durchbeißen, er ist ein kräftiger, gesunder Bursch; aber Du zartes, schwächliches Kerlchen, Du mußt Jemand haben, der Dir unter die Arme greift, damit Du nicht mit zu vieler Arbeit Dich anstrengen darfst; weiß, was es heißt mit einem feinen Körper eine sorgenvolle Jugend haben — könnt ich Dir doch hunderttausend Thaler hinterlassen, nach meinem Tod!" —

Nein, hunderttausend Thaler waren es nicht, was das Kästchen enthielt. Hatte der Martin auch noch niemals ein Goldstück in den Händen gehabt, und war er auch in diesem Augenblick zu aufgeregt, um das blitzende Häuflein zählen zu können, so sah er doch, daß es eine weit geringere Summe ausmachte; aber gewiß immer genug, um sich alle Bücher, die er sich wünschte und brauchen würde, kaufen zu können. Der gute Onkel, was mußte er Alles gearbeitet und entbehrt haben, um das kleine Kapital für ihn zu ersparen!

Ja, für ihn! — es ward ihm bei all den Erinnerungen, die im Fluge an ihm vorbei streiften, immer gewisser, daß ihm der Schatz gehöre, und mit dieser Gewißheit kam immer klarer und beruhigender der Gedanke in seine Seele: „Wenn der Schatz mein ist, dann kann ich mit ihm machen, was ich will!" — „Ja", rief er aus und sprang vor Freude im Zimmer umher, „ich kann ihn verschenken, wem ich will, und Du sollst ihn haben, Du herzliebster Johannes! — Ich will des Onkels Ungerechtigkeit gut machen — gewiß, er hatte Unrecht mit seiner Meinung, daß ich das Geld mehr brauche, wie der Johannes; mein Vater hilft mir ja nach besten Kräften und der seinige wird nichts mehr dagegen sagen, wenn sein Sohn ihm ein selbsteignes Erbe zeigen kann, daß er auf das Gymnasium geht. Zudem ist der Johannes viel gescheidter wie ich, und wird jedenfalls viel unglücklicher, wenn er nicht Alles lernen kann, was er möchte. — Ich" — — Hier schwieg der gute Knabe

und es kam Etwas wie eine Thräne in sein Auge, es war, als wenn seine eignen Wünsche, seine eigne Zukunft einen Augenblick vor seine Seele treten wollten, doch schnell fuhr er weiter fort in seinem stillen Selbstgespräch: „ich bin glücklich, wenn ich nur ein guter Mensch werden und das Wohlgefallen Gottes und die Liebe der Meinigen verdienen kann. Zudem glaub ich bestimmt, ich werde nicht sehr lange mehr leben — — o, lieber Gott! wenn ich nur in Fried und Freud dahin fahren kann! — Aber freilich, bis dahin könnten noch viel trübe Stunden für Dich, armer Johannes, kommen. Nun, sie sind vorüber — Du bist der reiche, gesegnete Erbe des guten Onkels Martin!"

Er öffnete das geheimnißvolle Schränkchen wieder, nahm den Zettel heraus und betrachtete ihn mit sinnenden Blicken. Zum Glück war derselbe so groß, daß er das zerrissene Ende gerade schneiden konnte, ohne etwas an der Schrift zu verletzen; nachdem er das gethan, nahm er Tinte und Feder hervor und schrieb mit freudezitternder Hand den Namen Johannes zwischen die obigen Zeilen, so, daß es nun klar und deutlich lautete: „Studirpfenning für meinen lieben Neffen Johannes". Daß die Unähnlichkeit seiner Handschrift mit der des Onkels in dem kleinen Worte den frommen Betrug verrathen könne, fiel ihm gar nicht ein; er las mit Entzücken, was nun, nach seiner Meinung, für Niemand mehr einen Zweifel haben konnte. Und das mußte freilich sein; er wußte wohl, daß Johannes und sein Vater sich nun und nimmer das Geld von ihm würden schenken lassen, dazu waren Beide zu stolz und auch zu gut, sie mußten es durchaus als ein ihnen zugehöriges Erbe von dem Onkel Martin betrachten.

Auch die Freude der Entdeckung wollte er ihnen allein gönnen, er zweifelte gar nicht, sie würden das geheime Winkelchen so gut finden, wie er, der Geist des guten Onkels Martin würde seinem Johannes auch schon ein Wichtelmännchen schicken, wie er ihm das Geheimniß so unerwarteter Weise in der Gestalt eines kleinen verachteten Thierchens verrathen hatte. — Ein wunderlicher Bote freilich, aber es sah ihm ganz ähnlich, dem kleinen wunderlichen Manne, mit der leisen, bescheidenen Weise; solch ein graues, sachtes Mäuschen paßte wirklich zu einem Boten für ihn. Martin und Johannes hatten oft über ihn gelacht oder auch gescholten, wenn er es niemals über sich vermochte, eine Katze im Haus zu halten, oder eine Falle zu stellen für die vielen Mäuse, die auch in seiner Werkstatt auf Tisch und Bänken herum liefen und

oft ein zierliches Geräth ihm verdarben. Einmal waren sie sogar Zeuge gewesen, wie er eine der geschwänzten Hausgenossinnen mit Zucker fütterte und sich wie ein Kind freute, daß das zierliche, scheue Thierchen so zutraulich aus seiner Hand die süße Speise wegknupperte. Es war nicht mehr wie recht und billig, daß sich ihm das kleine Völkchen dankbar erzeigte, doch hätte dießmal der graue Abgesandte sein Werk beinahe zerstört, wenn nicht der gute Martin zur rechten Stunde dagewesen und zu einer rührenden Liebesthat umgewandelt, was Unglück und Verderben zu bringen drohte.

„Wir wollen vorsichtiger sein wie der selige Onkel, und so einem Mäuschen nicht ein so wichtiges Dokument überlassen", sagte Martin, indem er sorgfältig den beschriebenen Zettel zu dem Gold in das Kästchen legte; dann schloß er es zu, klappte den Deckel wieder darüber, setzte das Blumenkrüglein darauf, und steckte die Wachskerzen von Neuem in einem Kreis zu den Füßen des Heiligen. Und dann — ja dann sank er aufgelöst von Freude und Rührung auf seine Knie nieder vor dem lieben Bilde und betete inbrünstig um den Schutz des Heiligen, um seinen Segen für das Opfer, das er mit treuem Herzen dem geliebten Freunde zu bringen hoffte, um den Frieden und die Eintracht an dem Herde der Eltern.

Es war Zeit, daß er mit seinem Werk zu Ende kam, denn schon hörte er die Geschwister draußen vor dem Gartenpförtchen lärmen. Auch die Mutter kehrte zurück mit dem Nachglanz ihrer frommen Andacht auf dem guten, treuen Gesicht. Mit beifälligem Blick sah sie, wie Martin den Heiligen noch einmal so schön geschmückt hatte, und sagte, ihm freundlich zunickend: „Das hast Du gut gemacht."

Der Knabe sah, wie aus einem Traum erwacht, die Seinigen an; es war ihm, als habe er Vieles erlebt in dieser kurzen Stunde, die er einsam zu Hause zugebracht, als sei er in einen Zaubergarten getragen worden von unsichtbaren Mächten und habe einen Schlüssel zu nie geahnten Schätzen von ihnen empfangen, wobei ihm die Wahl gelassen war, sie zum Fluch oder zum Segen der Seinigen zu heben.

Er konnte das lärmende Treiben der Kinder nicht ertragen, und zog sich von ihnen wieder zurück in sein stilles Stübchen. Da es schon ziemlich dunkel war, zündete er die Kerzen um den Heiligen an, und es wurde ihm ganz feierlich zu Muth, als der lichte Schein in das kleine Gäßchen hinaus leuchtete und seinem Johannes den Weg zu seinem künftigen Glück erhellte. — Bald

hörte er auch das Gartenpförtchen klirren und sah den Freund mit seinem Vater in das Haus treten.

Es gab einen großen Jubel auch unter den andern Kindern, als die lang entbehrten Gäste wieder bei ihnen einkehrten. Sie hatten ihn alle so lieb, den lustigen Onkel Franz, der ihnen allerlei Späßchen vormachen konnte, und viel kurzweiliger mit ihnen plauderte, als der ernste, schweigsame Vater. Eine Menge schöner Aussichten eröffneten sich wieder mit diesem Besuch, und es gab ein fröhliches Fragen und Plaudern durch einander. —

„Kommt denn nun auch das Mariechen wieder?“ fragte Peter, „und bringt mir Aepfel und Nüsse wie sonst, von ihrer Pathe?“ —

„Nun werden Lisa und ich wieder mit unsern Puppen zusammen spielen!“ jubelte Minchen, „und nicht wahr, Onkel Franz, jetzt machst Du mir auch wieder goldene Holzschühchen für meine Adelheid? — Du kannst sie ihr gleich anmessen — sieh! wie gut ich die schöne Puppe verwahrt habe, vom Christkindchen her!“ — „Und mich“, forschte Hans, „nimmst Du doch wieder mit auf das Schützenfest, künftige Woche?“ —

„Ja, ja, Kinder! es ist Alles wieder in Ordnung“, versicherte der Onkel, „goldne Schuh und Kirmeßkuchen, Aepfel und Nüsse — das regnet's wieder herunter wie im Schlaraffenland! — Aber, was sagt Ihr dazu“, fuhr er fort, indem er mit ihnen in Martins lieblich erhelltes Zimmer trat, „wenn ich mir dafür nun jetzt den heiligen Mann da von der Wand herunter nehme und nach Haus trage? — Ich denke es ist Zeit, daß wir nun auch einmal den ehrwürdigen Gast in unserm Haus beherbergen, Ihr habt ihn nun lange genug gehabt.“

Die eben noch so fröhlichen Gesichter wurden ein wenig ernst und bedenklich bei diesen Worten, und Hans fuhr barsch heraus: „Das würde aber der Vater nicht leiden, wenn er hier wäre!“ — Doch als nun Martin mit seiner sanften Stimme dazwischen sprach, um ihnen die ganze Sache zu erklären, und dabei versicherte, daß auch der Vater ganz einverstanden damit wäre, gaben sich alle zufrieden. Gewiß, es waren nicht allein die Aepfel und Nüsse, Schuh und Kuchen und alle Herrlichkeiten, die ihnen der Onkel versprochen, was sie bestach; unbewußt regte sich in den gesunden Kinderherzen das Gefühl, die wiedergewonnene Freundschaft der lieben Verwandten sei der beste Segen, den ihnen der heilige Martinus mit seinem Abschied zurückließ. —

Der Heilige wurde nun vorsichtig sammt der Console von der Wand

herunter genommen, und wie Niklas es gewünscht, mit einem Tuch umhüllt. Martin hatte dem Onkel das Schlüsselchen gegeben, und das verborgene Schränkchen gezeigt; auch stotterte er Einiges von versteckten Schubladen, die sich vielleicht noch außerdem in dem Untersatze befinden könnten; aber Franz gab nicht Acht darauf. Er meinte: „Heimliche Schubladen hab' ich eben nicht nöthig, was ich besitze, kann so ziemlich Alles offen daliegen."

„Nun, Kinder! gute Nacht! noch einmal nehmt mir nichts für ungut, und seid versichert, aller Segen, den mir der Heilige bringt, soll auch Euch zu Gute kommen."

Martin schlang mit Zärtlichkeit seinen Arm um Johannes, und flüsterte ihm zu: „Wir Beide streiten uns gewiß niemals wieder um irgend einen Besitz, nicht wahr?" —

„Hoffentlich nicht", war Johannes Antwort, „ich gönne Dir gewiß alles Gute von Herzen; aber Recht muß doch Recht bleiben! — — Gute Nacht! morgen studiren wir wieder zusammen hier in Deinem hübschen, stillen Stübchen; das ist das Beste bei der ganzen Sache!"

Die Beiden schieden — es war dem guten Martin, als fiele ihm eine Centnerlast vom Herzen und er blickte dem Fortgehenden nach mit dem seligen Gefühl: „Da trägt der Johannes die Erfüllung seiner liebsten Wünsche mit sich nach Haus!" — (Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Von Isabella Braun.

II. Die neue Winterhaube.

Klein-Aennchen ist ein Muster-Schulmädchen, und deßhalb muß ich Euch ein Stücklein von ihr erzählen, damit Ihr Lust verspürt, auch Muster-Schulkinder zu werden. Dann wäre das Schulhalten ein pures Vergnügen; man würde sich vom Samstag auf den Montag freuen, wie man im Winter kaum den Frühling erwarten kann, bis wieder die jungen Blüthenköpfe aus der Erde kommen, gleich einem Kindergesicht aus seiner Bettdecke.

Klein-Aennchen geht erst im zweiten Jahre zur Schule, und jetzt hat eben dieses zweite Jahr begonnen, zuerst mit dem schönsten Herbstsonnenschein, der an die Scheiben der Schulfenster glitzerte, als ob es ihm Spaß machte,

die lustigen Mädchen- und Knabengesichter zu beobachten. Dann aber kam der herbstliche Brausewind und jagte in der Straße hinter ihnen drein bis zum Schulthore, und dann erschien der Winter mit seinen Schneeflocken, und die Buben lachten ihm zu, als ihrem lustigsten Kameraden, die Mädchen aber steckten ihre kalten, rothen Hände in den warmen Muff, und bargen die Köpflein in Hüte mit Ohrenlappen.

Klein-Aennchen hatte kein solches Hütchen, sondern eine Haube, und was für eine Haube! Denkt Euch — von dunkelrothem Sammt mit weißem Pelz verbrämt. Das Mädchen ist vor der Schule in die Kirche gegangen und hat sich Mühe gegeben, an nichts anderes, als an den lieben Himmelvater und an das allerliebste Jesuskind zu denken. Aber, aber — die schöne Haube, welche sie heute zum ersten Male trägt, kommt doch immer dazwischen; sie sitzt so fest in ihren Gedanken, wie auf ihrem Kopf. Da faltet sie die Hände und betet in Einem fort: „Lieber Gott und Jesulein, ich danke Euch für meine Haube von rothem Sammt und das weiße Pelzchen daran; es ist doch gar zu schön. Segne die gute Mutter, die sie gemacht, und den lieben Vater, der das Geld dazu gegeben hat. Laß' mich nicht eitel werden auf meine Haube und bitte, bring dem Katherl, meiner Gespielin, zum Christgeschenk doch auch eine solche Haube, eine blaue, mit weißem Pelzchen.“ —

Klein-Aennchen hat nemlich eine gar liebe Freundin, welche gewöhnlich mit ihr zur Kirche und Schule geht und dort neben ihr sitzt; heute aber fehlt sie im Gottesdienste und hat die neue Haube noch gar nicht gesehen.

Jetzt ist die Kirche zu Ende und die Kinder gehen hübsch paarweis in's Schulhaus. Aennchen hängt ihren Mantel an den ersten Zapfen des Kleiderhängers und sorgsam die Haube darauf, damit sie ja nicht zerdrückt wird; dann geht sie auf ihren ersten Platz. Nun wird das Schulgebet gesprochen und mit dem „Amen“ ist auch das Zeichen des allgemeinen Stillschweigens gegeben; nur wer aufgerufen und gefragt wird, darf reden; die Augen sind auf die Lehrerin gerichtet, die kleinen Hände liegen wie angeklebt neben einander auf der Bank, und die Füße stehen ruhig auf der Leiste.

Jetzt kömmt das Katherl beinahe athemlos und entschuldigt sich bei der Lehrerin mit einem argen Schnupfen, weßwegen sie nicht in die Kirche darf, zugleich wischt sie zur Beglaubigung mit dem Sacktuch das rothe Näschen. Dann legt sie ihren Mantel und ihr Hütchen ab, aber natürlich an dem letzten Zapfen, denn die andern sind bereits vollgehängt. Sie setzt sich nach

ihrem leise verrichteteten Schulgebet eifrigst neben Aennchen, streicht den Rock zurecht und sitzt nun in voller Ordnung.

Aennchen, nimm Dich zusammen! jetzt ist nicht von der Haube, nicht von Sammt und Pelzwerk die Rede, sondern von den Zahlen, welche in einer langen Reihe dort auf der großen, schwarzen Tafel geschrieben stehen, um sie zusammen zu rechnen; ihr aber fällt beständig die Haube ein, was sie gekostet haben mag und was Katherl dazu sagen wird. Wenn sie nur ein wenig mit ihr flüstern dürfte, aber dies darf sie beileibe nicht, das ist ja strengstens verboten, und bis eilf Uhr ist's so lang! — Aber jetzt — ich glaube das Christkind, welches die gewissenhaften Kinder belauscht, kommt ihr zu Hilfe, die Versuchung ist gar zu schwer — jetzt tritt die Lehrerin gerade neben den ersten Zapfen der Kleiderhänge und die Augen der Kinder folgen dieser Stelle; jetzt fällt ein Sonnenstrahl auf den Sammt, er glänzt wie Purpur und das Pelzchen wie Schnee; jetzt muß Katherl die Haube sehen. Da hebt Klein-Aennchen das Zeigefingerchen nur ein wenig in die Höhe und deutet damit verstohlen auf die Haube, während das glückliche Gesicht verkündet: „Katherl, es ist die meinige."

Aber noch andere Augen folgen dem Kinde — die Augen der Lehrerin; auch sie hatte die schöne, neue Haube gesehen und alles Uebrige errathen. Lächelnd tritt sie zum Kleiderhänger, nimmt die Haube herab, dreht sie nach allen Seiten, damit die ganze Schule sie anstaunen kann; all die kleinen Schultern erheben sich und die Köpfe damit, ein bewunderndes „Ah" zieht durch die Schule, und die Lehrerin sagt: „Ei wie schön! das ist wohl Deine neue Winterhaube, Aennchen?" —

Nun athmet die Kleine freudig auf; nicht nur Katherl, alle haben ihre Haube gesehen und bewundert, und wie jetzt die Lehrerin Klein-Aennchen zum Rechnen aufruft, da schmettert ihr Stimmchen durch das Schulzimmer. Nun gibt es für sie keine Haube mehr, nur Zahlen, Zahlen, Zahlen in langer Reihe, und sie steigt daran rechnend hinauf und herab, wie einstmals die Engel an der Himmelsleiter; oben aber im Himmel sitzt Gott und sieht freundlich herab auf Klein-Aennchen.

Ostern.

Von L. F.

O, welcher Glanz durchstrahlt der Schöpfung Raum!
Woher die Wonne, die der goldne Saum
Der Morgenröthe uns entgegenträgt?
Was flüstert durch den neuergrünten Hain
Geheimnißvoll wie Himmelsmelodein,
Daß ahnungsvoll das Herz es dir bewegt? —

Den Auferstehungsmorgen feiert heut
Das weite All im lichten Frühlingskleid.
Von Ost nach West, von Nord nach Süden rauscht
Der geisterhafte, tausendstimmige Chor,
Dem jede Seele, jedes Menschen-Ohr —
Dem wonnebebend Christi Jünger lauscht.

Aber nicht immer ist es heller Sonnenschein, wenn die Osterglocken läuten. — Schwere graue Wolken mögen droben hängen und Ströme niedergießen auf die Erde, was thut's? — In den Gärten ist es doch schon lebendig worden; leise bringen tausend und tausend grüne Spitzen aus dem Rosengelände — an den Büschen und Bäumen quillt's und knospet und treibt es; ein Hauch, ein leiser aber allgemeiner Anflug von Grün liegt auf der Flur; wunderbar, daß Du's fühlst und siehst und doch kaum sagen könntest, was im Einzelnen denn eigentlich grünt. — — Ostern! säuselt die Weide, die so gern ihre Palmkätzchen hergegeben, Ostern! kündet jeder Grashalm, Ostern! sagt das Veilchen, das Dir ungesehen entgegen duftet, Ostern, Ostern! jubiliren ohne Ende die Vögelein. Der liebe Gott hat dem Frühjahr das Regiment übergeben, schon weht seine Fahne von der Cornelkirsche; vorbei ist des Frostes Herrschaft und des Schnees, — es trillern's die gefiederten Herolde und drunten in der Erde hören's die Crokus und Primeln — es leidet sie nimmer in der Tiefe, herauf, herauf zum Auferstehungsfest! — — —

Ostern! Das Nesthäckchen krabbelt aus den Federn! — „Gelt, Mama, der Haas ist schon da? — Ob er wohl mein Körbchen gefunden hat mit dem weichen Moos und dem saftigen Gräslein? — Und ob er wohl auch Zuckereier gebracht hat,

Annchen gelt, Du wartest? — Mama, geschwind, geschwind waschen, sonst lauft der Haas fort vor mir; Annchen, geh nur nicht ins große Zimmer ohne mich! — Au, au, das hat aber gerupft!" —

„Ja, Kind, warum hältst Du auch nicht still beim Kämmen!" — „Gelt Mama, der Haas legt nur bunte Eier? rothe und gelbe?" — „Mir wären weiße lieber und Abziehbilder dazu," bemerkt die zehnjährige Anna — fügt aber mit einem altklugen Blick des Einverständnisses auf die Mutter, bei: „Doch das Häschen thut immer was es will!" — „Wenn's nur mein Nestchen gefunden hat," jammert der kleine Fritz. — „Sonst wüßt ich ja gar nicht, was anfangen vor lauter Verbruß." — „Es ist ja Ostern. Da wird kein braves Kind vergessen und mein Fritzel ist ja brav. Nicht?" meint der Vater und gibt dem zappelnden Bübchen den Morgenkuß. — Endlich ist er entlassen — springt davon — läßt richtig die Thür wieder auf wie alle Tage ein Dutzendmal — stürmt in's große Zimmer, hinterm Ofen in der Ecke ist das Nestchen, aber wie? O Wunder! ein schneeweiß Lämmlein mit der goldenen Fahne, — ein Dutzend Eier, immer eins schöner als das andre, — chokoladene und zuckerne und einfach gefärbte — Jubel über Jubel! — Dazwischen streckt ein kleines rothes Häschen seine naseweisen Ohren hervor. — „Ist's dem Haas sein Junges oder kann man's essen?" und der Fritzel probirts allsogleich mit der Zunge. Die verständige Anna aber, so verständig sie ist, freut sich von Herzen, daß auch in ihr Nest ein Lämmlein gekommen — und die bewußten Bilder, lauter Engelein und Häschen und Hennen, eine ganze Sammlung von Osterherrlichkeit. Das Mädchen aber faltet fast unbewußt die Hände und schaut auf das Lamm mit der Siegesfahne. — —

Ostern! — in der Kapelle kniet eine junge, tiefbewegte Schaar — fleckenlose Lämmlein der Heerde Jesu Christi in die Er heute einziehen will mit der Fülle Seiner Gottheit, mit der Fülle Seiner Liebe, ihnen dargebend das Manna des neuen Bundes, das Brod, das vom Himmel kommt, damit wer davon esse, nicht sterbe. — In Dämmernacht liegt die Kindheit hinter ihnen — das Paradies, wo keine Nattern unter Blumen lauschen, wo Elternlieb und Sorge leitend und schirmend vor jedem Stein den Fuß bewahrt, wo die Quelle harmloser Freude unversiegbar sprudelt — Tage, so schön, daß man nicht ahnte wie schön sie sind. — Ein neuer Abschnitt des Lebens, wenn nicht nach Außen, doch im Innern naht; bald wird es Gewitter und Wolken geben, Berge und Klüfte, Dornen und Steine, jenseits deren das Ziel liegt —

Blüthen, die den Abgrund bergen; es wird ernst mit der Bedeutung des Lebens. Himmel oder Hölle, Sieg oder Tod! Da gilt es, öffentlich und feierlich sich zu verpflichten unter die Fahne Dessen, der Tod und Hölle überwand. Feierlich, die flammenden Kerzen in der Hand, den flammenden Eifer in der Brust, treten sie ein in Seine Heerschaar durch den nun selbst geschwornen Eid der heiligen Taufe; und diesen Bund besiegelt Er selber mit seinem Fleisch und Blut. — Unvergessen, unvergleichlich leuchte dieses Tages Osterglanz über's ganze Leben hin! „In der Welt habet ihr Bedrängniß, aber seid getrost: Ich habe die Welt überwunden!"

Ostern! — Wie zählt man die Wochen und Tage bis die Ferien nahen, bis aus der strengen Zucht des Instituts, aus dem Zwang der Studien das junge und ganz junge Volk heimfliegen darf zur trauten Heimath, bis der alte Kirchthurm herüberwinkt mit dem Wetterhahn, bis das Posthorn schmettert oder das Dampfroß pfeift, bis der plumpe Wagen durch die alten Straßen rasselt. oder schnaubend die Lokomotive hält auf dem nagelneuen Stationshaus, bis des Vaters, der Mutter vielliebes Auge ängstlich suchend über die Passagiere gleitet und dann so hell sich verklärt im Blick auf den Liebling. „Wie groß Du geworden bist!" ist zehn von zwanzig Malen das erste Wort nach dem heißen Willkommskuß, dessen sich auch der emanzipirteste Jüngling kaum schämt, der sonst so viel auf Zurückhaltung sich zu gute thut. Und wahrlich! kalt muß das Herz sein, dem's nicht zum Auge emporquillt, wenn der Vater, die Mutter dastehen an der Schwelle des Vaterhauses, das nun doch einmal die einzige Heimath ist in der weiten Welt für's Kinderherz. Die Brüder, die Schwestern, die alte Magd, die Tauben, die Hunde, wie geht's allen?" — „Allen, allen gut! Nur Dein Schulmeister ist gestorben, er hat noch oft von Dir gesprochen. — Und der Nachbar hat ein Töchterchen; in der weiten Gasse hat's gestern gebrannt, war aber nicht arg" — „Gottlob," sagt lachend der Vater, „daß wir Zeit haben zum Plaudern und Erzählen von allen den großen Neuigkeiten — volle acht Tage Zeit. Gott segne Deine Ostervakanz, mein lieber Sohn!" —

Ostern! — Einsam und groß, in ernster Ruhe liegt des Friedhofs weiter Garten. Hügel an Hügel, Name an Name, verwitterte Holzstäbe und blinkender Marmor — Urnen und gesenkte Fackeln — Immortellen und Strohblumen — aber überall das Kreuz, das Kreuz! Stolze Geschlechter ruhen hier — Namen, die die Geschichte nennt — Forscher — Gelehrte — Feldherrn — Taglöhner und Bettler.

Was ist hier der Unterschied? — Die Einen wechseln, wie sie im Leben gewechselt und sich gedrängt; selbst hier noch treibt Einer den Andern. Kaum ist der Leib zerstäubt, die Sehnen und Muskeln zerfallen, wirft man ihre Knochen zusammen; ein anderer zieht ein in's Grabgemach. Und jene Großen — jene Reichen? — Sie ruhen ungestört — wie lange? Wo ist der Sterbliche, der ihren weinenden Geliebten sagen möchte: Nimmer bis zum Weltgericht wird dieser Staub entweiht, für Jahrhunderte, Jahrtausende habt ihr ihn hieher gebettet! — Sieh, schon nagt am Sarkophag der Zahn der Zeit. Zerfallene, einst herrliche Denkmäler mahnen auch im Reich der Todten an die Eitelkeit der Eitelkeit! — Ein frisch aufgeworfener kleiner Hügel, ein Kranz weißer Rosen mit Flor durchwunden — arme arme Mutter! — daneben ein Greis nah an des Jahrhunderts Grenze; die Jungfrau mit dem vollen Myrthenkranz; ein Mann in der Fülle der Kraft; eine Mutter verwaister Kleinen; der Krüppel, der von der Wiege an gewankt am Stabe und der Reiche, der ihm das Almosen gegeben; die Tochter des heiligen Vinzentius bei denen, die sie so engelmild zur Ruh geleitet; alle modern, alle vermodern hier. In hoher Majestät schaut das Kreuz herab auf's große Leichenfeld — das Symbol des Leidens, der Schmach — das Symbol des Sieges! Denn am Kreuze hängt der Starke, der den Tod bezwang! Ostern, Ostern ist's auch hier: — ein Ahnen weht um diese grünenden Hügel von einem herrlicheren Tage. Von allen Seiten hallen durch die laue Luft die Osterglocken herüber — das Siegeslied des Glaubens! „Tod wo ist Dein Stachel? Hölle wo ist Dein Sieg? — Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich gestorben ist und wer lebt und an mich glaubt, der wird den Tod nicht sehen in Ewigkeit."

Ostern! In feierlichem Schmucke strahlt der Dom — die Osterkerze flammt — der Hochaltar gekrönt mit dem Bildniß des Erstandenen — umfluthet von Weihrauchwolken — umrauscht von Lobgesang! Mächtig tönt das Alleluja durch die Hallen, mächtig durch die Gemüther, die da auferwacht vom Grab und Schlummer. Versunken in Anbetung, in ehrfurchtsvollem Schauer fühlt jedes gläubige Herz einen Strahl der ewigen Sonne, die da ist Christus — der Gesalbte, hochgelobt in Ewigkeit.

Kinderfreuden.

Von Anna Benedikt.

IV. Die Ostereier.

Ostern — wenn ich es nur denke
Mir das Herz im Leibe lacht,
Sehe holde Veilchen blühen,
Schaue rother Fahnen Pracht.

Ostern ist ein Fest der Freude
Allemal für Groß und Klein
Und ein Korb voll Ostereier
Ladet gar zu lockend ein.

Ostern! ruft mit lautem Jubel
Stets der Kinder frohe Schaar;
Da legt Eier uns das Häschen
In ein Nestlein wunderbar.

Doch wohin? Das ist die Frage.
Jedes eilt und sucht und schaut,
Forschet selbst an manchem Plätzchen,
Wo es sonst sich nicht getraut.

Max hat sie zuerst gefunden,
Weich gebettet in das Moos,
Das ein zierlich Nestchen bildet,
Und die gelben sind sein Loos.

Bertha springt ihm schon entgegen,
Hält das Nestchen hoch empor,
Daraus gucken aus dem Grünen
Rothe Eier frisch hervor.

Wie in's Himmelblau getauchet,
Schimmern Gustav's Eierlein,

Die er tragt, gar sorgsam trippelnd
Aus dem Gartenhaus herein.

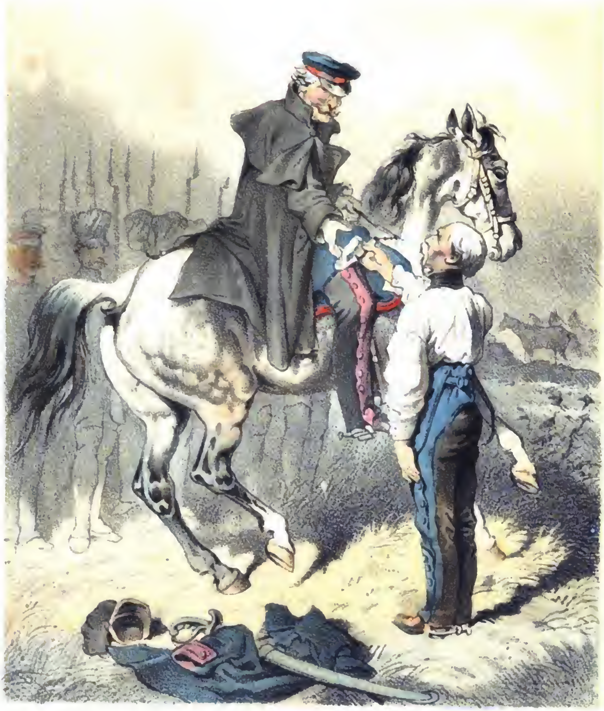
Malchen, das die Andern schelmisch
Mit dem Suchen lang geneckt,
Hat das bunte Eiernestlein
In dem Puppenbett entdeckt.

Auf dem Tische sitzt das Häschen,
Um den Hals ein rothes Band,
Sitzt auf zuckersüßem Rasen,
Blümchen schmücken dessen Rand.

Ist's ein Lärmen und ein Freuen,
Und ein Tauschen Ei um Ei,
Und ein widersprechend Meinen,
Welches wohl das schönre sei!

Und die Knaben auf der Straße
Treiben laut ihr altes Spiel,
Wer das stärkste Ei besitzet,
Der gewinnt der Eier viel.

Osterhas und Ostereier,
Osterbrod und Osterlamm!
Sel'ge Zeit, wo man's erwartet,
Wo uns das zu freuen kam!



Wachtmeister Sturm.

Ein Reiterstücklein.

Von Dr. Isidor Proschko.

(Mit Bild.)

Bei Katzbach steht die Preußenschaar;
Es kommandirt der Grand-Husar,
Der Marschall „Vorwärts" hoch zu Roß,
Den kennt gar gut der Herr Franzos.
„Trompeter vor! blast zum Appell!"
Dann hört die Front den Tagsbefehl:
„Wer heut' das Bivouak verläßt,
Sei blank er, oder goldbetreßt,
Verliert den Kopf!" — Sie hören's All,
Zu spaßen pflegt nicht der Marschall.

Der Abend naht, es kömmt die Nacht,
Und morgen geht's zur heißen Schlacht.
Wachtmeister Sturm, der Bär genannt,
Steht mit dem Pfeifchen in der Hand
Und streicht den Bart und schaut hinaus,
Wie dehnt sich weit das Lager aus!

Horch! horch! dort fliegt es rasch vorbei,
Franzosen sind es ihrer Drei;
Die reiten her und brennen los
Auf unsers Reiters gutes Roß
Und rufen bei dem Kugelknall
Laut spottend: „Vive le Marechal!"

„Ihr Teufelsbursche, trollt Ihr Euch?
Sollt riechen preußisch Pulver gleich!" —
Wachtmeister Sturm setzt ihnen nach,
Jetzt sprengen sie vorbei am Bach,
Er hinter her und weiter nach,
Blitzt dem und dem Eins auf das Dach,
Ruft brummend dann: „Du Teufelspack!"
Und kehrt drauf um in's Bivouak.

Dort schnurrt ihn an der Stabsprofos:
„Wachtmeister Sturm, was war da los?
Kennt Er die Ordre: Wer verläßt
Das Bivouak, ob goldbetreßt
Ob blank, verliert den Kopf? wohlan,
Jetzt ist's um Seinen Kopf gethan."

Der alte Graubart starrt darein
Und brummt für sich: „So mag's drum sein!
Mich hat verleitet das Gezücht,
Den Marschall laß ich schimpfen nicht!"
Was aber nützt die Rede jetzt?
Er hat die Ordre doch verletzt.
Der Auditeur nimmt krumm das Ding
Schon steht Freund Sturm im engen Ring
Und unwirsch brummt der arme Tropf:
„So büß ich's also mit dem Kopf;
Mich hat verleitet das Gezücht,
Den Marschall laß ich schimpfen nicht!
Nun, muß es sein, so sei es drum!"
Dann greift er nach dem Pfeifchen stumm
Und wartet bis der Stabsprofos
Läßt drücken die Gewehre los.

Das Ding wird eben Ernst fürwahr;
Doch seht, da kommt der Grand-Husar,
Der Blücher selbst: „Was treibt Ihr hier?"
„„Ein Kriegsgericht vollziehen wir;""
„An wem?" — „„Wachtmeister Sturm verließ
Das Lager,"" — „Teufel! that Er dies?"
Schnurrt wild der Marschall Vorwärts — „„Ja,
Herr Marschall; Donner! das Gezücht
Schoß mir das Pulver in's Gesicht
Und schimpfte Euch, — das duld ich nicht!
Drum nahm ich just die Sache krumm
Und jagt ein wenig sie herum!""

— „Und hat die Ordre nicht parirt!
Weiß Er, daß Er erschossen wird?
Was Blücher schwört, das hält er auch,
's war immer sein Soldatenbrauch;
Kann ihm nicht helfen, armer Tropf,
Gescheh'n ist's um den weißen Kopf!"

„„So muß ich also wirklich dran?"" —
Brummt still vor sich der Veteran.
„„So nehmt denn, wenn ich schuldig bin
Den weißen Kopf, den alten hin,
Den weißen Kopf, der manche Schlacht
Mit Euch, Herr Marschall, mitgemacht."" —

Da lacht der Marschall laut und spricht:
„Sein Wort vergißt der Blücher nicht; —
Dein Kopf muß her, Du alter Tropf,
Doch dießmal nur Dein Pfeifenkopf."
Spricht's, lacht und winket: „He, Profos,
Laßt gleich den alten Burschen los!"
Und Marschall Vorwärts sprengt davon,
Nimmt mit den Kopf von Meißnerthon,
Hat fürder manchmal d'raus gedampft
Und mit dem Fuße oft gestampft,
Wenn des Franzosen er gedacht;
Hat fürder manchmal still gelacht,
Wenn er des alten Sturms gedacht,
Dem er für seine Reiterthat,
Den alten Kopf genommen hat.

Das Land der Basken.

Von Isabella Braun.

Einleitung.

Manche großartigen Naturbilder aus unserer heimatlichen Alpenwelt sind in diesen Blättern an uns vorübergezogen. Die mit ewigem Schnee bedeckten Berghäupter der Schweiz, die kahlen Spitzen des bayerischen Hochgebirges, seine dunklen Tannenwälder, seine Schluchten und Runsen, seine wildbrausenden und silberblinkenden Wasserfälle; die schnellfüßige und klaräugige Gemse auf steiler Felswand, das Edelweiß, die Alpenrose und Cyklame, die Almhütte mit Heerde und Sennen, mit Glöcklein-Gebimmel und Jodelsang, das genügsame, treuherzige Gebirgsvolk, welches diese Gegenden bewohnt, und endlich die zwischen Bergriesen gebetteten Seen, theils schauerlich düster, theils wunderbar lieblich: — all dieses hat schon oftmals unser Auge ergötzt und im Gemüthe den Zug der Sehnsucht erweckt, eine Art Schweizerheimweh, obgleich wir diesem Lande nicht angehören.

Nun aber möcht ich meinen Lesern ein fernes, theilweise noch großartigeres Bild entwerfen: das Meer und die Pyrenäen. — Wir finden auch dort, gleich den Schweizern und Hochländern, ein ganz eigenthümliches Völklein, an welchem Jahrhunderte vorübergezogen sind, ohne irgend einen kleinen Zug der Sitten und Gebräuche, ohne irgend einen Laut seiner Sprache verändert zu haben, nämlich die Basken. —

Schon aus dem Unterricht der Geographie wissen meine jungen Leser, daß die Alpen durch das Cevennengebirg mit den Pyrenäen in Verbindung stehen, und daß diese letzteren die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bilden. Dort, in den Provinzen am Biscayischen Meerbusen unter spanischem Scepter und im französischen Departement der „Basses-Pyrénées“ wohnt dieses Völkchen. Da ich aber nur die Letztern mit eigenen Augen kennen lernte, will ich mich in meiner Schilderung auf diese beschränken und deren wunderbar schöne Heimat meinen Lesern vor Augen führen.

Biarritz! —

Seit Kaiser Napoleon III. mit seiner schönen, aus Spanien gebürtigen Gemahlin Eugenie und dem einzigen Sohne fast alljährlich seine Villa am atlantischen Meeresstrande besucht und es zu seinem „Tusculum“ erwählte, wie der bayerische Monarch „Hohenschwangau“ oder „Berchtesgaden“, die

preußischen Könige seit Friedrich des Großen Zeiten »Sanssouci« — ist Biarritz berühmt geworden. Ziehen wir also im geistigen Fluge auch dorthin und verfolgen wir die Eisenwege des schnaubenden Dampfrosses.

Zuerst weidet sich das Auge an den rasch vorüberschwebenden Naturbildern des grünen Schwabenlandes. Wir erblicken den grauen, kurzen Thurm des ehrwürdigen Ulmer-Münsters, wir schauen empor zum „Hohenstaufen", der einst das Stammschloß des berühmten Kaiserhauses trug, wir fahren über die schauerliche Höhe der „Geislinger Steig", ehedem der Schrecken aller Postwägen und Reisenden, wir machen einen kurzen „Halt" in der württemberg'schen Residenzstadt Stuttgart und langen nach vierstündiger Eilfahrt in Straßburg an, wo der majestätische Dom uns zu Bewunderung und Gebete einladet, wo uns zum letztenmale die deutschen Sprachlaute anheimeln. Schon begegnen unserm Auge die französischen Soldaten mit ihren Bärenmützen, rothen, pauschigen Beinkleidern und schneeweißen Gamaschen, die bunten, rothen Röcke der Landleute, und wir merken überall französische Sitte und Beweglichkeit.

Aber wir haben noch einen weiten Weg und wollen uns nicht länger aufhalten. Bald gelangen wir in eine malerische, waldige und gebirgige Gegend; wir fahren durch mehrere Tunnels und erblicken zur Linken ein schönes, stattliches Schloß, bei dessen Anblick wohl jeder Deutsche Schillers Verse rezitirt:

„Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern."

Vorbei saust das Dampfroß an dem schöngebauten Nancy mit seinen reizenden Spaziergängen. Der Geschichtskundige läßt seine Gedanken weit zurück schweifen, zur Zeit, in welcher der heuchlerische und grausame König Ludwig XI. auf Frankreichs Throne saß, und Karl der Kühne, Herzog von Burgund aus seinem Reiche einen Königsstaat bilden, und demselben die Schweiz, Lothringen und das südliche Frankreich beifügen wollte. Aber Ludwig verbündet sich mit den Schweizern, Karl der Kühne mit Eduard IV. von England; Lothringen ist erobert; doch die tapfern Schweizer gewinnen die Schlacht bei Murten, und auch Lothringen geht wieder verloren! Da wagt der kühne Karl am 5. Januar 1477, um es wieder zu gewinnen, eine Schlacht bei Nancy, aber der Held bezahlt seine Eroberungsgier mit dem eigenen Blute.

Dort, im Kapuzinerkloster lag er begraben, bis Karl der V. ihn nach Brügge übertrug. — Ein anderes, geschichtliches Andenken zieht hier segnend zum Mutterhause der barmherzigen Schwestern, das im Jahre 1652 gegründet wurde. —

Wir gelangen nach Bar le Duc, und benützen den kurzen Aufenthalt, um uns die berühmten, eingemachten Früchte, welche man hier feil bietet, zur Anfeuchtung auf der langen Fahrt zu kaufen.

Dahin saust der Zug durch die weinumrankte, reiche Champagne, hält an der Station Chalons, mit seiner weiten Ebene, wo im Jahre 441 Attila von Aetius in einer blutigen Schlacht geschlagen wurde und — der Sage nach — die Geister der Gefallenen sich noch drei Tage nach der Schlacht bekämpften.

Wir verspüren allmählig Hunger, denn die sechste Stunde des Nachmittags ist bereits herangerückt; doch es ist gut vorgesorgt. Ein in Straßburg abgesendetes Telegramm hat in Epernay das köstliche Mittagsmahl bestellt. — Hier, am Hauptsitze des Champagner-Handels darf selbstverständlich dieser perlende Trank nicht fehlen. Aber schon ertönt das Abfahrt-Signal; wir nehmen lieber die Flasche in den Waggon, um in aller Gemüthlichkeit den „ächten“ zu kosten.

Vorüber geht's an reichen Weinbergen und stattlichen Schlössern, alle wohl mit Kellern versehen, um den Wein zu bewahren. Sie sind in den weichen Kreideboden getrieben und bilden ihres Umfanges und ihrer Verschlingungen halber ganze Labyrinthe. Noch drei Stunden im Eilzuge nach Paris! — Allmählig breitet sich die Dämmerung über die Gegend; doch statt der Tageshelle leuchten von Ferne Millionen Lichter im Umkreise, — das ist Paris.

Wir verlassen im Bahnhofe den Waggon und fahren im offenen Wagen durch die Stadt. Ei, wie gut wir's getroffen haben! eine großartige Illumination! — Die Schilde über den Verkaufsläden funkeln im Brillantfeuer, die Boulevards strahlen in einem Meer des Lichtes, aus allen Restaurationen werfen die unzähligen Lampen ihren Glanz auf die breiten Straßen; aus allen Fenstern der stattlichen, hohen Gebäude leuchtet es, wie von tausenden Christbäumen; Gesang, Musik, Wagengerassel erfüllt die Luft. — „Wird ein Kaiser- oder Volksfest heute gefeiert?“ — Keineswegs! es ist ein ganz gewöhnlicher Tag, heute, wie gestern, ein Pariserabend!

Zum „grand Hôtel du Louvre." — Der große, quadratförmige Hof ist mit Glas bedeckt; die breiten Marmortreppen mit dicken Teppichen bekleidet prangen rechts und links mit hohen exotischen Gewächsen, man vernimmt nicht einmal den eigenen Schritt auf dem Corridor. — Wir treten in unsere Gemächer. Ei, nun weiß ich doch einmal, wie behaglich sich's in einer Königsresidenz ruht! Mein großes, hohes Gemach ist nicht minder prächtig ausgestattet. Tapeten von rothem Seidenstoff, Spiegel bis zur Decke an allen Wänden und der Fußteppich so weich und dick, wie das Moos im Walde. Aber — aber — was es kosten mag, hier zu wohnen? Nun, ich habe es nicht zu bezahlen! das thun Andere für mich!

Doch, wir wollen ja nach Biarritz. Auf der Rückreise werden wir uns Paris erst einige Tage lang näher betrachten.

Wir fahren des andern Tags über die Seine-Brücke. Welch magischer Anblick, diese unzähligen, im Wasser spiegelnden Gebäude. Aber fort, fort, das Zeichen zur Abfahrt läutet, fort, der Provinz **Orleans** entgegen.

Wer gedächte hier nicht der englischen Belagerung im Jahre 1429, während Johanna d'Arc — „die Jungfrau von Orleans," als Retterin auftrat? Ein Denkmal erinnert an jene fast wunderbare Begebenheit.

Und nun vorüber an **Blois**. Geschichtliche Erinnerungen werfen ihre traurigen Schatten über diesen Ort. Henri I. Herzog von Lothringen stiftete unter Heinrich III. Beitritt die hl. Ligue zur Vertreibung der Protestanten, und wollte Heinrich von Navarra vom Throne ausschließen. Letzterer besiegte das liguistische Heer völlig. Den Wankelmuth des Königs fürchtend, erregte Henri Guise zu Paris einen Aufstand, um den König gefangen zu nehmen. Dieser entkam, ließ aber am 23. Dezember 1588 in dem königl. Gemache zu Blois Herzog Heinrich niederhauen und folgenden Tages im Gefängnisse dessen Bruder, den Cardinal, gleichfalls tödten.

Aber noch eine geschichtliche Erinnerung kommt uns aus Blois entgegen. — Hier erließ Marie Luise am 7. April 1814 zu Gunsten Kaiser Napoleons I. ihren vergeblichen Aufruf!

„Frankreichs Garten" das schöne **Tours** möge diese traurigen Erinnerungen verdrängen. Vorüber am alten, unregelmäßig gebauten **Poitiers** mit seinen römischen und celtischen Alterthümern, vorüber am **Angouleme**, nach **Bordeaux**.

Welch liebliches Bild gewährt hier die Garonne, welche unter der 1700

Fuß langen, auf 17 Bogen ruhenden Brücke dahinrauscht. Von hier aus zieht der köstliche rothe Wein, der von dieser Stadt den Namen trägt, in alle Welttheile; nach Amerika, Afrika, Indien breitet sich Bordeaux Weinhandel aus.

Doch bald müssen wir für eine Weile Abschied nehmen von jeder Naturschönheit. Dichter, kohlenartiger Staub legt sich uns auf Gesicht, Hände und Kleider. Wir sind in der „Landes“ angelangt, in dieser trostlosen Haide-Sand- und Moorebene, die sich 40 Meilen an der Küste des biscayischen Meerbusens zwischen der Gironde und den Pyrenäen dahinzieht und eine der ödesten Flecken Europas bildet. Auf dem ganzen Wege sahen wir nur zwei Gestalten: eine Stelzengeherin, welche dem allgemeinen Gebrauche gemäß durch den Sand watete, und einen Geistlichen mit seinem langen Dreimaster als Hut, den weißen Regenschirm ausgespannt, auf einem Schimmel reitend, der mit einem Netze ganz und gar bedeckt war. — Die Einwohner leben fröhlich und genügsam in elenden, zerstreut liegenden Hütten, mit Schafzucht, Fischerei und Jagd beschäftigt. Und trotz dieser elenden Gegend hat auch hier die göttliche Fürsorge eine Erwerbsquelle eröffnet. Wir erblicken niederes Kieferholz; alle Stämme haben von unten bis oben tiefe Einschnitte, an welchem ein Gefäß befestigt ist, um das Harz aufzufangen, das als Handelsartikel in die Welt hinaus geht.

Endlich, endlich wieder sprossendes Leben! Es glänzt uns ein Strom entgegen, der herrliche Adour, dessen melodischer Name schon auf die Eindrücke des Meeres vorbereitet, und jetzt gewahrt man schon den blauen Streifen des atlantischen Ozeans.

Wir sind in Bayonne angelangt. Welcher Knabe denkt bei Lesung dieses Namens nicht an die Bayonnette, hier erfunden im Jahre 1679, die Hausfrauen dagegen viel lieber an die berühmten Bayonner Schinken.

Nur mehr eine halbe Fahrstunde nach Biarritz. Wir sind in den Bahnhof eingelaufen, verlassen den Waggon, besteigen einen offenen Wagen und rollen unserem Ziele entgegen. Der Rand des Weges ist mit lieblichen Blumen, Gräsern und Brombeersträuchern, an denen große, reife Beeren hängen, bewachsen. Schon blinken die weißen Villen und glattgedeckten Häuser von Biarritz; wir durcheilen den kleinen Ort; zur linken Hand an dessen Ende steht ein stattliches Gebäude, wir fahren in den gepflasterten Hof, der Wagen hält vor unserm Quatiere, dem „rothen Hause“ von Biarritz. (Forts. f.)

Onkel Martins Vermächtniß.

Eine Erzählung
von Katharina Diez.

III.
Gerettet!

Das bange, zweifelnde Gefühl, welches wir stets nach einem willkührlichen Eingreifen in die Lebensschicksale, unserer eigenen oder anderer, selbst bei der edelsten Absicht empfinden, kam auch über Martin, nach der ersten freudigen Aufregung bei der Erkenntniß: seinem Freunde ein großes Glück geschenkt zu haben.

Der Vater war so ernst nach Haus gekommen, hatte so finstere Blicke auf die leere Stelle an der Wand geworfen und es war dem Knaben schwer auf die Seele gefallen: was er wohl sagen würde, wenn er hörte, daß auch ein goldener Schatz mit dem Bilde des Heiligen nach der Wohnung des Bruders gegangen sei; wie er den guten Onkel Martin alsdann der größten Ungerechtigkeit anklagen würde. Er konnte nicht annehmen, daß Franz und Johannes, die beide so offene Naturen waren, die Entdeckung der unerwarteten Erbschaft verschweigen würden. Und wann und ob sie dieselbe überhaupt, wie er es sich Anfangs gedacht, entdecken würden, das beschäftigte ihn bald mit der größten Herzensunruhe, je mehr er das Unvermögen fühlte zu gestehen, daß er um das Geheimniß wisse. Das gute Kind war jeder Verstellung so unfähig, es fühlte an seinen brennenden Wangen, daß es Alles verrathen würde, bei dem Zugegensein einer zufälligen Entdeckung, wie es davon laufen würde, wenn Johannes oder Franz ihm das Blatt zeigte, auf das er so willkührlich vielleicht einen falschen Namen gesetzt hatte. — Eben so wenig wollte es ihm mit der kleinen List gelingen, die er ersonnen hatte, um den Johannes und seinen Vater auf die versteckte Schublade aufmerksam zu machen. Der Gedankengang beider war in der That so weit entfernt von verborgenen Schubladen und gar von heimlich versteckten Schätzen, daß der gute Martin umsonst alle Geschichten aufzählte, in welchen der wunderliche, schelmische Onkel die Leute mit solchen geneckt hatte. Sie verstanden ihn gar nicht und allzu deutlich durfte er es doch nicht machen, sonst verrieth er sich und sie thaten dann Fragen, die er nicht beantworten durfte, wenn er sie in dem treuherzigen Glauben lassen wollte, nur der selige Onkel habe sie großmüthig beschenkt.

Jeden Morgen, wenn Johannes ihm auf dem Schulweg begegnete, forschte Martin in seinen Augen, in allen Mienen oder Worten nach der Entdeckung seines Geheimnisses; aber niemals zeigte sich die geringste Spur in dem unbefangenen Wesen des Knaben. Auch klagte er bitterer denn je über seine Armuth und daß der Vater ihn gewiß nicht bei dem nächsten Semester auf das Gymnasium thun würde. Wie ein Messer schnitten diese Klagen in das Herz des bekümmerten Knaben und je dringender die Anforderung an ihn trat, den Schatz zu entdecken, der all' diese Klagen beschwichtigen konnte, je schwieriger wurde es im Laufe der zunehmenden Tage, je natürlicher die Frage: warum hast Du nicht gleich gesagt, was Du wußtest? Sie würde gewiß von Einem oder dem Andern an ihn gerichtet und wie sollte er darauf antworten, ohne seinen Betrug zu verrathen?

Dazu kam, daß das Heiligenbild ganz aus seinem Gesichtskreis gerückt war; Franz hatte es in die Stube der alten Großmutter gesetzt und diese war krank seit einigen Tagen, so daß die Kinder gar nicht zu ihr hereingelassen wurden, und ein zufälliges Experiment an dem Bilde, welches die Entdeckung hätte herbeiführen können, war somit eine Unmöglichkeit.

Oft dachte Martin darüber nach, ob er doch nicht besser und richtiger gethan, dem Vater mit kindlichem Gehorsam die Entscheidung der räthselhaften Frage zu überlassen? — Er kam sich oft recht wie ein armer Sünder vor und grübelte in seinem kindlichen Herzen nach der Reinheit seiner willkürlichen Handlungsweise. Er hätte sich gerne der Mutter entdeckt, die ihn so innig liebte, aber er fühlte wohl, wie er nur ihr schüchternes, ängstliches Gemüth in seine Sorgen mit hinein ziehen würde und das allergrößte Hinderniß für ein offenes Geständniß lag für sein liebendes Herz in der Furcht, daß beide Eltern seine Aufopferung des räthselhaften Schatzes nicht billigen möchten aus Vorliebe für ihn selbst. — Wir würden zuletzt wieder loosen müssen! seufzte er, indem er ein inneres Widerstreben gegen diese Art der Entscheidung nicht überwinden konnte. Er fühlte das Unfreiwillige darin und sah, daß sie beiden beiden Vätern auch nicht die rechte Versöhnung zu Stande gebracht hatte.

Sie gingen zwar wieder mit einander um, aber man merkte, die frühere Unbefangenheit war dahin, die alte herzliche Vertraulichkeit, die selbst der bitterste Streit nicht hatte zerstören können, wollte nicht wiederkehren. Das würde ganz anders sein, meinte Martin, wenn Einer dem Andern aus freiem Herzenstrieb das Kleinod gebracht und gegönnt hätte.

In seiner immer höher wachsenden Herzensnoth wandte sich der arme Knabe tagtäglich im Gebete zu dem unsichtbaren Helfer im Himmel und flehte um Auflösung des Knotens, den er selbst in der liebevollen Hast und Aufregung jener wunderbaren Stunde, wo er ein so liebes Geheimniß entdeckt, um sein und seines Freundes Leben geschlungen hatte.

Und nicht umsonst wendet eine reine, selbstsuchtlose Liebe sich in solchen Lagen an den Himmel, obgleich er oft das Herz, das sich in warmem Opfermuthe voreilig herandrängt, zur Vollstreckung sehnlich gehegter Wünsche seiner Geliebten, die Feuerprobe bestehen läßt und sein eigenes Glück als Zahlung fordert.

In einer Nacht war Martin unter heißen Thränen und Gebeten endlich eingeschlafen; da träumte er: der heilige Martinus selber trete an sein Lager und rief ihm zu: „Was schläfst und träumest Du? — steh' auf! der böse Feind streckt seine Hand aus nach dem Schatze, welchen Du meinem todten Bilde, das nicht Arm noch Fuß zur Wehr und Flucht regen kann, anvertraut hast. Steh' auf und rette ihn, mit dem Willen Deines Geistes, mit der Kraft Deiner Liebe!"

Voller Schrecken wachte Martin auf und glaubte, sein Traum sei Wahrheit; denn horch! — laut hörte er den schaurigen Ruf: „Feuer! Feuer!! — Hülfe! Hülfe!!" — vor seinem Fenster und den mächtigen Klang der Glocke aus der Lampertuskirche tönend und klagend durch die Nacht schallen. Entsetzt richtete er sich empor und rief „Vater! Mutter!" nach dem Bette der noch fest schlafenden Eltern hinüber.

Der Vater fuhr in die Höhe — auch er hörte den Feuerlärm draußen; — schnell aufspringend eilte er zum Fenster, riß es auf und rief in die durch das Gäßchen vorüber eilende Menschenmenge hinaus: „Was gibt es? — wo brennt es denn?" Deutlich hörte Martin eine Stimme von draußen antworten: „In der Liefergasse ist es ausgebrochen! Ihr könnt Euch sputen, das Dach von Eures Bruders Haus soll auch schon in vollen Flammen stehn!"

Rasch fuhr Niclas wieder vom Fenster und indem er nach seinen Kleidungsstücken langte, murmelte er: „Da haben wir die Bescheerung! — nun verbrennt auch der heilige Martinus! — — ich wußte es wohl; er hatte kein sicheres Obdach bei den Ungläubigen!"

„Vater! was sagt Ihr?" — rief da Martin und sprang aus seinem Bett heraus. „Nein! der heilige Martinus darf und wird nicht verbrennen!

Gottes Engel halten seine Flügel über ihm und ich — ich muß und werde ihn retten!"

Noch ehe die Eltern sich besinnen und etwas erwidern konnten, hatte sich der Knabe dürftig angekleidet, mit den nackten Füßen über das niedrige Fensterbrett geschwungen und war unter die dahin eilende Menge in dem Gäßchen gestürzt.

„Der böse Feind streckt seine Hand nach deinem Schatz aus!" — so rief es fort und fort ihm zu und nichts Anders sehend und hörend, eilte er durch den Lärm der aufgestörten Menschen und wie gejagt von den schauerlichen Klängen der Feuerglocke, dem Hause seiner Verwandten zu.

Hier bot sich ihm ein schreckenerregender Anblick. Aus dem fast schon ganz niedergebrannten Nachbarhause hatte sich der Feuerstrom auf das Dach der freundlichen Holzschuhmacherstätte ergossen und sprühte tausend Funken in die dunkle Nacht hinaus.

Die schwarzen, kräftigen Gestalten der Feuerwehr standen gleich kühnen Helden hoch auf dem brennenden Gebälke und wehrten mit ihren Stangen den feindlich heranbringenden Flammen, die Spritzen gossen ihre Wasserströme in hohen Wogen in die zerstörende Glut. Aber sie flammte heller und heller empor und in den engen Gassen war es schwierig einen Raum zu finden für die rettende, helfende Menge.

Martins zarte, zitternde Gestalt irrte unbeachtet wie ein Schatten in dem lärmenden, schreienden Getümmel hin und her und suchte mit angstvoll gefaltenen Händen den Weg zu dem Rauch umhüllten Eingang des brennenden Hauses.

Er hatte Ursache zu fürchten und zu eilen — der Heilige, den er retten wollte, stand bereits in der größten Gefahr.

Franz hatte wirklich erst an ihn gedacht, als er Weib und Kinder und die alte Großmutter gerettet wußte. Jetzt war er von Neuem wieder in das Haus und in die Stube der letztern gedrungen und sah mit zweifelhaften, betrübten Blicken zu der Statue des Heiligen empor, die hier ihren Ehrenplatz hatte.

„Nimm's nicht übel, alter Kamerad! wenn ich Dich stehen lasse — ich muß erst die Habe der alten Frau, die sich mit ihrem Leben und Allem was ihr gehört, in meinen Schutz begeben, zu retten suchen. Kehr' ich zurück und

hast Du Dich tapfer gehalten, so trag ich Dich auch heraus — bis dahin muß ich Dich der Engel heiligem Schutz empfehlen!"

Nach diesem stillen Zwiegespräch nahm er eine Kiste, in welcher, wie er wußte, die gute Großmutter ihre liebsten Schätze und Andenken, wie ihre ganze Habe an Kleidern und Wäsche, vielleicht auch noch einen Nothpfennig für das letzte Haus, verwahrte, auf seine kräftigen Schultern und schritt zur Thür hinaus. Mühsam stieg er mit seiner ziemlich schweren Last, die schon ganz mit dickem Rauch umhüllte Treppe hinunter — da huschte auf einmal eine lichte, schlanke Gestalt an ihm vorüber; lange, fliegende Locken glänzten wie goldene Schwingen durch den schwarzen Rauch und mit halb zurück gebogenem Haupte, sah Franz, wie sie nach dem Zimmer der Großmutter eilte. Es schien ihm, als schwebe sie an der Wand hinauf zu der Statue des heiligen Martinus und umschlänge sie mit weißen, nackten Armen, — dann aber verhüllte ihm der Rauch die ganze Erscheinung.

„Was ist das?" — fragte der Erstaunte, indem er einen Augenblick still stand auf der Treppe, „sollte man nicht meinen, ich hätte vorhin mit meinem einfältigen Wort wirklich einen Engel zum Schutz des Heiligenbildes herbei beschworen? — viel zu viel Ehre für mich freilich, wenn's auch der Heilige werth und es sehr wünschenswerth für uns alle wär'!"

Doch er hatte nicht lange Zeit zum Forschen und Warten, er mußte eilen, seine Bürde aus dem Hause zu bringen. Mühsam drängte er sich, als er in's Freie getreten, durch das Menschengetümmel und mußte einen Umweg suchen, um mit ihr zu dem freien Platze unter den Linden an der alten Lampertuskirche zu gelangen. Dort hatten auch die Kinder alle ihren Zufluchtsort genommen und bewachten mit der Mutter die geretteten Sachen aus dem Hause.

Der Johannes hatte tüchtig mitgeholfen aus den Flammen zu retten, zuerst freilich seine Bücher, dann aber auch die Holzschuhe des Vaters, worauf er sich nicht wenig zu Gute that und jetzt saß er ganz müde neben der Mutter, welche mit dem kleinsten Schwesterchen im Schooße auf der Kirchentreppe ihren Sitz gefunden, und der alten Großmutter, die in ihrem ebenfalls geretteten Bettzeug geschützt vor der kühlen Nachtluft, eingewickelt lag.

„Da hab' ich Eure Schätze! Großmutter," sagte Franz und setzte keuchend und schweißtriefend die Kiste nieder, zu den Füßen der alten Frau, die sich freudig aufrichtete und dem treuen Schwiegersohne die zitternde Hand reichte.

„Gottlob!“ fuhr derselbe fort, indem er mit frohem Blick auf den Kreis der Kinder um die bleiche Mutter schaute, „da seid Ihr ja alle zusammen! — keines hat Schaden genommen und der Großmutter Habe wenigstens ist gerettet. Bis auf Eines freilich!“ setzte er hinzu — „ich muß noch einmal hinaus, der heilige Martinus steht noch im Feuer und ich zweifle fast, ob ich ihn herausbringen werde.“

„Der heilige Martinus!“ — so tönte es wie ein banger, schmerzlicher Seufzer durch den kleinen Kreis der Geretteten. —

„Seht! — seht!“ — rief da die alte Großmutter und breitete wie im Entzücken die Arme aus — „dort bringt ihn uns ein Engel hergetragen! — ja gewiß, es geschehen Wunder!“

Der Irrthum der alten Frau war ein leicht begreiflicher und auch den Ihrigen mocht' es nicht anders zu Muthe sein, als würde ihnen der ehrwürdige Schutzpatron auf himmlischen Flügeln aus den Flammen entgegen getragen, bei dem Anblick des schönen, schlanken Knaben, der mit weißen nackten Armen, das Heiligenbild über sich haltend und seltsam beleuchtet von dem rothen Feuerscheine, der den ganzen alten Stadttheil überglühte, durch das Menschengetümmel, das ihm allenthalben staunend und ehrfurchtsvoll Platz machte, auf sie zugeschritten kam.

„Es ist Martin!“ rief Johannes und stürzte dem schönen Engelsknaben entgegen. — „Martin, hast Du uns wirklich den heiligen Martinus aus dem Feuer gerettet?“ —

„Ja, Gottlob! das liebe Heiligenbild ist gerettet,“ antwortete Martin und setzte seinen Schatz ebenfalls zu den Füßen der alten Großmutter, auf die Kirchentreppe nieder; „aber die Console des Onkels mußte ich zurücklassen, sie war mir zu schwer — doch laßt sie verbrennen! — Hier“ — er ging zu Franz und indem er ein kleines Kästchen, das an seinem Gürtel befestigt war, loshäckelte und es dem Oheim in die Hand drückte, flüsterte er ihm zu: „hier, das hab' ich heraus genommen, verwahrt es gut — es gehört dem Johannes! — Vergebt mir, daß ich es so lange verschwiegen habe, was es enthält! — ich meinte es gut! —“

Nach diesen Worten schwankte er mit todtbleichem Gesicht zurück und ließ sich von Johannes ebenfalls zu der Treppe führen, wo er sich niederließ und sein schönes, von den Flammen versengtes Lockenköpfchen matt und müde an eines der steinernen Heiligenbilder lehnte.

„Martin! Martin!" hörte man in diesem Augenblick eine Stimme aus dem Gedränge rufen und die Eltern unseres kleinen Helden kamen von der andern Seite aus dem Gäßchen herbei gestürzt. Sie hatten auf der Brandstätte vergeblich nach dem Knaben gesucht, bis man ihnen gesagt: er sei mit dem Heiligenbild gesehen worden, das er aus den Flammen gerettet und dem Onkel Franz nachgetragen habe.

Wie eine Wundergeschichte war es bereits durch die Menge gelaufen, was der muthige Knabe gethan; ein ganzer Kreis neugieriger Menschen drängte sich nach der alten Lampertuskirche, um ihn zu sehen und während die Mutter außer sich auf den Sohn stürzte und ihn in ihre Arme schloß, neigte sich der Vater mit fast stolzer Freude über den kleinen Helden, der das Kleinod der Familie gerettet.

„Martin! — ach, er stirbt!" — jammerte die Mutter, als sie das bleiche Haupt ihres Kindes an ihrer Brust liegen sah.

„Nein, Mutter," flüsterte das liebe Kind mit schwacher Stimme, „ich sterbe nicht, ich bin nur müde und es thut mir ein wenig weh auf der Brust; ich hab' wohl das Bild zu fest darauf gedrückt. Aber es wird vorüber geh'n — führt mich nach Haus und nicht wahr? — die Kinder da gehen alle mit? — sie haben ja kein Dach mehr!" —

„Ja, das versteht sich von selbst," rief Niclas, indem er ein paar der Kleinen gleich bei der Hand nahm — „kommt nur! es wird Raum für Euch alle in meinem Hause sein, bis das Eure wieder aufgebaut ist. Und der heilige Martinus," setzte er mit einem etwas triumphirenden Lächeln hinzu, „kommt auch vorläufig wieder an seine alte Stelle."

„Der gehört jetzt dem Martin, und ich will ihn selbst in seine Stube zurück tragen!" rief Johannes, indem er das Heiligenbild aufnahm und mit ihm der kleinen Caravane seiner Geschwister nach dem Gäßchen und dem Hause der Verwandten voranschritt.

Bald waren hier die armen Abgebrannten, nebst dem größten Theil der geretteten Habe untergebracht. Das Unglück hatte der Liebe wieder ihr liebliches Recht zurückgegeben und sie waltete wie ein freundlicher Engel in dem kleinen Häuschen und sah mit zufriedenem Lächeln, wie die so lange feindlich Getrennten jetzt so friedlich in dem engen Raume neben einander ruhten.

Mit einer wahren Seligkeit hatten die Kinder den früheren Gespielen Plätze in ihren Bettchen eingeräumt und es war von keinem Rangstreit mehr

die Rede unter ihnen. Die alte Großmutter lag sorglich gebettet, an Johannes Brust war Martin eingeschlafen und das liebe Gesicht des heiligen Schutzpatrons, der neben ihrem Lager stand, schien mit segnenden Blicken auf die schönen, fest umschlungenen Knaben herab zu sehen. —

Allmählich verstummte auch der Feuerlärm auf der Straße, die beiden Väter, die noch helfend auf der Brandstätte beschäftigt gewesen, kehrten zurück mit der Nachricht, daß das Feuer gänzlich gelöscht sei, die Thüre schloß sich und der aufgehende Mond goß seinen sanften, friedlichen Schimmer über das Dach des stillen, weinumrankten Häuschens. (Fortsetzung f.)

Der arme Heinrich.

Komisches Singspiel in Versen für Kinder.

Text von **Franz Bonn.**

In Musik gesetzt von Prof. Rheinberger in München. Odeonsplatz 3.

Personen:

Federkiel, ein Dorfschulmeister.
Margareth, seine Frau.
Pepi, Toni, Marie – ihre Kinder.
Der arme Heinrich.
Eine Nachbarin.
Pfiffig, Polizeidiener,
Der Graf.
Georg, sein Kammerdiener.
Der Amtmann.
Ein Bedienter.
Chor der Schuljugend.
Landleute.

Die Handlung spielt auf dem Lande.
Kostüme Roccoco.

(Zimmer im Schulhause.)

I. Aufzug.

I. Scene.

Federkiel. Chor der Schuljugend. Knaben und Mädchen singen:

Nr. 1. Chor.

Heil dem Grafen, unserm Herrn,
Der zu uns aus weiter Fern'
Kommt in's Schloß gezogen.
Heil ihm, Heil! so rufen wir,
Heil und Segen sei mit Dir,
Bleibe uns gewogen!

Federkiel (der eifrig dirigirte, klopft ab).
Schreit das „Heil" nicht so heraus,
Ach Ihr singt, es ist ein Graus!
Ist für Text und Töne schad'
Noch einmal bei der Fermat!

Chor (sehr stille).

Heil ihm Heil! so rufen wir,

Federkiel (klopft wieder ab).
„Rufen" heißt's, Ihr singt zu still,
Weiß denn Keines, wie ich's will?!
(Vorsingend). Heil ihm Heil, so rufen wir!

Chor (sehr schnell).

Heil ihm Heil, so rufen wir!
Heil und Segen sei mit dir.
Bleibe uns gewogen!

Federkiel (klopft ab).
Wollt Ihr halten! Viel zu schnell,
Der Diskant ist viel zu grell —
Schaut nur auf mein Lineal!
Nun probirt es noch einmal.

Chor (wird wiederholt).

Federkiel. Nun, ich will zufrieden sein,

Merkt nur auf die Zeichen fein.
Kommt zum Feste nicht zu spät,
So, jetzt richtet Euch und geht!
(Die Schuljugend drängt sich hinaus).

II. Scene.

Federkiel allein.

Ist wahrhaftig ein hartes Brod,
So am Lande Schulmeister sein,
Immer Arbeit und schwere Noth
Bis man was bringt in die Jungens hinein!
(Die Noten durchblätternd).
Ist nicht übel die Musik!
Zwar nicht lärmend und modern,
Doch ich denk' sie machet Glück —
Ist just recht für unsern Herrn.
Soll ein trefflicher Mann sein, der Graf,
Einfach und freundlich, grundgütig und brav.
Bin recht begierig, ihn einmal zu sehen
Ist mir mein Lebtag noch nicht geschehen.
Er wird bald kommen, es währt nimmer lang.
Daß man da auf nichts vergißt!
Ist ein Vergnügen, ein solcher Empfang
Besonders wenn's überstanden ist. (ab.)

III. Scene.

Marie und Toni mit großen Blumensträußen, dann Heinrich.

Marie. 's ist traurig, daß die Blumen verderben
Sind noch so jung und müssen schon sterben.
Toni. Nun was liegt am Ende d'ran,
Haben doch ihren Dienst gethan.
Mein Strauß ist doch viel schöner als Deiner.
Marie. Deiner ist bunter, meiner ist feiner.
Toni. Dir fehlt's an Rosen und Rosmarin.
Marie. Du hast lauter Blumen und gar kein Grün.
Heinrich (eintretend).
Nun was habt Ihr wieder zu streiten?

Toni. Da, der Heinrich soll entscheiden,
Welcher Strauß ist der schön're von beiden?
Heinrich. Alles auf Erden hat seine zwei Seiten,
Sind beide schön und groß genug.
Marie. Da hast Du's, Toni, der Heinrich ist klug.
Heinrich. Laßt Euer Streiten, wir wollen eins singen.
Toni. Ja, lieber Heinrich, das Lied von der Maus.
Heinrich. Gesang ist das beste von allen Dingen,
Und die Frau Mutter ist nicht zu Haus.
Ach, die Frau kann's Singen nicht leiden!
Also vom Mäuslein, merkt auf, Ihr Beiden.

Heinrich singt.

Nr. 2. War einmal ein Mäusl,
Gar ein kleiner Schneck;
Sah ein kleines Häusl,
Drinnen hing ein Speck.
Mäuslein an dem Specke roch,
Duftet gar so fein,
Und in seiner Freude kroch
Es in's Haus hinein.
Zu dreien: Und in seiner Freude kroch
Es in's Haus hinein.

Kaum das kleine Mäusl
Aß den süßen Speck,
Schloß sich schnell das Häusl,
Konnte nicht vom Fleck.
Aber statt zu weinen lang,
Fing's zu nagen an
Bis durch's dünne Häusl drang
Scharf sein kleiner Zahn.
Zu dreien: Bis durch's dünne Häusl drang
Scharf sein kleiner Zahn.

Und das kleine Mäusl,
Denkt euch welch ein Glück,

Schlüpfte aus dem Häusl,
's war ein Meisterstück.
Seitdem sagt man, zeichnet wer
In Gefahr sich aus,
Wie von diesem Mäuslein: „Er
Biß sich gut heraus!"

Zu dreien: Sagt man wie vom Mäuslein: „Er
Biß sich gut heraus."

IV. Scene. Vorige.

Margareth und Pepi treten ein.

(Pepi hat eine Rolle und geht auswendig lernend im Zimmer auf und ab.)

Marg. Dacht' ich's doch, der faule Schlingl
Treibt schon wieder sein Geklingl.
Kannst doch nichts als immer singen,
Wirst es zu was Rechtem bringen.

Heinrich. Mutter, gibt es was zu schaffen,
Sagt mir's, will's mit Freuden thun.

Marg. Ja, wenn's etwas gäb' zu gaffen —
Du zerreißest mehr an Schuh'n
Als Du werth bist, fauler Geselle.

Heinrich. Warum zürnt Ihr?

Marg. Auf der Stelle
Nimm eine Arbeit rasch zur Hand

Heinrich. Sagt mir eine.

Marg. 's ist doch eine Schand!
Weiß der Bursche nicht was er arbeiten soll —
Da sieh' Dir den Pepi einmal an —
Ist acht Jahre noch nicht voll
Und hat schon einen Weisheitszahn.
Der lernt, das ist eine wahre Freude,
Darf aber auch bei dem Fest sein heute!

Pepi. Mutter, jetzt kann ich die Verse, gebt Acht!

Marg. O lieber Pepi, sage sie vor,
Denk' ich wäre der Graf und der Tisch das Thor!
(für sich.) Was mir der Bube für Freude macht!

Pepi (declamirt mit falscher Betonung und schnell abhaspelnd:)
Wie sich im Ost die Sonne hebt
So kommst du hergegangen;
Des Dorfes ganze Jugend strebt
Dich würdig zu empfangen.
Drum wölbt sich das geschmückte Thor
Mit seinem „Heil und Segen",
Drum tönet Dir der Jubelchor,
O hoher Graf entgegen.
Erlaube, daß auch ich Dir jetzt
Die besten Wünsche bringe,
Daß Glück und Heil unausgesetzt
Mein ganzes Haus umschlinge!

Marg. „Dein ganzes Haus", dein heißt's, nicht mein.

Pepi. Ich weiß schon.

Marg. Nun das wird eine Freude sein
Wenn der Herr Graf Dich hört und sieht!

Heinrich. Wenn er nur nicht gleich wieder weiter zieht,
Sieht er all die Blumen und Sachen!

Marg. Ich glaub', Du willst Dich lustig machen,
Wart' ich vertreib Dir Deinen Witz —
Du bleibst mir daheim auf dem Ofensitz!

Heinrich. Werde d'rum nicht viel mich grämen!

Marg. Müßte mich so mit Dir nur schämen,
Siehst als wie ein Wilder aus.

Heinrich. O ich bleibe gern zu Haus.

Marg. Seh mir Einer den trotzigen Knaben,
Immer das letzte Wort muß er haben.
Wart' ich kriege Dich beim Ohr!

(Heinrich entspringt ihr und läuft Federkiel in die Hand, der eben eintritt.)

V. Scene.

Vorige. Federkiel.

Federkiel. Nun, was fiel denn wieder vor?
(zu Marg.) Mußt mit dem Heinrich immer zanken!

Marg. Nun, heut mag er Dir es danken,
Daß ich nicht strafe, der freche Wicht!
Höhnte den Pepi mir in's Gesicht!
Federkiel. Ist denn dies ein Grund zu strafen?
Marg. O, er höhnte auch den Grafen!
Macht sich lustig über das Fest,
Thut als wär er ein Prinz gewest,
Der vagirende Betteljunge!
Federkiel. Nun, liebe Gattin, zügle die Zunge.
Ist halt ein junger Geselle noch!
Marg. Mußt ihn immer beschützen doch!
Federkiel. Ja, ich schütz' ihn, ich nahm ihn in's Haus!
Marg. Seitdem zog unser Friede aus!
Federkiel. Er ist ein armes, verlass'nes Kind,
Dem Mitleid und Liebe wir schuldig sind.
Marg. Ja, und das ist des Buben Dank,
Daß er mich ärgert müd' und krank.
Heinrich. Mutter, das ist nicht meine Schuld —
Federkiel. Ein junges Bäumchen braucht Geduld!
Treibt's auch manchmal im Uebermuth
Ist nur die Wurzel frisch und gut!
Marg. Hilf ihm nur immer und hab' ihn lieb,
Heinrich wird doch nichts als ein Tagedieb,
Wirst es erleben! denke dran —
Komm, lieber Pepi, wir ziehen uns an!
(ab mit ihren drei Kindern.)

VI. Scene.

Federkiel. Heinrich.

Federkiel. Nun, willst Du Dich nicht auch ankleiden?
Heinrich. Vater, gebt mir mein Ränzel und Hemd
Die Mutter kann mich einmal nicht leiden,
Ihr bleib' ich immer zuwider und fremd!

Nr. 3. Arie.

Laß mich ziehen, laß mich scheiden,
Wandern in die weite Welt,

Dulden will ich, schweigen, leiden,
Bis ich find mein heimisch Zelt.
Meine Heimath will ich suchen
Meiner Jugend schöne Flur,
Unter Eichen, grünen Buchen
Find' ich die geliebte Spur.
Mitleid hat mich aufgenommen
Gütig unter Eurem Dach,
Doch das Herz, es bleibt beklommen
Seine Sehnsucht bleibet wach.
Kann nicht ruhen bis ich finde
Meiner Heimath schönen Ort,
O verzeiht dem armen Kinde,
Lieber Vater, laßt mich fort!

Federkiel. Gut, mein Junge, doch wovon willst Du leben
Draußen in der fremden Welt?
Heinrich. Wolltet Ihr mir die Geige geben
Dann wäre Alles wohl bestellt.
Federkiel. Ja wär' die Geige ein Wecken Brod
Nun, dann ging's vielleicht zur Noth,
Müßt' aber unaufschneidbar sein!
Heinrich, Du bist noch zu jung und klein
Mußt erst daheim was Tüchtiges lernen
Eh' ich Dich darf von mir entfernen.
Heinrich. Laßt mich nur: ich will vor Fenstern und Thüren
Mit meiner Geige die Menschen rühren,
Werden mir wohl, was ich brauche, geben,
Frei wie ein Vogel will ich leben.
Federkiel. Vogelfrei sage, nein, Heinrich, nein!
Du bleibst vorläufig noch etwas mein.
Gib sie auf, die vagen Gedanken
Zankt meine Frau, so laß sie zanken,
Zankt ja bisweilen auch mit mir,
Und ich kann wahrhaftig oft nichts dafür.

Du gehst mit uns Allen heut' zum Feste,
Sei Du nur lustig, das ist das Beste!

Heinrich. Vater, laßt mich zu Haus allein!
Gebt mir die Geige aus dem Schrein,
Geht und empfanget und ehret den Grafen,
Laßt nur mich dabei in Ruh,
Laßt mich die Festlichkeit lieber verschlafen,
Was braucht Ihr den armen Heinrich dazu?

Federkiel. Nun, da hast Du sie, Deine Geige (gibt sie ihm aus dem Schranke)
Nun aber geh' in den Garten hinaus.

Heinrich. Vater, ich dank Euch —

Federkiel. Schon gut, nun zeige
Den Vöglein, was du kannst, Du Sausebraus.

(Heinrich ab. Man hört eine einfache, lieblich wehmüthige Volksmelodie auf der Violine, die immer ferner tönt, bis sie verhallt.)

Federkiel. Ist fürwahr ein seltener Bube,
Ist halt ein Zigeunerkind,
Allzu eng ist ihm die Stube,
Seine Lust sind Nacht und Wind.
Richtig spielt er wieder seine
Alt bekannte Melodie,
Kommt mir's beinah', daß ich weine
'S tönt so sanft, ich weiß nicht wie.
Ist er auch ein wenig trotzig,
Wild und voller Ungestüm,
Wollt' ich doch mein Knabe Pepi
Hätt' ein wenig was von ihm.

VII. Scene.

(Nachdem die Töne der Violine verklungen und Federkiel zu Ende gesprochen, fällt rasch eine lustige Musik ein.)

(Pepi, lächerlich aufgeputzt, tanzt herein und singt:)

Nr. 4. Bin ich nicht ein netter Kerl,
Bin gewachsen wie ein Röhrl,
Frisch als wie ein Apfelwänglein,

Süß als wie ein Zuckerstänglein,
Lustig wie ein junger Spatz,
Bin ich nicht ein lieber Schatz?

Federkiel (für sich:) Ja, Du bist ein eitler Fratz.

Pepi. Bin ich nicht ein netter Kerl,
Ein possierlich kleines Herr'l,
Sprechen kann ich wie ein Büchlein,
Niemand weiß so viele Sprüchlein,
Kopf und Herz am rechten Fleck,
Bin ich nicht ein lieber Schneck?

Federkiel (für sich:) Ja, Du bist ein junger Geck.

Beide zusammen:

Pepi. Und das Mütterlein zum Lohne
Nennt mich ihren Zuckermund

Federkiel. Manchmal Schläge wär' nicht ohne,
Wär' dem Buben ganz gesund.
Du verzogner kleiner Wicht,
Sag' mir, kannst Du Dein Gedicht?

Pepi. Freilich kann ich's, dürft mich fragen,
Will's Euch wie das Wasser sagen,

Federkiel. Also los mein lieber Junge,
Rege Deine Wunderzunge!

Pepi. Wie sich im Ost die Sonne hebt
Kommst Du daher gegangen,
Des Dorfes ganze Jugend strebt,
Dich Wüthrich zu empfangen. (läuft hinaus.)

Federkiel. „Würdig" heißt's ja. Seit acht Tagen
Schon studirt er nun es ein,
Kann es noch nicht richtig sagen,
Und der will ein netter Kerle sein!

VIII. Scene.

Vorige. Nachbarin. später Margareth.

Nr. 5. Terzett.

Nachbarin. Denkt, Herr Lehrer, was passirt!
Schier hat mich der Schlag gerührt.

Lehrer. Himmel, ist Ihr Gatte todt?
Nachb. Ohne Maaß ist meine Noth.
Federkiel. Brach ein Kindlein sich das Bein?
Brennt es wo, was mag es sein?
Nachb. Denkt nur, ach, noch faß' ich's nicht —
Federkiel (für sich:) Kreideweiß ist ihr Gesicht.
Marg. Welcher Lärm, welch Geschrei,
Sagt mir, sagt mir, was es sei!
Nachb. Rache will ich, Rache, Rache,
Strafet mir den Bösewicht.
Federkiel. Wovon handelt denn die Sache?
Nachb. Schrecklich werde sein Gericht.
recitativ. Euer Heinrich, der freche Bube,
Hat — o Frevel ohne Gleichen,
Mir erschlagen —
Federkiel. Wie? erschlagen!
Marg. Wen erschlagen?
Nachb. O versprecht mir strenge Strafe!
Federkiel und Marg. Wir versprechen strenge Strafe.
Nachb. Nun, so wisset, meine liebe, meine alte liebe
Katze hat erschlagen mir der Bube.
Federkiel. Darum stürmt Ihr meine Stube?
Wenn's nichts weiter ist als das,
Dacht' ich's doch, Ihr macht nur Spaß.
Nachb. u. Marg. Wie, ein Spaß!
Ach die arme, arme Katze!
Federkiel. Daß ich nicht vor Lachen platze.
Nachb. Ach, sie war so gut und zierlich,
War so freundlich, so vertraut,
War so fein und so manierlich,
Wer sie sah, war hoch erbaut.

Terzett.

Nachbar. und Marg. Ja, wir wollen entsetzliche Rache,
Seine Strafe muß fürchterlich sein.

Federkiel. Ha, sie grollen, ich lache, ich lache,
Wie sie zürnen und wüthen und schrei'n.

Marg. Da hast Du's, das kommt von Deiner Zucht,
Das junge Bäumchen trägt gute Frucht.

Nachb. Ich bitte mir Genugthuung aus,
Zum Mindesten muß er aus dem Haus.

Marg. Ja, fort muß der Bube, heute noch fort,
Frau Nachbarin, darauf geb' ich mein Wort.

Federkiel. Macht Ihr doch ein Wesen aus dieser Katz',
Sagt, was verlangt Ihr, ich leiste Ersatz.

Nachb. Ich nehme kein Geld.

Marg. Das sollte noch fehlen!
Er muß aus dem Hause, es bleibt dabei.

Federkiel. Er wollte gewiß das Thier nicht quälen.

Marg. That er's aus Bosheit oder aus Scherz,
Zeigt es doch immer ein schlechtes Herz.

Federkiel. Aber wenn er's aus Zufall gethan?

Marg. Sieh nur, da kömmt er eben heran.

Federkiel. (ruft ihn) Heinrich, Heinrich, da her auf ein Wort.

IX. Scene.

Heinrich tritt ein. Vorige.

Heinrich. Was wollt Ihr, Vater?

Marg. (zur Nachbarin). Er muß mir fort!

Federkiel. Sag', warum hast Du die Katze erschlagen?

Heinrich. Vater, da müßt Ihr die Nachbarin fragen.

Federkiel. Hast Du's aus Rache und Bosheit gethan?

Heinrich. Euch, mein Vater, wollt' ich es sagen,
Aber die Nachbarin geht's nichts an.

Nachb. Sicher aus Bosheit bracht er sie um.

Heinrich. Wenn Ihr's wißt, so fragt mich nicht d'rum.

Marg. Jetzt ist's genug, er hat's gestanden,
Fort auf der Stelle in Schimpf und Schanden,
Schnür' Deinen Bündel, fort aus dem Haus!

Federkiel. Gattin! Mutter!

Marg. (gebieterisch) Du jagst ihn hinaus!

Heinrich. O das dürft Ihr nicht zweimal sagen —
Ich gehe ja gern, — Vater, ade —
Gott sei mit Euch in allen Tagen
Bis ich einmal Euch wiederseh! (ab).

Federkiel (will ihm nach) Heinrich, halte!

Marg. (die mit der Nachbarin den Federkiel zurückhält). Laß ihn laufen,
Ich glaube gar Du wolltest ihn bitten
Daß er gefälligst wieder bleibt?
Ist das Dankbarkeit, sind das Sitten?
's ist nicht der Erste, der es so treibt.

Federkiel (für sich) Was hilft mir's, wenn ich ihn bei mir halte
Es duldet ihn einmal nicht länger die Alte —
Und er selber will ja fort!
Aber daß er ging ohne herzliches Wort
Von seinem Vater, das thut mir weh —
Gib Gott daß ich ihn wiederseh! (geht nachdenklich auf und ab.)

Marg. Nun, Frau Nachbarin, sind Sie zufrieden?
Was Sie verlangten ist ihm beschieden.

Nachb. Nun, ich will zufrieden sein.

Marg. Sieh' da kommen meine Kinderln 'rein.

X. Scene.

Marie und Toni mit ihren Sträußen,
Pepi. Vorige.

Marg. Sagen Sie, sind das nicht herzige Kinder?

Nachb. Das wollt' ich meinen, das sieht ein Blinder,
Artig und folgsam, es ist eine Pracht,
Ach, wie lieb nur der Pepi lacht.

Pepi. Mutter, die Toni läßt mir keine Ruh'
Schlagt immer mit ihren Blumen zu.

Marg. Pfui Toni, laß den Pepi gehen.

Toni. Ja, er läßt mir meine Blumen nicht stehen.

Marg. (zur Nachbarin.) Es geht nichts über strenge Erziehung,
Das ist ein Segen, man glaubt es nicht,
Und es lohnt sich jede Bemühung.

Marie und Toni. Mutter, hilf uns, der Pepi sticht,

Marg. Pfui, Pepi, gib mir die Nadel. (nimmt sie ihm.)
(zur Nachb.) Manchmal schadet nicht ein ernster Tadel,
Aber man muß auch Spaß versteh'n.
Pepi. Mutter, was ist denn dem Heinrich gescheh'n?
Marg. Fort ist er, es nahm ihn fort der Wauwau.
Toni. Wie sieht denn der aus?
Marg. Grün und blau,
Hat einen großen, schwarzen Schnabel,
Der nimmt nicht lang Messer und Gabel,
Frißt die Kinder mit Haut und Haar.
Pepi. Mutter, gelt, das ist nicht wahr?
Marg. Freilich, lieber Pepi, schau —

XI. Scene.

Vorige. Pfiffig

(in grün und blauer Uniform mit großem Schiffhut und Säbel. Bei seinem Eintreten laufen die Kinder ängstlich hinaus.)

Die Kinder. O weh, o weh, das ist der Wauwau.

Nr. 6. **Quartett.**

Pfiffig. Herr Lehrer! Herr Lehrer!
Federkiel. Was gibt es — erklär' er.
Pfiffig. Man schickte mich her,
Es gab ein Malheur!
Lehrer. Was für ein Unglück hat es gegeben?
Pfiffig. Der Wagen schlug um und der Graf blieb am Leben.
Ist das kein Unglück?
Federkiel. Sicherlich!
Angst und Schrecken fassen mich!
Marg. Wie, der Wagen?
Pfiffig. Umgeschlagen!
Marg. In der Näh'
Pfiffig. Hart am See.
Federkiel. Und dem festlichen Empfang
Pfiffig. Drohte schnöder Untergang.

Quartett.

O schreckliche, traurige Kunde,

Der Graf ging beinahe zu Grunde.
Und wär' er zu Grunde gegangen,
Wir könnten ihn nicht mehr empfangen.
Schnell ist ein Unglück oft gescheh'n —
Doch Gottlob, wir werden ihn seh'n.

Pfiffig. So geht es, ja, ein reitender Bote
Brachte so eben die Nachricht hieher,
Denkt man das Unglück, das uns bedrohte,
Freut man sich auf den Empfang noch mehr.

Federkiel. Schicktet Ihr doch einen schicklichen Wagen
Gleich ihm entgegen?

Pfiffig. Das ist klar!
Aber noch eins wollt' ich Euch sagen —
Hab' es vergessen ganz und gar. —

Federkiel. Ist es was Wichtiges?

Pfiffig. Ja.

Federkiel. Was pressantes!

Pfiffig. Ja — es ist Gefahr auf Verzug!

Federkiel. Ist es was Neues? Ist's was Bekanntes?
Lieber Pfiffig, so seid doch klug!

Pfiffig. Nicht um alles fällt mir's ein.

Marg. Nun, das muß was Besonderes sein.

Federkiel. Ich gehe zum Amtmann, der wird es wissen. (ab)

(Margareth geht, nachdem sie sich bei der Nachbarin verabschiedet, zur Seite ab.)

Pfiffig (für sich.) Ja man wird beinahe zerrissen
Alles soll man und überall sein —
Und dabei so wenig Lohn!
Schreibt man nicht Alles in's Buch sich ein,
So vergißt man sicher die Hälfte davon. (will fort.)

Nachb. (hat Margareth an die Seitenthüre begleitet, kommt zurück und hält den Pfiffig auf.)

Nr. 7. **Pfiffig. Nachbarin.**

Duett.

Nachb. Pfiffig laßt Euch etwas sagen —

Pfiffig. Nun, Frau Base, was geschah?

Nachb. Meine Katze ward erschlagen
Von dem bösen Heinrich da!

Pfiffig. Euer Kätzchen? Welcher Frevel!
Solch ein Schätzchen! Pech und Schwefel!
(nimmt die Brieftasche heraus und schreibt.)
Also Kätzchen ward erschlagen
(zur Nachb.) Wann denn?

Nachb. Heute.

Pfiffig (schreibt wieder) ward erschlagen
heute (zur Nachb.) Wo denn?

Nachb. Hart am Zaun.

Pfiffig. Heute Morgens hart am Zaun.
(zur Nachb.) War die Katze etwa braun?

Nachb. Freilich.

Pfiffig (schreibt wieder) also Katze braun!
Und wie heißt der Missethäter?

Nachb. Heinrich!

Pfiffig. Weiter?

Nachb. Weiß es nicht.

Pfiffig. Das ist sicher ein Verräther,
Man weiß seinen Namen nicht.
Doch ich kenn' ihn, gute Leute!
Ich ergreife ihn noch heute.
Welch entsetzliches Reat —
Doch ich rette Recht und Staat.

Beide. O du Schutz der Polizei —
Wache, Wache, steh' uns bei! (beide ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Leidensgenossen.

Erzählung von **Alexandra**, k. Prinzessin von Bayern.

I.

Ein sonniger Juni-Morgen lockte mich zum Spaziergang und ich harrte bereits vor der gegitterten, mit Akazien beschatteten Gartenthüre auf eine größere Begleitung, welche gleichfalls den schönen Morgen genießen wollte. Da näherte sich mir mit behutsamem Schritte ein Mann; ich erkannte sogleich, daß es ein Blinder sei, denn voraus ging ein Pudel, der vermittelst des am Halsbande befestigten Strickes, welcher um des Mannes Hand gewunden war, denselben langsam führte. Nachdem ich einstens selbst mit Blindheit bedroht gewesen, hege ich ein besonderes Mitgefühl für jene Leidenden, zu denen der Unbekannte gehörte, und als er vor mir stand, hemmte ich seinen Schritt durch einen Morgengruß. —

Nach kurzer Einleitung von einigen theilnehmenden Worten erfuhr ich die Leidens-Geschichte des Armen, dem schon seit früher Jugend das Augenlicht fehlte. Aber kein finsterer Zug des Unmuthes beschattete bei dieser Erzählung sein Gesicht; es trug vielmehr den Stempel gottergebener Zufriedenheit und die Schlußworte bestätigten es auch.

„Ich habe keinen Grund zu klagen" — sprach der Blinde — „denn meine Mutter zündete mir das ewige Licht an für meine Dunkelheit; sie lehrte mich Gott kennen und lieben, meine Zuflucht bei Ihm zu suchen und mein Glück bei Ihm zu finden."

Ich frug ihn nun mit erhöhtem Interesse, ob diese guten Eltern noch leben und jetzt hob sich der erste Seufzer während unseres Gespräches aus der Brust des Armen, indem er antwortete:

„Nein, sie sind schon lange todt, und ich stehe allein in der Welt." Aber kaum hatte er dieses gesprochen, als wieder der alte Glanz innerer Zufriedenheit sein gutes Gesicht verklärte und er beifügte: „Doch, ich will nicht undankbar sein! Da hab ich ja meinen Fidel, der führet mich überall hin, besonders zur Kirche, und wenn dann im Abendmahl mein barmherziger Erlöser in dieses sündige Herz einkehrt, gehe ich wieder fröhlich an meine Arbeit und Gottes reicher Segen ruht sichtbar darauf."

Mit Erstaunen rief ich: „Wie, Du vermagst ungeachtet Deiner Blindheit zu arbeiten?"

Da lächelte der Blinde und sagte mit fröhlichem Tone:

„Gott sei's gedankt, tausend und tausendmal! wir drei Nachbarn halten zusammen und arbeiten mit einander, und dann war's unrichtig, daß ich sagte, ich stünd' allein in der Welt!" —

Diese mir unklaren Worte erregten auf's Neue meine Aufmerksamkeit und ich forschte weiter: „Wer sind Deine Nachbarn? Erzähl' mir doch von ihnen." —

Bereitwillig plauderte er:

„Der Eine davon ist ein alter, an den Beinen gelähmter Soldat. Er hat in den Befreiungskriegen tapfer gefochten und trägt zum Andenken daran noch manche Narbe. Aber er ist geschickt und kann die schönsten Kruzifixe schnitzeln. Nun hat er mich auch darin unterrichtet und weil mein Vater, der ein Küfermeister gewesen ist, mir in seinem Handwerke schon frühzeitig Unterricht gegeben hat, hab ich's bald gelernt. Mein Verdienst reicht oft so weit, daß ich davon meinem Lehrmeister und der Nachbarin mittheilen kann. — Ach, die gute Alte ist die Aermste von uns Dreien; sie hat keine Arme, um damit zu arbeiten, nun thut sie's aber mit den Füßen." —

Mir war heute vollauf Gelegenheit zur Verwunderung gegeben und somit rief ich: „Arbeiten? mit den Füßen arbeiten? Ja, was arbeitet sie denn?"

In so ruhigem Tone, als ob es sich von selbst verstände, sagte der Blinde: „Sie strickt mit den Füßen und sie kann's so schnell, wie Andere mit den Händen. — Ja, wir drei Nachbarn loben Gott oftmals vereint, daß Er uns, ungeachtet unserer Gebrechen, doch die Fähigkeit zum Arbeiten gegeben hat und wir senden viele „vergelt's Gott!" unsern braven Eltern ins Jenseits nach, weil sie uns mit so vieler Geduld im Nöthigsten unterrichtet haben." —

„Und fehlt es Dir niemals an Arbeit?" erkundigte ich mich beim Blinden.

Da zog die Betrübniß gleich einem Schleier über sein Gesicht und verdunkelte diesen heitern Seelenspiegel auf einen Augenblick, indem er antwortete und das Haupt verneinend schüttelte:

„Nicht an Arbeit, aber an Holz."

Er hielt eine Weile inne, um seine innere Bewegung zu überwinden und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Mein ganzer Vorrath ist mir gestohlen worden. Denken Sie sich meinen Schrecken, als ich's entdeckte und nicht einmal mehr so viel vorfand, um ein

bestelltes Butterfaß anzufertigen. Ich hatte keinen Groschen, mir Holz zu kaufen und in meiner Verzagtheit schwebte mir schon der Hungertod vor der Seele. Da hörte ich einen Sperling vor meinem Dachfenster zwitschern; mir fielen dabei die tröstlichen Worte unsers Herrn und Heilandes ein und ich warf getrost alle meine Sorgen auf Ihn. Er hat's auch recht gemacht und mir erbarmende Menschen zur Hilfe gesendet. Geraden Wegs komme ich vom Kapuzinerkloster, wo ich eine nahrhafte Kost erhielt, und ich kann mich dort so lang einfinden, bis ich wieder etwas verdient habe."

Nun erblickte ich meine erwartete Begleitung in kurzer Entfernung und verabschiedete mich vom Blinden, indem ich ihm mein Schärflein darreichte und ihm beim Weiterschreiten zurief:

„O, vertrau nur fest auf Gott! gewiß sendet er Dir durch gute Menschen wieder einen neuen Holzvorrath."

Bald stand ich im Garten unter einem blühenden Tulpenbaume und sah mich von herrlich duftenden Rosen, Jasmin und in voller Blüthe stehenden Orangen-Bäumchen umgeben, in deren Zweigen sich Vögelein wiegten und ihre fröhlichen Lieder sangen. Während ich nun mit meiner Gesellschaft den Spaziergang fortsetzte und mich die Herrlichkeit der Natur entzückte, dachte ich:

„Wenn schon ein Sommertag auf unserm mühseligen Kreuzgange dieses Erdenlebens so schön ist, wie herrlich, wie wonnig mag erst unsere himmlische Heimath sein, wo Gott Allen, die Ihn lieben, eine Wohnstätte bereitet hat." —

II.

Sechs Monate waren seit meiner Begegnung mit dem Blinden verstrichen und der heilige Weihnachtsabend senkte sich auf die Erde nieder, die Menschenherzen auf's Neue mit himmlischer Wonne erfüllend.

In der armen Behausung der drei Nachbarn saßen der Blinde und der Lahme, emsig beschäftigt, noch einige Kruzifixe zu vollenden, denn ach! wie nahe berühren sich die Krippe und das Kreuz! Da trat die alte Strickerin zu ihnen und hörte ihren lauten Jammer, daß sie dem mitternächtlichen Gottesdienste nicht beiwohnen könnten. Die gelähmten Füße des greisen Soldaten versagten ihm diesen Dienst; er konnte nur bei Tage mühsam an der Krücke die ziemlich weite Strecke zurücklegen und der Blinde hatte während dieser sechs Monate seinen treuen Hund, der ihn so sicher führte, verloren.

Der fromme Jammer ihrer beiden Unglücks-Gefährten ging der armen Strickerin tief zu Herzen; sie berieth sich mit Gott, und plötzlich kam ihr ein Gedanke. Mit heiterem Tone sagte sie zum Blinden:

„Dein Rücken ist stark genug, den lahmen Wastl zu tragen und ich will heute die Stelle des Pudels versehen und Dich am Stricklein führen. Damit ich den Weg sicher finde, könnt Ihr mir eine Laterne um den Hals hängen." —

Der Vorschlag wurde mit jubelndem Beifalle aufgenommen und als die eilfte Stunde schlug, befanden sich unsere drei Leidensgenossen auf dem Wege zur Pfarrkirche. Bei ihrer Ankunft entstand ein leises Flüstern von Mund zu Mund; Aller Augen richteten sich auf die Hereintretenden; aber ihr Erscheinen brachte kein Lächeln auf die Lippen, sondern rührte vielmehr die Herzen der Anwesenden. Als die bescheidenen Nachbarn ihre Plätze im letzten Stuhle einnehmen wollten, räumte man ihnen mit zuvorkommender Freundlichkeit die allerersten, besten Plätze ein. Mit unbeschreiblicher Seligkeit wohnten die drei Schwergeprüften dem feierlichen, mitternächtlichen Gottesdienste, der Christmette bei und vergaßen in seliger Glorie sogar ihre zeitlichen Gebrechen. Die achtzigjährige Strickerin wähnte mit gefalteten Händen zu beten, der gelähmte Soldat mit den Hirten vereint vor der Krippe zu knieen und der Blinde sah im Geiste das liebenswürdige Jesuskind, welches ihm von seinem Gnadenschatze reichlich mittheilte und seine Seele mit himmlischem Lichte erfüllte.

Nach geendetem Meßopfer beeilten sich alle Anwesenden, das göttliche Jesuskind zu erfreuen, indem sie kleine Liebesgaben den drei Leidens-Genossen spendeten.

Von diesem Abende bis zum hochheiligen Osterfeste versäumten niemals diese drei Nachbarn dem Gottesdienste ihrer ziemlich entfernten Pfarrkirche beizuwohnen. Da sie jedoch an diesem Festtage daselbst vermißt wurden, eilten einige Menschenfreunde in die armselige Lehmhütte und fanden sie tödtlich erkrankt. Zuerst ward der Blinde von dem bösartigen, in der Umgegend herrschenden Fieber ergriffen und von seinen beiden Nachbarn, so viel es in ihren schwachen Kräften stand, gepflegt. Als sie sogar selbst sich vom Fieber angesteckt fühlten, harrten sie noch am Krankenlager des Blinden aus und verließen es erst, von der Krankheit überwältigt, um auf ihr eigenes Sterbelager zu sinken. Gerade, als die Noth und Verlassenheit am Höchsten war, erschien auch der menschenfreundliche Beistand. Aber trotz aller Beweise wahrer Näch-

stenliebe vollendeten die drei Leidensgenossen, durch die heiligen Sacramente gestärkt, noch ehe die Sonne am Ostertage unterging, ihren beschwerlichen, irdischen Kreuzgang. — Nach der üblichen Zeit wurden drei einfache, mit Frühlingsblumen geschmückte Särge von einem langen Zuge Andächtiger zum Friedhofe geleitet. Ein Immortellenkranz schlang sich um die drei vereinten Kreuze, um anzudeuten, daß auch ihr Kreuzweg hienieden ein vereinter gewesen sei. Viele „Vater unser" stiegen aus den Herzen der versammelten Menschen für die geduldigen Kreuzträger zum Himmel empor und ihr Beispiel ward Allen zur Lehre, das Unglück gleich ihnen standhaft und freudig zu tragen, mit der schwachen Kraft zu arbeiten und seinen Nächsten zu lieben, wie sich selbst.*)

Der Kaiserjäger bei Königgrätz.

Von J. Miller.

Es war ein heißes Kämpfen
Bei Königgrätz im Feld.
Aus tiefen Wunden blutend
Lag dort gar mancher Held.
Die königlichen Schaaren,
Das kaiserliche Heer —
Wie stritten sie so tapfer,
Wie war der Sieg so schwer!

Es lag auf blut'gem Rasen
Ein Preuße aus der Mark,
Vom sicherm Blei durchschossen
Die Brust so kühn und stark.
Ach! wie die Wunde brennet,
Und wie er schmerzlich ächzt!
Nach einem Tropfen Wasser
Die trock'ne Zunge lechzt! —

Es tobt von Stund zu Stunde
Stets heißer noch die Schlacht

*) Der Ertrag wurde als Weihnachtsgabe für die verwundeten Krieger verwendet.

Und aus der nächsten Nähe
Des Feindes Büchse kracht;
Die Kaiserjäger stürmen
In Tapferkeit voran
Und brechen durch die Feinde
Sich eine blut'ge Bahn.

Da naht der Feinde Einer
Dem Sterbenswunden hier:
„Barmherzigkeit! ich dürste!
O, füllt die Flasche mir!"
Und Jener drauf: „Sollst's haben!"
Er faßt die Flasche schnell
Und läuft im Kugelregen
Hinab zum nahen Quell.

Und als er sie gefüllet
Eilt er von Mitleid voll
Zurück, den Feind zu laben,
Der Jäger aus Tyrol!
Doch eh' gedankt ihm Jener,
Das Auge feucht umflort,
Ward von des Feindes Kugeln
Des Jägers Herz durchbohrt.

Die Schlacht ist ausgekämpfet
Bei Königgrätz im Feld;
Von Feindeshand begraben
Liegt hier auch unser Held.
Dort kniet der märk'sche Krieger
Mit Thränen ohne Zahl
Und flüstert: „Gott vergelte
Dir's, Bruder! tausendmal!"

Ver.

Von Becker.

Kurzer Titel — kurzes Kapitel; so will ich's für dießmal halten, verlange also nur eine kurze Weile Euere Aufmerksamkeit für meinen Sprachunterricht, der Euch — will mich nicht prahlen — gewiß viel gescheidter machen wird, als Ihr schon seid.

Es gibt Wörter in unserer Sprache — und wohl in jeder — die äußerst übel zu hören sind. Man soll sie in der That aus jedem Lexicon streichen. Um nur einige Beispiele anzuführen: Sünde, Elend, Tod, Krieg, böse, krank, lügen, fluchen, ach, sind lauter Mißtöne in unseren Ohren und haben äußerst widerliche Nachklänge in unseren Herzen. Allein was können wir gegen sie thun? So lange die Welt von all den Uebeln voll ist, können wir auch die Wörter dafür nicht über Bord werfen, wir müssen sie also vorläufig noch dulden.

Aber über Eines kann ich mich noch gar nicht beruhigen lassen.

Da ist in unserem Munde und in unserer Schrift eine Silbe, die für sich allein gar keine Bedeutung hat, hängt sich aber diese Sprachzecke an irgend ein Wort an, so gibt sie diesem eine so üble Form und Bedeutung, daß es oft noch mehr des Abscheues würdig ist, als die oben angeführten Wörter, die doch die Stammväter einer ganzen nichtswürdigen Nachkommenschaft sind.

Und diese Silbe ist keine andere, als die, welche oben als Aushängschild des Kapitels steht. Wir wollen ihr den Prozeß machen und ihre Uebelthaten aufzählen.

Wie schön, wie wohlthuend klingt das Wort lieben! Wahrlich, wer Gott und den Nächsten liebt, genießt schon auf Erden eine Seligkeit. Liebt eine Mutter ihr Kind, so erzieht sie es zum liebenswürdigen Menschen, denn die Liebe ist die beste Erzieherin. Setzt sich aber diesem Lieben die Silbe Ver auf den Nacken, so ist die Mutter in ihr Kind verliebt, und das macht sie blind, daß sie keinen Fehler daran sieht, und so geschieht's, daß sie ihren Liebling nicht zieht, sondern verzieht.

Wie nothwendig ist's, daß die Köchin die Suppe salzt! Setzt sich aber das garstige Ver voraus, so wird die Suppe versalzen, und die esse, wer mag; ich thu's nicht, und Du thust's gewiß auch nicht.

Wie christlich ist's, wenn Du Deinem Nächsten etwas gibst — es müßte denn ein böses Wort, eine Maulschelle oder etwas derartiges sein. Das teuf-

lische Ver aber macht das Geben zur Sünde gegen das V. Gebot: Du vergibst Deinem Nächsten, d. h. Du vergiftest ihn. Doch halt! eben fällt mir ein: Du mußt ihm ja vergeben, aber seine Schuld, wenn er Dir Uebles angethan hat.

Sprechen ist schön, besonders wenn man Gutes und Vernünftiges spricht. Aber versprechen ist gar nicht gut und recht, und es entstehen oft gar ärgerliche Mißverständnisse daraus.

Dasselbe gilt vom Rechnen und Verrechnen, vom Schreiben und Verschreiben. Zwar, der Arzt muß verschreiben, eine Medizin nämlich; aber er muß wohl Acht haben, daß er sich dabei nicht verschreibt, sonst wird der Patient kränker, statt gesund.

Der gute, wohlwollende Mensch wünscht seinen Mitmenschen nur Gutes. Zum Satan aber wird er, wenn er die Mitmenschen verwünscht.

Jeden Menschen, selbst den niedrigsten, muß man achten; verachten aber keinen. Dieses Ver könnte Dir dereinst eine üble Rechnung machen.

Folge jedem, der verständiger und besser ist, als Du. Verfolgen aber ist übel, und selbst an Deinem Feinde ist es Dir nicht erlaubt.

Wer des Weges nicht kundig ist, den soll man führen; verführt man ihn aber — und etwa gar zum Bösen, so ist das ein Werk des ersten Verführers.

Legt das Kind alles hübsch an den rechten Ort, so lobt es die Mutter; verlegt es aber etwas, so gibt's Zank.

Lerne, so viel Du kannst, aber verlerne das Gelernte nicht wieder, sonst gehst Du in Deinem Wissen und Können nach Art der Krebse.

Rathe, wenn Du kannst, es ist ein geistliches Werk der Barmherzigkeit. Verrathen aber hat den Judas zur Verzweiflung und Verdammniß gebracht.

Und so könnt' ich noch durch hunderte von Beispielen zeigen, daß die Vorsilbe „Ver" wie ein böser Feind umherschleicht in den Buchdruckereien und auf den Schreibtischen und die besten und unschuldigsten Wörter gräßlich umwandelt und entstellt. Die Vorsilbe „Ver" verdient also auf immer und ewig aus der Gesellschaft aller Wörter ausgeschlossen zu werden: es soll vertilgt — — —

„Gerechtigkeit!" ruft ihr Advocat. „Gedenken sie doch auch ihrer guten Werke! Oder hätten wir ohne sie Verstand und Vernunft, Vermögen und Vergnügen? — Könnten wir ohne sie vergüten und ver-

süßen, verehren und vermachen, vereinigen, verklären und vergelten?" Nachdem die Vertheidigung noch ein Register von Wörtern aufgeführt hat, die dem „Ver" als Entlastung von seiner Schuld gelten können, wird es frei gesprochen, und es kehrt wieder in sein Lexicon zurück und lebt mit den andern Wörtern in brüderlicher Gemeinschaft wie zuvor.

Legende
vom Heiligen mit dem goldenen Scheine.

Von **Franz Pocci.**

In alter Zeit — ich weiß nicht wann? —
Da lebt' ein gar barmherziger Mann,
Der all' sein Hab und Gut den Armen
Hingab aus Liebe und Erbarmen,
So daß zuletzt in eigener Noth
Ihm selbst nicht blieb ein Stücklein Brod.
Da ging er seines Weg's einmal
Gedenkend dieser Sorg' und Qual,
Daß er nun könne nichts mehr geben,
Weil selber er Nichts hab' zum Leben.
Heran zu ihm ein Bettler trat,
Der ihn um eine Spende bat:
„Ich hung're und lung're elendiglich,
Erbarm' Dich mein, ich bitte Dich."
Der Arme sprach's, der Andre sagt':
„Du Guter, ach! sei Dir's geklagt —
Kaum kann ich fristen mein eigen Leben!
Fürwahr, Nichts hätt' ich, Dir zu geben!" —
„Ei," sprach der Bettler, „weißt Du's nicht?
Dein Haupt umstrahlt ein helles Licht,
Von ächtem Gold ein Wunderschein;
Reich' mir davon ein Stücklein klein!"
Der fromme Mann wußt's selber nicht,
Daß ihn umgab ein solches Licht,

Wie Ihr's auf Bildern oft geseh'n,
Wo Heilige mit Scheinen steh'n.
Da griff er nach dem Haupte sein
Und brach schnell von dem Heiligenschein
Ein gutes Stücklein pures Gold,
Zu reichen es dem Armen hold.
Ein Wunder war's der Heiligkeit,
Wie's oft geschah in alter Zeit,
Daß sich etwan ein Mensch bekehre
Zum Glauben an Herrn Christi Lehre.
Nun kam's, daß der mildthätige Mann,
Der immer nur auf's Geben sann,
Allmählig seinen ganzen Schein
Den Armen gab in Stücklein klein.

Da starb er und bei dem Begräbniß
Erzählte man sich das Erlebniß
Von solcher Wunderheiligkeit
Und seltener Mildthätigkeit.
Ist Einer aus der Welt geschieden,
Der fromm gelebt, ruht er in Frieden;
Die Werke der Barmherzigkeit
Verheiß'n ihm die Seligkeit.
So steht's im neuen Testament,
Das jeder gute Christ doch kennt.
Und darauf hin, wie er gelebt,
Der heilige Mann zum Himmel schwebt.
Doch als er an die Pforte kam,
Befiel ihn Bangigkeit und Scham;
Denn Demuth wie Bescheidenheit
War ihm ja ständiges Geleit.
Zu Petrus, der am Thore stand
Und freundlich winkte mit der Hand,
Trat er mit Zittern und mit Beben
Und schier mit Kindes Widerstreben:

„O heiliger Pförtner“ — hub er an —
„Sieh, wie ich schlecht bin angethan;
Mir fehlt das hochzeitliche Kleid
Und ach, zu meinem größten Leid
Hab' ich nicht mehr den güldnen Schein,
Den ich verschenkt' in Stücken klein.
Gern will ich vor der Thüre steh'n,
Von Außen in den Himmel seh'n!“

„Ei, liebe Seele,“ sprach entgegen
Sankt Petrus, „Du hast Gottes Segen;
Denn weil Du Alles hast verschenkt,
Gott Deiner um so mehr gedenkt.
Tritt nur herein, das Thor ist offen,
Dein christlich Glauben, Lieben, Hoffen,
Mit dem Du immerdar gelebt,
Hat ewiges Gold um Dich gewebt:
Dein Haupt umstrahlt der hellste Schein;
So komm denn, Heiliger, tritt ein!“
Da öffnet sich die Pforte weit
Und Liebe und Barmherzigkeit,
Die führten ihn zur Seligkeit.
Und wie's dem Frommen ist ergangen,
Ist's Euer Ziel wohl und Verlangen,
Auch in den Himmel zu gelangen.
D'rum seid mildthätig, gebt den Armen,
Uebt immer Liebe und Erbarmen!

Belgische Sagen.

Von **Louise von Ploennies.**

I.

Der Brand zu Mecheln.

Es war an einem Abend im Herbst, als in den sonst stillen Straßen von Mecheln ein Tumult entstand, der mit jedem Augenblick lauter und größer

wurde. Tausende Neugieriger fragten und schrien durcheinander, bis die lauten Sturmglocken in jammernden Tönen die Art des über die Stadt plötzlich hereingebrochenen Unglücks verkündeten.

„Es brennt! wo brennt es?"

„„In Sankt Romuald, der große Thurm brennt,"" war die verzweifelnde Antwort. Darauf wälzte sich der aufgeregte Menschenstrom auf den großen Platz von Skt. Romuald, die Feuerspritzen wurden aufgefahren, Alles weinte und wehklagte um den bedrohten herrlichen Thurm, der feuerglühend vor ihren Augen stand.

Aber wie konnte hier am zweckmäßigsten eingegriffen werden, um zu retten, was noch zu retten war? —

Da trat ein entschlossener Bürger vor, er legte einen langen Strick um den Hals, erklärte sich hinauf wagen zu wollen, und bat nur, von unten tüchtig die glühenden Mauern mit Wasser zu bespritzen, damit er nicht vor Hitze ersticken müsse.

Er stieg die steinerne Wendeltreppe muthig hinan, und tastete zuweilen an den Mauern des Thurms, die aber zum Glück noch kalt waren. In der Hälfte der Höhe angelangt, steckte er den Kopf durch ein Thurmfenster, um nach der bedrohten Spitze zu schauen, aber im Augenblick fuhr er erschrocken zurück und schüttelte sich wie ein nasser Vogel — die Spritze hatte ihm einen tüchtigen Wasserstrahl in's Gesicht geschickt.

Brummend wischte er sich ab und stieg weiter — der kalte Nachtwind sauste durch die offenen Luken, durchnäßt und frierend ging er weiter und weiter — und bewegte in sich abwechselnd die Worte: „Seltsam, kalt, dunkel!"

Endlich war er oben angelangt — erstaunt sah er sich um, — vom Feuer war keine Spur zu sehen.

Verblüfft lehnte er sich über die Brustwehr, da schrie es von unten herauf: „O weh, er ist verloren, er steht mitten in der Gluth!" Zugleich stürzten mehrere beherzte Männer die Treppe hinauf. Er aber schrie so laut er konnte, hinunter: „Es brennt ja nicht, ich sage Euch, es brennt nicht!"

Aber das Volk, das seine Worte nicht verstehen konnte, jammerte: „Horch, wie der Unglückliche um Hülfe ruft, will ihn Keiner retten!"

Aergerlich und bespritzt wie ein begossener Hund schlich er die Treppe

wieder hinab. Auf der halben Treppe stürzten ihm seine Kameraden entgegen und bewillkommten ihn mit dem Freudenrufe: „Gottlob er ist gerettet!"

Nun mußte er lachen, ob er wollte oder nicht. „Auch Ihr seid alle Narren!" sagte er, „es brennt ja gar nicht, ich hab's Euch ja gleich heruntergerufen."

„Der Arme!" flüsterten sie einander in die Ohren, „er hat vom Schrecken den Verstand verloren!"

Je mehr er nun versicherte, daß kein Feuer ausgebrochen sei, um so mehr klagten sie: „Ach, die arme Frau und die armen Kinder!"

Endlich traten sie aus der Thurmthür auf den großen Platz. Im nämlichen Augenblick wurde es dunkel, das Volk schrie durcheinander und verlief sich in den Gassen.

Da schaute Einer nach dem Thurm hinauf. „Was ist denn das?" frug er erstaunt.

„Es war ja nur der Mond, der den Thurm so grell beschien," sagte lachend eine alte Frau.

Der Mond? — ja ja der Mond!

Von diesem Vorfalle erhielten die Bürger von Mecheln den Beinamen „manneblusschers," Mondlöscher, der ihnen bis heute geblieben ist.

II.

Roß Bayard.

Wer je in Belgien eins der zahlreichen Volksfeste mit erlebt hat, dem wird der Eindruck sicher unvergeßlich bleiben. Man wähnt in das Mittelalter zurück versetzt zu sein, zumal wenn eine der altflandrischen Städte einem solchen Feste zur Scene wird.

Historische und sagenhafte Erinnerungen tauchen in buntem Gemisch aus den phantastisch geschmückten Zügen auf.

Unter den Gestalten, welche ständig wiederkehren, weil sie das Volk nicht vermissen könnte, sind es besonders die Riesenfamilie, und das Roß Bayard, die sich eines immer gleich lebhaften Willkommjubels erfreuen.

Jede Stadt hat ihre eigene Riesenfamilie, welche sich bei festlichen Gelegenheiten an die Spitze des Zuges stellt. Während das Haupt des Riesen-

vaters bis in das dritte Stockwerk reicht, bescheidet sich die Riesenmutter mit geringerer Länge und entschädigt sich dafür durch um so größere Breite. Der älteste Sohn kann bequem in die Fenster des zweiten Stockes schauen, und das Wickelkind kann nur mit gebücktem Kopf in ein Thor von mäßiger Höhe hineingehen.

Der Riesenfamilie folgen Ungethüme aller Art, welche von kleinen Liebesgöttern beritten und im Zaume gehalten werden. Ein in pfeilschneller Geschwindigkeit sich drehendes Glücksrad darf im Zuge nicht fehlen. Mythe und Legende erscheinen wunderbar zusammengemischt, und derbe Witze begrüßen und begleiten den grotesken Zug, der in jeder Stadt seine eigenthümliche Färbung behauptet.

Eine Hauptrolle spielt das Roß Bayard in Dendermonde, eingedenk der Sage, welche die vier Haimonskinder auf demselben reiten läßt. Diese Nachbildung des riesigen Roßes erinnert einigermaßen an das trojanische hölzerne Roß, mit dem Unterschied, daß die Männer nicht in seinem Bauch, sondern unter demselben unter langen Decken, zum friedlichen Zweck, das Roß zu tragen, verborgen sind.

Die vier Reiter, welche auf dem mächtigen Sattel sitzen, müssen Brüder sein. Der Schweif ist aus dreißig Roßschweifen zusammengesetzt, aber bei weitem merkwürdiger ist der Kopf des Rosses, ein Meisterstück, auf welches Dendermonde stolz ist. Es sei uns vergönnt, die Entstehung dieses riesigen Pferdekopfes zu erzählen.

Es war einmal vor langer Zeit ein berühmter Holzschneider mit Namen Lievin Vandevelde der Strafe des Galgens verfallen. Dieser Mann, der zwar ein bedeutendes Talent, aber einen schwachen Charakter besaß, stack tief in Schulden und verirrte sich so weit auf die Wege der Sünde, daß er nun den Versuch des Straßenraubs mit dem Leben büßen sollte.

Es fehlten aber nur vierzehn Tage an der Zeit der jährlichen Prozession und als man die Vorbereitungen dazu treffen wollte, entdeckte man, daß der Kopf des allerdings alten Rosses von den Holzwürmern dermaßen zerfressen war, daß er durchsichtig erschien gleich dem Thurm von Antwerpen. Die Herren vom Magistrate waren deßhalb in nicht geringer Verlegenheit, denn es gab keinen andern Holzschneider in der Stadt, als den Meister Lievin Vandevelde, der im Gefängniß saß, um in den nächsten Tagen gehangen zu werden.

Da war guter Rath theuer. Endlich beschlossen die Herren, dem Meister

den Antrag zu machen, er solle den Kopf baldmöglichst verfertigen, dann wolle man ihn auf geweihter Erde begraben und nicht am Galgen hängen lassen.

Meister Lievin aber versicherte lachend, er verlange einen weit höhern Preis, nämlich Leben und Freiheit; dafür versprach er, binnen vierzehn Tagen einen Kopf zu liefern, wie ihn kein anderer Meister auf der ganzen weiten Welt verfertigen könne.

Nach langem Besinnen willigte der Magistrat ein, denn die Ehre der Stadt stand auf dem Spiel, Meister Lievin aber begab sich an's Werk.

Das Fest rückte heran, Stadt und Magistrat erwarteten ungeduldig die Ablieferung des mit einem Menschenleben bezahlten Pferdekopfes. Da erschien am Sonnabend vor dem Feste der Meister, von zwei Männern gefolgt, welche den Kopf Bayards trugen.

Als der Meister die Decke hinweg nahm, stießen die Magistratspersonen einen lauten Schrei der Bewunderung aus, denn ein ähnliches Meisterwerk war noch nicht geschaut worden, und am nächsten Tage, als das Roß Bayard mit dem neuen Haupte erschien, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Meister Vandevelde aber hatte während der Arbeit im Gefängniß Muße gehabt, über seine Sünden nachzudenken und sie von Herzen zu bereuen. Er wurde von der Zeit an ein neuer Mensch, und erreichte, von seiner Familie geliebt und von der ganzen Stadt geehrt, ein hohes, glückliches Alter.

Walter von der Vogelweide.

Aus dem Englischen des Henry Longfellow,

übersetzt von **Josephine v. Knorr.**

Vogelweid der Minnesänger,
Als er diese Welt verließ
Unter Würzburg's Münsterthürmen
Seinen Leib bestatten hieß.

Und den Mönchen alle Güter
Er mit dem Bedeuten gab,
Daß die Vöglein sie um Mittag
Täglich speisten, wo sein Grab.

„Diese fahrenden Gesellen“
Sagt er „lehrten mich den Sang,
Laßt mich ihnen nun bezahlen,
Was sie lehrten, gut und lang.“

So verschied der Minne Barde,
Und so wie er's hat begehrt,
Wurden an dem Grab die Vöglein
Von den Brüdern nun genährt.

Tag für Tag auf Thurm und Giebel
War es trüb, war's Sonnenschein,
Tag für Tag in größ'rer Anzahl
Fanden sich die Sänger ein.

Auf dem Baum, der schattig wehte
Mit den Zweigen blätterdicht,
Auf dem Pflaster, auf dem Grabstein,
Auf des Dichters Steingesicht,

Auf den Balken, auf den Schwellen,
Auf dem Vorsprung jeder Wand
Fochten sie den Kampf der Wartburg,
Den der Dichter einst bestand.

Dort erklangen ihre Weisen,
Klangen ihre Laudes weit;
Und der Name, den sie riefen
War der Name „Vogelweid.“

Bis zuletzt der Prior murrte:
„Das Verschleudern nähm ein End',
Laßt uns lieber Brode backen
Für den fastenden Convent.“

Dann umsonst, auf Thurm und Giebel,
Wo ihr Nest auch immer war,

Sammelte beim Mittagsläuten
Sich die unwillkomm'ne Schaar.

Dann umsonst, in schrillen Tönen
Flatternd um des Thurmes Schaft,
Schrie'n die fliegenden Minstrelle
Nach des Chor's Genossenschaft. —

Jetzt ist auf den Leichensteinen
Längst verwischt der Inschrift Spur,
Und des Dichters Ruhestätte
Deutet uns die Sage nur.

Aber um die Cathedrale
Singen wechselstimmig heut'
Noch die Vöglein die Legende
Und den Namen Vogelweid.

Gedanken.

Von **Anton Forsteneichner**
(aus dessen Tagebüchern.)

1.

Weizenkorn — Einsamkeit.

Ein schönes, fruchtbares Thatenleben erwächst aus der **Einsamkeit**. Wenn das Weizenkorn im Boden anfängt, sich lebendig zu regen, so strebt sein Keim nicht vorerst aufwärts, um in den Halm zu schießen, sondern es schlägt nach unten in die Wurzel, in den dunklen, stillen Erdboden hinein. Erst, wenn es sich dort gegründet, strebt der Keim an's helle Tageslicht, macht Blätter und gestaltet sich zum Halm und zur Fruchtähre und bringt Brod. So auch geht's im Seelenleben. Die Einsamkeit ist das Wurzelschlagen der Seele; ihr Boden ist Gott selbst. —



Die Retterin Frankreichs.

Eine biographische Skizze von **Hans Weininger.**

(Mit Bild.)

Frankreichs kaum zwanzig Jahre alter König Karl war 1428 nur mehr der Schatten eines Regenten. Aus Paris und Orleans vertrieben, ohne Land, ohne Heer, fast ohne persönliche Anhänger, erwartete er nur den Tag, wo die Engländer, welche fast das ganze Reich besetzt hatten, ihn auffordern würden, dem leeren Titel eines Herrschers von Frankreich zu entsagen. Die treuen, tapferen Hauptleute Dunois, La Hire, Xaintrailles und andere hatten entweder keine Soldaten oder verzweifelten am Siege. Orleans, das letzte Bollwerk der Monarchie, vertheidigte sich nur noch schwach, gleich einem vom Kampfe ermatteten Krieger, der nahe daran ist zu unterliegen, und man konnte den Augenblick seines Falles voraussehen. Man besaß keine Mittel, dieser heldenmüthigen Stadt zu Hilfe zu kommen und aus eigener Kraft konnte sie ihren Widerstand nicht verlängern. Es war die höchste Zeit, daß geholfen werde.

Da kam die Hirtin aus dem Dorfe Domremy, in deren Brust die Vaterlandsliebe zur hellen, heiligen Flamme aufgelodert war. Sie entschloß sich, jung und der Welt unkundig, zu dem Könige nach Bourges zu gehen, ihn anzuflehen, er möge ihr glauben, ihr Soldaten geben, an deren Spitze sie den Engländern entgegenziehen könne, denselben Engländern, die Niemand mehr anzugreifen wagte. Zuerst wolle sie die hart bedrängte Stadt Orleans befreien, und wenn sie das Feld frei gemacht, den König nach Rheims führen, um ihn dort krönen zu lassen.

Geboren zu Domremy,*) einem Dorfe von ungefähr dreihundert Einwohnern an der lothringischen Grenze, im Jahre 1411, verließ sie am 13.

---

*) Das kleine Domremy gehörte zur Pfarrei des Dorfes Greux und liegt zwischen Neufchateau und Vaucoleurs. In geistlichen Dingen gehörte Domremy nach Deutschland, sein Bischof war der von Toul, sein Erzbischof der von Trier. Denn in jenen Zeiten, wo der deutsche Kaiseradler noch mächtig seine Flügel über die jenseits des Rheines gelegenen Lande des alten Frankenreiches ausbreitete, standen die großen Marksteine des Reiches nur wenige Stunden von Domremy entfernt.

Februar 1429 Vaucouleurs, um sich auf weiten Umwegen nach Chinon zu dem Könige zu begeben. Ihre Begleitung bestand aus dem Ritter Nevelonpont, der sie völlig als Kriegsmann gekleidet hatte, nebst sechs anderen jungen Kriegsgesellen, worunter auch ein Bruder der Heldin war. Johanna war damals achtzehn Jahre alt, hatte schwarzes Haar, war groß und gut gebaut und hatte eine sehr wohlklingende Stimme. In der Nacht schlief sie meistens bei einer achtbaren Frau, wo man eben Halt machte. Mußte man aber unter freiem Himmel campiren, was jedoch bei dieser rauhen Jahreszeit selten geschah, so schlief sie in ihrem Mannesanzuge neben den anderen. Auxerre war die erste Stadt unter französischer Herrschaft, die sie erreichten. Obschon sie einen eben so weiten Weg, als sie schon zurückgelegt hatten, noch machen mußten, so hatten sie von nun an doch nur mehr solche Landstriche zu durchziehen, welche französisch geblieben waren. Ihre jugendlichen Begleiter, welche bereits volles Vertrauen in ihre Sendung gefaßt hatten, scheuten sich nun auch nicht mehr, den Zweck ihrer Reise zu verkünden.

Zu Fierbois, einem Dorfe in der Touraine, angekommen, schickte sie einen Brief an den König nach Chinon, um ihn um seine Befehle zu ersuchen, indem sie beifügte, sie habe einen Weg von hundertundfünfzig Stunden durchwandert, um zu ihm zu kommen und ihm beizustehen, auch wisse sie viele Dinge, die ihm angenehm sein würden.

Bei der Nachricht von ihrer Ankunft hatte man im Rathe heftig darüber gestritten, ob König Karl sie füglich empfangen könne. Endlich entschied man sich dahin, daß sie zuerst von Bischöfen, welche der König dazu ernennen würde, ausgeforscht werden, und daß man in ihrer Heimath Erkundigungen über sie einziehen lassen solle. Da man es nicht passend fand, daß sie in einem Wirthshause logire, wies man ihr im Thurme des Schlosses Coudray eine Wohnung an. Als sich der König endlich entschloß, Johanna vor sich zu lassen, war es schon Nacht und fünfzig Fackeln erleuchteten den Saal, in dem sich über dreihundert Ritter, Männer aus den edelsten Geschlechtern Frankreichs befanden. Karl VII., welcher wußte, daß Johanna ihn noch nie gesehen, stellte sie sogleich auf die Probe. Er war ganz einfach gekleidet und hielt sich wie ein schlichter Edelmann etwas bei Seite. Johanna ging ohne Zögern auf denselben zu, ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder und sprach: „Gott verleihe Euch ein glückliches Leben, edler König!" — „Ich bin nicht der König," antwortete dieser, indem er auf einen Herrn seines Gefolges zeigte. Aber Johanna er-

widerte, ohne sich irre führen zu lassen: „Bei meinem Gotte, Ihr seid es und kein anderer!“ — Der König, welcher nun Vertrauen zu ihr faßte, entfernte sich etwas von der Gruppe, welche ihn umgab, und fing an leise mit ihr zu sprechen. Nach der Unterredung brach der König das tiefe Schweigen, welches im Saale herrschte, mit den Worten: „Ich setze von nun an großes Vertrauen in dieses junge Mädchen, denn sie theilte mir eben Geheimnisse mit, die außer mir Niemand wissen konnte, als Gott allein.“

Das war am Abend des 24. Februar 1429. Trotz des bisher Gesagten mußte Johanna nach Poitiers reisen, wo unter dem Vorsitze des Erzbischofes von Rheims zwölf der angesehensten Professoren und Doktoren der Universität wie auch andere gelehrte Prälaten versammelt waren, sie über ihre Sendung zu befragen. Dieses Examen dauerte gegen zwei Stunden und das junge Mädchen antwortete, ohne einen Augenblick zu zögern, so treffend und so zuversichtlich, daß die Doktoren darüber erstaunt waren. Als man sie z. B. fragte, warum sie zum König gekommen sei, antwortete sie: „Ich hütete eines Tages die Heerde auf dem Felde, als ich plötzlich eine Stimme vernahm, welche mir mittheilte, Gott habe großes Mitleid mit dem französischen Volke, und ich müsse nach Frankreich gehen. Als ich diese Worte hörte, fing ich an zu weinen, und darauf sagte mir die Stimme, ich sollte nach Vaucouleurs gehen, wo ich einen Hauptmann treffen würde, der mich ohne Gefahr nach Frankreich und zu dem Könige führen ließe. Ich hätte dabei nichts zu fürchten, ich würde diese Reise beendigen und ohne Hindernisse zum Könige gelangen.“ Nach diesen Vorsichtsmaßregeln und da bereits ein sehr günstiger Bericht der in die Heimath Johannens entsandten Commissäre eingelaufen war, wurde im Rathe entschieden, daß von nun an der König dieser von Gott gesandten Jungfrau vertrauen solle, und daß man damit den Anfang machen wolle, Orleans zu befreien.

Nachdem ihr ein kleines Gefolge, wie ein Beichtvater vom Könige bestimmt worden waren, ließ ihr Karl VII. eine vollständige Männerrüstung anfertigen und wollte ihr auch ein Schwert dazu geben. Dies lehnte sie aber ab, weil ihr himmlische Stimmen mitgetheilt hatten, daß hinter dem Altare der heiligen Katharina zu Fierbois ein Schwert liege, das mit fünf Kreuzen bezeichnet sei. Ein Waffenschmied von Tours begab sich dahin. An der von Johanna bezeichneten Stelle grub man nach und stieß bald auf das verlangte Schwert. In Frankreich ging die Sage, daß dieses Schwert von Carl Martell, da er

die Saracenen schlug, geführt und nachher dieser Kirche geweiht wurde. Demnach hätte dieses Schwert Frankreich zweimal von fremdem Joch befreit. König Karl befahl, daß die Oberleitung des ganzen Unternehmens — Orleans zu befreien — der Jeanne d'Arc, so lautete der Name ihrer Familie, übertragen sein solle. Kein Hauptmann solle mehr etwas auf eigene Faust unternehmen, auch dürfe kein Kriegsrath in deren Abwesenheit gehalten werden. Vor ihrem Abgange theilte sie noch dem Könige mit, daß sie bei diesem Entsatze durch einen Pfeilschuß verwundet werden, aber nicht sterben würde. Der Brief eines flamändischen Edelmannes Namens Rostlär an seinen Hof in Brabant — aus Lyon vom 22. April datirt — erwähnt dieser Vorhersage. Die Jungfrau wurde wirklich am 7. Mai auf besagte Weise kampfunfähig gemacht.

Mit zwölf verpallisadirten Bollwerken — Bastillen genannt — hatten die Engländer die Stadt Orleans ringsum eingeschlossen. Um geschützt von einer Bastille zur anderen zu kommen, waren diese mittelst Laufgräben verbunden und es hielt somit schwer, in die Stadt zu gelangen. Was diesen Bollwerken nicht zur Besatzung diente, campirte in Lagerhütten, welche von Baumstämmen gemacht und mit Stroh bedeckt waren. Auf diese Weise entstanden drei Lager, welche so zu sagen die äußere Einschließungslinie bildeten. Die Einwohner von Orleans athmeten frisch auf, als es dem Hauptmann Florent d'Illiers, der von den Umgebungen dieser Stadt genaue Kenntniß besaß, am Nachmittag des 28. April gelang, mit 400 Streitern Orleans zu erreichen. Sie sahen in dieser ersten Hilfe ein Pfand ihrer baldigen Erlösung. Florent d'Illiers setzte sie von der projectirten Verproviantirung durch Schiffe wie von der Ankunft der Jungfrau in Kenntniß. Die Hauptstraße, durch welche damals jener wackere Kriegsmann seinen Einzug hielt, trägt heutzutage noch seinen Namen.

Bevor Johanna am 27 April von Blois aufbrach, sandte sie den Engländern durch einen Herold die schriftliche Aufforderung, Frankreich zu räumen und kämen sie diesem Wunsche nicht nach, so geschähe dies zu ihrem eigenen Nachtheile. Die Engländer würdigten sie jedoch gar keiner Antwort, indem sie hofften, der Stadt Orleans bald Meister geworden zu sein. Der Jeanne d'Arc folgte ein Heer von 5—6000 Mann, welche die Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf deckten. Nach zwei Tagmärschen und nachdem man zwei Nächte unter freiem Himmel campirt hatte, kam man am 29. April in die

Nähe von Orleans. Da erst gewahrte Johanna mit Bestürzung, daß die Loire sich zwischen dem Heere und der Stadt befinde und daß man sie hintergangen habe, indem man sie auf ein anderes Flußufer, als sie angedeutet, geführt hatte. Sie bezeugte darüber den Befehlshabern ihre Unzufriedenheit, welche sich aber auf den Grafen Dunois ausredeten. Johanna wollte, daß man sich sogleich der Bastille Saint Jean le Blanc bemächtigen solle, wodurch die Franzosen Herren des Hafens und eines bequemen Uebergangsplatzes geworden wären, aber man wagte es nicht. Dunois schlug vor, sich längs des Ufers der Loire bis in die Höhe des Schlosses Chezy, das eine französische Besatzung hatte und nur ungefähr zwei Stunden entfernt war, zu ziehen.

Nachdem, wie die Jungfrau vorausgesagt, der heftige Wind, welcher diesem Unternehmen hinderlich war, aufhörte, fuhr die kleine Flotte den Fluß hinauf, ohne von den Engländern bei Saint Loup beunruhigt zu werden, und nahm den für sie bestimmten Lebensmittteltransport auf. Dunois bat nun Johannen, über die Loire zu setzen und den Wünschen der Einwohner entgegen zu kommen, welche sie mit Ungeduld erwarteten. Nach vielem Widerstreben und nachdem ihr Dunois feierlichst gelobt hatte, daß das bisherige Truppenkorps welches nur bestimmt gewesen, diesen Transport zu decken, verstärkt von Blois zurückkehren würde, um die Engländer anzugreifen, willigte sie in dessen inständige Bitten. Johanna stieg in die Barke von Dunois und fuhr, ihr Banner in der Hand, begleitet von dem tapferen La Hire, Aulon, Louis de Contes und Anderen hinüber. Dann stiegen noch etwa zweihundert Bewaffnete in die übrigen Schiffe. Sie fuhren über die Loire und landeten auf der anderen Seite bei dem Dorfe Chezy. Zu gleicher Zeit machte die Besatzung von Orleans gegen den Hafen und das Fort von Saint Loup, wo die Schiffe auf dem Rückwege wieder vorbei mußten, einen Ausfall und der ganze Transport gelangte glücklich in die Stadt.

Als alle Besorgnisse für die kleine Flotte verschwunden waren, verließen Johanna und die sie begleitenden Befehlshaber den 29. April Abends Chezy und gelangten, ohne daß die Engländer ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg legten, durch das östliche Stadtthor nach Orleans. Auf einem weißen reich geschirrten Pferde, ihr zur linken Seite der edle Dunois in prachtvoller Rüstung, hielt Johanna ihren Einzug. Vor ihr her ward ihr Banner mit dem Bilde des Erlösers getragen. Eine ungeheuere Menschenmenge strömte ihr entgegen, mit Fackeln in den Händen und solchen Freudenbezeugungen, wie

die Chronik sagt, als wenn sie einen Engel Gottes sähen. Was sie dabei betrifft, so benahm sich Johanna ganz sanft, indem sie das Volk ermahnte, Gott zu ehren und von ihm die Befreiung aus der Hand der Feinde zu erwarten. Ungeachtet der Ermüdung verlangte Johanna doch vor Allem in die Kirche um Gott ihren Dank abzustatten. Nach Beendigung des Tedeums führte man sie in das Haus des Schatzmeisters des Herzogs von Orleans, wo sie mit der größten Freude von dessen Gemahlin empfangen wurde. Statt des reichen Mahles, das ihrer wartete, begnügte sie sich mit etwas Wein und Brod.

In dem am kommenden Tage abgehaltenen Kriegsrathe ging es sehr stürmisch zu. Der Jägermeister des Königs, Jean de Gamache, beleidigte die Jungfrau durch verschiedene Aeußerungen. Am Ende wurde beschlossen, nichts vor der Ankunft des Heeres zu unternehmen; der Graf Dunois und Herr von Aulon sollten nach Blois eilen, um den Anmarsch der Truppen zu beschleunigen. Johanna nahm am 1. Mai Stellung zwischen der Stadt und dem Lager der Engländer bei Saint Laurent um den Abzug des Grafen Dunois zu beschützen. Die Engländer ließen diesen mit seiner Mannschaft ungehindert durchziehen und wagten keinerlei Angriffe. Hier wie auch den Tag vorher, als sie die Werke der Engländer besichtigte, wurde sie von diesen durch allerlei Schimpfreden beleidiget, doch wußte sie sich zu beherrschen und begnügte sich, diese gemeinen Schreier mit Verachtung zu strafen. Einfach und schüchtern wich sie den unzähligen Huldigungen aus, und wenn die Kriegsereignisse sie nicht nöthigten, öffentlich zu erscheinen, so suchte sie die Einsamkeit auf, welche sie über alles liebte. In dieser Zeit war es auch, daß sie wiewohl vergeblich Versuche machte, dem ritterlichen La Hire das Fluchen abzugewöhnen. Dunois war gerade noch zur rechten Zeit nach Blois gekommen, denn die Räthe waren unentschlossen, ob man ein neues Unternehmen auf Orleans beginnen solle oder nicht. Aber Dunois und die bei ihm waren sprachen so eindringlich, daß man den Beschluß faßte, daß das ganze Heer nochmals nach Orleans ziehen, aber diesmal die Straße nach Beauce einschlagen solle.

Am 4. Mai verbreitete sich in der Stadt die freudige Nachricht von dem Eintreffen des Entsatzheeres, welches sich von Westen her nähere. Hierauf setzte sich Johanna zu Pferde und eilte, begleitet von La Hire, Florent d'Illiers und fünfhundert Streitern vor die Stadt. Von beiden Seiten mußte man die englischen Bastillen passiren, deren Besatzungen in unzählbarer Menge von der Höhe ihrer Werke dem ganzen Vorgange zusahen. Ungeachtet eine

große Anzahl von Wagen den Zug des französischen Heeres verzögerte und reiche Beute zu machen gewesen wäre, blieben die Engländer doch unbeweglich. Jedem nur einigermaßen gebildeten Militairsmann muß eine solche Unentschlossenheit unbegreiflich erscheinen und doch war es so. Das Heer zog unter dem Jubelgeschrei eines von Begeisterung und Hoffnung trunkenen Volkes in die Stadt. Johanna verkündigte den Einwohnern von Orleans, daß in fünf Tagen kein Engländer mehr vor dessen Mauern sein werde. Am selben Abend wurde noch die Bastille Saint Loup genommen. Fast alle Engländer, welche sie vertheidigten, fielen. Die Franzosen schleiften die Festungswerke und legten alles in Asche, was vom Feuer verzehrt werden konnte.

Der 5. Mai als der Himmelfahrtstag verlief ruhig. Am Morgen desselben beichtete und communicirte Johanna.

Es war verabredet worden, mit der Wegnahme der Bastille Saint Jean le Blanc zu beginnen, da sich dort ein bequemer Landungsplatz befand. Waren die Franzosen einmal Herren des Uebergangs über die Loire, so konnten sie ihre Verbindung mit Berry durch die Sologne sichern, die Engländer an der Vereinigung hindern und sie nach und nach schlagen. Deshalb zog man am 6. Mai in aller Frühe unter Anführung der Jungfrau, ungefähr 4000 Mann stark, durch das Burgunderthor zur Stadt hinaus, schiffte sich bei Saint Loup ein und landete bei einer kleinen Insel unfern der Bastille von Saint Jean le Blanc. Sofort steckten die Engländer diese in Brand und eilten, in die benachbarten Bastillen der Augustiner und der Tournelles zu kommen.

Bald wehte auch das Banner der Jungfrau von der Bastille der Augustiner, denn die Soldaten stürzten sich dem achtzehnjährigen Mädchen in das dichteste Handgemenge nach. Die Engländer waren ganz verdutzt. Das war wieder die alte französische Tapferkeit, die ihnen vordem so viel zu schaffen gemacht. Noch denselben Abend begannen die Franzosen die Belagerung der Tournelles wie der angrenzenden Bollwerke. Aus Belagerern waren Belagerte geworden. Während der ganzen Nacht setzten Bürger in Kähnen über die Loire, um jenen, welche die Bastille und die Bollwerke der Tournelles belagerten, Lebensmittel zuzuführen. Den Abends noch gehaltenen Kriegsrath verwarf sie mit den Worten: „Ihr waret in Eurem Rathe, ich in dem meinigen. Seid versichert, daß der Rath meines Herrn in Erfüllung und jener der Menschen zu Grunde gehen wird. Man halte sich bei Zeiten bereit. Morgen werde ich viel zu thun haben, mehr als bis jetzt der Fall war. Es wird aus meinem Körper

Blut fließen, oberhalb der Brust, denn ich werde vor der Bastille, am Ende der oberen Brücke verwundet werden."

Gegen 10 Uhr waren alle Vorbereitungen zum Sturme getroffen. Die Engländer warfen die Leitern, welche die Franzosen anlegten, um und vertheidigten sich mit einer Tapferkeit, welche die höchste Bewunderung verdiente. Unter einem Pfeilregen der englischen Bogenschützen, unter dem Wuthgeschrei der Kämpfenden, dem Klirren der Waffen, dem Donner der Kanonen feuerte die Jungfrau die Ihrigen an und so schwankte der Kampf mit abwechselndem Glücke schon drei Stunden. Als Johanna aber sah, daß aus Ermattung der Eifer der Franzosen nachließ, sprang sie in den Graben, lehnte selbst eine Leiter an den Wall und stieg, die Ihrigen zur Nachfolge ermunternd, zuerst hinauf. Da durchflog ober der Brust ein Pfeil ihren Hals. Sie stürzte, vertheidigte sich aber dennoch mit der hartnäckigsten Entschlossenheit gegen die sie umringenden Engländer. Jean de Gamache, der die Gefahr noch rechtzeitig bemerkte, eilte herzu, erschlug mit seiner Streitaxt mehrere Feinde und bot der Heldin sein Pferd mit den Worten an: „Nehmet dieses Geschenk, tapfere Ritterin. Keinen Groll mehr; ich hatte Unrecht, als ich Schlimmes von Euch dachte." — „Keinen Groll mehr," entgegnete sie, „denn nie sah ich einen besseren Ritter!"

Sie selbst zog den Pfeil aus der Wunde. — „Das ist kein Blut", sagte sie zu den Umstehenden, „Ruhm fließt aus dieser Wunde." Man verband nun die Wunde mit Olivenöl und altem Speck.

Sie widersetzte sich, da Dunois zum Rückzuge blasen lassen wollte. „Wenn Ihr mein Banner gegen die Bastille wehen sehet, indeß ich bete, so greift wieder an, sie wird Euer sein. Nun aber ruhet etwas aus, esset und trinket." — Den erneuten Angriff konnten die Engländer nicht mehr aushalten. Man schätzte den Verlust der Engländer bei der Einnahme der drei Bastillen von Saint Loup, der Augustiner und der Tournelles auf sieben- bis achttausend Streiter.

Der jungen Heldin Einzug war ein wahrer Triumph. Alle Glocken der Stadt wurden in Bewegung gesetzt und tönten die ganze Nacht hindurch. Das Volk strömte schaarenweise in die Kirchen, um Gott durch inbrünstiges Gebet zu danken. Während der Nacht, unter dem Freudengeschrei derer in der Stadt, hielten die englischen Heerführer Kriegsrath und beschlossen, die Belagerung aufzugeben. Am 8. Mai stellten sich die Engländer in Schlachtordnung auf, dann zogen sie ab.

Johanna duldete deren Verfolgung nicht. Nachdem nun die Engländer diese Stadt sieben Monate belagert hatten, reichten einem jungen Landmädchen von achtzehn Jahren drei Tage hin, die Gestalt eines ganzen Königreiches umzuändern und den Thron des heiligen Ludwig wieder aufzurichten. Wer da nicht an das Walten höherer Mächte glaubt, dem ist nicht mehr zu helfen.

Am 10. Mai erreichte sie Blois wo der König wie dessen ganzer Hof sie auf das Glänzendste empfing, doch konnte sie ersteren zu keinem Entschlusse bringen. Jeden Tag hielt man Kriegsrath, aber nichts wurde entschieden und so ging die kostbare Zeit verloren. Die Jungfrau vermochte es kaum, diese Zögerungen länger zu ertragen. „Es ist mir", sprach sie öfters in prophetischem Geiste, „nur noch ein Jahr und wenig darüber gegeben und man sollte diese Zeit gut zu benützen suchen."

Endlich ward nach dem Rathe der Jungfrau beschlossen, die Engländer aus allen Städten zu vertreiben, welche sie an der Loire und auf dem Wege von Orleans nach Paris inne hatten. Nachdem alles zum Zuge vorbereitet war, übergab der König den Oberbefehl des Heeres unter Führung der Jungfrau dem Herzog von Alençon. Doch wollte dessen Gemahlin, Marie von Armagnac, ihren erst aus langer Gefangenschaft zurückgekehrten Mann nicht ziehen lassen. „Fürchtet nichts, gnädige Frau", sprach Johanna, „ich werde ihn Euch gesund und unversehrt zurückbringen, vielleicht besser als er sich jetzt befindet." Auf diese Verheißung hin beruhigte sich die geängstigte Herzogin. So großes Vertrauen setzten selbst Personen aus den höchsten Ständen in dieses Mädchen.

Als bei der Belagerung von Jargeau der Herzog von Alençon eine Weile stille stand, um die Umgebung des Platzes in Augenschein zu nehmen, rief Johanna ihm zu: „Entfernt Euch von da, denn gleich wird jene Wurfmaschine losgehen." Der Herzog sprang zur Seite und einen Augenblick darauf ward ein Edelmann seines Gefolges, der jene Warnung wohl nicht gehört hatte, durch einen Steinwurf getödtet.

Da am nächsten Morgen der Herzog von Alençon zögerte, die Bresche im Sturme nehmen zu lassen, fragte ihn Johanna: „Ach, edler Herzog, weißt Du es denn nicht, daß ich Deinem Weibe versprochen habe, Dich gesund und wohl zurück zu bringen?" — Die Kriegsleute stürzten siegesgewiß der Jungfrau zum Sturme nach und füllten den Graben mit Faschinen, doch dauerte der Kampf lange unentschieden. Ein schwerer Stein, den ein Engländer im

Grimme der Jungfrau auf den Kopf geschleudert, zersprang auf ihrem Helm in Stücke und sie stürzte von der Leiter in den Graben. Aber Johanna erhob sich wieder und rief: „Hinauf, hinauf, Freunde! Unser Herr hat über die Engländer entschieden, sie sind unser!" Die Stadt ward genommen, die Engländer von Straße zu Straße verfolgt und ein furchtbares Blutbad unter diesen angerichtet.

In der Schlacht bei Patai trieb die Jungfrau so zur Eile im Angriff, daß die englischen Bogenschützen nicht mehr Zeit fanden, vor sich ihre spitzen Pfähle einzuschlagen. Man war während des Marsches auf die Engländer gestoßen und der französische Vortrab unter dem ungestümen La Hire ließ denselben nicht Zeit, sich in Schlachtordnung zu formiren. Fast alle englischen Bogenschützen gingen in diesem Gemetzel zu Grunde. Johanna bot alles auf, die Wuth ihrer Landsleute gegen die armen Gefangenen zu beschwichtigen und stand theilnehmend den Verwundeten wie Sterbenden bei, gleichviel ob Engländer oder Franzose. So verschied in ihren Armen ein Engländer, dem ein Franzose den Schädel eingeschlagen hatte, weil er weder Geld noch Kostbarkeiten bei ihm fand.

Die Franzosen verloren bei diesem großen Sieg, wie Johanna vorausgesagt, nur einen einzelnen Edelmann.

Johanna ließ nicht davon ab, dem Könige zuzusprechen, sich nach Rheims zu begeben. Die Ausführung eines so gewagten Unternehmens, bemerkt Villaret in seiner Geschichte von Frankreich, erforderte, daß man eine Strecke von achtzig Stunden mit einem zahlreichen Heere durchzog, so daß der Widerstand einer einzigen Stadt genügte, dem Könige das ganze Vorhaben zu vereiteln. Man hatte keine andere Sicherheit, als das bisherige Glück und die Versprechungen einer jungen Hirtin. Man kann sagen, daß in diesem Augenblicke Jeanne d'Arc über das Loos Karl's entschied, denn er würde ohne Rettung verloren gewesen sein, wäre das Unternehmen mißlungen. Das Heer belief sich auf etwa 12,000 Streiter und verließ am 28. Juni das Städtchen Gien, welches zum Sammelplatze gedient hatte. Die Besatzung von Toyes kapitulirte, nachdem alle Vorbereitungen zum Sturme getroffen waren, und Chalons unterwarf sich aus freien Stücken. In letzterer Stadt hatte Johanna das unerwartete Vergnügen, vier Einwohner aus Domremy zu treffen. Sie betrachteten selbe mit verwunderten Blicken und stellten eine Menge Fragen an sie, auf welche Johanna mit gewohnter Sanftmuth und Gutmüthigkeit antwortete. Unter

Hinweisung auf die vielen bestandenen Gefahren bemerkte sie: „Ich fürchte nichts, als den Verrath.“

Die Einwohner von Rheims waren in nicht geringer Aufregung, als sie erfuhren, daß König Karl VII. bereits in dem nur vier Stunden entfernten Schlosse Sept-Saulx (Sieben Weiden) verweile. Abgeordnete der Stadt begaben sich dahin und legten demselben die Schlüssel ihrer Stadt zu Füßen. Karl bewilligte in seinem Glücke mit Freuden volle Verzeihung alles Geschehenen. Am 16. Juli Abends hielt der König seinen feierlichen Einzug in die Stadt, gefolgt von seinem ganzen Heere.

An seiner Seite ritt Johanna, welche Aller Augen suchten, denn zunächst Gott verdankte man ihr alle diese glänzenden Erfolge. Noch bis zu den Zeiten der Alles zerstörenden französischen Revolution wurde in der Domkirche zu Rheims eine uralte Stickerei aufbewahrt, worauf dieser prachtvolle Einzug König Karl VII. und der Jungfrau in diese Stadt abgebildet war.

Am Tage der Krönungsfeier, Morgens in aller Frühe, schrieb Johanna an den Herzog von Burgund, in der Absicht, ihn mit dem Könige wieder auszusöhnen. Diese Zuschrift wird noch heutzutage in Lille aufbewahrt und gibt Guido Görres in seiner Jungfrau von Orleans (nach den Proceß-Acten geschildert) Seite 180 eine getreue Uebersetzung derselben.

Wie nun die schönen Feierlichkeiten dem guten alten Gebrauche gemäß vollendet waren, warf sich Johanna vor die Füße Karls und sprach unter heißen Thränen: „Edler König, nun ist der Wille Gottes erfüllt, der mir aufgetragen, die Belagerung von Orleans aufzuheben und Euch in die Stadt Rheims zur Krönung zu führen, damit offenbar würde, daß Ihr der wahre König seid, dem die Krone Frankreichs von Rechtswegen gebührt!“ Alle, welche sie sahen und hörten, mußten mit ihr weinen und priesen Gott um seiner wunderbaren Gnade willen.

Auch ihr Vater und ihr ältester Bruder wohnten dem Feste bei und die Stadt Rheims bewirthete beide auf's Beste. Ritterschläge, königliche Geschenke, Gelage und Lustbarkeiten aller Art beschlossen den festlichen Tag.

Mit der Krönung Karls war die Sendung der Jungfrau vollbracht. Es bedurfte, wie sich Görres sehr bezeichnend ausdrückt, der Wunder nicht mehr, menschliche Klugheit und Tapferkeit konnten das Uebrige vollenden. Sie selbst fühlte es, daß jetzt die Zeit gekommen sei, ihr Schwert und ihr Banner vor dem Altare in Rheims aufzuhängen und ihre Rüstung abzulegen. Sie bat

darum den König, daß er sie wieder nach Haus zu ihren Eltern lassen möge, um dort ihr Leben still, wie es begonnen, zu schließen. Allein der König und seine Räthe wollten nicht einwilligen. Die menschliche Weisheit, die anfänglich ihr begeistertes Wort, als es sie zum Kampfe aufrief, mit ecklem Hohne zurückgewiesen und ihm nur zagend gefolgt war, dieselbe menschliche Weisheit wollte sie jetzt nicht ziehen lassen, wo doch sie selbst ihre Sendung für vollbracht erklärte. Es dachten die Herren noch möglichst vielen Vortheil aus ihr zu ziehen und lagen ihr so lange an, bis sie sich von den Vorstellungen des Königs und den Bitten der Großen überreden ließ, über ihren Ruf hinaus länger zu bleiben.

Es ist ein schmerzlicher und wehmüthiger Anblick, die Jungfrau, welche sich nach ihrer ruhigen Heimath aus dem Getümmel des Krieges sehnte, in dem Heere nachschleppen zu sehen, wie sie ihr Blut in einem Kampfe vergießt, zu dem sie nicht ferner berufen ist. Aber gerade diese Verschiedenheit mag zum Beweise dienen, daß sie früher eine Sendung von Oben hatte und ist darum nicht minder merkwürdig.

Das schönste und älteste Porträt der Jeanne d'Arc wird in dem Rathhause zu Rouen aufbewahrt. Ein Glasgemälde, sie darstellend, befand sich vordem in dem Franziskanerkloster von Chaillot.

Noch bei ihren Lebzeiten verbreitete sich ihr Ruhm weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus, denn im Jahre 1429 besah der Rath von Regensburg in corpore ein für Geld ausgestelltes Bild, das ihre Thaten zeigte. In der Stadtrechnung findet sich verzeichnet: „Item han wir geben vor das gemäl zu schawen, wie die Junckfraw von Frankreich gefochten hat, 24 Pfennig."

In einer 1842 zu Paris erschienenen Sammlung von Urkunden über die Jungfrau von Orleans wird ein wenig bekannter Umstand angeführt, daß Jeanne d'Arc als Belohnung für ihre Dienste von Karl VII. nur gefordert habe, daß ihr Geburtsort auf immer von allen Abgaben befreit sein solle. Dies bewilligte der König durch eine Verfügung vom 31. Juli 1429, gegeben zu Chateau Thierry welche Verordnung 1459, dann 1610 wiederholt bestätigt wurde. Diese Steuerfreiheit dauerte bis zu den Zeiten der heillosen französischen Revolution, die mit so vielem anderen auch die Erinnerung an Johannen's wunderbare Thaten vernichtete, denn in den Steuerbüchern stand bei Domremy und Greux: néant, à cause de la pucelle (nichts der Jungfrau wegen).

Während des Zuges auf Paris, indem das herbei geströmte Landvolk nicht müde ward, sie zu bewundern, äußerte sich Johanna, zu Thränen gerührt, gegen Dunois und den Erzbischof von Rheims, welche neben ihr ritten: „Da könnt Ihr ein gutes Volk sehen, und ich habe noch keines gesehen, das sich so sehr über die Ankunft eines edlen Königs gefreut hätte. Möchte es Gott gefallen, daß ich nach meinem Tode so glücklich wäre, in dieser Erde begraben zu werden." — „Johanna", fragte sie der Erzbischof, „wißt Ihr, wann Ihr sterben werdet und an welchem Orte?" — „Wo und wann es Gott gefallen wird", erwiderte sie, „denn ich habe über die Zeit und den Ort nicht mehr Gewißheit, als Ihr selbst. Ich habe vollzogen, was mein Herr mir befohlen hat, nämlich die Belagerung von Orleans aufzuheben und den König krönen zu lassen. Und möchte es Gott, meinem Schöpfer gefallen, daß ich jetzt fortgehen könnte, um meinem Vater und meiner Mutter dadurch zu dienen, daß ich ihre Schafe mit meiner Schwester und meinen Brüdern hüte, welche sich sehr freuen würden, mich wieder zu sehen."

Vor Paris zeichnete sich Johanna am 8. September zum letzten Male aus, indem sie einem Engländer das Schwert aus der Hand rang und um 2 Uhr Nachmittags, von dem Marschall von Razy und einem großen Kriegshaufen begleitet, den ersten feindlichen Graben überstieg. Als Johanna vor dem zweiten und mit Wasser gefüllten Graben die treulosen Pariser zur Uebergabe aufforderte, wurde sie von einem Pfeile verwundet, ein zweiter traf ihren Bannerträger in die Stirne. Die Belagerung wurde aufgehoben und da der Winter heran nahte, bezog ein Theil des Heeres Winterquartiere in den wieder eroberten Städten, der andere aber ward in seine Heimath entlassen.

Im Frühjahr wurde der Krieg wieder fortgesetzt. Indem der Feind die Stadt Compiegne hart bedrängte, gelang es der unermüdlichen Jungfrau, derselben nächtlicher Weile, ohne daß die Burgunder es bemerkten, frisch gesammeltes Kriegsvolk zuzuführen. Am 23. Mai machte die Jungfrau einen Ausfall und focht, überall voran, mit größtem Heldenmuthe. Doch als der Feind immer mächtiger anstürmte, ergriffen ihre Leute die Flucht. Nur Johanna schwang noch ihr blitzendes Schwert als Todessense. Das Fallgitter am Thore war herab gelassen. Da suchte sie das Freie zu gewinnen, wurde jedoch umringt, vom Pferde gerissen und gefangen fortgeschleppt.

Das versammelte feindliche Heer erhob ein lautes Freudengeschrei, nicht als ob es eine schwache Jungfrau gefangen, sondern als ob es eine große

Schlacht gewonnen hätte, denn die Engländer scheuten bis auf diesen Tag keinen Hauptmann noch anderen Heerführer so sehr, wie dieses Mädchen.

Von Marigny nach dem Schlosse Beaulien und von da nach Beaurevoir gebracht, verblieb sie in dieser Veste vier Monate. Als Johanna davon hörte, daß sie von den Burgundern an die Engländer ausgeliefert werden solle, machte sie einen Versuch zu entkommen, sprang von der Höhe eines Thurmes herab, wurde ohnmächtig aufgehoben, gegen eine Summe von zehntausend Franken (etwa 60,000 unseres heutigen Geldes) den Engländern überlassen und nach Rouen gebracht. Heinrich VI. von England, welcher hier residirte, ließ sie in den Schloßthurm werfen, mit schweren Eisenketten anschließen und von rohen Leuten bewachen, die allerlei Gespötte mit ihr trieben.

Man klagte sie der Ketzerei an, weil sie vorgab, zufolge höherer göttlicher Eingebung, Frankreich gerettet zu haben. Auch machte man es ihr zum Verbrechen, Männerkleidung getragen zu haben. Der Prozeß währte vier Monate und endigte mit dem Urtheilsspruche, daß sie als Hexe verbrannt werden solle.

Das Urtheil ward vollzogen. Johanna starb auf dem Scheiterhaufen, ohne daß eine Stimme sich für die Edle, Reine, wie die Heldenmüthigste der Frauen erhob, welche durch den qualvollen Tod das Verbrechen büßen mußte, die Unabhängigkeit und Ehre ihres Vaterlandes gerettet zu haben. Achthundert Engländer umringten den Scheiterhaufen mit einem Walde von Lanzen, hinter diesen standen die Franzosen, zu dumpfem Schweigen gezwungen durch die Gegenwart ihrer Herren. Diese schauerliche Hinrichtung, zu welcher die Engländer mit wüthender Beeiferung sich gedrängt, machte ihnen das Blut erstarren vor Reue und Entsetzen. Die Soldaten wiederholten bebend die letzten Worte, welche Johanna sprach, als schon Flammen gierig nach ihr züngelten: „Die Stimme, die mich rief, kam von Gott; die Stimme hat mich nicht betrogen!“

Der Henker Johannens beichtete am Abend ihres Todestages, konnte aber nicht glauben, daß Gott ihm verzeihen werde, und ein Secretär des Königs sprach laut, vom Richtplatz heimkehrend: „Wir sind verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt! — Möge es Gott gefallen“, sagte mit heißen Thränen Jean d'Esper, Canonicus von Rouen, „daß meine Seele an demselben Orte sei, wo ich glaube, daß sie ist.“

Der 30. Mai war Johannens Todestag; der Platz, wo sie verbrannt

wurde und den schon längere Zeit ihre Bildsäule ziert, heißt la place de la pucelle.

Damit nichts von ihr übrig bleibe, schwamm Johannens Asche die Seine hinunter.

Das war der Tod der Jungfrau von Orleans. So starb die, welche sich für Frankreich geopfert und der ihr Volk zu verdanken hat, daß es nicht aus der Reihe unabhängiger Nationen gestrichen ward. Das Empörendste aber war und bleibt, daß der feige König Karl gar nichts zu ihrer Rettung versuchte, ja daß sogar sich ihrer entlediget zu wissen ihm angenehm däuchte, welche Schmach nicht oft genug wiederholt werden kann. Dieser elende Regent starb 1462, nachdem er sich fünf Tage lang aller Nahrung enthalten, eines qualvollen Hungertodes aus Furcht, von seinem eigenen Sohne, dem nachherigen König Ludwig XI. vergiftet zu werden. Heinrich VI. von England, in dessen Namen die Jungfrau geopfert worden, war der Unglücklichste von allen jenen, die dazu mehr oder weniger beigetragen hatten. Zweimal durch das Haus von York entthront, brachte er einen Theil seines Lebens im Gefängnisse zu und wurde endlich 1461 auf Befehl seines Vetters, Eduard IV., um sich eines unnöthigen Kostgängers zu entledigen, niedergemacht. Den Promotor Estivet, welcher die arme Gefangene während des Prozesses mit den niederträchtigsten Beschimpfungen überhäufte, fand man todt auf einem Misthaufen außerhalb Rouen und der Herzog von Bedford starb 1435 in demselben Schlosse von Rouen, das Johannen zum Gefängnisse gedient hatte, aus Gram über den Untergang der englischen Macht in Frankreich.

Das kleine Haus, in welchem Johanna geboren wurde, ist noch heutigen Tages zu sehen. Es ist auch leicht von den anderen zu erkennen, denn man gewahrt über seiner Thüre drei Wappen. Das zur Rechten stellt ein gezücktes Schwert dar, dessen Spitze eine Königskrone trägt, das zur Linken führt drei Pflugschaaren. Zwischen beiden Wappen erblickt man, etwas erhöht, drei Lilien in einem Schilde als das alte Frankreichs, über diesem einen Büschel Aehren und Weintrauben, dann die Worte: „Es lebe die Arbeit! es lebe König Ludwig!“ wie die Jahreszahl 1461.

In einer Urkunde vom December 1429, gegeben zu Meun am Yeyre-Flusse, ertheilte König Karl VII. von Frankreich den Angehörigen der Jungfrau von Orleans den Adelsstand. Der König gestand den Brüdern Johanna's die Ehre zu, in Blau zwei goldene Lilien aus dem Wappen Frank-

reichs zu führen, dazwischen ein gezücktes Schwert, auf dessen Spitze eine goldene Königskrone schwebt, sinnbildlich anzuzeigen, daß dazumal die Geschicke Frankreichs von der Kriegführung durch diese Jungfrau abhingen. Und in der That, es haben ihre Nachkommen dieses Wappen wie den Namen du Lys oder Dalys — d. h. von der Lilie — stets geführt und waren lange Zeit ein angesehenes Geschlecht. Der letzte dieser Familie — Messire Henri François de Colombe du Lys — starb am 29. Juni 1760 als Canonicus von Champeaux und Prior von Coutras und mit ihm erlosch der Ehrengehalt, den er als Nachkomme aus dem Hause dieser Heldin von Seite Frankreichs bezog.

Zwei Jahre nach dem Urtheilsspruche ihrer Rechtfertigung (1456), daß sie keine Hexe gewesen sei, sondern die Retterin ihres Vaterlandes, errichteten ihr die dankerfüllten Bürger von Orleans auf jener Brücke, über welche sie den siegreichen Einzug gehalten, ein Denkmal von Erz, welches König Karl VII. und Johanna, beide in voller Rüstung vor dem gekreuzigten Heiland knieend darstellte. Auf der Spitze des Kreuzes befand sich ein Pelikan, welcher die Jungen durch sein Herzblut tränkt. Verstümmelt, wurde 1570 dieses Denkmal umgegossen und 1793 zu Kanonen eingeschmolzen.

Am 7. Mai 1855 feierte die Stadt Orleans die Enthüllung des Denkmales dieser jugendlichen Heldin, der Befreierin aus der Belagerung durch die Engländer im Jahre 1429. Die bronzene Statue der Jeanne d'Arc ist das Werk des französischen Bildhauers Foyatier. Johanna ist hier zu Pferde und gleichsam mit dem Schwerte salutirend vorgestellt.

Morgeneindruck.

Von **Emilie Ringseis.**

Aus hoher Kirche tret ich,
Ein Tag erwachet still,
Der Mond herniederglänzet,
Der noch nicht weichen will.

Gebadet ist die Seele,
Mein Gott, in Deinem Hauch,
Das Tagwerk ist begonnen,
Du hilf vollenden auch.

Onkel Martins Vermächtniß.

Eine Erzählung
von **Katharina Diez.**

IV.

Des Onkels Tagebuch.

Einige Tage waren vergangen; der arme Martin hatte sie fiebernd und erschöpft von der Anstrengung und Aufregung des Brandabends im Bette zubringen müssen. Die Seinigen waren auf's Neue ängstlich besorgt um ihn; Johannes wich nicht von seiner Seite und pflegte ihn mit brüderlicher Zärtlichkeit. Die übrige kleine Einwohnerschaft des Hauses ging und spielte so sacht darin herum, daß man ihre Vermehrung kaum bemerkte.

In der Altstadt wurde die Stellung des Heiligenbildes durch den zarten Knaben lebhaft besprochen und alle Wundergeschichten, die man davon erzählte, tauchten wieder auf; die wahrhafte Geschichte freilich, in welcher die Liebe ihre stillen Wunder verrichtet, deren leise Fäden nur das schützende Auge Gottes gesehen, erzählte und kannte Keiner und sie war selbst im Kreise der Familie, in der sie geschehen, noch ein unaufgelöstes Räthsel.

Als Franz in der ersten ruhigen Stunde das von Martin so geheimnißvoll empfangene Kästchen geöffnet, stand er nicht wenig erstaunt vor dem Schatze, der ihm jetzt nach dem Brandunglück doppelt verlockend erschien. Aber obgleich der beiliegende Zettel ihn unzweifelhaft als das Eigenthum seines Sohnes bezeichnete, so machte ihm doch bald die Erinnerung an die räthselhaften Worte Martins, seine Kenntniß von dem Vorhandensein des versteckten Schatzes und noch mehr sein langes Verschweigen desselben, allerlei Gedanken und Scrupel. Er konnte dem guten Martin nur das Beste zutrauen, aber er mußte durchaus noch ein Geheimniß bei diesem Schatze vermuthen. Auch zerbrach er sich den Kopf darüber, was wohl den seligen Bruder könnte veran-

laßt haben, seinen Sohn so vorzugsweise zu bedenken; war der Martin nicht auch ein höchst begabter Knabe und außerdem des Onkels Pathe und erklärter Liebling?

Langes Kopfzerbrechen war nicht des Meisters Franz Sache. Er eilte so schnell wie möglich vor allem seinen Johannes mit der unverhofften Erbschaft bekannt zu machen. Das schien ihm redlich zu sein und außerdem, ob er gleich oft unzufrieden mit dem stolzen Trotzkopf war, hatte er doch großen Respekt von seinem Verstand und glaubte von ihm zuerst das Räthsel gelöst zu erhalten.

Johannes hatte auch kaum einen Blick auf den Zettel geworfen, als ihm sofort das ganze Geheimniß klar wurde. „Vater!" rief er, „mein Name da, der ist nicht vom seligen Onkel geschrieben, das ist Martins Handschrift, ich kenne sie zu genau; der ehrliche Kerl kann sich ja nicht mit dem leisesten Federstrich seiner Hand verstellen und hat auch sicher nicht daran gedacht. Aber ich kann mir jetzt alle die Reden erklären, die er in seiner Krankheit geführt, wo er oft rief: „Johannes! laß Dir nur den Schatz nicht nehmen! — ich schenk' ihn Dir und wenn er auch mein sein sollte! — o heiliger Martinus, hilf mir! — laß' das Kästchen nicht verbrennen und das Gold nicht schmelzen!" — So und noch viel Anderes rief er oft des Nachts im Traum und ich wußte nicht, was es bedeuten sollte. Aber jetzt weiß ich es! — sollst erfahren Vater, wie es ist; der gute Junge hat seinen Namen abgeschnitten und den meinigen dafür hingesetzt. Sieh' nur, welch' sonderbare Form der Zettel hat! Den hätte der Onkel, bei dem Alles symetrisch zugeschnitten sein mußte, so nicht hingelegt! — O, Du guter Martin! — ich verstehe jetzt Alles — Alles! Nun weiß ich, warum seine Hand so heftig zitterte, als er Dir an dem Abend, wo wir den Heiligen holten, das Schlüsselchen zu der wunderlichen Console gab und warum er auf versteckte Schubladen hindeutete. Er wollte, daß wir den Schatz bald finden sollten; und deßhalb ist er auch in's Feuer hineingestürzt um das Heiligenbild zu retten und mit ihm das Gold für mich. — Sollst sehen Vater! so ist's und nicht anders! — der Martin ist der beste Junge von der Welt! — die Großmutter hat recht — er ist ein Engel!" —

Franz hatte aufmerksam den Worten seines Sohnes zugehört und sah gerührt, wie die Wangen des Knaben glühten und seine Augen glänzten bei dem Lob des Freundes; in der Liebe und Bewunderung für ihn schien er alle

seine Ansprüche und Aussichten, die ihm das glänzende Gold, das vor seinen Augen lag, zeigen mußten, vergessen zu haben.

„Du kannst wohl recht haben," sagte der Vater, „es sieht dem sonderbaren Kinde ähnlich, so etwas zu thun. Aber" — so fuhr er fort, indem er einen angen, auf das Gold gehefteten Blick mit einer raschen Bewegung abwandte, „wenn sich die Sache so verhält, dann dürfen wir das Gold nicht behalten, wir dürfen die Gutmüthigkeit des Knaben nicht benützen. Er hat das Alles gethan, wie ich nicht zweifle, ohne Vater und Mutter zu befragen und ob die zufrieden sind, daß er Dir das Gold schenkt, ist eine große Frage."

„O, ich möcht' es mir auch von ihnen nicht schenken lassen!" fiel Johannes mit plötzlich ausbrechendem Stolz dem Vater in's Wort, „aber", setzte er gleich wieder hinzu, „mit dem Martin könnt' ich Alles theilen, das letzte Stück Brod — und Vater, wenn es heraus kommt, daß Einem von uns Beiden das Gold gehören soll, dann theilen wir, das ist gewiß und Niemand soll uns daran hindern."

„Nun, das wird sich finden!" erwiderte Franz, „jedenfalls muß die Sache untersucht werden und das Beste wird sein, wir gehen gleich und fragen, wie das Ding sich verhält; ich kann alle Dunkelheiten und Räthsel nicht leiden."

Vater und Sohn gingen also in Martins Zimmer, wo sie den Knaben zwischen seinen Eltern, im Lehnstuhle sitzend, fanden. Er hatte eine ruhige Nacht gehabt und blickte ihnen mit klaren, frohen Augen entgegen. Die Begebenheiten der letzten Zeit, welche ihm in der fieberhaften Aufregung zu einem verworrenen Traumbild in einander geflossen, waren allmählig wieder klar geworden und mit einer wahren Herzenserleichterung sagte er sich, daß der Schatz gerettet und in den Händen des Onkels sei. Er hoffte, sein Opfer würde ohne weitere Nachforschungen angenommen worden sein. Darin irrte sich der gute Junge freilich.

Onkel Franz rief heiter Allen einen guten Morgen zu und sagte: „Das ist schön, daß ich Euch Alle drei zusammen finde und meine gerichtliche Untersuchung gleich beginnen kann. Ja, Martin!" fuhr er fort und faßte den erschrockenen Knaben neckend beim Ohrzipfel — „Du siehst freilich so klar aus den Augen, als hättest Du kein Wässerchen getrübt und doch wissen wir jetzt, daß Du ein kleiner Schelm bist und sogar Namensverfälschungen treibst."

So lachend und gutmüthig blickend auch der Onkel diese Worte gesprochen, so wirkten sie doch so erschreckend auf den guten Martin, daß er ganz

blaß wurde, als fühlte er sich wirklich eines großen Verbrechens schuldig. Und als nun gar Johannes ihm den wohlbekannten Zettel hinreichte und ihn zärtlich umschlingend, fragte: „Nicht wahr, Martin, Du hast den Namen hier geschrieben, Du hast mir das Geld schenken wollen, was Dir gewiß der selige Onkel, der Dich so viel lieber hatte als mich, vermachte?" — Da streckte er flehend seine weißen Hände nach den Anklägern aus und rief: „Ja! — ja! — es ist beinahe so, wie Ihr meint, aber doch nicht ganz — ich will Euch Alles erzählen, vergebt mir nur im Voraus, damit ich es kann — ich hab' es gewiß gut gemeint, aber freilich Alles so dumm und verkehrt angefangen, daß durch meine Schuld beinahe das ganze Erbe des guten, seligen Onkels wäre verloren gegangen."

Die Eltern blickten hoch auf — die Mutter nahm ihn besorgt in ihre Arme und nöthigte ihm erst einige stärkende Tropfen ein, da sie ihn so tief erregt sah.

„Sei nur ruhig Mutter," bat der Knabe, „ich hab' jetzt Alles in Gottes Hand gelegt und es wird mir wohlthun, Euch Alles aufrichtig mittheilen zu können."

Nun erzählte Martin den ganzen Vorfall und wie er so unvermuthet durch das Rappeln des kleinen Mäuschens zu der Entdeckung des Schatzes gekommen, wie er den zerrissenen Zettel gefunden und auf den Gedanken verfallen wäre, das Unheil, was das Thierchen angerichtet, wieder gut zu machen. Er verhehlte nicht die Furcht, die er gehabt, es könne wieder zu einem Streit zwischen den guten Eltern kommen, und daß er sich eingebildet, Gott habe ihn ersehen, diesen Streit zu verhüten und das Erbe des Onkels ungeschmälert seinem geliebten Freunde zuzuwenden. — „Ach," setzte er hinzu, „es war gewiß ein böser Hochmuth von mir und ich hab' schwer dafür büßen müssen; o, vergebt mir ihn, und nicht wahr, lieber Vater — lieber Onkel! jetzt darf ich Euch offen und ehrlich bitten — Ihr streitet Euch nicht um das Gold, Ihr laßt es dem Johannes, das Unglück hat für ihn gesprochen, er hat das Geld nöthiger wie ich, sein Haus ist abgebrannt und das meinige steht, durch Gottes Gnade."

Alle hatten tief ergriffen der einfachen rührenden Erzählung des Knaben zugehört. Johannes lag neben ihm auf den Knieen und verbarg das Gesicht an seinem Herzen. Die Liebe strömte nieder in segnenden Tropfen, in welcher aller Stolz und Trotz des jungen Gemüths zerflossen.

Die Mutter hatte sich einmal über das andere Mal die Augen mit der Schürze getrocknet. „Ach, Du gutes Kind!“ sagte sie, „hättest Du mir doch nur ein Sterbenswörtchen gesagt von dieser Geschichte! — ich merkt' es freilich manchmal, daß Dir etwas auf dem Herzen lag; aber wer dachte auch an so Etwas! Und nun mußtest Du auch noch ins Feuer hinein laufen! — Du lieber Gott! und wären es hunderttausend Thaler gewesen, ich würde sie gern hin gegeben haben, eh' ich das zugelassen hätte.“

„Hunderttausend Thaler hergeben! — Ja das ist leicht gesagt, Schwägerin!“ meinte Franz. „Bei dem Gold hält Einen der Versucher am Kragen, wie überhaupt bei allem Besitz. Der gute Tropf da hat für uns alle büßen müssen. Mich aber hat auch der heilige Martinus beim Wort gehalten. Ich hab' gesagt, ich wolle ihn lieber verbrennen lassen, als daß mir Einer nachsagen könnte, ich sei kein ehrlicher Mann. Nun, sind es auch keine hunderttausend, sondern nur dreihundert Thaler, welche da in dem Käßtchen liegen, so muß ich Euch doch das Geständniß machen, daß die Versuchung nah an mich heran getreten ist, bei ihrem Anblick und mir zugeflüstert hat: behalte das Geld, ohne weitere Nachforschungen, es ist Dir geschenkt zum Ersatz für Alles, was bei dem Brand d'rauf gegangen ist. — Aber, wie gesagt, ich wollte ein ehrlicher Kerl bleiben und da ist das Gold! — macht damit was Ihr wollt! — Mir wird der liebe Gott auch schon helfen, mein Haus wieder aufbauen; es ist gut versichert und das Andere wird sich auch schon wieder anschaffen lassen mit Fleiß und Ausdauer.“

„Gewiß Onkel Franz!“ rief Martin. „Ihr werdet Alles wieder erhalten, weil Ihr so ein braver, ehrlicher Mann seid und doppelt wird Euch der liebe Gott und seine Heiligen segnen, wenn Ihr des guten Johannes Lieblingswunsch erfüllt und ihn auf das Gymnasium gehen laßt. Geld habt Ihr ja nun dazu! — Ich will's nicht umsonst aus dem Feuer geholt haben! — O, es war schauerlich, als die Flammen um mich her an den Wänden züngelten wie rothe Schlangen, die ihre Zungen nach dem lieben Heiligenbild ausstreckten; aber Gott half mir; er wollte Dir den Schatz bewahren, Johannes!“ —

„Ja, Dir und mir!“ rief Johannes. „Wir theilen ihn. — Ohne Dich fang ich nichts mehr an in der Welt und wenn das Geld nicht ausreicht zum Studiren, nun, so wandern wir, wie Du es oft gesagt hast, als zwei Handwerker hinaus in die Fremde. Sieh', Martin! Du hast mich jetzt ge-

lehrt, was das Beste ist, und ich kenne kein größeres Glück mehr im Leben, als Dein Kamerad zu sein bis in den Tod."

Die Knaben umschlangen sich in zärtlicher Liebe; Martin war in seinem Leben noch nicht so glücklich gewesen, wie in diesem Augenblick.

Meister Niklas war während dieser Verhandlung mit einem nachdenklichen, man hätte sagen können, verlegenen Gesicht im Zimmer herum gegangen und hatte vor sich hingepfiffen, wie es der Onkel Martin in kitzlichen Fällen zu thun pflegte. Jetzt trat er hervor und seinem Sohn die Hand auf die Schulter legend, sagte er: „Ich glaube, Dein gutes Herz, Martin! oder wohl noch mehr der Geist Deines heiligen Schutzpatrons haben Dir den richtigen Namen dictirt, dem das Gold da gehören soll, und wir brauchen uns nicht länger mehr die Köpfe darüber zu zerbrechen. Ich muß Euch ein Geständniß machen und erzählen, daß auch ich schon vor längerer Zeit einen Schatz in dem oberen Theil der wunderlichen Console gefunden habe, der freilich keinen Zweifel ließ über den rechten Erben. Seht her und les't!" —

Mit den letzten Worten holte er aus einer Comode ein kleines Kästchen und einen Zettel, den er dem Erstaunten reichte. Ja, das war auch die Handschrift des guten Onkels Martin, aber ganz unverletzt und unverfälscht zeigte sie in großen, deutlichen Buchstaben die Worte: „Studirpfenning für meinen lieben Martin von seinem treuen Onkel und Pathen Martin."

„Ihr könnt denken", fuhr Niklas fort, „daß ich nicht wenig erstaunt und erfreut war, als ich dieses Vermächtniß für meinen lieben Jungen entdeckte. Was sollt' ich indeß viel davon reden? — Es war ja, wie Ihr seht, sein unzweifelhaftes Eigenthum und so hab' ich das Capitälchen, was ebenfalls die Summe von dreihundert Thaler ausmacht, gleich auf Zinsen gethan, damit es ein wirklicher Studirpfenning bliebe. Ich denke die vorläufigen Schullasten für Martin selber noch zu bestreiten, denn, Gott Lob! mein Verdienst ist gut und es ist auch für seine Geschwister noch ein kleines Erbtheil von meiner Frau zu erwarten. —

Nun aber ist es wohl kein Zweifel, daß die Summe da dem Johannes wirklich auch vom Onkel bestimmt gewesen ist und in keinem Fall wird von mir oder Einem von uns Einspruch erhoben werden. Ihr habt das Geld jetzt nöthig und ich wünsche Euch von Herzen Glück dazu."

„Nein, gewiß! es ist kein Zweifel" — rief da auf einmal Franz und

schlug sich vor die Stirne. „Ich leichtsinniger Mensch! — jetzt versteh ich erst, was ich für bloße Schnurrpfeiferei gehalten. Bleibt mal ein bischen still hier zusammen und wartet, bis ich wieder komme. Ich hab ja auch noch etwas gefunden!"

Er lief die Treppe hinauf in seine Stube und kam in wenigen Augenblicken wieder herunter mit einem grauen Tuchwamms in der Hand. —

„Seht her", sagte Franz, „dieses alte Habit, das ich von dem seligen Bruder geerbt, hatt' ich glücklicher Weise in der Brandnacht, wo es mir gerade vor die Füße fiel, als ich nach meinem Rock suchte, angezogen und erst vorgestern fand ich dieß kleine Schreibheft darin. „Tagebuch" steht darauf — der Bruder hat es geschrieben. Da ich mir aber nicht sonderlich viel aus dergleichen Schreibereien mache, hab ich nur ein paar flüchtige Blicke hinein gethan. Es steht da allerlei drinn von Raphaels und Angelus und Cornelius und allerlei Schnurren, die ich gar nicht verstehe. Aber seht her — da ist das letzte Datum — das ist einige Tage vor seinem Tod geschrieben; lies das doch einmal Martin! — ja, jetzt geht mir ein Licht auf!"

Martin nahm das kleine, zusammengedrückte Manuscript und überflog mit Augen voll Rührung die Blätter, auf welchen der gute Oheim zwischen Rechnungen von Ausgaben und Einnahmen zuweilen die stillen Gedanken und Seufzer seiner einsamen Stunden, wie einzelne Begebenheiten und Vorsätze seines Lebens, meist in sehr humoristischer Weise niedergeschrieben. — „O, du guter Onkel!" sagte er jetzt, als er das bezeichnete letzte Blatt gelesen. „Ja, das läßt keinen Zweifel mehr übrig, da steht es mit klaren Worten, wie lieb er an uns Beide gedacht hat."

Und Martin las: (d. 26. Oktbr.) „Nun ist es fertig das große Kunstwerk! Da hast Du noch einmal was Rechtes zu Stande gebracht, alter, närrischer Kerl! Bonavenuto Cellini brauchte sich dieser Schnörkeleien nicht zu schämen. Ja prost Mahlzeit! — Der würde schön lachen, wenn er Dein Machwerk sähe! — Nun, er hatte gut lachen — ihm standen Gold und Silber und Edelsteine zu Gebot für seine Zierrathen an Schlössern und Kästchen. Ob er aber so verdeckte Schlüssellöcher hätte erfinden können? — Darin such' ich wirklich meinen Meister und ist das Einzige, worauf ich mir was einbilde. Ich hoffe, Sankt Peter stellt mich im Himmel wenigstens als Schlossergeselle an, wenn ich auch sonst zu nichts nutze sein sollte unter all' den hohen Herrschaften dort oben. — Ich will ihm schon die Thüren zu verwahren

wissen, daß ihm Niemand, der nicht hinein gehört, in den Sternensaal laufen kann. — Ja, ja! dort werd' ich schon mit dem kleinsten Posten zufrieden sein müssen und es lernen, dem Hochmuthsteufel zu entsagen, der mir hier unten manchmal so viel zu schaffen machte und mir von großen Meisterwerken, die ich vielleicht hätte machen können, was in's Ohr flüsterte. —

Ich weiß nicht wie es kommt — es weht mir schon seit einiger Zeit zuweilen Etwas, wie frische Luft aus dem Schlüsselloch da oben entgegen. — Wie Gott will! — so schnell wird es ja wohl nicht fortgehen, und ich will mir zu guter Letzt noch ein Plaisir machen, das heißt meinen beiden Leibjungen, dem Martin und dem Johannes will ich eins machen und das ist freilich das allergrößte für mich selbst.

Ich hab' mir einen schönen Spaß ausgedacht. In vierzehn Tagen ist ja Martini; da will ich die Beiden hier in der Stube tractiren mit einer gebratenen Martinsgans und Kastanien dazu; so was Gutes, wie es seit Jahr und Tag nicht auf meinen Tisch gekommen — wässert mir selber schon der Mund darnach! Aber das Hauptstück, das soll am Abend kommen, eh' sie zum Straßenfest hinaus geh'n. Da will ich mir selber mein großes Kunststück unter dem Heiligen da oben beleuchten mit vierzehn Kerzen, die in schönen Kürbissen um ihn herum stehen sollen; so viel Jahre ist ja mein blondes Pathenkind alt und der andere krausköpfige Schwernöther auch, glaub' ich. Und dann sag' ich zu ihnen: nun ihr Jungens! sucht Euch mein Namenstags-Geschenk da aus dem neuen Fußgestell des Heiligen heraus und wer es zuerst findet, der soll noch einen Lebkuchen mehr mit nach Haus nehmen. — Hei! wie werden sie sich die Köpfe zerbrechen und mit ihren Händen hin und her fahren! Ich werde ihnen wohl ein wenig auf die Spur helfen müssen; aber endlich werden sie doch hinter die Schliche kommen und finden, was ich mir für sie erspart habe. Potztausend! ich freu' mich doch schon auf die Augen, die sie machen werden, wenn sie die gold'nen Nüsse finden!

Nun, wohl bekomm 's Euch, Jungens! knackt sie nur lustig entzwei und zerbrecht Euch keinen Zahn dabei — es ist Alles, was Euch der arme Onkel Martin schenken kann! —

Ich denke, ich leg' gleich Alles hinein und schreib' ihren Namen dabei, dann hab' ich Ruh und lasse alle Tage einmal die Thürchen aufspringen und weide mich an meinen eigenen Schätzen wie ein rechter Geizhals — das hilft

mir über die vierzehn Tage hinweg. Ich bin einmal noch immer ein altes, ungeduldiges Kind!

Ja, so soll es sein! — in das obere Schublädchen kommt das Geschenk für den Martin, in das untere für den Johannes. Hab' schon einmal gedacht, ich wollte dem Martin zehn Goldstücklein mehr geben, dieweil er doch mein Pathe ist; aber ich glaube, das thut dem guten Jungen nur weh, wenn er vor seinem lieben Johannes bevorzugt würde. Und das soll auch nicht sein, sie sollen gleich bedacht sein und es soll durch mich unter den Vätern kein Neid und kein Streit entstehen. — So, nun ist Alles in Ordnung und ich wollt' es wär' schon Martinsabend! — Das Fußgestell sieht doch in der That ganz hübsch aus unter dem Heiligen! — Das Holz ist wirklich nicht zu verachten; es ist zwar ein etwas trocknes Material, aber man kann ihm auch ein Herz einhauchen. Ich hab's lieb, und seine Schuld ist es nicht, wenn ich nicht besser all' die schönen Blumen und Engelsköpfchen aus ihm geschnitzt habe, die mir aus jedem knorrigen Eichen- und Weidenstumpf und besonders aus dem lieben glatten Lindenstamm entgegen geblüht und gelächelt haben, mein Leben lang. —

Du lieber Heiliger da oben! — aus Deinem Antlitz von schlichtem Holz blickt auch ein Geist voll Lieb' und Treue. O, laß Deinen Segen auf mein kleines Liebesschärflein hernieder strömen! — Heiliger Martinus! bitte für mich und gib uns Deinen Schutz und Deine Hülfe!" —

Große Thränen rollten aus Martins Augen auf diese letzten Worte. — „Guter Onkel Martin!" — so tönte es auch von den Lippen der Zuhörenden. Alle blickten zu der Statue des heiligen Martinus empor, mit einem Gefühl der Reue, aber auch des Dankes, als wären sie aus Brand und Sturm auf einem grünen Eilande gelandet, auf welches unsichtbare Engelsflügel sie getragen.

„Ich hab' es mir doch immer gedacht", sagte Martins Mutter, „daß der Onkel sich noch etwas müßte erspart haben. Er verkaufte doch manchmal kostbare Sachen und lebte dabei immer so armselig, fast wie ein Bettler. Ich hatte ihn wirklich im Verdacht, er habe Alles den Armen geschenkt und darüber seine Familie vergessen. — Es ist doch Schade, daß er den Tag nicht erlebt hat, an welchem er Euch, Martin und Johannes, ein so schönes Fest machen wollte!" —

„Freilich hat er Euch andere Nüsse zugedacht, als ich von ihm erwartet hab', indem ich das schnurrige Blatt da las," erwiderte Franz. „Der Tod hat

ihn überrumpelt, den armen Kerl und er hat wohl keine Ahnung gehabt, welch' eine Confusion er mit seinen verdeckten Schubladen anrichten würde. Wir aber haben seinen Namenstag, an dem er es so gut vorhatte, schlecht genug gefeiert; das muß ich gesteh'n. Bis auf den kleinen Heiligen da, der allein begriffen hat, wie man den Schutzpatron verehren soll, müssen wir uns alle schämen mit unserem Zanken und Streiten, unserem leichtsinnigen Vergessen und mißlaunischen Heimlichthun."

Er sah bei diesen Worten den Bruder an und dieser entgegnete:

„Ich weiß, was Du denkst und daß Du mir grollst, daß ich nichts von dem Schatz gesagt, den ich da bei dem heiligen Manne fand. Freilich hätt' ich gleich Aufklärung geben können, wenn sich der andere fand. Ich meint' es aber gut, wie der Martin auch, ich wollte keinen Neid und Unwillen über des Onkels Bevorzugung erregen. Auch gesteh' ich Dir offen, daß ich fürchtete, von Dir angepumpt zu werden, wie es früher manchmal geschehen, wenn Du wußtest, daß ich Geld hatte. Deshalb hätte ich Dir aber jetzt doch in der Noth geholfen und hatte es mir schon vorgenommen. Aber Du weißt, für Wirthshaus und Kirmeß geb' ich keinen Heller aus."

„Magst Recht haben!" fiel Franz begütigend ein, „ich nehm's Dir nicht mehr übel. Es ist etwas Aehnliches wie Esau und Jakob zwischen uns. Ich bin leichtsinnig und rauh wie der Esau und Du bist viel klüger und frömmer wie ich; aber nimm's nicht übel! — Du hast wohl hie und da auch noch einen Strauß zu besteh'n, wie der Jakob."

Niklas schwieg und warf einen schmerzlichen Blick auf seinen bleichen Knaben. Ach! er hatte schwer gerungen in jener angstvollen Brandnacht, als er nach seinem Kinde suchte, und es kam wie eine Ahnung in seine Seele, daß er, gleich dem Streiter Israel vielleicht eine schmerzende Wunde zurückbehalten würde.

„Was mir noch sehr leid thut," sagte Martin, „das ist die Console, die der Onkel mit so viel Liebe gearbeitet hat. Ich konnte sie aber nicht mitnehmen und dachte: das Heiligenblid ginge vor. Wie Schade, daß sie nun wohl verbrannt ist!

„Nein, auch sie ist gerettet," sprach Franz — „daß ich das auch vergessen hab' zu erzählen! — es gehen Einem so viel Dinge in diesen Tagen durch den Kopf. Ihr wißt, der Wilhelm Kels, unser Nachbar, der ein Lehrling vom Onkel Martin war, nun, der hatte auch einen wahren Narren an dem

Heiligenbild gefreßen und konnte sich gar nicht satt sehen an den Schnörkeleien um die Console. Er hat sich ebenfalls in das Feuer gewagt, um es zu retten, aber er kam zu spät, der Kleine da hatte es schon weggenommen, doch die Console fand er noch und hat sie glücklich auf der Hintertreppe herunter gebracht. Nun steht sie in seinem Haus und er zeichnet sich all' den Blätterkram ab, der uns so genarrt hat; ich will ihn aber doch warnen, daß er nicht auch so dummes Zeug macht und die Leute in die Irre führt mit versteckten Schlüssellöchern. Natürlich könnt Ihr das Ding wieder haben, so bald Ihr wollt."

„O, das ist schön!" rief Martin aus, „ach, wie herrlich, daß Alles gerettet ist und des Onkels Liebe nicht umsonst gesorgt hat! Nicht wahr, Vater! Du schenkst dem Wilhelm etwas recht Gutes dafür, daß er die Console geholt hat, und wir setzen sie mit dem Heiligenbild wieder in die Stube der guten Großmutter, so lange sie noch bei uns wohnt."

„Alles soll gescheh'n wie Du es wünschest," sagte Niklas und strich seinem Kind über die goldenen Haare; „Du denkst immer das Beste und Schönste."

„Ja wohl!" bestätigte Franz, „er ist der wahrhafte Erbe des heiligen Martinus. Aber nun seid auch fidel, Jungens! macht keine so ernsten Gesichter mehr. — Ihr seid ja nun beide Rentner und könnt' Gymnasiasten und Studenten werden, wie Ihr wollt und studiren, daß Euch die Köpfe brummen!"

Martin blickte mit strahlenden Augen nach Johannes hinüber, der ganz feuerroth im Gesicht wurde, als er zum erstenmal aus des Vaters Mund die Gewährung seines heißesten Wunsches hörte. Wie in verlegener Ueberraschung langte er zum offenen Fenster hinaus und zog eine Kürbisranke herein, an welcher die Blüthe schon zu einer üppigen Frucht angesetzt hatte.

„Sieh, Martin!" sagte er, „das wird ein prächtiger Martinileuchter werden und Du sollst ihn uns voran tragen, wenn wir durch das Gäßchen hinausgehen in einer Prozession, wie Du es im Frühjahr wünschtest!"

„Ja, wir werden hinausgeh'n," erwiderte Martin wehmüthig lächelnd. „Aber nicht ich — Du sollst der Anführer sein und den schönen Herbstapfel voraustragen."

(Schluß folgt.)

Der arme Heinrich.

Komisches Singspiel in Versen für Kinder.

Text von **Franz Bonn.**

In Musik gesetzt von Prof. Rheinberger in München. Odeonsplatz 3.

II. Aufzug.

Freier Platz vor dem Schlosse, welches auf der rechten Seite gedacht wird. Triumphbögen, Fahnen, Blumengewinde.

I. Scene.

Federkiel und Margaretha im Gespräch.

Federkiel. Ja denke nur, der Amtmann sagt,
Man habe überall umgefragt,
Jetzt sei man dem Jungen auf der Spur.
Unser Heinrich hatte so eine vornehme Natur!
Marg. Der Heinrich vornehm! Du lieber Gott!
Schweig' doch, sonst wirst Du der Leute Spott!
Federkiel. Es ist vielleicht doch etwas an der Sache —
Marg. Verzeih mir, daß ich von Herzen lache.
Federkiel. Ja merk' nur auf: Ein Bruder des Grafen
Lebte auf einem einsamen Schloß.
Nachts einmal, während Alle schlafen,
Kommt ein wilder Zigeunertroß,
Rauben, stehlen, sengen und brennen,
Erschlagen den Grafen und seine Frau,
Der Kammerdiener — ich kann ihn nicht nennen,
Ja (sich besinnend) Georg heißt er, der weiß es genau,
Er hielt sich versteckt und kam so davon.
Der Graf nun hatte einen Sohn,
War damals erst fünf Jahre alt,
Den schleppten die Räuber fort mit Gewalt,
Niemand wußte, wohin er kam.
Denk' Dir den Jammer und Herzensgram.
Der Bruder des Grafen, unser künftiger Herr,
Ließ überall forschen, überall fragen,

Aber umsonst, — erst in den letzten Tagen
Führte eine Spur zu uns da her.
Ja es stimmt auch das Alter zusammen
Und was der Heinrich erzählte schon
Von seiner Jugend — von Räubern und Flammen,
Am Ende ist er der Grafensohn!

Marg. Gott! Dir träumt, ein solcher Wicht
Stammt von vornehmen Leuten nicht.

Federkiel. Der Herr Amtmann hat mir befohlen
Ihn herzubringen sofort zum Fest,
Weil sich der Bube, den sie gestohlen,
An einer Narbe erkennen läßt.
Aber ich mußte dem Amtmann sagen
Daß er floh in die Welt hinaus;
Warum mußtest Du fort ihn jagen,
Er hätte beglückt mein ganzes Haus!
Wollt' selber geh'n um ihn zu suchen;
Aber weiß Gott, wohin er ging!
Schickte wohl Leute aus auf allen Wegen,
Aber das ist ein schwierig Ding —
Ringsum sind Berge mit einsamen Stegen
Und ich selbst habe keine Zeit
Wegen der hohen Festlichkeit.

Marg. Nun das ist einmal nicht zu ändern —
Sieh' da, die Jugend des Dorfes naht
Schon geschmückt mit Blumen und Bändern,
Voran die Meinigen, es ist ein Staat.

Die Dorfjugend, Marie, Toni, Pepi treten ein mit Blumen und Bändern.

Federkiel (geschäftig und wichtig)
Stellt Euch in Reih und Glied, Ihr Kleinen!
Wenn der Graf nun wird erscheinen,
Schreit mir „Vivat hoch" im Chor,
Laßt nur die Kleinen weiter vor.
Still, nicht geplaudert, haltet Ruh'
Merkt nur auf und paßt wohl zu.

Drängt nicht so auf die eine Seite,
Stellt Euch so her, mehr nach der Breite,
So daß Ihr auf den Takt nur schaut,
Singt nicht zu still und schreit nicht zu laut. —

Marg. (zu Pepi) So, mein Pepi, Du stehst in der Mitte,
Neigst Dich dreimal mit Anstand und Sitte,
Fangst dann zu deklamiren an
Laut, daß der Graf Dich verstehen kann.

(Man hört ein Posthorn blasen.)

Federkiel. Still Ihr Kinder, ich höre blasen!
Nehmt Euch zusammen, — in's Heft die Nasen,
Merkt auf mein Zeichen auf,
Schaut nicht in die blaue Luft hinauf. (er geht nach links ab.)

Marg. (zum Pepi)
Nimm Dich in Acht und zapple nicht immer.

Pepi. Mutter, ich weiß den Anfang nimmer.

II. Scene. **Vorige.**

Der Amtmann, der Graf, Georg ein Bedienter, Federkiel. Beim Eintreten des Grafen von links schreit Alles: Vivat hoch.

(Tusch der Musik.)

Federkiel. Herr Graf, Heil uns, daß Sie erschienen,
Jeder wollte sich etwas verdienen,
Darum hab' ich mit möglichster Pracht
Einen festlichen Empfang erdacht.
Zunächst wenn Sie's zu gestatten geruhen
Wird mein Pepi das Seinige thuen;
Es ist ein Gedicht, von mir verfaßt —
Darum verzeihen Sie, wenn es nicht paßt.
Leihen Sie gnädig Ihr gräfliches Ohr.
So, Pepi, vorwärts, — trage es vor.

Pepi (in großer Verlegenheit und Angst.)
Wie sich im Ost — wie sich im Ost — die Sonne hebt,
Hebt, wie sich im Ost die Sonne hebt —
Kommst Du, o Graf, die Sonne hebt —
Kommst Du dahergegangen — hergegangen

Des Dorfes — daherg gangen — des Dorfes
Ganze Jugend strebt — die Sonne hebt
Kommst Du daher gegangen — des Dorfes ganze
Jugend strebt — Dich würdig — strebt
Dich würdig zu empfangen —
Empfangen — empfangen

(bleibt stecken und schweigt)

Der Graf. Schon gut, wie heißt der talentvolle Knabe?

Marg. Pepi, — es ist mein leibhaftiger Sohn.

Der Graf. Ei, Pepi, nun Du hast eine gute Gabe.

Federkiel. Es ist erst der dritte Theil davon.

Der Graf. Plagt ihn nicht, ich will ihm's schenken,
Kann mir das Weitere selber denken.

(Marie und Toni überreichen dem Grafen unter Knixen ihre Sträuße und sprechen zugleich)

Nimm die Blumen gnädig hin,
Die wir überreichen.
Glück und Ruhm soll Dir erblüh'n,
Wohlsein ohne Gleichen.

Graf. Ich danke Euch von Herzen, Ihr guten Kinder,
Dank Euch, mein lieber Herr Lehrer, nicht minder.

(gibt die Sträuße dem Bedienten)

Ihr meint es wahrlich gut mit mir —
Ei sieh' da, die ganze Jugend hier!

Federkiel. Ja, Herr Graf, jetzt kommt erst das Beste
Ein Festgesang — schrieb ihn zu diesem Feste
Eigens. Beliebt es, so fangen wir an.

Graf. Gut, beginnet (z. Amtmann) sie haben Alles Mögliche gethan.

Amtm. Herr Graf, an Kräften und Mitteln gebricht's —
Die guten Leute versäumten nichts —

Graf (z. Amtm.) Wie steht es mit dem Waisenknaben?
War es eine verläßige Spur?

Amtm. O gnädiger Herr, o hören Sie nur,
Was wir damit für ein Unglück haben!
Der Bursche, der scheinbare Grafensohn

Lief gerad' heute auf und davon.
Habe alles Mögliche schon gethan,
Niemand weiß aber wo aus und an.

(spricht mit dem Grafen stille weiter, unterdessen hat Federkiel den Chor geordnet und das Zeichen zum Anfang gegeben.)

Chor Nr. 1.

Heil dem Grafen unserm Herrn &c.

(der Chor wird an einer beliebigen Stelle plötzlich unterbrochen. Es entsteht ein Zusammenlaufen. Alle schauen nach links.)

Federkiel. Wollt Ihr aufmerken, neugierige Affen.
Da her, da her! Was gibt's zu gaffen?

Kinder. Herr Lehrer, der Heinrich wird arretirt.

Amtm. Ha, Pfiffig! den Burschen daher geführt!

III. Scene.

Pfiffig führt den Heinrich gebunden herein. Derselbe hat seine Geige umhängen.

Federkiel. Himmel, was seh' ich! Mein Heinrich hier!

Pfiffig. Hab' zu melden und zu sagen,
Dieser Bube hat erschlagen
Eine Katze alt und braun
Heut' an einem Gartenzaun.
Ferners hat der Bösewicht
Keinen rechten Namen nicht.

Graf. Wie heißt Du?

Heinrich. Heinrich, Herr.

Graf. Und weiter?

Heinrich. Fraget den Pfiffig, das ist gescheiter.

Graf. Warum hast Du die Katze erschlagen?

Heinrich. Herr, ich packte sie beim Kragen,
Wie sie zerstörte ein Vogelnest,
Packte sie leider etwas zu fest.

Graf. Löst ihm die Fesseln von der Hand! (es geschieht.)
Junge bist Du ein Musikant?
Kannst Du was?

Heinrich. Freilich —

Graf. Nun so zeige
Was Du gelernt hast auf der Geige.

(Heinrich singt zur Geige. Es muß dieselbe liebliche, wehmüthige Volks-Melodie sein, wie in der VI. Scene.)

Nr. 8. In aller Welt und Weiten, so weit man sehen kann
So weit sich Wolken breiten, — weiß nicht wo aus und an.
So weit die Rosen blühen — im gold'nen Sonnenschein
So weit die Sterne glühen, — ich bin allein! —
Das Wasser kommt geschwommen — vom Wald und fließt in See,
Weiß nicht woher ich 'kommen, — weiß nicht wohin ich geh';
Die Vöglein zieh'n mit'nander — und fliegen aus und ein,
Ich wander' und ich wander' — ich bin allein!

Georg der Kammerdiener (freudig zum Grafen)
Herr Graf, er ist es, es ist keine Frage,
Das ist das Lied, das alle Tage,
In seiner Heimat Wäldern klang,
Das ich so oft mit dem Kinde sang.

Graf. Wäre es möglich? Brav, mein Sohn,
Du hast einen prächtigen Ton,
Tritt näher, gib mir die Hand,
Sage, wo ist Dein Heimatland?

Heinrich. Weiß es nicht!

Federkiel. Herr, es ist ein Waisenknabe,
Den ich im Wald gefunden habe,
Zigeuner ließen ihn liegen im Schlaf,
Ich nahm ihn zu mir in's Haus, Herr Graf, —
Zog ihn auf seit Jahren und Tagen,
Heute aber mußt' ich ihn jagen,
Weil's meine Gattin so befahl —
War mir selber die bitterste Qual.

Georg. Herr Graf, er ist es, ich sehe die Narbe.

Graf. Nun, Herr Lehrer, Ihr wechselt die Farbe —
Sagt, was ist Euch?

Federkiel (sich auf die Knie werfend) Ich kann nichts dafür,
Meine Frau und die Nachbarin wies ihm die Thür.

Heinrich. Nein, Herr Graf, mein Vater war gut,
Ich lief selber davon im Uebermuth.
Graf. Steht auf, Herr Lehrer, was fällt Euch ein,
Muß Euch ja ewig dankbar sein,
Fordert was Ihr wollt zum Lohn,
Der Heinrich ist meines Bruders Sohn —
(Alle erstaunen)
Das arme, geraubte Waisenkind —
Komm' an mein Herz!
(er umarmt Heinrich, der sich sofort mit leichtem Anstand in seine Rolle findet.)
Federkiel. Ich schau' mich blind.
Marg. Vergebung, Herr Graf, ich wußt' es nicht —
Pfiffig. Ich hätte ihn auch nicht arretirt —
Hätt' das ich gewußt — (für sich) ich hab' mich blamirt.
Graf. Herr Lehrer, wenn Ihr das so einstudirt
Um mir zu bereiten ein fröhliches Fest —
So habt Ihr es trefflich eingericht'!
Federkiel. Herr Graf, ich dank' Euch.
(zu Heinrich, sich verneigend.)
mein gnädigster Sohn —
Heinrich. Vater, sprecht nur im alten Ton!
Macht Ihr doch jetzt ein Staunen und Wesen,
Grafensohn bin ich ja immer gewesen,
Daß man's bisher halt nicht so gewußt.
Georg. Herr Graf, ich sterbe vor großer Lust! (umarmt Heinrich.)
Graf. Nun, so komme, mein lieber Genoß,
Komme mit mir auf's Grafenschloß,
Sollst mir erzählen, wie Dir's ergangen,
Alles, was Dein ist, sollst Du empfangen,
O, Du geliebter, glücklicher Knabe,
Mit Dir theile ich all' meine Habe!
Heinrich. Dank Euch, Oheim. Ich muß mich erst fassen.
(zu Federkiel und Margareth)
Vater und Mutter! vergebt dem jungen Wicht,
Der arme Heinrich hat Euch verlassen,

Der reiche Heinrich verläßt Euch nicht!
Ihr sollt bei mir auf dem Schlosse wohnen,
Was Ihr mir thatet, mag Gott Euch lohnen!
Der Nachbarin Katze will ich ausstopfen lassen,
Sie war mein Glück gewissermaßen,
Denn hätt' ich die Katze nicht erschlagen,
Hätt' Pfiffig mich nicht gefaßt beim Kragen,
Und hätte mich der nicht glücklich erjagt,
So hätt' mich wohl Niemand mehr erfragt.

Nr. 9. Chor. Alle.

Nun töne der Jubel im frohen Gesang,
Es lebe der Heinrich, er lebe noch lang,
Gepriesen sei laut sein frohes Geschick,
Zum Vater im Himmel hebt dankbar den Blick.
Er sendet die Trübsal, er spendet das Glück,
Er führt die Verirrten zur Heimat zurück.

Der Tintenklecks.

Von Th. Messerer.

Schon seit voriger Woche war in der Schlichtemann'schen Familie Alles in Bewegung gewesen, um dem Oberhaupte eine Gratulation in Versen zu dichten. Die ganze Verwandtschaft hatte nacheinander ihr poetisches Talent versucht, aber leider vergebens. Auf den Onkel Bernhard setzte man nun seine letzte Hoffnung. Der brave Onkel! Der Schutz und Schirm der Kinderstube, die Zuflucht jedes zerbrochenen Hanswursten und jeder krüppelhaften Puppe, der die Papiersoldaten pappt, das Theater flickt und die Armbrust schnitzt — er hatte erst gestern wieder einem Lämmchen den Kopf und dem Schimmel den Fuß geleimt, oh, der Onkel kann Alles, er wird auch einen Vers machen!

Der gute alte Herr schüttelte bei diesem Auftrage freilich mit dem Kopf und ließ ein paar bedenklich gedehnte: „Hm! hm!" vernehmen, aber dann machte er sich doch in vollem Ernste darüber, in seinen alten Tagen noch zum

Dichter zu werden. Umsonst schaute er eine Zeit lang träumerisch in die duftigen blauen Ringelchen und Wölkchen, die seiner langen Pfeife entquollen — er konnte keinen Gedanken, keinen Reim darin finden! Der schlaue Onkel besaß aber noch andere Hülfsmittel und endlich gelang es einer Prise Lotzbeck Nr. 2. längst entschlafene Jugenderinnerungen wachzurufen und eine zweite Prise brachte ihm ein paar ganz prächtige Verslein in's Gedächtniß. Schnell hatte er sie für Herrn Schlichtemann, seinen Bruder, passend zugestutzt und mit selbstgefälligem Lächeln streichelte der alte Herr sein glattes, rundes Kinn, als er, im Zimmer auf und abgehend, sein Werk nochmal durchlas. Ohne Zeitverlust wurde es dann dem Laufburschen mit der dringlichen Mahnung auf die Seele gebunden, es sogleich pünklichst zu übergeben.

„Endlich, endlich, Kinder, haben wir einen schönen Geburtstagvers für den Papa! Ich wußte es ja, Onkel Bernhard läßt uns nicht sitzen!" rief Frau Schlichtemann heiter, als sie zu ihren Kindern in die Stube trat und ihnen ein beschriebenes Blättchen entgegenhielt. „Nun macht Euch sogleich darüber," fuhr sie fort, „es schön abzuschreiben, und dann lernt Ihr es auswendig, die Minna die erste und zweite Strophe, der Robert die dritte und vierte."

Die kleine Minna mußte wohl keine gar zu große Meinung von der Dichtkunst ihres lieben Onkels gehabt haben und war deßhalb den ganzen Tag über tief bekümmert gewesen. Um so vergnügter hüpfte sie jetzt durch das Zimmer, da Herrn Bernhards guter Genius sie doch nicht im Stich gelassen. Robert hingegen, ein großer Schlingel, sah sich bitter getäuscht. Er hatte immer darauf gehofft, nichts lernen zu dürfen, und fest geglaubt, daß außer den Kartenhäusern, die er baute, und einem alten Sommerhaus im Garten ihm und seiner Familie nichts einfallen könnte. Schon Tage lang hatte er sein Schwesterchen mit der Versicherung betrübt, daß sie Alle miteinander keinen Vers auftreiben würden und heute Morgen noch setzte er sich auf das Stiegengeländer, sang: „Es fällt ihnen nichts ein, juchhe!" und fuhr mit Windeseile zwei Treppen hoch hinunter, unten aber plumpste er in das Wasserschaff der Putzerin. Es war ihnen also da schon etwas eingefallen.

Onkel Bernhard hatte ihm nun einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Während Minna hocherfreut die erste Zeile trillerte: „Du siehst vor Dir im Feierkleide —" brummte er im tiefen Baß die zweite: „Zwei brave Kinder wie wir beide —" und schüttelte ungläubig den Kopf dazu.

„Sieh' da, hier sind auch schon die schönen Briefbogen!" jubelte Minna jetzt.

„Ja, seht nur einmal, wie hübsch!" sagte die Mutter, indem sie die Rolle öffnete, die sie mitgebracht. „Diesen breiten goldenen Rand, diese prächtigen Blumenguirlanden, diese köstlichen Engelsköpfchen!"

Minna war ganz entzückt von all' der Herrlichkeit und nahm sich ernstlich vor, ein wahres Meisterwerk der Schrift mit diesem Briefe zu liefern. Robert dagegen — so voll Muthwillen steckte der Bursch! — machte den kleinen Gesichtchen auf seinem Briefbogen die possierlichsten Grimassen und zeigte große Lust, solch' einem Engelsköpfchen einen Schnurrbart zu zeichnen. Dreimal schon hatte er, nachdem die Mutter das Zimmer verlassen, die Feder eingetunkt, ohne eine Sylbe zu schreiben. Minna suchte eben noch eine neue Stahlfeder in ihrer Schultasche, die an der Wand hing, da fuhr er zum vierten Mal in's Tintenfaß. Sein Finger machte schon einen gewaltigen Katzenbuckel auf dem Federhalter, die Nase saß schon dicht auf dem Papier, als er endlich zu schreiben anfing: „Theuerster —" Aber statt eines schön geschwungenen Th wurde es ein ganz ungeheurer Tintenklecks! Schnell besonnen, wie jeder Schlingel, streckte er die Zunge gleich einem halben Bogen Löschpapier heraus, leckte dieses unvermuthete Schweinchen auf, legte den so verunglimpften Bogen sachte seiner Schwester hin und nahm dafür den ihrigen weg. Im Handumdrehen war die Schlingelei geschehen.

Er krümmte sich und seinen Finger ganz unbesorgt und unbefangen, als wäre nichts geschehen, schon wieder über den neuen Bogen, um ihn vielleicht eben so zuzurichten wie den ersten — da kam Minna zum Tische zurück. Auf den ersten Blick übersah sie den abscheulichen Flecken auf dem schönen Papier und damit auch den bösen Streich ihres Bruders. Auf ihren Angstruf aber: „Robert! Robert!" hörte er gar nicht, denn er hatte so eben die unliebe Bemerkung gemacht, daß er „Treuester" statt „Theuerster" auf seinen neuen Briefbogen geschrieben. Er hatte kein Wort für all' das Unglück und die Thränen seiner Schwester. Gleichgiltig blieb er sogar, als diese jetzt in den höchsten Jammertönen flehte: „Robert, Du siehst meine Angst!" Da ging die Thüre auf — Frau Schlichtemann hatte Minna's herzbrechende Klagen bis in die Küche vernommen.

Minna erzählte nun, was geschehen war, indeß sie einen Augenblick den Rücken gewendet und zeigte laut weinend den verdorbenen Briefbogen.

„Es ist doch wirklich arg," sprach die Mutter, „nicht eine Minute kann man Euch allein lassen, und von Dir, Robert, zeigt es ein schlechtes Herz, Deine Schwester so zu hintergehen."

Robert betheuerte mit dem einfältigsten und harmlosesten Gesicht, das er nur auftreiben konnte, seine vollkommene Unschuld. Ja, der Schelm war sogar im Stande, ein kleines Thränlein der Kränkung aus seinen Augen zu zwicken. Dabei hielt er die Hand fest auf den stibitzten Briefbogen, denn ihn bekümmerte jetzt weniger mehr die schmutzige Hinterlassenschaft des kleinen Schweinchens, als die schlimme Entdeckung des „Treuester."

Die Mutter fing schon an, in ihrem Urtheil zu schwanken. Sie schüttelte zweifelhaft den Kopf, gerade als ob sie die Minna selbst ein wenig im Verdacht hätte, den Tintenflecken unversehens auf's Papier gebracht zu haben. Und da einem Jungen selten zu wehe geschieht, wo eine Schwester im Hause ist, ließ sie die Sache beruhen, besänftigte die schluchzende Kleine und ermahnte sie, nur jetzt ihren Vers recht schön zu schreiben, man könne den garstigen Flecken vielleicht doch wieder herausbringen. Zum Schluß trocknete sie die immer spärlicher rinnenden Thränen mit einem frischgebackenen Krapfen, bedachte auch den unschuldigen Robert und wandte sich zum Gehen.

Doch halt! Was war das? Ist es möglich? Seine eigene Zunge wurde an ihm zum Verräther!

Frau Schlichtemann hatte kaum einen Schritt gegen die Thüre gethan, als Robert mit einem Gesicht voll Spott und Schadenfreude seiner betrogenen Schwester die Zunge der Länge nach herausstreckte, aber leider ein wenig zu früh! Die Mutter bemerkte es eben noch beim Umwenden und ach, gleich einem Kometenschweif, der Licht in das Dunkel dieser Geschichte bringen sollte, glänzte dort ein langer schwarzer Tintenstreifen, der Abdruck seiner schwarzen kleinen Seele. Das Schweinchen, das er vorhin so behende aufgeleckt, machte sich auf seiner Zunge noch ganz behaglich breit.

Minna that einen Freudenschrei — Roberts schwarze Zunge hatte sie von aller Schuld reingewaschen! Die erzürnte Mutter konnte natürlich Roberts Zunge nicht nehmen, die sich blitzschnell wieder auf ihren Posten zurückgezogen hatte, dafür faßte sie nun eines seiner Ohrläppchen und sprach die verhängnißvollen Worte: „Der Papa wird gewiß am besten wissen, wie man so ungezogene und lügenhafte Jungen zur Ordnung bringen kann."

Minna erhielt jetzt vor Allem ihren ersten schönen Briefbogen wieder,

nachdem Frau Schlichtemann das „Treuester" sorgfältig ausgebessert hatte, und durfte ihren Vers bei der Mutter im Nebenzimmer schreiben. Robert aber bekam nicht einmal seinen beklecksten Bogen wieder. Er mußte seinen Glückwunsch auf ganz gewöhnliches Papier schreiben, wo es weder Blumengewinde noch Engelsköpfchen gab. Mit dunkelrothen Backen und merkwürdig ernst gewordener Miene senkte der ertappte kleine Sünder die Nase jetzt noch tiefer auf's Papier und brachte seine Unglückszunge den ganzen Tag nicht mehr zum Vorschein.

Der Geburtstag kam und mit ihm kamen die Verwandten und Onkel Bernhard als neugewählter Dichter des Hauses. Der alte Herr fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, seine Verse auf goldgerändertem Papier anzutreffen, denn Minna's schön geschriebener Glückwunsch ging von Hand zu Hand und Alles war voll Rühmens und Bewunderung. Indeß die Kleine mit glücklichem Gesichtchen ihre Lobsprüche einsammelte, stand Robert trotzig im entferntesten Winkel des Zimmers und da er seinen Unmuth an keinem Andern auslassen konnte, schüttelte er seinen braven Hanswursten nach Herzenslust.

„Nur Courage, Büblein, es wird schon gehen!" flüsterte ihm der Onkel zu. „Mußt nicht so verzagt sein!"

Herr Schlichtemann trat in's Zimmer und jetzt begann die feierliche Gratulation. Nachdem die Großen ihren Spruch und ihren Händedruck angebracht, traten die Kinder des Hauses vor, in der einen Hand eine Papierrolle, in der andern ein duftiges Blumenbouquet. Mit heller Stimme und einem Ausdruck, der warm aus dem kleinen Herzen kam, trug Minna ihre zwei Strophen vor. Liebreich schloß sie Herr Schlichtemann in seine Arme und väterliche Rührung bewegte ihm die Brust, als das gute Kind sich innig an ihn schmiegte.

Nun kam Robert an die Reihe. Das Auge zu Boden geschlagen, den Kopf halb zur Seite gedreht, murmelte er seine Verse zwischen den Zähnen heraus. Bei der Stelle aber, wo es hieß:

Und zu versüßen Dir das Leben,
Ist Tag und Nacht mein ganzes Streben!

wurde er so kleinlaut, daß man fast gar nichts mehr hörte. Es schnürte ihm die Kehle zusammen, als wäre ihm das Halstuch zu eng und er schluckte heftig, bis er die verheißungsvollen Worte hervorbrachte. Kaum hatte er seine Rolle überreicht, bedeckte er mit der Hand die Augen, aber nicht, wie Onkel

Bernhard glaubte, um eine Thräne zu verbergen, o nein, der Schlingel spitzte durch die Finger durch, um zu sehen, was der Vater für ein Gesicht zu dem groben Papier mache.

„Wie es den kleinen Kerl angreift! Er ist viel weicher als die Minna," bemerkte der gutmüthige Onkel.

„Das kommt oft vor bei Knaben," bestätigte eine alte erfahrene Base, „die Wildesten haben ein Herz wie Wachs."

Die Eltern stimmten dieser milden Ansicht mit keiner Sylbe bei, sie kannten ihr Söhnlein schon besser. Der Vater hatte den Briefbogen wohl ein paarmal hin und her gewendet, er ließ aber keine Bemerkung laut werden, obschon er um die saubere Geschichte gewiß schon wußte. Er wollte der ganzen Verwandtschaft sicher nicht die gute Meinung rauben, die sie von seinem lieben Robert hatten. Ruhig, wie Herr Schlichtemann eingetreten war, begleitete er auch die Verwandten hinaus.

Dem kleinen Robert war es bei alledem nicht sehr rosig zu Muthe. Der Vater wollte ihm gar nicht gefallen. Ruhig hatt' er ihn erscheinen, ruhig gehen sehen, seiner Augen stilles Greinen kann er nicht verstehen. Ach, diese Ruhe war so unheimlich! Ihm schien sie so gefährlich, wie die Ruhe vor einem Gewitter. Ein tüchtiger Sturmwind und Platzregen auf sein schuldiges Haupt wäre ihm jetzt lieber gewesen, dann war wieder auf reine Luft und Sonnenschein zu hoffen. Doch der Ausbruch ließ nicht lange auf sich warten.

Der Nachmittag kam, ein gar prächtiger Nachmittag mit dem allerschönsten Frühlingswetter. Der Vater ging nicht auf's Bureau, die Mutter kleidete sich sorgfältig an, auch Minna ward ganz nieblich herausgeputzt. Alle diese Anstalten stellten einen größern Spaziergang in Aussicht. Robert wurde es recht kurios um's Herz. Er wartete und wartete auf eine freundliche Einladung zum Ankleiden, zum Mitgehen — er wartete umsonst. Man that, als ob er gar nicht auf der Welt wäre und nur die brave Minna ließ zuweilen einen kleinen Seitenblick auf ihn fallen, der nicht viel Gutes verkündete.

Da — Herr Schlichtemann steht auf, der Sturm bricht los! Ihm ward bange, immer bänger, ihm ward am bängsten, als ihn der Vater still bei der Hand nahm und feierlich ernst aus dem Zimmer führte. Weiter und weiter geht es, den Gang entlang, aber nun erst, Angesichts der hintersten Thüre, beschleicht ihn eine dunkle grauenvolle Ahnung. Richtig wird Halt gemacht,

die Thüre geht auf — o weh, es ist das Holzkämmerlein, das schwarze, finstere Holzkämmerlein!

„Da hinein gehörzn so böse Buben, wie Du Einer bist," sprach Herr Schlichtemann streng und kurz. „Hier kannst Du nachdenken über Deine Bosheit und Deinen Muthwillen — marsch! Da hast Du noch ein Stück Brod!"

Wasser lieferten nun seine beiden Augen in Fülle und so saß denn Robert wirklich bei Wasser und Brod in dem finstern Loch. Er hörte noch, wie sich der Schlüssel im Schloß drehte und wie er der Köchin förmlich als Gefangener übergeben wurde. Da schwand ihm fast die Besinnung. Er konnte es nicht fassen, wie sie ohne ihn den Geburtstag feiern, ohne ihn Kaffee trinken, ohne ihn Kuchen essen, ganz unbegreiflich aber war ihm, wie sie ihn unterdessen in's Holzkämmerlein sperren konnten! Die Thränen flossen wie Bächlein und noch ehe sie versiegten, hatten sie die Kruste durchweicht und weggeschwemmt, die sich um sein kleines Herz gelegt, doch zu der bittern Reue, die ihn nun erfaßte, gesellte sich bald noch die Furcht. Alle die schauerlichen Kerker und Burgverließe, die er aus Räuber- und Rittergeschichten kannte, fuhren ihm jetzt durch den Kopf. Mit schlagendem Herzen drückte er sich in einen Winkel. Ein paar Scheite Holz, die hinter ihm herabrollten, jagten ihn in die andere Ecke, doch dort tappte er an einen feuchten Scheuerlappen. Entsetzt, als hätte er einen Molch oder eine Schlange aufgestört, prallte er zurück. Endlich ließ er sich nieder, doch unglücklicher Weise auf ein paar alte Putzbürsten. Athemlos vor Angst schnellte er empor und in seiner aufgeregten Phantasie starrten ihn ein Paar borstige Ungeheuer mit feurigen Augen und offenem Rachen an. Armer Robert! Ein munteres Mäuslein, das ihm über den Fuß huschte, steigerte noch seinen Schrecken, so daß er mit dem durchdringenden Schrei: „Liese! Liese!" flehentlich um Hülfe rief. Aber die hartherzige Köchin ließ nichts von sich hören. Ueber so viel zerbrochenen Gläsern und Tassen, die Robert schon auf sie gewälzt, war alle Liebe bei Liese für Robert erstickt. Es gab kein Entrinnen, der unglückliche kleine Mann mußte ausharren. Allmälig kehrte er aus der Zeit der Raubritter wieder in die friedliche Gegenwart zurück und erkannte, daß er sich eigentlich doch nur in dem harmlosen Verschlage befand, aus dem er schon manchen Arm voll Holz in die Küche getragen.

Gerade in diesem finstern Holzkämmerlein aber sind ihm an diesem wundervollen Frühlings-Nachmittage die Augen noch groß und hell aufgegangen.

Hier hatte der liebe bewegliche Knabe recht schön Zeit und Ruhe zum Nachdenken, und das war sehr gut, denn in der Einsamkeit hat man die allerbesten Gedanken.

Am Abend erst wurde er aus seiner Gefangenschaft befreit. Tief bewegt und zerknirscht reichte er dem Vater die Hand, die dieser stillschweigend aber liebevoll drückte. Die Mutter gab ihm einen herzlichen Kuß und freundlich machte sich die gute Minna an seine Seite. Kein Wort wurde mehr über die Sache gesprochen. Sie war vergeben und gesühnt. Auch Robert wälzte mit ein paar tiefen Seufzern das eben Erlebte in's Reich der Vergangenheit und saß beim Abendessen, wenn auch nicht so laut und lebendig wie sonst, doch innerlich froh und gebessert, in dem vergnügten Kreise der Seinigen.

Mutter und Kind.

Von **Georg Zitzlsperger.**

Kind.

Ach! so ein Kleid von blauer Seide
Nicht wahr, Mama, bekomm' ich bald,
Wie Nachbar's Lotte heut getragen —
Ich bin ja schon sechs Jahre alt!

Mutter.

Da darfst Du wohl noch lange warten,
Die Seide schlug bedeutend auf,
Es gingen im verwich'nen Sommer
Gar viele Seidenwürmer drauf.
Und dann muß ich Dir weiter sagen —
Dein Sehnen nennt man Eitelkeit;
Du sollst nach Dingen nur verlangen,
Die nützen in der Ewigkeit.
Die schönsten Kleider mußt Du geben,
Wirst Du von Armen angefleht,
Den Tand der Erde nur verachten,
Und Freude haben am Gebet.

Kind.
Ja meine Kleider will ich schenken
Den Armen, wenn es Dir beliebt,
Und fleißig beten, daß es wieder
Recht viele Seidenwürmer gibt!

Das Land der Basken.

Von **Isabella Braun.**

I.

Das Meer. —

Aus weiter, oft unerreichbarer Ferne rauscht es in unsere Fantasie hinein und weckt den Zug der Sehnsucht.

Endlich war der Wunsch meines Lebens in Erfüllung gegangen; es bedurfte nur einiger Schritte und ich hatte dieses Ziel erreicht. Ich eilte über die sechs Stufen des „rothen Hauses" und betrat das mir angewiesene Zimmer. Da begrüßte mich eine gewaltige „Schöpfungs-Ouvertüre" im donnernden Wogengebrause, und als ich auf den in Nacht gehüllten Ozean hinausschaute, leuchtete mir in's Auge ein blutrother Schein, welcher den Meeresgrund zu suchen schien. Ich erhob den Blick; jetzt sah ich dort die schimmernde Gluth. Plötzlich war sie erloschen; doch nach wenigen Sekunden schon wechselte der Rubinglanz mit der Farbe des Smaragds und der Widerschein im Meere zog den Blick von der Höhe zur Tiefe. —

Ich hatte über diesem Doppelgruß der Wogen und des Leuchtthurms Alles, sogar meinen Hunger, vergessen, bis ich in den Speisesaal gerufen wurde. Aber auch hier begrüßte mich der Süden. Auf dem überreichlich besetzten Theetische winkten köstliche spanische Trauben, kleine Berge frischer Feigen, Riesen-Pfirsiche und als Tafelmusik rauschte wieder das Meer.

Wir waren von der langen Reise sehr ermüdet und suchten bald das Nachtlager. Aber das Schlummerlied des Ozeans tönte zu gewaltig für ein Ohr, welches seit Monaten an die lautlose Ruhe des Gebirgsthales gewöhnt war und bewirkte das Gegentheil: es verscheuchte den Schlaf von meinen

Augen. Da half nichts Anderes — ich verschloß die Fensterläden und jetzt murmelten im gedämpften Tone die Wogen schöne Verheißungen in meine Träume. —

Am frühen Morgen eilte ich hinaus, um mit Einem Male den ersehnten Anblick in die Seele aufzunehmen. In Mitte der Biscayischen Bucht ragt der Felsenvorsprung „Atalaya" in das Meer hinein. Dort stand ich und blickte auf die Unendlichkeit der blauen Wasserfläche, vom südlich blauen Horizonte umwölbt. Ich konnte nicht anders — Thränen stürzten aus meinen Augen. Dies war mein Gegengruß, welchen ich dem Meere bot. —

Der Blick schweift hinaus, die fernste Grenze zu suchen, vergebens! Das Meer und der Horizont sind in Eins verschwommen. Da verliert er sich selber in die Unendlichkeit, es wird mehr ein Schauen der Seele, als des Auges, bis kleine schwarze Punkte erscheinen. Wenn auch unerkennbar, haben diese fernen Schiffe doch den Geist aus seiner Versunkenheit zurückgeführt und den Blick gemahnt, daß es noch Vieles zu betrachten gebe.

Er schweift dahin am riesigen Kreisbogen des Golfes, bis er zur Linken auf den weißgezackten Berghäuptern der Pyrenäen ruhen bleibt. — Bereits unterbrochen, senkt sich der Gebirgszug hier zur Niederung, aber diese blauen Linien, diese Verbindung der Berge mit dem Ozean ist wohl das Großartigste und zugleich Lieblichste, was ein Auge schauen kann.

Ich hatte meinen Zweck erreicht und den Total-Eindruck genossen; somit führe ich meine jungen Leser nun fort von Atalaya mit seinen Trümmern einer alten Burg; wir kehren nach Biarritz zurück, um die einzelnen Punkte des Strandes zu besuchen.

Wenden wir uns zuerst gegen Norden, von wo das Licht des Leuchtthurmes, der auf hohem Felsenufer empor ragt, mich in der ersten Nacht begrüßte. Tiefer unten, — der Felsrücken wurde abgetragen, seine Umgebung zu einem großen Plateau ausgefüllt, — etwa hundert Fuß vom Ufer entfernt und fünfzig Fuß über der Meeresfläche erhebt sich die Villa „Eugenie". Es ist kein prächtiges Gebäude, es berührt das Auge nicht einmal angenehm, sondern steht im Widerspruche mit den colossalen Felsstücken, welche Burgruinen gleich aus dem Meere ragen; es ist, als ob den Erbauer der Gedanke geleitet hätte, daß kein Werk aus Menschenhand sich groß thun könne neben dem ewigen Werke der Allmacht. Eine um die Villa gezogene Parkanlage will bisher

immer noch nicht gedeihen; der kaiserliche Prinz hat den weiten Raum vor dem Hause, durch ein Gitter begrenzt, zu seinem Spielplatz erwählt.

In nächster Nähe erhebt sich eine lange Gallerie in maurischem Style, wo sich die Cabinen für die Badenden befinden. Schuhtiefer Sand führt zum Meere, das hier ohne Hinderniß donnernd, rollend und schäumend seine Wogen am höchsten empor wirft.

Lassen wir den Blick hinaus schweifen. Im Vordergrunde steigt ein Fels aus der Fluth; ein schwindelerregender Pfad führt hinauf und so hoch der Sitz da Oben, manche Woge ist noch höher gegangen und hat dem Träumer ihren Schaum in's Antlitz geschleudert. — Weiter zurück erhebt sich ein mächtiges Felsenpaar, einem Thore gleich, durch welches man ferner und ferner andere Felstrümmer erblickt. Die Wellen hallen und donnern an ihrem Gestein, sie schlagen darüber zusammen, sie drängen sich durch den Spalt, sie stürzen schäumend in wilder Hast über einander durch das Thor. Der großartigste dieser Colosse befindet sich tiefer im Ozean und heißt der „Fregattfelsen.“ Lang hingestreckt liegt er, von den Wogen umspült. Zur Fluthzeit umtosen ihn die Wellen und werfen den silberblinkenden Schaum über seinen dunklen Rücken, steigen an ihm empor, stürzen zu beiden Seiten herab und bilden so einen großartigen Wasserfall, der nach einer Minute verschwindet, um in der nächsten wieder auf's Neue zu erstehen. Ein anderer Felsen, uns näher gelegen, „Baleine“ genannt und seiner Bezeichnung nicht unähnlich, gewährt zur Zeit der Springfluth einen fast komischen Anblick. Aus kleinen Oeffnungen steigt ein dünner Wasserstrahl empor, als hätte das Steinungeheuer plötzlich Leben erhalten. Er mahnt an jene längst vergangene Zeit, wo die Züge der Wallfische sich im Golf von Biscaya tummelten und die Fischer ihre Harpunen nach ihnen verwegen auswarfen.

Doch verlassen wir die „Küste der Kaiserin“, vorbehaltlich einer Wiederkehr und wenden wir uns gegen Links. Wir haben einen reizenden Weg über Hügel, eingefaßt von der Tamariskenstaude in bläulichem Grün, die ruthenförmigen Aeste mit ihren kleinen, sich dachziegelartig-deckenden Blättchen uns entgegenstreckend. Wir schauen empor zum rothen Hause, zum Casino, zur Kirche St. Eugenie, zum terrassenförmig gebauten Biarritz mit seinen reinlichen weißen Häusern mit platten Dächern und gelangen zum „alten Hafen,“ wo die vornehme Gesellschaft sich zum Wellenbade vereint.

Fast senkrecht umfaßt die hohe Felsenküste diesen Badeplatz, der von einem

gegenüberliegenden Vorsprunge eingeschlossen wird. Hier haben an manigfachen Hindernissen die Wogen bereits ihre wilde Kraft gebrochen und zerfließen sanft am Rücken der Badenden; hier lernte der kaiserliche Prinz das Schwimmen, während seine schöne Mutter eine der Bänke auf der Höhe einnahm; hier zeigen die kühnen Schwimmer aus Frankreichs und Spaniens höchstem Adel in oft malerischem Costüme ihre Künste, stürzen sich vom erhöhten Standpunkte in die Fluth, begleiten nebenher schwimmend eine Barke und ärnten die Bewunderung der vielen Zuschauer.

Wir wenden uns nun dahin, „von wo die blauen Nebelberge ragen," und gelangen zu einer Höhle, welche durch mächtigen Wogenschlag in den Felsen gewühlt wurde. Uns über die Brüstung einer kleinen Brücke lehnend, sehen wir den einherstürmenden Wellen zu. Eine jagt und überstürzt die andere und wirft sich mit wahrem Schlachtendonner an die Wände; im Zurückprallen den Schaum uns in's Gesicht spritzend. So manche Meeresbeute wird von ihnen spielend einher getrieben, hin- und zurückgeworfen. — Wie festgebannt steht man auf diesem Platze; die Wogen gewinnen bei der Betrachtung ein geisterhaftes Leben; unsere aufgeregten Pulse folgen dem wilden Kampfe und auch in das friedlichste Gemüth kommt für eine Weile eine Art Streitlust.

Endlich haben wir uns losgerissen und gelangen zur „côte des basques." Ein steinerner Damm mit Brückengeländer bietet hier dem Meere Widerstand; zur Linken erhebt sich das hohe, steile Ufer längs der Küste hin, bis es etwa nach einer halben Stunde sich verflacht. Nach Auslauf des gemauerten Dammes breitet sich zur Ebbezeit zwischen Felsufer und Meer eine weite Sandküste aus. Der Sand widersteht in seiner festen Zusammenpressung dem menschlichen Tritte; Spaziergänger wandern dort auf und ab oder genießen auf Stühlen, oft auch auf Sand gelagert den köstlichen Abend. Aber wehe dem, welcher die Zeit versäumt und sich von der Fluth überraschen läßt. Sie ist schneller als der menschliche Fuß zu entrinnen vermöchte, sie kommt mit jeder anstürmenden Woge näher und näher, bis sie dem Wandelnden jeden Ausweg versperrt und ihre Wellen an das steile Ufer wirft. Aber jeder Badegast trägt seinen „Ebbe- und Fluth-Kalender" bei sich und kann also mit voller Sicherheit dieser Gefahr ausweichen. Es folgt ja die Natur ohne eigene Willkühr den höheren Gesetzen. Auf einer Terrasse, gegen den Andrang der Fluth geschützt, beinahe an die Felsenmauer gelehnt, erhebt sich ein kleines Haus, zur Aufbewahrung der Baderequisiten und Stühle bestimmt. Hinter demselben

schlängelt sich ein Treppenpfad empor, zu jenem Theile von Biarritz, der den höchsten Standpunkt einnimmt. Der Spaziergänger genießt dort oben einen wunderbar schönen Anblick über den Ozean, wir aber wollen auf der Terrasse des bezeichneten Häuschen verweilen und uns in die zweite Nachmittagsstunde des 5. Septembers 1865, wo der Vollmond eintrat, versetzen.

„Springfluth!"*) war das Loosungswort aller Fremden und Jeder eilte zum Meeresgestade.

Wahrhaftig, ein bezeichnendes Wort! Es ist, als ob das ganze Meer sich zum Ufer dränge, als ob eine Welle der andern zuvorkommen, sie zur früheren Erreichung ihres Zieles überstürzen, als ob sie, näher und näher dem Ufer, mit einem kühnen Sprunge den Wettkampf beschließen und den Sieg erringen wolle.

Mit einem unbeschreiblichen „Wogen-Gejauchze" stürzt sie an's Ufer, steigt über des Hauses Höhe empor und fällt, einem ausgebreiteten Fächer gleich, mit sonnenbestrahltem, in Regenbogenfarben glänzendem Schaume wieder rückwärts in den Ozean.

Wer verargt es uns, wenn wir festgebannt hier verweilen und die Heimkehr zum Mittagessen versäumen, möge auch das Meer uns seine köstlichsten Fische, seinen Riesenkrebs, „die Hummer", welche eine Gesellschaft von mehreren Personen zu sättigen vermag, als Lockspeise bieten.

Bevor ich nun meinen jungen Lesern von den Einheimischen dieses berühmten Bade-Ortes erzähle, oder sie in das kleine, baskische Land blicken lasse, müssen sie mir durch die belebten Gassen, oder zur Badezeit an's Ufer folgen, um die Fremden zu beobachten, welche zur Zeit, als Kaiser Napoleon mit der Königin Isabella von Spanien zusammen kam, sich in besonders großer Zahl einfanden. (Fortsetzung folgt.)

*) Meine jungen Leser müssen mir erlauben, sie auf einen Aufsatz der Jugendblätter von „L. G. Hermann" Jahrgang 1859, Seite 30 zu verweisen, wo über Ebbe, Fluth, Spring- und Nippfluth das Ausführliche zu lesen ist, und somit mir die Voraussetzung gestatten, daß sie wissen, Ebbe und Fluth wechsele jedesmal nach 6 Stunden, die Springfluth aber entstehe durch Zusammenwirkung von Sonne und Mond zur Zeit des Voll- und Neumondes, wo sie am stärksten ist; hingegen bei erstem und letztem Viertel die Nippfluth. —

Sprüche.

Von Wilhelmine Gräfin Almasy.

1.

Willst Du die Welt, die Menschen Dir befreunden,
Erwäg' vor Allem jedes Scheidewort:
Wenn noch so viel Du in die Berge riefest,
Es klingt doch nur die letzte Silbe fort.

2.

Der Geist kann schaffen und erringen,
Verstand kann richten und belohnen,
Die Klugheit Noth, Gefahr bezwingen,
Das Herz allein vermag zu schonen.

3.

O sieh, daß nie Dein Herz vergißt,
Was Du geliebt in Kinderjahren.
Hast doch zuerst davon erfahren,
Wie süß, wie hold das Lieben ist.

Gedanken.

Von Forsteneichner.

II.

Das Blaumeischen im Winter.

Ein arger Winter lag über dem Thale. Manches Vögelein hat nicht mehr gewußt, wo Nahrung suchen vor lauter Schnee. Da haben sie das Betteln angefangen und sind zahm geworden. Mit einem Blaumeischen habe ich's so weit gebracht, daß es an mein Fenster klopfte und mir aus der Hand fraß. Wer hat dem kleinen, ungezogenen Vogel sein wildes Blaumeisen-Temperament abgewöhnt? Antwort: Die Noth.



Der Herr Gevatter.

Von Dr. J. Proschko.

(Mit Bild.)

Zu Aschach an der Donau, da gibt's ein frohes Fest,
Da kommen Oberländer von Norden und von West,
Da fliegen Jodelhüte,*) da schäumt der Cyder**) auf,
Denn wißt, es gibt beim Schulzen 'ne frohe Kindestauf'.

Die Fidel und die Cither, die Nirschelgeige***) schallt,
Und auf dem Anger draußen das Freudenschießen knallt,
Im Haus des reichen Schulzen geht's toll und voll herum
Als wollten heut' sie stürzen den Kirchthurm um und um.

Zu Aschach an der Donau gibt's noch ein zweites Fest,
Doch kommen sie zu diesem wohl nicht von Ost und West,
Da fliegen keine Hüte, da herrscht kein froher Brauch:
Ein Kindlein ist geboren dem armen Hirten auch.

Er steht mit bangem Zagen vor seiner Hütte Thür,
Zwei große Thränen schleichen aus seinem Aug herfür,
Er will „Gevatter bitten," doch „wie?" und „wo?" und „wen?"
Dem Armen will Gevatter kein Mensch im Dorfe steh'n.

Doch sieh! — ein stiller Wand'rer herab vom Walde steigt,
„Ei Männlein, wie so traurig?" sich dieser fragend neigt.
„Dort drüben klingt es festlich; warum senkst Du den Blick?
Willst Du mir nicht vertrauen Dein herbes Mißgeschick?" —

Darauf der Hirt entgegen: „„Der Schulz hat einen Sohn,
Auch mir bescheert ist Einer, das achte Kindlein schon.
Ich heiß ihn doch willkommen mit Segen und Gebet —
Nur will sich Niemand finden der mir Gevatter steht."" —

*) Jodelhüte — eine Art spitziger Hüte, welche beim Jodeln in die Höhe geworfen werden.

**) Cyder — Most.

***) Nirschelgeige — eine Art winziger Geige, wie die Kinderspielzeuge der Jahrmarktsbuden.

Da lächelt still der And're: „Nun, Männlein, Kopf empor,
Will Dir Gevatter stehen; stell' Deinem Weib mich vor!"
„„Ihr?"" — ruft der arme Hirte — „„ein Fremder — doch ein Christ?""
„Versteht sich" — lacht der And're —, „so gut, wie Du es bist." —

„„Topp!"" — ruft der Arme — „„wollt Ihr, so thut das Werk an mir,
Ich sag' Euch Dank und Segen viel tausendmal dafür.""
Und schier getröstet führt er den Mann in's arme Haus
Und kramt den kleinen Schreihals rasch von der Wiege aus.

Der Fremde herzt das Büblein. „Ei welch ein schmuckes Kind!
Nun aber ruf' den Pfarrer und Gäste mir geschwind."
„„Wie, Gäste?"" frägt der Arme. „Nun ja, so eile schnell
Und einen Schmauß zur Taufe verschaffe mir zur Stell."

Der Hirt eilt fort zur Kirche und kündet dort die Mähr,
Neugierde treibt ein Rudel von Gästen mit ihm her.
Die Taufe wird vollzogen — dann ruft der Fremde aus:
„Ihr Alle seid geladen jetzt zum Gevatterschmauß!"

„Auf, Fidel, Cither, Pfeife und Braten, Wein und Fisch!"
Und seht, der Herr Gevatter sitzt mitten schon am Tisch,
Und in des Armen Hütte braust's wie im Bienenschwarm,
Er traut nicht seinen Sinnen, ihm wird das Herz so warm.

Und als die frohen Gäste weinselig rings herum
Den fremden Herrn Gevatter bewundern laut und stumm,
Hebt dieser auf sein Gläschen und ruft: „Nach altem Brauch
Soll der Gevatter geben sein Bild dem Täufling auch.

„So komm denn, Herr Gevatter! trink mir das Gläschen aus
Und nimm von seinem Boden mein Bildniß dann heraus.
Du sollst's dem Täufling wahren, bis er dereinst als Mann
Dem fremden Herrn Gevatter durch Thaten danken kann."

Der Hirt schwenkt froh das Gläschen, trinkt's bis zur Neige leer —
Steht staunend da — wie klingt es am Boden hell und schwer!
Er stürzt das Glas — ein Goldstück und noch Eins roll't hervor,
Wie schallt der Klang, der seltne, dem Armen in das Ohr!

Er starrt — die Gäste schauen — der Fremde aber spricht:
„So nimm! es ist mein Bildniß — gefällt es Dir denn nicht?
So nimm! — es ist getroffen! 's ist des Gevatters Bild,
's trägt auf der andern Seite auch meinen Wappenschild." —

So spricht der Herr Gevatter. Die Gäste horchen auf,
Dann aber stürmt im Jubel empor der frohe Hauf;
Sie kennen jetzt den Fremden, sie kennen jetzt den Mann,
Ein „Hoch es leb' der Kaiser!" stimmt Jeder freudig an.

Das ist der „Herr Gevatter" — so groß, so gut, so mild,
Der schenkt dem kleinen Täufling sein edel schönes Bild,
Den lassen hoch sie leben — der lebt für alle Zeit, —
Der große Kaiser Joseph, der Held der Menschlichkeit.

Onkel Martins Vermächtniß.

Eine Erzählung

von **Katharina Diez.**

(Schluß.)

V.

Der Martinsabend.

Der Sommer war vergangen, der Herbstwind rauschte durch die welken Ranken an dem alten Hause, die letzte Rose hing bereift und erstarrt am blätterlosen Stengel.

Franz wohnte noch immer mit den Seinen bei dem Bruder, obgleich der Kranz bereits auf dem Giebel seines neugebauten Hauses schimmerte in der bleichen Spätherbstsonne. Doch war der jetzt so trauliche Familienkreis um ein Mitglied ärmer geworden, die gute Großmutter war gestorben, wenige Wochen schon nach dem Brandunglück. Ihre Kinder und Enkel hatten sie mit heißen Thränen der Liebe nach dem Kirchhof getragen; doch, es war ein altes, müdes Leben — wie gerne gönnt man einem solchen die langersehnte Ruhe! —

Ach, viel herber kam ein anderes Leid mit den trüben Herbsttagen an die

trauernde Familie heran! Auch Martin war leidend geblieben seit der furchtbaren Aufregung jener Nacht und hauptsächlich verursachte wohl die dabei erlittene Erkältung den neuen Ausbruch seines alten Uebels, der schmerzende Bluthusten stellte sich wieder ein.

So lange die Sonne noch warm über die alte Mauer zu ihm herüber blickte, hielt er sich aufrecht und ein Schein der Gesundheit belebte seine Wangen; doch als der freundliche Strahl sich immer bleicher und kühler zurückzog und der Herbstwind rauh einherstrich, da schauerte auch die zarte Knaben-Gestalt, wie von tödtlichem Hauche berührt und knickte bleich und welk zusammen, wie seine holde Schwester, die Rose, die im Garten der Reif der Herbstnächte entblätterte.

Aber so lieblich und leise war dieses Verblühen, daß die Seinigen kaum eine Ahnung hatten von der nahen Gefahr, in welcher das Leben des Knaben schwebte. Mit dem irdischen Zusammenfallen seines Körpers blühte die Blume seiner Seele immer heller und schöner auf und das Licht seines Geistes blickte so siegend mit unsterblichem Leben aus den großen, glänzenden Augen, daß es auch erfahrnere Blicke täuschen konnte. Man hatte ihn aus dem kühlen Stübchen im untern Stock in ein wärmeres Giebelstübchen im oberen Theile des Hauses gebettet, wo er den alten Lampertusthurm und einen Theil der Straße nach dem Rhein übersehen konnte. Wie wohl war ihm hier! — er fühlte sich dem Himmel näher und sein Auge folgte mit wehmüthiger Freude dem Glanz der Abendsonne, wenn sie die Spitze der schönen Kirche vergoldete und leise in die Fluthen des Stromes untertauchte. Es waren schöne Herbsttage, die er hier noch mit seinem Johannes zubringen konnte. Während der Freund an seiner Seite arbeitete und er täglich sah, wie dessen Kenntnisse sich vermehrten und seine Seele sich kräftigte aus dem Born des Wissens, der ihm jetzt nicht mehr verschlossen war, bereitete auch er sich im Stillen vor zu der höheren Schule in den lichten Hörsälen des Himmelreiches. Er hatte, in Uebereinkunft mit dem lieben Caplan, der ihn wieder besuchte und seine Seele vorbereitete zum Eingang in die Ewigkeit, ein Testament aufgesetzt, in welchem er mit rührender Liebe seine kleine Habe unter die Geschwister und Schulkameraden vertheilte und dem Johannes auch sein Erbe des Onkels Martin vermachte zum Studiren und bis zu der Zeit, wo er es seinen Geschwistern wieder zurück erstatten könne. Auch bat er darin den Vater und den Oheim Franz, das Bild des heiligen Martinus der Lampertuskirche zu schenken, damit es keinen

weitern Streit mehr in der Familie verursache und an einer geheiligten Stelle seinen Segen über viele Menschen ausgießen könne, ohne die Begierde nach einem Vorzug und besonderen Besitz desselben anzuregen.

Der Caplan versprach ihm, diesen Wunsch besonders unterstützen zu wollen und dann legte er mit beruhigtem Herzen die kleine Schrift in die Console unter dem heiligen Martinus, welche einmal ein so verhängnißvolles Geheimniß für ihn geborgen hatte.

Auch die Kürbisse am Fenster hatte er alle mit eigenen Händen in's Haus eingeerntet. Es waren schöne, köstliche Früchte geworden und als das Martinifest heran nahte, brachte er einige Tage damit zu, sie auszuhöhlen und zu den lieblichen Lampen des heiligen Abends für seine Geschwister und Schulfreunde auszuschmücken. Mit den feinen, oft schon zitternden Händen schnitt er Namen hinein und allerlei Zierrathen; Sterne, Blumen, Vögelchen, die Jahreszahl und fromme Sprüche; den schönsten und dicksten Kürbis bestimmte er seinem Johannes und schnitt den schönen Namen besonders sorgfältig, mit gothischen Buchstaben hinein, oben drüber das Zwiegestirn und dazwischen die Symbole des christlichen Glaubens: Herz, Kreuz und Anker.

Das Martinifest kam im milden Glanz eines besonders klaren Herbsttages. Mit vollen, feierlichen Klängen tönte das Festgeläute vom hohen Lampertusthurme durch die reine blaue Luft und rief die Schaaren der Andächtigen zum Gebet.

Auf der Straße herrschte auch ein regeres Leben, fröhliche Kinder liefen bereits mit ihren Kürbissen und Runkelrüben umher oder standen mit irdenen Näpfchen in der Hand bei den Höckenweibern auf dem Markt, um für wenige Groschen das leckere „Kraut" zu kaufen zu den Buchweizenkuchen, welche heut' Abend die Mutter ihnen backen sollte. Buchweizenkuchen mit Aepfelkraut steht am Martiniabend beinahe auf jedem Tisch in Düsseldorf, mit Ausnahme der wohlhabenden Familien, die sich eine gebratene Gans mit Kastanien, oder Aepfel und Rosinen gefüllt, zum Festmahl erlauben dürfen.

Auch die kleine Schaar in unserem alten Häuschen war in der freudigsten Erregung und Erwartung; der Abend versprach günstig zu werden zu der Feier, um Mond und Sterne mit freundlichem Blick in den Glanz der Kürbißkerzen leuchten zu lassen.

Freilich wurde ihre Freude ein wenig getrübt dadurch, daß Martin heute leidender wie sonst erschien und wenig Theil nehmen konnte an den Freuden,

die man ihm besonders an seinem Namenstage bereitet hatte, in kleinen Gaben, wie sie die Liebe auch in beschränkten Verhältnissen zu finden weiß.

Am Abend schien er jedoch wieder aufzuleben, als der ganze Kinderkreis in seinem Stübchen versammelt war, um die Festeslampen von ihm zu empfangen und von ihm gegrüßt und gesegnet in den Jubel der Stadt zu ziehen, der schon in einzelnen Stimmen herauftönte und hereinleuchtete in hin- und herschwebenden Lichtstrahlen.

Die Statue des heiligen Martinus an der Wand war ebenfalls festlich geschmückt mit Blumen und Kerzen und unter ihr standen, auf dem Tisch gereiht, alle die schönen Kürbisse, aus deren Namen und Zierrathen die hellen Kerzen einen wunderbaren Schimmer durch die Stube gossen.

Mit glänzenden Augen und lieblich gerötheten Wangen stand der schöne Knabe wie ein Engelsbote des heiligen Martinus unter den frischen fröhlichen Kindergestalten und gab jedem seine Lampe an einem bunten, leichten Seilchen in die Hand. Das war ein Jubeln und ein Jauchzen! — „Ach, wie schön!" rief es durcheinander, — „meiner ist der allerschönste!" — „nein der meine! sieh' nur den hellen Stern! — sieh' das hübsche Blümchen!" — „nein, guck' nur den Vogel mit dem langen Schweif, der gerade wie Gold aussieht, von dem Lichtchen drin!" —

„Ach, wenn Du doch auch mit hinausgehen könntest, Martin!" — sagte das sanfte Mariechen und sah traulich den lieben bleichen Gespielen an.

„Ich geh' im Geist mit Euch," sagte Martin, „und bete, daß der Segen des heiligen Martinus durch Euer ganzes Leben wie ein Freudenlicht strömen möge; der Johannes führt Euch statt meiner." „Sieh'," wandte er sich zu dem Freunde, — „wie prächtig ist Dein Name beleuchtet! — es ist ein großer, heiliger Name! — jetzt leuchtest Du nur dem kleinen Kreis der Deinigen voran, will's Gott einmal einem größeren in der Welt da draußen. O, Johannes! wenn Du einmal ein Lehrer des Volkes geworden bist, dann lehre besonders das Gebot des Jüngers, dessen Namen Du trägst und der an der Brust des Meisters ruhte — das Gebot: Liebet euch unter einander! Ach, warne sie vor Krieg und Streit, lehre sie streben nach dem Frieden und der Gerechtigkeit des ewigen Lebens!"

Johannes blickte zu dem Freunde auf; er schien ihm höher gewachsen und beseelt von einem Geiste, dem er sich beugen mußte. Er wußte aber nicht, daß es schon der Abglanz des himmlischen Lebens sei, was seine Gestalt

umfloß und aus seinen Worten redete. Gern wäre er bei ihm geblieben, heut' Abend, aber Martin drängte ihn, mit den Geschwistern zu gehen, auch war er selbst, trotz seines überlegenen Geistes, doch noch zu sehr ein Knabe, und besonders ein Düsseldorfer Knabe, als daß ihn nicht der Jubel des Martiniabends hinaus hätte locken sollen. Er drückte also dem Freunde die Hand und schritt den ungeduldig harrenden Kindern voran die Treppe hinunter, Onkel Franz mit dem jüngsten Mägdlein auf dem Arm, die Tante mit Lisa und Minchen an der Hand, folgten nach. Selbst der ernste Niclas verschmähte nicht, an der Freude Theil zu nehmen, indem er dabei ein achtsames Auge auf die Kinder werfen konnte, besonders auf den Hans und den Peter, die schon im Gärtchen anfingen zu springen, ihre Lichterchen zu schwingen und mit lauter Stimme den gebräuchlichen Chorgesang anhuben: „Sent Meten! Sent Meten!"

Die Mutter blieb allein zurück bei Martin. Sie zog das leichte Lager, auf welches sich der müde Knabe niederstreckte, nahe zu dem Fenster. Er blickte mit wunderbar vergeistigten Augen hinunter in die Straßen, aus welchen sich der Glanz der Martinikerzen immer heller entfaltete und sein stilles Stübchen durchleuchtete.

Ja, das ist ein prächtiger Glanz, ein fröhliches Getümmel in den Straßen von Düsseldorf an solch' einem Martiniabend. Könnt ich doch meine Leser selbst einmal in dieses lieblichste aller Kinderfeste, nächst dem Weihnachtsabend, hineinführen! In keiner andern Stadt am Rheine wird es so fröhlich und eigenthümlich gefeiert, wie in Düsseldorf; es scheint wie eine naturwüchsige Blume nur hier allein in seinem vollsten Glanze zu blühen und wer es einmal mit angesehen, vergißt es in seinem Leben nicht wieder.

Keine Illumination, zu Ehren eines Fürsten veranstaltet, kein Feuerwerk, das mit sprühenden Raketen und Namensverschlingungen in die Lüfte steigt, bietet einen so magischen, feenhaften Anblick, als diese tausend und tausend Lichter, die wie rothe, grüne und goldene Sterne aus allen Winkeln der Straßen auftauchen und ihren Glanz auf die fröhlichen Kindergestalten werfen, die sie in den Händen halten und unter fröhlichem Gesang an leichten Seilchen hin und herschwingen, oder auf hohen Stangen in der Luft tragen. Es ist nicht leicht ein Haus in der Stadt, das nicht seine Festgenossen hergegeben. Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, ohne Rangordnung kommen sie alle heraus und ziehen in bunten Gruppen und fröhlichen Haufen die Straßen

auf und ab, von dem kleinsten Buben und Mägdlein, das noch nicht laufen kann und auf dem Arm von Vater und Mutter sein Lichtchen hält und über die Familiengruppe leuchten läßt, bis zum vierzehnjährigen Studentlein, der in den Reihen der Schuljugend schreitet, welche die Lehrer selbst, mit einer Fahne, auf welcher als Krone der leuchtende Kürbiß steckt, herausführen.

Die Lehrer haben versucht, ernstere und fröhliche Lieder an die Stelle der uralten Volksreimchen zu setzen, aber es ist ihnen nicht gelungen, dieselben zu verdrängen. Ziehen die kleinen Kürbißträger anfangs auch in feierlicher Prozession und mit wohl eingeübtem Gesang aus, so dauert die Ordnung doch nicht lange, bald lösen sich die Reihen in einzelnen Gruppen auseinander und flattern wie leuchtende Vöglein hin und her, singend:

„Sent Meten! Sent Meten!
„Die Kälbër han lange Steten;*)
„Die Jonge äße Rabaune,
„Die Waiter**) wolle mer haue!
„Die Jonge äße gebackene Fesch —
„Die Waiter werfe mehr onger de Tesch! —
„Sent Meten! Sent Meten!
„Helau! Helau!

Natürlich singen die Mädchen das Gegentheil und bedrohen die Buben mit derselben Strafe. Indeßen kann nicht leicht eine Kriegserklärung auf friedlicherm Wege ausgesprochen werden. Die sich gegenseitig Bedräuenden halten sich gewöhnlich auf das einträchtigste bei den Händen und schauen einander so muthig in's Gesicht, als wollten sie sagen: „Bange machen gilt nicht!“

Die ernsten Lehrer sind auch nicht bang und lassen der harmlosen Lust die Zügel schießen, und ich glaube auch, der heilige Martinus hat nichts dagegen, wenn die Kleinen statt hochtönender Gesänge ihre kindlichen Reime zu seiner Ehre ertönen lassen, zwar ohne tiefen Sinn, doch dem Zwitschern der jungen Vögel gleich, das eben so regellos durch die Feier des Frühlings tönt und in seinem unbewußten Jauchzen dennoch ein Loblied auf die Güte des väterlichen Weltenschöpfers ist.

---

*) Schwänze.

**) Mädchen.

Hie und da bleibt eine Truppe vor einem Hause stehen und ruft mit bittender Stimme:

„Wir stehen hier vor Eurer Thür'
„Und bitten um en Matesstür', oder
„O, gebt us doch en Matesstür'!"

Und welch' ein Jubel, wenn das Fenster sich öffnet und eine freundliche Hand einen Strom von Aepfel und Nüssen unter die Singenden rollen läßt. Aber auch wehe dem Geizigen, der seine Thüre verschlossen hält und seine Fenster nicht öffnet zu der gehofften Spende! Wird es ihm auch gerade nicht eingeworfen, so muß er sich doch gewöhnlich einige drohende Schläge daran gefallen lassen und daß er in einem spöttischen Reimlein zu denen gestellt wird, welchen der gute Schutzpatron heut Abend ein ungnädiges Gesicht machen wird. Die Abgewiesenen verschmerzen indeß schnell ihre Täuschung und ziehen lustig weiter, um vor anderen Thüren ihr Glück zu versuchen, sicher, von Verwandten und befreundeten Nachbarn entschädigt zu werden.

Zuweilen fährt auch wohl eine Karosse durch die jubelnden Reigen, aus welcher Aepfel und Nüsse herausgeworfen werden, und man kann solche beschenkenden Prinzen oder Prinzessinnen des Festes schon an den leuchtenden Kürbißlaternen erkennen, die der Kutscher an das Dach seines Wagens befestigt hat. Auch manche Fenster, wie die Säulen der Thore, sind decorirt mit gelben und grünen Kürbissen, oder rothen Stubenlichtern und sogar der alte Kurfürst „Jan Willem", der so stattlich zu Roß auf dem Marktplatze residirt, hält eines der kindlichen Lämpchen in seiner ehernen Faust.

Der Markt, der Friedrichs- und Karlsplatz, wie die Balken- und Flingerstraße sind wie ein wogendes Lichtmeer anzuschauen, der Hofgarten gleicht einer Feeninsel im Glanz der unzähligen Lichter, die wie große Johanniskäfer durch die dunklen Bäume fliegen und aus den zierlichen Gondeln die sich auf den Teichen wiegen und ihren Glanz in die Welle gießen, und aus den blinkenden Spiegeln, wie flammende Wasserrosen zurückstrahlen. Den Kindern des Fürstenhauses gilt diese Pracht.

Den allerreichsten Glanz zu dem Feste geben aber die engen Gassen, in welchen das arme Volk wohnt. Sie sind am reichsten mit Kindern gesegnet, und es ist ein wohlfeiles Vergnügen mit einem Lichtchen im Kürbis oder einer rothen Rübe hinaus auf die Straße zu tanzen. So ergießen sich denn ganze Feuerströme von Licht und Luft aus diesen armen Gassen, märchenhaft

anzusehen, als hätten geheime Zauberhöhlen ihre Thore geöffnet, um den Reichthum ungezählter Schätze auszuströmen.

Da kommen die kleinen Proletarier, sonst die Sorgen und der Schrecken für die Armenpflege und die Polizei, ja öfter für die dürftigen Eltern selbst, da kommen sie herausgesprungen, so glücklich und fröhlich, als wäre die Erde ein heller Festsaal für sie und hungrig oder satt, gewaschen oder ungewaschen im magischen Schein der bunten Lichter leuchten ihre Gesichtchen so wunderlieblich und eigen, daß man glauben könnte, es käme eine Schaar von Elfen- und Feenkinder, von Gnomen, Wichtel- und Hinzelmännchen aus jenen Zauberhöhlen herangezogen und die Stadt zu einem Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ auszuschmücken. Ja, heute sind sie die kleinen Könige der Stadt, die Tonangeber und Festordner, kein Bürgermeister und kein Gensdarm hat ihnen etwas zu befehlen, sie brauchen Niemand aus dem Wege zu gehen und dürfen springen und jubeln, bis sie vor Müdigkeit umfallen. Und wenn auch keine gebratene Gans, vielleicht nicht einmal ein Buchweizenkuchen zu Haus auf ihrem Tische steht, sie schwingen doch ein Kürbislicht in der Hand, sie haben ein Stimmchen um „Helau!“ zu rufen und Füßchen zum Springen und Tanzen wie das reichste Kind im festlichen Reigen. Aus ihren Stuben ist der zauberhafte Wunderglanz über die Stadt geströmt, wie nackt und dunkel auch sonst ihr Leben sein mag, in dieser Stunde schwimmen ihre Seelchen in einem Meer von Glanz und Herrlichkeit und droben am schönen Sternenhimmel breitet der heilige Martinus seine segnende Hand auf sie nieder und ruft ihnen zu: „Freuet euch nur! — es ist Raum für euch alle auf Erden und ich halte euch alle in dem weiten Mantel der himmlischen Barmherzigkeit und Liebe!“

Ja, auch die dunklen, engen Gassen haben ihre Lichtmomente, haben ihre Poesie, ihre fröhliche, wie ihre wehmüthige und ihre heilige, welche ihnen die Noth der Erde und die Schmerzen des Lebens verklärt.

Auch in das einsame Stübchen des kranken Martins schwebt die Poesie des lieblichen Martiniabends in tausend Bildern von Liebe, Trost und Seligkeit. Seine Augen blicken noch immer weit geöffnet in den Glanz, der vor seinem Fenster auf und nieder wogt und die alte Lampertuskirche mit magischem Scheine beleuchtet. Aber immer mehr fließen ihm alle diese tausend Freudenkerzchen zu einem Strome des himmlischen Lichtes zusammen, er sieht

Engelsgebilde darin auf und nieder schweben und hört Engelschöre an sein lauschendes Ohr klingen.

Die Mutter sitzt noch an seinem Lager, abwechselnd die Blicke auf ihn und das fröhliche Leben in der Straße gerichtet. — Plötzlich sieht sie wie der Knabe das Haupt von dem Kissen aufrichtet und seine Hände nach dem Fenster hin streckt. — „Mutter, Mutter!" so ruft er — „siehst Du, dort aus dem Portal der Kirche kommt der heilige Martinus, hoch auf einem weißen, leuchtenden Roß herangeritten, er hält einen blauen, sternbesäeten Mantel in der Hand und darunter geht mein Johannes mit einem weit in die Nacht leuchtenden Licht, und der Vater und der Onkel, auch Du und die Tante und die andern Kinder alle, folgen ihm nach — o heiliger Martinus! nimm auch mich in diesen Mantel und trage mich hinaus in's Freie — ins Weite!" — —

„Du träumst, mein guter Junge!" sagte die Mutter und trat vor sein Bett. Aber als sie sah, daß der Knabe sanft sein Haupt wieder auf das Kissen niederlegte und seine Augen sich schlossen, als wolle er, mit einem recht schönen Traum in der Seele, einschlafen, trat sie wieder zurück und ging sacht aus dem Zimmer.

Der Träumende hatte recht geseh'n, die Seinigen waren wirklich um die alte Kirche herum gekommen und standen nun freudenmüd vor der Thüre, welche die Mutter ihnen öffnete.

„Geht leise! — der Martin schläft!" — sagte sie zu den Eintretenden.

„Gut, daß er schläft," erwiderte Niklas, „ich dachte immer an ihn."

Franz trug das auf seinem Arm fest eingeschlafene Lenchen in seine Wiege und die andern Kinder alle setzten leise die ausgebrannten Lampen auf der stillen Hausflur nieder. — „Ach, Mutter!" flüsterten sie dazwischen, „was war das schön, heut Abend! — o, wenn doch auch der Martin bei uns hätte sein können!"

Aber der Martin war wohl zu einer noch viel schöneren Festfreude eingezogen, als die Nacht auch sein Lämpchen ausgelöscht hatte! — Als die Eltern zu ihm hinauf gingen und in's Zimmer traten und sich über sein Lager bückten, da sahen sie bald, daß ein tieferer Schlaf, als der zeitliche, seine schönen Augen geschlossen hatte.

Unter dem Glanze der hellen Martinilichter, unter den Jubelliedern seiner Gespielen hinieden, war er, wie er es gewünscht, „in Fried und Freud dahin gefahren." Ein seliges Lächeln spielte auf seinen frommen Lippen und von

der Statue des heiligen Martinus goß noch eine Kerze ihren milden Schein über das bleiche Knabengesicht und glänzte als das letzte Licht in die stille, nachtumhüllte Straße hinunter.

Richardis.

Legende

von Dr. Friedrich Beck.

Von Sempt, dem hohen Schlosse, wer steigt herab zu Thal?
Die Gräfin ist's, Richardis, Herrn Ulrichs Ehgemahl.
Nach Ebersberg zum Kirchlein eilt hin die edle Frau,
Noch dämmert's in der Runde, die Flur liegt nebelgrau.

So hielt sie es seit Langem, sie scheute nicht den Gang,
Sei 's auch bei Sturm und Regen, den wilden Wald entlang;
Man sah in früh'ster Stunde voll Andacht am Altar
Die fromme Gräfin knieen bei and'rer Beter Schaar.

Hin auf dem Pfade schritt sie auch heute ganz allein;
Wird sie wie sonst die Erste an ihrem Platze sein?
Sie wandelt durch die Büsche; es war so morgenstill,
Kein Blättchen rauscht, kein Vöglein im Laub sich regen will.

Ein flüchtig Reh nur raschelt zuweilen durch's Gezweig,
Und nur das Bächlein rieselt vorbei am Waldessteig;
Da — horch! Tönt nicht ein Summen, ein fernes Klingen nicht?
Sie steht und lauscht; Bestürzung malt sich im Angesicht.

Erkannt hat sie die Töne, es ist der Glocke Klang
Vom Ebersberger Kirchlein. „Zu spät" — so klagt sie bang —
„Zu spät vom Schlosse ging ich; die Strecke ist zu weit;
Bis ich im Stuhl erscheine, entfloh die beste Zeit."

Das Opfer zu versäumen, ihr war's ein bitt'rer Harm,
Sie blickte traurig nieder; da fiel vom weißen Arm
Ein Handschuh ihr zu Boden; sie sah und merkt' es kaum,
Doch eine Elster nahm es gewahr vom nächsten Baum.

Die seltene Beute haschte der kecke Dieb im Flug,
Der sie im Schnabel hurtig fort durch die Lüfte trug.
Richardis aber dachte: „Und komm' ich auch zu spät,
Vielleicht wird doch der Segen mir noch beim Schlußgebet.

Zu Ebersberg vom Thurme das letzte Zeichen scholl,
Schon war das schmucke Kirchlein von frühen Betern voll;
Bereitet hatte Alles der greise Sakristan,
Die schimmernden Gewande der Priester umgethan.

Schon trat er zu den Stufen, die Handlung zu begeh'n,
Da sahen Aller Augen, was seltsam schien, gescheh'n;
Herein zur offnen Thüre, zum Raume kerzenhell,
Nicht Scheu vor Menschen tragend, flog eine Elster schnell.

Sie schwebte zum Altare, als sei's befohlen ihr,
Den Raub erhascht im Walde, sie ließ ihn fallen hier,
Und pfeilschnell schwand sie wieder. Man staunte, flüstert leis',
Bis sich ein froh Gemurmel erhob im kleinen Kreis.

„Der Handschuh ist's der Gräfin" — so rief es dort und da —
„Gewiß, die fromme Herrin ist auf dem Wege nah!" —
Der Priester hielt nun inne, bis Frau Richardis kam,
Und ihren Platz im Stuhle, so wie sie pflegte, nahm.

Dann brachte er voll Rührung das Opfer dar dem Herrn,
Ihm, welcher gab dieß Zeichen, als sie, dem Kirchlein fern,
Verspätet noch im Walde mit eil'gen Schritten ging,
Doch mit des Herzens Sehnsucht schon liebend ihn umfing. —

Noch lebt die alte Sage im Mund des Volkes fort;
Das Bild des Vogels zeuget von ihr am heiligen Ort,
Zeugt von dem schönen Glauben, daß selbst die Kreatur
Dem Frommen dienen heiße der Herrscher der Natur.

Der brave Stamperl.

Von Franz Pocci.

I.

Wer ist denn der Stamperl? werdet Ihr vor Allem fragen. — Ich will es Euch auch gleich sagen: Als er das Licht der Welt erblickte, war ungeheuere Freude im Haus; denn er hatte krumme Beine, wie sich's gehört. Sein Vater hieß Waldmann und seine Mutter Diana. Sein Geburtsort war unter einem großen grünen Kachelofen, zunächst eines Stiefelknechtes, bei welchem ein Paar alte Pantoffel lagen. Sein Bett war eine zerrissene wollene Decke und der Pallast, den er sein Vaterhaus nannte, war die Stube des Jägers Bergmann, der zwei Kinder hatte, einen Buben und ein Mädchen. Kurz und gut: Stamperl war ein Dachshündchen der edelsten Race. Wie es bei Hunden üblich, war er die ersten Wochen seines Daseins blind, krabbelte aber trotzdem mit großer Gewandtheit unter besagtem Ofen auf und ab, und als er die Augen aufthat, war sein Erstes in eine Schüssel Milch zu plumpfen, welche seiner Mutter als Erfrischung hingestellt war. Wenn er auch verlaufs seiner ersten Jugendzeit nicht in die Schule ging, so lernte er doch Alles, was ihm zunächst von Nutzen war, indem er nach Anleitung des Jägers Bergmann einen abgenützten Ball der Kinder apportirte und auf den Ruf „Stamperl" ging, welcher ihm als Name gegeben war. Er war sehr gehorsam und wenn es Augenblicke gab, in welchem er diese Tugend vernachlässigte, so wurde er von dem Jäger mit einem Ladstocke auf empfindliche Weise an seine Pflicht erinnert.

Es dauerte nicht lange, so durfte er mit seinen Eltern in den Wald laufen — versteht sich hinter dem Jäger her — und wenn dieser einen Fuchs geschossen, so hatte Stamperl schon sein Vergnügen daran, diesen mit den Zähnen zu packen und möglichst hin und her zu zausen, worüber der Jäger großes Vergnügen hatte und ihn durch Schmeichelworte belohnte, wie z. B. „brav Stamperl, gut's Hundel, Stamperl" und dergleichen mehr. Dann wedelte Stamperl mit dem Schwanze und kroch dankbar zwischen die Beine des Jägers, der ihn streichelte. Bei dieser Gelegenheit pflegte Stamperl die frisch geschmierten Juchtenstiefel des Jägers zu belecken, was beiläufig dem Hochgenuße zu vergleichen, wenn ein Schusterjunge eine Bratwurst beschnuffelt. Kam man nach Hause vom Waldgange, so pflegte sich Stamperl auf des kleinen Hans (so

hieß des Jägers Sohn) Bett zu legen und gefiel's ihm da nicht mehr, so brauchte er nur durch eine kleine Wendung auf jenes der Anna sich gemüthlich hinüber zu wälzen. Anna, wie Ihr wohl errathen habt, war des kleinen Hans Schwester und beiläufig um zwei Jahre älter.

Ein ganz besonderer Festtag aber war es für Stamperl, wenn ihm erlaubt wurde, mit den beiden Kindern in die Schule zu gehen, welche eine halbe Stunde vom Jägerhause entfernt lag. Seine Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit hatte nemlich das Herz der Frau Lehrerin gewonnen, welche ihn, während Hans und Anna sich mit den Anfangsgründen der Wissenschaften beschäftigten, in der Küche auf das Angenehmste zu unterhalten pflegte, indem sie ihm eine Schüssel schlechter Brühe vorsetzte, aus deren Tiefe er zarte Knöchlein fischte. Als aber der Chorus der Schulkinder erschallte und der kleine bunte Schwarm aus der Thüre stürzte, verließ auch Stamperl allsogleich das Feld seiner Thätigkeit und sprang Hansl und Anna nach.

Besagter Chorus ist von einem schlimmen Gesellen gedichtet, und in einem verbotenen Buche gedruckt worden, weßhalb wir ihn absichtlich Euch zur Warnung hier geben:

Juhe, Juhe! die Schul ist aus!
Jetzt laufet nur geschwind nach Haus!
Das A B C macht nur Verdruß,
Viel besser schmeckt ein Hollermus.

Juhe, Juhe! die Schul ist aus!
Die Rechentafel ist ein Graus;
Lebkuchen aber lieben wir,
Bisweilen auch ein Gläschen Bier.

Juhe, Juhe! die Schul ist aus!
Nun setzet Euch nur gleich zum Schmaus!
Beim Essen fehlt es nicht am Fleiß!
Und jeder kriegt den ersten Preis!

Dieses abscheuliche Lied kann nach einer sehr schönen Melodie vorgetragen werden, deren Noten ich aber hier nicht beisetze, damit Ihr nicht etwa in die Versuchung kommt, es selbst zu singen.

Nun kommen Hans und Anna von der Schule heim und fallen gleich über die Schüssel her; denn bereits sitzt der Jäger mit seiner Frau an dem

mit einem sauberen Tuche bedeckten Tische in der Stubenecke, auf welchem Knödel in brauner Brühe den angenehmsten Duft verbreiten, so daß der süße Geruch der am Fenster stehenden Nelkenstöcke ganz in den Hintergrund gedrängt wird. Halt! aber vorerst heißt's beten, was die Kinder selbstverständlich nie unterließen, wie auch dießmal nicht.

Stamperl aber setzte sich zunächst des Jägers Bergmann auf die Hinterpfoten und sah ihn äußerst freundlich an, wofür er mit einigen in die schmackhafte Brühe getunkten Bröcklein belohnt ward, indem der Jäger sie in die Höhe warf und Stamperl dieselben im Herabfallen mit größter Gewandtheit aufschnappte. Dabei that er sehr hungrig und gierig, als ob er bei der guten Frau Lehrerin nicht schon sein bene gehabt hatte. Es war überhaupt eine Schattenseite in Stamperls außerdem edlem Charakter, daß er lieber zwei- oder gar dreimal als einmal fraß. Waren die Stücklein alle erschnappt, so zog er sich auch sogleich unter die Ofenbank, wo das Hundefutter schon bereit stand. An dieser Mahlzeit sehen wir auch Stamperls Eltern beschäftigt, dann noch einen würdigen Veterandachshund, Bürschl genannt, und einen sehr klugen, braunen Hühnerhund mit langhängenden Ohren. Dieser hieß Feldmann, weil er so geschickt auf den Feldern Rebhühner und Häschen aufstöberte. Nun habt Ihr des Jägers Familienbild wie gemalt vor Augen. Denkt Euch noch dabei einen lustigen Staar im Käfig zunächst der Wanduhr, aus welcher der Kukuck jede Stunde rief und ein Eichkätzchen, das an einer Kette am Fenster auf und ab sprang. Der erwähnte Staar war aber ein hochgebildetes Individuum, denn er nannte die ganze Familie beim Namen, rief auch die Hunde, nur ging's ihm bei Stamperl mit dem „St" nicht leicht von der Zunge.

An einer Wand hingen eine Büchse und eine Doppelflinte, eine Hundspeitsche, eine Jägertasche und sonstige Wehr und Waffen, wie sie Waidmänner gebrauchen. Von den Gewehren, die immer geladen waren, durfte Keines berührt werden. Dieser strenge Befehl ward getreulich gehalten, denn:

Ist ein Gewehr geladen,
Thut's oft sehr großen Schaden.

Wenn nun des Abends Alles zu Bett ging — hiebei ist nur zu bemerken, daß der Jäger Bergmann bisweilen beim Wirth draußen ein Stündchen länger sitzen blieb — so legte sich Stamperl je nach Lust und Gefallen zu den Füßen irgend eines der Schläfer auf die Bettdecke. Nicht selten auch ruhte

er unter dem Ofen neben dem Stiefelknechte, dessen schon Eingangs dieser Erzählung gedacht ward, namentlich im Winter, wo sich aus dem durchwärmten Ofen eine angenehme Temperatur verspüren ließ.

II.

So waren manche Nacht und mancher Tag vergangen; Stamperl war in das Jünglingsalter getreten und der Erfüllung seines Berufes eifrigst beflissen. Er wurde als ein Muster gepriesen im Jagen und Fangen, namentlich wurde die Trefflichkeit seiner „Nase" von allen Nachbarjägern hervorgehoben.

Nase — hier soviel wie Geruchsorgan für die Spur des Wildes, einerseits es im Walde zu finden, anderseits zu dem Wundgeschossenen aber noch Entlaufenen den Weg anzuzeigen. — Kurz — Stamperl ward weit und breit gerühmt, weit und breit gesucht, um bei den Jagden auch auf fremdem Gebiete seine Fähigkeiten in Anwendung zu bringen. So kam es, daß der Jäger Bergmann, insoferne die Geschäfte im eigenen Reviere es zuließen, zu allen Nachbarjagden eingeladen war, vielleicht minder wegen seiner eigenen trefflichen Eigenschaften, als wegen des Stamperls, den er — versteht sich — immer bei sich hatte. Ja, die Sache wurde so weit getrieben, daß vor jeder Jagd die allseitige Frage war: „Ist denn auch der Stamperl da?" Und war der Stamperl wirklich da, so glaubte man sich auch des bestmöglichsten Erfolges der Jagd versichert; denn war auch nur ein „Härlein" Wildes im Gehölze, — daß Stamperl es auftrieb, dessen glaubte man sich gewiß.

An einem schönen Oktobertage, an dem nach dichtem Morgennebel die Sonne das rothe Buchenlaub prachtvoll übergoldet und ein kühles Ostlüftchen die leichten Wolken hin und her treibt, Nußhäher in lustigem Gekrätsch von einer Eiche zur andern fliegen, von ferneher die Glocken der Heerden in den Wald hereinschallen — an einem solchen schönen Herbsttage fand auch einmal ein Treibjagen statt, zu welchem Herr Bergmann und Monsieur Stamperl geladen waren. Ihr wißt, daß bei einer Treibjagd eine gewisse Anzahl von Schützen von einer Seite nach Anweisung des Jägers den Wald umstellt, während von der anderen eine Schaar Treiber und die Hunde das Wild aufjagen, das dann in seiner Flucht den Schützen zuläuft, welche es erlegen

oder, wie es nicht selten vorkommt, daneben schießen. Ein Theil der Jagd-Gesellschaft hatte sich bereits auf einer kleinen Wiese am Hause eines Einödbauern versammelt und bestund aus beiläufig achtzehn Schützen aller Art. Denn man bedurfte damals nicht der sogenannten Jagdkarten, die jetzt gelöst werden müssen, um auf die Jagd gehen zu können, so daß mancher Jagdfreund auf das Vergnügen der Kosten wegen verzichtet.

Man erwartete noch den Landrichter mit seinem Sohne, die endlich angefahren kamen und zuletzt marschirte unter allgemeinem Hallo Jäger Bergmann mit seinem Stamperl daher.

Die Treiberrotte bestand aus ein paar alten Bauern, einigen Taglöhnern und einer Rotte Buben, welche mit langen Prügeln und Holzklappern bewaffnet waren. Sie hielten die theils dem Jäger des Reviers gehörigen, theils von den Schützen mitgebrachten Hunde an Schnüren, da diese erst bei Beginn des Treibens losgelassen werden dürfen. Stamperl zappelte mit einem gewissen Selbstbewußtsein hinter seinem Herren, der ihn alsbald einem Treiber zur Führung abgab. „Brav," sagte der Herr Landrichter wohlgefällig, „daß uns der Stamperl nicht fehlt. Jetzt ist die Jagd gemacht." — „Das will ich meinen," fiel der mit einer langen Flinte bewaffnete Schullehrer ein, der sich wegen eines geschwollenen Backens das Gesicht mit einem rothen Sacktuch eingebunden hatte — „das will ich meinen! wo der Herr Bergmann mit seinem Stamperl ist, da kracht's gewiß." — Pumps! und es krachte wirklich auch gleich, da einem dicken Wirth, der sich unter den Schützen befand, sein Gewehr losgegangen war, weil er mit dem Finger an den gespannten Hahn gekommen. „Potz tausend! sind das Unvorsichtigkeiten," rief der Landrichter entrüstet; „haben Sie doch Acht, meine Herren! wie leicht ist ein Unglück geschehen." — „Wenn's gefällig ist, Herren Schützen" — ließ sich der Jäger des Reviers vernehmen — „nehmen wir gleich den ersten Trieb." Und nun setzte sich Alles in Bewegung. Die Treiber mit den Hunden voraus gleich links in den Wald hinein, von einem Jagdgehülfen angeführt; der Jäger mit den Schützen rechts ab, wobei sich zwischen dem dunklen Tannengrün die neuen rothen Juchtenstiefel des Landrichtersohnes ganz prächtig ausnahmen. Die Schützen wurden nun in geeigneten Zwischenräumen an ihre Plätze gestellt und als der Revierjäger in ein kleines Horn geblasen hatte, ging der Lärm los.

Die Treiber begannen zu schreien und zu klappern oder mit den Stöcken an die Bäume zu schlagen, die Hunde bellten, wenn sie ein Wild aufge-

stöbert hatten. Pumps! Pumps! — Mehrere Schüsse fielen. Am Ende des Triebes brachte Bergmann ein geschossenes Häslein, das Stamperl gejagt hatte; der Lehrer hatte einen Fuchs gefehlt, worüber er ganz in Verzweiflung verschiedenen Umständen die Schuld gab — nur sich selbst nicht — daß der Fuchs ungerupft durchgekommen. Ueberdieß hatte er in der Hitze des Gefechtes, da er dem Fuchs, den er angeschossen glaubte, nachgesprungen war, sein Pulverhorn verloren, wobei er noch von der ganzen Gesellschaft ausgelacht ward. Der Landrichter schwieg über die beiden Schüsse, wie er nach Aussage seines Nachbarschützen gemacht hatte, gänzlich, da ihm ein Rehbock entkommen. Aus Respekt enthielt man sich jeder Bemerkung und die Jagd wurde fortgesetzt.

Nun muß ich bemerken, daß ein Theil des Waldes sich an einem kleinen See hinzog, an dessen Ufer-Rande einige Schützen zu stehen kamen. Das Gejaid ging wieder an. Der von dem Herrn Landrichter gefehlte Bock hatte sich nach kurzer Flucht in ein Tannendickicht retirirt, aus welchem ihn der unermüdliche Stamperl durch sein Gebell vertrieb. Der Verfolgte lief schnurstracks auf den dicken Wirth hin, welcher auch gleich sein Gewehr losdrückte und dem armen Thier einen Schuß in die Seite beibrachte, zugleich aber durch die heftige Bewegung, welche ihm die Freude, den Bock getroffen zu haben, verursachte, ausglitt und hinfiel.

Der Lehrer, welcher unfern von ihm postirt war, wollte beispringen, um dem stürzenden, aber zugleich sich wieder aufraffenden Rehbocke, noch einen Schuß beizubringen, stolperte über eine Baumwurzel und fiel ebenfalls hin. Mittlerweile war der Bock, von Stamperl wieder angepackt, dem See zugerannt und sprang in die Fluthen, durch die er schwimmend zu entkommen suchte. Stamperl ihm nach, kletterte auf seinen Rücken und wurde kneifend und bellend fortgetragen. Alle Schützen eilten herbei um das Schauspiel zu sehen, der Lehrer mit blutig geschlagener Nase, der Wirth mit einer verrenkten Hand, Jäger Bergmann athemlos. Während dem trieb Stamperl den Bock, ihn fortwährend in den Hals beißend, im Kreise herum, so daß er sich dem Ufer wieder nähern mußte.

Treiber wateten hinein, faßten ihn beim Gehörn und schleppten ihn ermattet heraus, wo der Revierjäger ihm mit seinem Knickmesser den Fang gab und Stamperl unter dem Jubel der ganzen Gesellschaft ganz fidel auf's Trockene sprang, nachdem er die eigenthümliche Seefahrt auf dem Rücken des Rehbockes gemacht hatte. Die Bewunderung und Verwunderung war groß-

artig. Stamperl hüpfte fröhlich zu seinem Herrn, wedelte mit dem Schwanz und schaute zu ihm hinauf, als wollte er sagen:

„Nicht wahr? ich hab's gut gemacht!"

Allerdings — denn ohne Stamperls Geistesgegenwart wäre gewiß der Rehbock durch den nicht sehr breiten See geschwommen und hätte im jenseits gelegenen dichten Gehölze sichere Zuflucht gefunden. „Da sollte man ja gleich dem braven Stamperl ein Monument setzen," sagte der Herr Landrichter; „So was habe ich nicht erlebt!" — „Mir ist's auch noch nicht vorgekommen" — setzte der Revierjäger fort. — „Bravo, bravo!" riefen die Uebrigen. Stamperl ward allseitig gestreichelt und gelobt. Dem Jäger Bergmann aber pochte das Waidmannherz gewaltig; er nahm seinen Stamperl auf die Arme und rief gerührt aus:

„Ja, meine Herren, so ein Hundel gibt's nicht mehr auf der Welt, wie meinen braven Stamperl!" Und von dieser Stunde an blieb denn auch dem Hündchen der Ehrentitel:

„Der brave Stamperl."

Der Segen einer braven That.

Mitgetheilt von **Franz Binder.**

Ferdinand II. verlebte seine Jugendzeit, bevor er auf den deutschen Kaiserthron erhoben wurde, in Steyermark, am stillen Hofe seiner Mutter, einer gebornen Herzogin von Bayern. Er war ein jagdfröhlicher Herr, der junge Erzherzog, und zu Zeiten streifte er mutterseelenallein im Gebirge umher. Bei einem solchen Streifzuge — es war am Georgstage 1595 — begegnete ihm aber das Mißgeschick, daß er bei Spital, am südlichen Fuße des Sömmering, in einen stark angeschwollenen Wildbach fiel. Das Bergwasser verstand keinen Spaß, und der jugendliche Herr war nahe daran, unter die Räder eines Eisenwerks getrieben zu werden. In diesem Augenblick eilte ein rüstiger Gebirgsmann herzu, warf sich in das wilde Gewässer und riß den Gefährdeten glücklich heraus. Der Mann hieß Simon Wagner. Dankbar für das herzhafte Wagniß, beschenkte ihn der junge Fürst auf's Freundlichste und wies

seinem Lebensretter einen Jahrgehalt von hundert Thalern zu, alljährlich am St. Georgstag zu beziehen. Der brave steyrische Gebirgsmann überlebte seinen Fürsten; er erreichte ein selten hohes Alter und bezog noch ein halbes Jahrhundert lang seinen Gnadengehalt. Im Jahre 1643 — Ferdinand II. war schon sechs Jahre todt — kam der 107jährige Simon Wagner bei Kaiser Ferdinand III. darum ein, daß dieser Gnadengehalt auch auf seinen Sohn übergehen möchte; das Bittgesuch ist noch erhalten und die Antwort auch. Er that keine Fehlbitte. Der Sohn des Geretteten gewährte dem Sohn des Retters ebenfalls einen Jahrgehalt von hundert Gulden. Und bis auf den heutigen Tag hat das hohe Erzhaus die Rettungsthat an seinem erlauchten Stammvater nicht vergessen. Aus den Aufschreibungen der kaiserlichen Hofkammer geht hervor, daß drei Brüder, Franz, Joseph und Peter Wagner, Abkömmlinge jenes wackern steyrischen Gebirgsmann's und Söhne eines am 6. März 1824 verstorbenen jüngern Simon Wagner, um fernere Zusicherung des mehrhundertjährigen Gehalts nachsuchten, welche ihnen im Jahre 1825 durch Kaiser Franz auch gewährt ward. Demnach beziehen also Simon Wagners Nachkommen noch gegenwärtig alljährlich jenen Gnadengehalt vom St. Georgstag des Jahres 1595. Gewiß, ein schönes Zeugniß von fürstlicher Dankbarkeit, sowie von dem fortwirkenden Segen einer braven That!

Das Butterbrod.

Von **Th. Messerer.**

„Es bleibt jedenfalls unter uns, was wir da gesagt haben! Aber jetzt ist es auch Zeit, daß ich gehe. Mein Mann kommt um vier Uhr nach Hause und ich habe noch so viel zu besorgen. Auf meine Babette kann ich mich gar nicht verlassen."

So sprach die Frau von Wurzelbeck mit großer Geläufigkeit, indem sie zum dritten Mal von dem Sopha aufstand, auf dem sie mit der Frau Doktorin schon über eine Stunde gesessen.

„Ja, das muß ich Ihnen doch noch erzählen, Frau Doktorin," fing sie von Neuem an und setzte sich ganz plötzlich wieder nieder, „was ich für ein

Kreuz hab' mit meinen Dienstboten. Meine neue Köchin, denken Sie sich, Frau Doktorin — —"

Da schellte es stürmisch an der Hausthüre.

„Aber jetzt muß ich wirklich gehen, Sie bekommen Besuch," — und die Dame stand zum vierten Male auf. „Leben Sie wohl, Frau Doktorin, hat mich recht sehr gefreut — —"

„Ach, bleiben Sie doch," bat die Frau Doktorin aus Höflichkeit, „es kommt ja nur mein kleiner Max aus der Schule."

„Ah so, ja den muß ich schon sehen!" und sie setzte sich zum fünften Male gründlich wieder nieder.

Die Hausglocke hatte kaum ausgetönt, so sprang ein kleiner munterer Junge zur Thür herein.

Die kurze Blouse war von einem blanken Gürtel zusammengehalten, auf den Rücken war eine niedliche Schultasche geschnallt und da er nun die blaue Sammtmütze abnahm, kam ein ganz prächtiger blonder Krauskopf zum Vorschein.

„Aber, Mama," rief er lebhaft und ließ den Schulranzen in eine Ecke fliegen, „denke Dir, Mama — —" Doch alles Weitere blieb ihm in der kleinen Kehle stecken, so unangenehm überraschte ihn die fremde Dame, die auf Besuch da war. Der arme Junge! Er hatte so viel im Kopf und so wenig im Magen, so wichtige Neuigkeiten und so großen Appetit! Schon auf dem Heimweg von der Schule hatte ihm sein Kamerad, der Hausherrnkarl, erzählt, daß heute der Gärtner den Tiras in's Wasser apportire und Karl wollte obendrein sein neues Eichhörnchen an das Kettchen legen. Das war doch Alles sehr wichtig und Max hatte Karl versprochen, nur sein Butterbrod zu holen, dann komme er gleich auch in den Garten.

Der kleine Max hatte nun vom ersten Tage an, da er aus der Schule nach Hause kam, ein mächtiges Butterbrod vorgefunden. Der kluge Junge ließ diesen schönen Brauch nicht abkommen. Erst hielt er dieß tägliche Butterbrod für eine sehr schöne und weise Einrichtung, jetzt verlangte er es aber als sein gutes altes Recht, denn was gut gehen soll, das muß auch geschmiert werden, und er ging ja so fleißig in die Schule. Heute aber fand Max zum allerersten Mal den Tisch ohne Teller, ohne Butterbrod!

Er schob sogleich die Schuld ganz richtig auf diese ungelegene Visite und als er aufgefordert wurde, eine Hand zu geben, reichte er grollend einen ein-

zigen Finger hin, doch Frau von Wurzelbeck begnügte sich damit nicht und faßte ihn fest bei der ganzen Hand. Nun war er gefangen, im wichtigsten Augenblick, dazu noch ohne Butterbrod!

„Was wird sich der Tiras denken, was wird Karl sagen, wenn ich nicht komme?“ fragte sich der Kleine ängstlich.

„Da hält der Herr Lehrer freilich gern Schule, wenn er so liebe Jungen um sich hat,“ begann Frau von Wurzelbeck und ließ ihn immer noch nicht los.

„Jetzt ist er gewiß schon im Bach d'rin und hat auch schon das Apportel!“ seufzte Max, während er mit beiden Füßen ungeduldig trippelte und in seiner Zerstreutheit auf Alles, was man ihm sagte, nur immer eine und dieselbe Antwort hatte.

„Wie Du gewachsen bist,“ fuhr sie wunderfreundlich fort, „Du bist ja schon ein großer Junge!“

„Ohne Butterbrod!“ murmelte er kopfschüttelnd in sich hinein.

„Es ist aber auch eine Freude, wenn man so fleißig lernt.“

„Ohne Butterbrod!“ hallte es in seinem Innern schmerzlich wieder.

„Ach, da fällt mir eben noch etwas ein,“ bemerkte sie gegen die Frau Doktorin. „Wissen Sie schon, daß der Herr Direktor Kornbach pensionirt ist?“

„Ohne Butterbrod!“ grollte das Bübchen und dabei suchte der kleine Schelm langsam und vorsichtig ein Paar seiner Finger aus der fesselnden Hand der Frau von Wurzelbeck zu ziehen.

„Ja, wie soll der Mann nur leben!“ fuhr diese fort.

„Ohne Butterbrod!“ schaltete der Kleine mit einem betrübten Blick auf den leeren Tisch leise ein.

„Denken Sie sich, fünf Kinder!“

„Ohne Butterbrod!“ murrte er vor sich hin und entwand ihr glücklich seinen vierten Finger.

„Oh, es ist erschrecklich, Frau Doktorin.“ Hier brauchte sie glücklicher Weise die beiden Hände, um sie über dem Kopf zusammenzuschlagen und damit war Max nun gänzlich befreit.

Schlau, lächelnd entschlüpfte er durch die Thüre, lief in die Küche und verlangte dort mit hungrigem Gefühle ungestüm sein Butterbrod. Aber über Beides, über die Butter und über das Brod, hatte Käthchen, die Köchin, keine Gewalt. War ihr einmal vorgegeben, natürlich, was sie verlangte, ward ihr

Alles, wenn nicht vor der Nase, doch vor dem Mund versperrt. Max mußte nun wieder leer abziehen! Er hatte heute große Noth mit seinem Butterbrod.

In's Zimmer zurückgekehrt, machte er einen weiten Bogen um die Frau von Wurzelbeck, um nicht zum zweiten Mal in ihre Hände zu gerathen und flüsterte sein Anliegen kühn und dringend in das mütterliche Ohr. Lächelnd händigte diese ihm den Schlüssel zum Küchenkästchen ein, jedoch mit dem strengen Auftrag, ihn sogleich wieder zu bringen, denn Käthchen könnte sich sonst gar leicht ein nicht ausgemachtes Butterbrod zueignen.

Endlich sah sich Max befriedigt, aber vielleicht kam er schon zu spät in den Garten! Gewiß ist dem Karl schon die Zeit lang geworden, der Tiras vielleicht schon aus dem Wasser und das Eichhörnchen auch schon an die Kette gelegt!

Alle diese Befürchtungen schossen ihm plötzlich siedheiß durch den Kopf. Darum ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er der Mama den Schlüssel nicht zurückbrachte und das offene Speisekästchen ohne allen Argwohn dem Käthchen überließ. Eilig schlich er über den Hausgang, stellte sich auf die Zehenspitzen, die Thürklinke zu erreichen und war herzlich froh, als die Thüre endlich zwischen ihm und der Frau von Wurzelbeck zufiel.

Die Treppe herauf hörte er schon Karls lustige Stimme und das noch lustigere Gebell des Tiras. Das ringsum eingeschnittene, dick gestrichene Butterbrod in der einen Hand, streckte er die andere, das Stiegengeländer zu erreichen, doch auf dem ersten Treppenabsatz angelangt, faßte er den Leckerbissen rasch mit beiden Händen und so weit das kleine Mäulchen es erlaubte, biß er ein delikates Stück davon ab. Nach dieser ersten Labung zappelte er vollends die Treppe hinunter, wo Karl ihn richtig mit Vorwürfen über sein langes Ausbleiben empfing, Tiras ihn aber freundlich und pudelnaß umsprang.

„Alles ist schon vorbei, warum bist Du nicht früher gekommen!“ rief Karl ärgerlich.

Der kleine Max zeigte ein sehr kummervolles Gesichtchen, hielt aber trotz aller Betrübniß sein Butterbrod vorsorglich in die Höhe. Der große Hund faßte es gar zu verliebt in's Auge.

„Der Tiras muß aber noch einmal in's Wasser, sobald der Gärtner wieder kommt,“ versicherte Karl, und Max, der leicht getröstet war, wartete

nun mit ihm einige Zeit unter der Hausthüre auf den Gärtner, um das prächtige Schauspiel doch noch zu sehen.

Da näherte sich den zwei Knaben ein armer kleiner Junge, der Weber-Fritz. Er hielt ein noch kleineres Mädchen an der Hand. Die verwaschenen und arg zerflickten Kleidchen zeigten weniger, wie arm und bedürftig die Kleinen wohl sein mochten, als die hungrigen Blicke, die so begehrlich auf das schöne Butterbrod gerichtet waren. Die Kinder schauten Beide den Max ganz beweglich an und das kleine Mädchen besonders verwandte kein Auge von dem Brod in seiner Hand. Da zupfte es seinen Bruder und flüsterte ihm heimlich etwas in's Ohr. Zögernd und verlegen trat der Weber-Fritz auf seinen Schulkameraden zu.

„Max," sagte er zutraulich, „möchtest Du mir nicht für die Hanne ein kleines Stückchen von Deinem Butterbrod geben?"

„Geh' mir weiter!" weigerte sich Max kurz und entschieden und schaute begierig nach dem Gärtner aus.

„Nur ganz wenig, Max, sieh, die Hanne hat solchen Hunger!" flehte Fritz schüchtern und auch das kleine Mädchen erhob bittend seine Händchen. Doch Max blieb ungerührt, schüttelte mit dem Kopf und kehrte sich gleichgültig ab.

„Schäm Dich doch!" rief Karl unwillig aus und machte Miene, der Kleinen von seines Freundes Brod selbst etwas abzubrechen.

Da wurde Max böse. Trotzig fuhr er zurück, hielt rasch sein Butterbrod auf den Rücken und schnitt ein Gesicht, als wollte er Allen seine Zunge zeigen. Aber ein Schrei der Ueberraschung folgte statt der Zunge aus seinem Munde und in das jubelnde Gelächter Karl's mußten sogar die zwei armen Kinder mit einstimmen. Der Tiras war dicht neben Max gestanden und als der kleine Neidhals sein Butterbrod hinter sich versteckt, hatte der Hund blitzschnell nach der willkommenen Gabe geschnappt und wie der Sturmwind war er damit in den Garten verschwunden.

Halb aus Kummer, halb aus Scham stieß der geprellte Max ein so durchdringendes Geschrei aus, daß die Frau Doktorin an der Seite der Frau von Wurzelbeck, die jetzt mit Riesenschritten heimwärts ging, erschrocken auf dem Schauplatz erschien. Karl, der vor Lachen ersticken wollte, mußte den Hergang erzählen, worauf die Mama dem weinenden Max befahl, sich sogleich zwei schöne große Butterbrode von Käthchen geben zu lassen und dieselben sammt dem Schlüssel hieher zu bringen. Das war Balsam auf seine Wunde!

Augenblicklich versiegten seine Thränen und flugs wie der Tiras schoß er davon.

Ehe man sich dessen versah, stand Max mit dem Schlüssel und zwei prächtigen Butterbroden lächelnd und zufrieden vor seiner Mama. Schweigend nahm ihm die Frau Doktorin die schönen Butterbrode ab und reichte mit gar freundlicher Miene und liebreichem Wort eins davon — der armen kleinen Hanne und eins dem braven Weber-Fritz! Ihrem Söhnchen aber warf sie im Hineingehen einen recht ernsten, vorwurfsvollen Blick zu.

Das hätte die gute, treffliche Mama wohl gar nicht einmal nöthig gehabt. Wie ein kleines Jammerbild stand unser Max da und blickte mit den großen verdutzten Augen und einem Gesicht voll Unglück und Zerknirschung nicht mehr nach dem Gärtner und auch nicht nach dem Hausherrnkarl, der ihn immer noch ein wenig auslachte — er blickte starr und unbeweglich einzig auf das Butterbrod, das sich die Hanne und der Fritz so köstlich schmecken ließen. Dann ließ er sein trauerndes Haupt sinken, so tief herab auf die Brust, als ob er aufmerksam in sich selber hinein horchen wollte. Vermuthlich wird sein kleines Gewissen sich geregt und ihm deutlich zugeflüstert haben, daß ihm ganz recht geschehen war.

Das war für ihn ein bitt'res Leid —
Sein schwer erkämpftes Butterbrod!
So geht es, wenn der böse Neid
Die Hand abzieht von fremder Noth.

Kinderfreuden.

Von **Anna Benedikt.**

V.

Der Jahrmarkt.

Was die Kinder nicht ertragen,
Ist der Stube träge Ruh;
Traurig ist's und gar zu traurig,
Geht's nicht bunt und lärmend zu.

Horch, wie wogt es auf der Straße,
Heißa, da ist lust'ge Zeit!
Alles dränget nach dem Platze,
Wo sich Bud' an Bude reiht.

Ja, der Jahrmarkt bringt ein Leben
In das Städtlein, in die Stadt,
In die Kinderwelt vor Allem,
Die noch viel zu sehen hat.
Fröhlich hüpft die Schaar der Kleinen,
Reißet weit die Augen auf;
Was da liegt an buntem Krame
Ausgebeutet zum Verkauf!

Mutter füllt mit kleinen Münzen
Gütig ihre Beutelein,
„Geht und was euch schafft Vergnügen,
„Kauft euch auf dem Markte ein."
Ach sie schau'n nach allen Seiten
Voll Verlangen hin und her;
Unter all den schönen Sachen
Wie wird doch die Wahl so schwer!

Hier die Puppe, weiß gekleidet
Mit dem schön geflocht'nen Zopf,
Dort die Küche mit Geschirren
Blank und niedlich, Topf an Topf.
Ei, das ist ja viel zu theuer,
Minchen hat nicht so viel Geld;
Doch ein Körbchen fein und zierlich
Sie nach ihrem Wunsch erhält.

Ob der Reiter hoch zu Rosse,
Ob die aufgestellte Jagd,
Ob der Schäfer mit der Heerde —
Bang der kleine Ludwig fragt.

Doch verworfen ist der Reiter
Sammt der Jagd und Schäferei,
Denn die schmucken Bleisoldaten
Führen schnell den Sieg herbei.

Leckermäulchen sucht die Bude,
Wo es was zu naschen gibt,
Weil die süßen Honigkuchen
Evchen über Alles liebt.
Anna steuert nach dem Orte,
Wo erglänzt das Porzellan,
Ob sie aus der Tassen Mitte
Wohl die größte finden kann.

Sophie, klüger als die Andern,
Wie's ihr Name uns schon lehrt,
Hat für sich ein Nadelbüchschen
Voll von Nadeln nur begehrt.
Albert wählet sich ein Messer
Bei „Sechs Kreuzer, Stück für Stück",
Felix greifet in die Urne
Und versucht sein gutes Glück.

Ha, was gibt es dort zu lachen,
Wo die Menge stehen bleibt?
In dem Kasten, roth behängen
Der Hanswurst sein Wesen treibt.
Kasperl ist uns stets willkommen
Mit den Späßen mancherlei,
Reichen Beifall ihm zu zollen
Tönt ein mächtiges Geschrei.

Dort in jene Bretterbude
Lasset uns zusammen geh'n,
Und die angemalten Affen
Drinnen in natura seh'n!

Garstig sind sie, aber drollig
Und possierlich obendrein,
Ihre angelernten Künste
Mögen unterhaltend sein.

„Was die Affen!“ ruft der Philipp
„Wenn die Löwen in der Näh’,
Oft schon ist’s mein Wunsch gewesen,
Daß ich einen solchen säh!“
„Fütt’rung!“ kreischt die rauhe Stimme,
„Meine Damen, meine Herrn!“
„Ja zur Fütt’rung, meine Freunde,
Denn die seh ich gar zu gern.“

Franz und Klärchen, liebe Kinder,
Suchen anders sich zu freu’n,
Als bei Schlangen und bei Tigern
Und den allgewalt’gen Leu’n.
Viel schon haben sie gelesen
Von dem schönen Schweizerland,
Seine Berge, seine Seeen
Sind aus Büchern wohl bekannt.

Einen Zwölfer nur die Reise —
Und sie kommen doch so weit,
Schau’n erstaunt des Rigi Wunder
Und Neapels Herrlichkeit.
Manches, was sie zwar gehöret,
Ihnen aber dunkel war,
Wird dem Blicke nun erschlossen,
Und im Geiste wird es klar.

Abend ist’s! da wird’s lebendig
In dem großen Cirkus d’rin,
Auch die Kinder mit dem Vater
Dürfen zu dem Feste hin.

Gut geschulte Pferde tummeln
In der Rennbahn sich herum,
Rauschende Musik erschallet,
Und die Menge blicket stumm.

Sieh ein Knäblein, zart und schmächtig
In dem gold'nen Flitterstaat
Muß die Reiterkünste zeigen,
Die man ihm gelehret hat.
Armer Knabe, der des Lebens
Höhern Werth wohl nie versteht,
Dem im nicht'gen Gaukelspiele
Die so edle Zeit vergeht! —

Dankbar kehren heim die Kinder
Glücklich in das Vaterhaus,
Füllen dann am andern Tage
Fleißig ihre Stunden aus.
Nur wer lernt, der wird auch nützen;
Andern nützen, das ist Pflicht,
Leben ohne Zweck und Nutzen
Ist ein wahres Leben nicht.

Das Land der Basken.

Von Isabella Braun.

II.

Ein wolkenloser Himmel wölbt sich über unserm Haupte; keine heftige Luftströmung bewegt den Ozean; dennoch rauscht er unaufhörlich in der Bucht von Biscaya, Woge auf Woge bestürmt die Felsen und ihr Anprall gleicht dem Schlachtendonner. Es herrscht auch nicht eine minutenlange Ruhe, nicht das Schweigen der Nacht, so harmonisch mit dem Schlummer der Menschen, in welchem selbst das von Sorge erregte Gemüth eine Weile Ruhe genießt.

Man muß dieses rastlos brausende „Traum-Accompagnement“ gewöhnt sein, damit nicht etwas von des Meeres Ruhelosigkeit auf die Seele übergeht und ansteckend wirkt.

Zu diesem Lärm des Elementes gesellt sich schon in früher Morgenstunde jener von menschlichen Stimmen. Es ist damit ein ergötzliches Schauspiel verbunden. Wir wollen in der zehnten Morgenstunde uns gleichfalls zum Strande verfügen.

Schon bevor wir das bereits erwähnte lange in maurischem Style aufgeführte Gebäude erreichen, haben wir Schuh tiefen Sand zu durchwaten. Eine Holztreppe führt zu den Cabinetten, wovon ein Theil den Männern, ein anderer den Frauen zu ihrer „Bad-Toilette“ dient. An der Vorderseite zieht sich eine Gallerie entlang, reichlich mit Rohrstühlen versehen, die entweder für die Dauer des Aufenthaltes gemiethet, oder jedes Mal bei Benützung bezahlt werden, um hier beschattet das großartige und amüsante Schauspiel zu genießen. Eine ansehnliche Menschenmenge findet sich ein, noch bunter gemacht durch Tabulettenkrämer mit allen erdenklichen Waaren, Verkäuferinnen von Backwerk, Musikanten und Männern mit Gewinnspielen.

Durch die Thüre des Gebäudes getreten, erblicken wir zur Rechten eine Art Comptoir, wo die Badekarten und Bade-Costüme verabfolgt werden; theilweise sind diese Eigenthum des Badenden, theilweise der Anstalt. Ein Mann und eine Frau stehen diesem Geschäfte vor.

Es führt ein langer Gang rechts und links zu den wohleingerichteten Cabinen, hinter denselben ist der Kleider-Aufbewahrungs-Ort. Von Morgens bis Abends wechseln die Kommenden und Gehenden. Kinder, auf dem Arm ihrer Wärterinnen, kleine Mädchen, junge Damen, Frauen und Matronen: Alle bieten mehr oder minder einen fast komischen Anblick. Die Eleganz ist verschwunden und auch das geübteste Auge vermag die vornehme Dame kaum von der einheimischen, baskischen Frau zu unterscheiden. Das Haar ist unter einer beutelartigen Wachstuchhaube verborgen, um vor Nässe bewahrt zu bleiben. Den übrigen Anzug bilden eine aus Wollenstoff mit färbigen Bändern verzierte Blouse vom losen Gürtel zusammengehalten, eine weite, kurze Hose, ein Wachstuchmantel; nur sehr Wenige tragen Schuhe an den bloßen Füßen, die Meisten ziehen es vor, ohne dieselben durch den Sand zum Meere zu wandern. Ein blaßgelber, blau gefütterter, großer Sonnenschirm aus Baumwollstoff, denn das Seewasser befleckt die Seide, dient zum Schutz gegen den südlichen Son-

nenbrand auf dem etwa zweihundert Schritt langen Wege, je nachdem eben Ebbe- oder Fluthzeit ist, das Meer in seiner ursprünglichen Grenze bleibt, oder im Sturmlauf hervortritt. Zur Seite schreitet der kräftige Peigneur; beim Wasser angelangt, nehmen Diener den Mantel und Sonnenschirm in Obhut, der Peigneur aber erfaßt die Damenhand zum Gang in das Bad, nur die kräftigen Männer können dieses Beistandes entbehren. Der männliche Anzug ist ähnlich jenem der Frauen, statt der langen Blouse ist eine kurze, anliegende Jacke gebräuchlich.

Nun beginnt der „Wellentanz."

Peigneur und Dame reichen sich die beiden Hände, tauchen unter, hüpfen empor; jetzt kommt in rasender Eile die Woge daher, sie steigt und thürmt sich und zerplatzt dann schäumend über den Badenden; da ist kaum ein Schrei oder Gelächter zu unterdrücken. Der einen Woge folgt die andere und je unruhiger der Ozean sich geberdet, desto stärkender und angenehmer ist das Bad. Zur Sicherheit, besonders für die waghalsigen Männer, welche bisweilen tiefer in's Meer hinein schwimmen, schaukeln beständig Rettungsboote in der Nähe.

Nach etwa zehn, auch fünfzehn Minuten kehren die Badenden wieder zum Strande zurück und springen meist über den sandigen Hügel ihren Cabinen zu, sei es, um bald aus den nassen Kleidern zu kommen, oder vielleicht auch den Anblick der Zuschauer abzukürzen. Dieselben rücken ihre Stühle gerne zum Strande; es gewährt auch ein Vergnügen, zur Fluthzeit die Wogen kommen zu sehen und lachend ihrem Gusse zu entfliehen, denn ehe man daran denkt, ist eine da und treibt ihr loses Spiel.

Nach dem Bade promenirt man gemäß ärztlicher Verordnung über die Hügel von Biarritz, umgewandelt gleich der Raupe zum Schmetterling. Wer vermöchte die gleichen Personen hier wieder zu erkennen! Bei dem Morgenspaziergange ist besonders das zinnoberrothe Jäckchen beliebt, denn die bunten Farben nehmen sich zwischen den blaugrünen Tamarixenstauden und der glänzenden Meeresfluth äußerst malerisch aus. Des Nachmittags oder Abends scheint jedoch die vornehme Welt in die Ritterzeit versetzt zu sein. Die Spanier vor Allen lieben bunte lebhafte Farben und auffallende Costüme. Ein scharlachrothes oder himmelblaues Unterkleid von schwerstem Seidenstoffe, darüber ein in Zacken geschnittnes Seiden- oder Florkleid, wohl auch ein Miederchen von Sammt, oder ein Ueberwurf von kostbaren Brüßler-Spitzen — zarte Farben in

geschmackvollster Zusammenstellung, Alles reich und prächtig: das ist die Straßentoilette in Biarritz.

Aber der lange, müßige Tag will ausgefüllt sein; was beginnen? — Eine gar liebliche und zugleich interessante Beschäftigung bietet das Aufkleben der Seepflanzen. Wer sollte glauben, daß die schlammigen Pflänzchen, welche man im Ozean erbeutet, eine solch reizende Gestalt annehmen könnten! Sobald jedoch dieselben im noch feuchten Zustande auf Papier gelegt und ausgestreift werden, wodurch sie fest kleben bleiben, zeigen sie eine zart rosa, in violett spielende Farbe und erscheinen gleich künstlicher Malerei. Diese unzähligen, winzig kleinen Blättchen in mannigfaltigster Abwechslung an verzweigten, silberartigen Stielen, sind reizende Naturgebilde, an denen sich das Auge weidet, und es verlohnt sich der geringen Mühe, davon ein „Herbarium" anzulegen. —

Doch, wie bereits erwähnt, der Tag ist lang und man ist nicht nach Biarritz gekommen, um zu stricken, oder zu sticken, zu lesen oder zu schreiben, also, wie amüsirt man sich weiters? Da brauchen namentlich die reichen, kauflustigen Damen und sogar auch Herrn nicht lange zu suchen; es kommt und drängt sich herbei, zuerst in Gestalt eines „spanischen Teppichhändlers", der übrigens noch alles Erdenkliche mit sich führt, sich im Vorplatz des Hauses lagert, seine Waaren auskramt, sie wortreich anpreist, dazwischen wohl auch die Unterhaltung mit wahren oder erdichteten Schmuggler-Abenteuern würzt und sein Messer „couteau poignard" sicher nach einem Ziele wirft. Es ist das eine gefährliche Waffe in harmloser Messergestalt, etwa Handlänge groß, mit beinernem, messingverziertem Griff. Die scharfe, zweischneidige Klinge wird durch eine Feder festgehalten, daß es in seiner neuen, aufgeschlagenen Richtung nicht zurückweicht und zu sicherm Stoße dient. Es ist dieses der gangbarste Absatzartikel bei Männern.

Der spanische Teppichhändler bietet einen malerischen Anblick. Seine hauptsächlichste Waare, der Teppich, hängt einem Mantel gleich von seiner Schulter herab und endet mit enggereihter kugelartiger Verzierung in rother, gelber und blauer Farbe. Ich habe nur zweierlei Arten dieser Teppiche gesehen — blau- und rothgrundige mit bunten Querstreifen, ein dichtes, korbelartiges Wollengewebe von dauerhaften Farben, sonst würden sie unter der Sonnenglut, der sie beständig ausgesetzt sind, vor dem Verkaufe bleichen. Da diese Teppiche den Baskinnen zugleich

als kaputzartiger Mantel dienen, sind sie der Länge nach doppelt zusammengelegt und auf der obern Seite zusammengenäht. —

Der meistens mittelgroße Spanier mit schönen Gesichtszügen, feurigen Augen, dunklem Haar und Schnurrbart, liebt es, sich herauszuputzen. Um seinen Kopf ist ein buntes Tuch in vorherrschend rother Farbe gewunden. Seine Kleidung besteht aus einem Camisol von dunkelblauem oder schwarzem Sammet, reich mit kleinen, silberblinkenden Knöpfen besetzt, welche auch das ebenfalls aus Sammet bestehende, bis zum Knie reichende Beinkleid verzieren. Dasselbe ist unten geschlitzt und mit einer bequasteten Schnur lose zusammengehalten. Das weiße, mit umgeschlagenem Kragen versehene Hemd ist von einem bunten Halstuche leicht umschlungen; eine rothe oder gelbe Leibbinde vervollständigt den Anzug, der mit weißen Strümpfen und Sandalen schließt.

Doch die Kauflust wird nicht allein durch den Teppichhändler befriedigt, Biarritz hat sowohl einen „veritable chinois“, als auch einen „bazare turc“. Der Erstere, den man fast beständig auf der Straße vor seinem sehr kleinen Verkaufsladen sieht, gewährt einen interessanten Anblick. Es ist sogar ein hübscher, schlanker, großgewachsener Chinese mit äußerst ruhigem, freundlichen Gesichtsausdrucke, kahlem Kopfe und rückwärts lang herabhängendem Zopfe, gekleidet in ein langes, blauseidenes Gewand, um den Leib mit einem Gürtel zusammengehalten, darüber eine kurze Jacke von gleichem Stoff und gleicher Farbe. Seine Waaren sind jedenfalls echt chinesisch, denn mit manchen wissen wir Europäer rein nichts anzufangen, als sie der Merkwürdigkeit halber aufzubewahren. Darunter befinden sich namentlich seltsame Arzneibüchsen und große Sonnendächer, deren Gestalt aus leichtem, künstlich verflochtenem Rohr bestehen, und deren Ueberzug eine dichte Papierart ist, die dem Wachstuche gleicht. Thee-Tassen und Thee-Service feinster Art mit bunter Malerei sind wohl am gesuchtesten und brauchbarsten, selbstverständlich versteht der Chinese die Rechenkunst vortrefflich, und weiß theure Preise zu machen. — Im „bazare turc“ findet man eine reiche Auswahl von kostbaren Shawls, Tüchern, Kleiderstoffen und Schmuckgegenständen.

Außer diesen beiden Kaufläden gibt es in Biarritz noch eine ganze Menge einheimischer, und nicht genug: wohleingerichtete Kaufläden fahren langsam durch die Straßen, augenblicklich anhaltend, sobald Jemand Miene zum Einkaufen macht. Einen reizenden Anblick bilden die Gemüsewägen, von Eseln

und Maulthieren gezogen, und einen freilich noch reizendern die Blumen- und Obstverkäuferin. Eine schöne Baskin — die Frauen und Mädchen, sowie die Männer sind dieser Eigenschaft wegen berühmt — trägt auf dem mit rothem oder blauem Tuch umwundenen Kopf den großen Korb, als ob er eine prächtige Blumencoifüre wäre, so anmuthig und sicher, wie die Dame ihren Kopfputz im Ballsaale; eine Andere schreitet mit ihrem weitgewölbten und enghalsigen Henkeltopf auf dem Haupte, das dunkle Kleid zierlich aufgehoben, damit das rosa Untergewand zur Schau kommt, mit Grazie dahin; eine Dritte stattet den Nachbarbesuch ab, ihren spanischen Teppich malerisch umgeworfen. — In diese, das Auge angenehm berührende Bilder mischt sich ein gegentheiliges: die Verkäuferin frischer Sardinen, welche mit dem Korb auf dem Kopfe meist in sehr schlechtem Anzuge durch die Straßen springt und dabei ihre Waare auskräht, denn ihr Ruf hat im Tone nichts Menschliches.

Denkt man sich nun zu all diesem die mancherlei Handwerksbeschäftigungen, welche hier großen Theils auf der Gasse geschehen, das Gewoge von Wagen, Eseln, Ochsen, Maulthieren, so hat man beiläufig ein Straßenbild von Biarritz.

Der lange, milde Abend des südlichen Klimas verlockt die Gäste theils zu Ausflügen der hohen Küste entlang, wozu aufgeschirrte Esel und Maulthiere der Reihe nach bereit stehen, theils wandert man nach „Atalaya", um den Sonnenuntergang zu beschauen. Es ist ein Anblick von wunderbarer Schönheit, wenn der Sonnenball sich am Rande des Horizonts zum Ozean neigt, einen Augenblick gänzlich verschwindet und dann in der Tiefe noch einmal aufleuchtet.

Aber auch auf dem Strande der „côte des basques“ finden sich des Abends besonders gerne jene Familien ein, welche mit einer lustigen Kinderschaar gesegnet sind. Wie vergnüglich ist es, im festen Sande tiefe, labyrinthartige Höhlen zu graben und sie mit angezündetem Papier zu beleuchten, Festungen mit Schanzen aufzuwerfen, liebe Namen aus der Heimath einzugraben, oder auch mit dem Tuche die Millionen von Meerflöhen in Haufen zu treiben, zum Glücke werden sie den Menschen, die sich auf dem Sande lagern, nicht besonders lästig. Man zaudert, heimzukehren, die milde, stärkende Luft ist gar zu köstlich!

Aber ebenso denken die Menschen auf den Straßen. Hier ist's als ob der Tag erst beginne. Reiter und Reiterinnen, Karossen, kleine Handwagen

drängen sich langsam vor- oder rückwärts; eine Menschenmenge bewegt sich auf den Trotoirs, hellerleuchtete Verkaufsläden laden zum Besuche ein, vor den Kaffeehäusern sind alle Stühle besetzt, farbige Lampen werfen ihren magischen Schein, Musik und Gelächter, ein Gewoge von spanischen, baskischen und französischen Sprachlauten — das ist ein Straßenabend zu Biarritz.

Ich aber saß noch manche Stunde im dunklen Zimmer und lauschte, was mir der Ozean erzählte. Dazwischen warf der Leuchtthurm abwechselnd sein rothes und grünes Licht auf das Meer hinaus und in seine Tiefe hinab, oftmals auch schwamm der phosphorartige Glanz auf den Wellen, Märchen von Nixen stiegen aus meinen Kinderjahren hervor und verfolgten mich sogar bis in meine Träume. (Forts. f.)

Ein Räthsel.

Von Dr. **Friedrich Beck.**

Zwei Worte sind's, die Jeder kennt, zwei Worte nur, doch voll Gewicht;
Bald ist's ein Hammer, dessen Schlag, was härter als ein Fels zerbricht;
Ein Feuer bald, das flammt und sprüht, und doch kein Haar am Haupt versehrt;
Ein Lufthauch bald, gelind und sanft, ein Sturmwind bald, der Cedern bricht;
Ein Donner jetzt, der mächtig dröhnt, und jetzt ein scharf geschliffenes Schwert,
Das Leib und Seele scheiden kann; verwundet's auch, es schadet nicht;
Ein Regen ist's; er netzet nicht, und labt nur den, der sein begehrt;
Ein Spiegel ist's, der Alles zeigt, und doch bedarf kein fremdes Licht;
Arznei dem Kranken, dient es auch als Speise, die Gesunde nährt;
Ein Samen ist's und Frucht zugleich, Du trennest Kern und Schale nicht;
Ein Ganzes und vom Wechsel frei, trägt's doch ein Doppelangesicht;
Dem ist es schrecklich, der's verschmäht, dem lieblich, der zu ihm sich kehrt;
Zwei Worte nur, Du hörst sie gern; nun rathe Kind, und fehle nicht?

Von den Fremdwörtern in unserer deutschen Sprache.

Von **Becker**.

Wieder eine Sprachlektion — will sagen eine Vorlesung über Sprache; aber ich mein's nicht so gar ernstlich damit. Ich habe mich nur ein Bischen alterirt — will sagen geärgert — über die vielen Fremdwörter, welche die Deutschen stets im Munde führen und muß meinem Herzen etwas Luft machen.

In der That, man dürfte aus einem Griechen, Lateiner, Franzosen, Italiener, Engländer und Deutschen zusammengesetzt sein, wenn man all' die Wörter verstehen sollte oder wollte, die man in unsern deutschen Büchern zu lesen und von deutschen Zungen zu hören bekommt. Es wundert mich nicht, daß einst die Sekte der Sprachreiniger entstanden ist, die allen den fremden Wörtern den Krieg erklärt hat und beinahe sie alle sammt und sonders aus dem Lande gejagt hätte, wenn es ihr gelungen wäre.

Und warum soll man sie nicht entbehren können, die eingedrungenen Fremdlinge? Haben wir nicht selbst einen großen Folianten — will sagen einen Bogen Formbuch — als Lexikon — will sagen Wörterbuch? — können wir nicht alles deutsch machen, selbst den Satan? Kann man denn nicht zum Beispiel statt Tabak — Schnupfkraut, statt Dose — Schachtel, statt Guitarre — Zupfschachtel sagen? — Allerdings. Wenn nun irgend ein Herr in Gesellschaft sich durch eine Mittelsperson eine Prise Tabak erbittet, darf er nur sagen: „Ich bitte Sie, reichen Sie mir die Schnupfkrautstaubschachtel des Herren N., daß ich mir einen Fingergriff Schnupfkrautstaub nehmen kann.“ Oder wollte man irgend ein Fräulein bitten, einen Menuet auf der Guitarre oder eine Serenade auf dem Klavier zu spielen, sage man nur: „Seien Sie so freundlich, und spielen Sie einen Führtanz auf der Zupfschachtel oder ein Nachttonstück auf dem Schlüsseltonwerkzeug.“ *)

Aber was ist's? Die Sache findet keinen Anklang, und die Deutschen bleiben bei ihrer Gewohnheit; sie nehmen Kleidermoden und Wörter von ihren westlichen Nachbarn an, und sind oft sogar hoffärtig darauf, mit recht vielen franzö-

*) Clavis heißt zu deutsch Schlüssel. Die Taste hat sammt dem Hammer eine Form, die einem Schlüssel ähnlich ist. Darum bekam das Instrument den Namen Clavier.

sischen Putz- uud Sprachstücklein prangen zu können. Und nun erst gar, nachdem sie mit den Franzosen im gemüthlichen Frieden leben und durch Eisenbahnen und Telegraphen Waaren und Worte mit ihnen wechseln, sind alle Schranken gefallen. Jetzt spricht der gemeinste Mann seine paar Dutzend französische Wörter und fragt weiter nichts darnach, ob sie welsch oder slavisch klingen, wenn sie nur nicht deutsch sind. Darum bekommt man aber auch tagtäglich drollige Dinge zu hören.

Eine Dame findet ihr meistes Plaisir im Theater und sagt: „Das Theater ist halt meine einzige Blessur."

Ein Hausherr läßt sein Haus mit hydraulischem Kalk gegen Feuchtigkeit schützen und sagt: „Ich habe die Wände mit literarischem Kalk anwerfen lassen."

Ein Diener soll das chemische Laboratorium suchen, frägt aber nach dem komischen Laboratorium.

Eine Magd erzählt von ihrer Frau, die an einem gastrischen Fieber krank lag: „Denken Sie nur, meine Frau hat das garstige Fieber."

Ein Reisender schaut sich auf einem Belveder um und preist dann die herrliche Aussicht, die er vom Pulverter genossen habe.

Solche und hundert ähnliche Dinge kann man genug hören. Die eben aufgeführten sind nicht erdichtet, sondern wirklich vorgekommen.

Die Lehre dieses Kapitelchens aber ist: Die fremden Wörter lassen sich nicht ganz verbannen, ihr Gebrauch jedoch ist nur billig, wenn das fremde Wort sich nicht gut durch ein deutsches ersetzen läßt.

Jedenfalls aber soll man verstehen, was man spricht und das rechte Wort auch recht zu sprechen wissen. Sonst bleibe man bei dem Deutschen.

Sprüche.

Von Isabella Braun.

1.

Soll eine gute That wahrhaft erquicken,
Darf der Empfänger nie das Opfer ahnen:

Und soll sie Dich im Herzen selbst beglücken,
Muß ein Entbehren Dich an's Opfer mahnen;
Doch soll die gute That Dir Zinsen tragen,
Darfst Du sie auch dem lieben Gott nicht sagen. —

2.

Mit gelehrter Redeweise
Gibt der Mann die Rechtsbeweise,
Sucht und strebt das Recht zu zeigen —
Doch das Weib sucht es durch Schweigen.
G'rad, wie ein Gedankenstrich
Oft erprobt dies Schweigen sich.

3.

Ein Mißverständniß dulden,
Das ist ein groß' Verschulden
Das ist, als ob die wilden Reben
Dem Baum entziehen Licht und Leben.
Mit scharfem Schnitt und offenem Wort
Nimm Beides vom Baum und Menschen fort.

4.

Auf Hoffnung setze nie Dein Erdenheil;
Meist wird, was Du gehofft, Dir nicht zu Theil;
Du aber siehst dabei die Freuden nicht,
Die Gottes Hand Dir in das Leben flicht,
Und wenn es endlich in Erfüllung geht,
Dann ist es oftmals für Dein Glück zu spät.

5.

Die Sonne trocknet nasse Wege,
Macht wieder gangbar feuchte Stege: —

Es sei Dein Herz der Sonne gleich
Und trockne die Augen thränenreich
In menschenfreundlichem Erwarmen
Durch Liebe, Mitleid und Erbarmen.

6.

Willst Du pflegen Dein Gemüth,
Daß es gleich der Lampe glüht,
Die vor Gottes Heiligthum
Nie erlischt zu Seinem Ruhm:
O, so muß die Liebe Dich
Als ein heilig Oel durchschwimmen,
Und es muß Dein kleines Ich
Gleich der Lampe Docht verglimmen.

Eine Institutsgeschichte.*)

Von A. St.

Ich war beim Tode meiner Mutter noch sehr klein und konnte den unersetzlichen Verlust, der mir wiederfuhr, noch nicht so recht begreifen. Man hatte mir ja gesagt, Mama sei hoch oben im Himmel; da war ich schon beruhigt und zufrieden gestellt; wußte ich doch, daß sie mit den lieben Engeln, ja mit dem Christkinde selbst reden durfte, und den schönen Himmel mit all' seiner Pracht als Wohnsitz habe. Auch mein lieber Papa sprach viel mit mir von

*) Die nachfolgende Erzählung stammt aus der Feder eines vierzehnjährigen Mädchens. Sie findet ausnahmsweise Raum in den Jugendblättern, weil sicher die kleinen Altersgenossen sich für eine so getreue Schilderung aus dem Jugendleben interessiren.

Mama, und auf seinem Schooße konnte ich stundenlang lauschen, wenn er von ihr erzählte, mir sagte, wie lieb und schön sie gewesen, wie fromm und wie liebreich gegen Alle, und wie auf ihrem Sterbebette sie mich ihm an's Herz gelegt und anempfohlen hatte, mich zu einem frommen Kinde zu erziehen.

„Möchtest Du so werden, wie Deine Mutter!" sprach er oft und seine Augen wurden feucht. Ich versprach es ihm fest, und hielt es, wie ein Kind es vermag. Mittlerweile war die Zeit gekommen, wo ich in ein Institut gebracht werden sollte. Bisher hatte ich nie an eine Trennung von meinem Vater gedacht. Sie fiel mir unendlich schwer. Ich fürchtete, die Lehrerinnen möchten mir meinen theuern Papa nicht halb ersetzen; doch sah ich bald ein, daß es zu meiner Erziehung nothwendig sei.

Papa brachte mich also zur nächsten Stadt, wo sich ein sehr berühmtes Mädcheninstitut befand. Hochklopfenden Herzens erwartete ich die Vorsteherin, unter deren Schutz ich von nun an gestellt wurde. Als die Thüre des Empfangssaales sich öffnete, kam eine große, ernste Dame auf uns zu, und sprach eine Zeit lang angelegentlich mit Papa, während ich mich in dem Zimmer ein wenig umsah. Es ward beschlossen, daß ich gleich im Institute bleiben sollte. Meine Thränen flossen reichlich, auch aus meines Vaters Augen stahlen sich klare Tropfen über die gebräunte Wange herab. Als Papa fort war, sagte Madame Delmont — denn so hieß die Vorsteherin — zu mir:

„Möchte dieß Haus Dir eine Heimat werden! ich will Dir nach Möglichkeit eine Mutter ersetzen, wenn Du mir versprichst, ein folgsames Kind zu sein."

Beim Gedanken an meine Heimat, meine Mutter und meinen Vater, den ich soeben verlassen hatte, floßen meine Thränen von Neuem, jedoch ermannte ich mich schnell auf Madame Delmont's Trostsprüche, und nachdem sie mir wohlwollend die Thränenspuren vollends aus dem Gesichte vertilgt hatte, führte sie mich zu den übrigen Schülerinnen.

Ich war bald mit Allen bekannt, und besonders gefiel mir ein blondes, sanftes Mädchen, welches sich meiner ungemein gutmüthig annahm. Sie war freundlich gegen mich und Alle, und schien überhaupt mehr an die Andern, als an sich selbst zu denken, bemühte sich, Allen Freude zu machen, war be-

reit, Andern Lob zu spenden, und sich bescheiden ganz in den Hintergrund zu setzen. Auch Madame Delmont schien es gerne zu sehen, daß ich mich dem liebenswürdigen Käthchen anschloß.

Am Abend wurde von den Zöglingen die französische Lehrerin Frln. Isabella D. . . erwartet; sie kam von ihrem Heimatlande, wo sie sich die Ferienzeit über aufzuhalten pflegte. Als ich sie zum ersten Male sah, machte sie einen mächtigen Eindruck auf mich. Sie war von mittlerer Größe, noch sehr jung, zart gebaut und etwas bleich, hatte reiche, blonde Haare und klare, dunkelblaue Augen, die von Güte und Milde strahlten. Was sie mir aber nach kurzer Zeit schon so lieb und theuer machte, das war ihre unendliche Güte, mit der sie an Allem Antheil nahm, was mein geistiges und körperliches Wohl betraf.

Fehlte ich, so hielt sie mir wohlwollend meinen Fehler vor, und ein ernster Blick aus ihren Augen strafte mich mehr, als es tausend der eindringlichsten Worte gethan haben würden. Ich konnte zu ihr aufschauen wie zu einer Mutter und sie ebenso lieben. Ich schrieb auch meinem Papa viel von ihr, wie sehr ich sie verehrte, wie gerne ich ihr gehorchte und sein Brief sprach darüber große Zufriedenheit aus.

Käthchen theilte diese meine Gefühle. Fräulein Isabella kam uns Beiden wie ein höheres Wesen vor, das mehr dem Himmel, als der Erde anzugehören schien. Ich befleißigte mich besonders, meinen Hauptfehler, den sie so oft an mir gerügt hatte, abzustreifen. Ich nahm Alles zu leicht, vergaß gute Eindrücke schnell, und wollte überhaupt des Lebens ernste Seiten nicht begreifen. Las ich in einem Buche, so überschlug ich Alles, was nicht Thatsache war und übersah so die Hauptsache, die den Werth eines Buches ausmacht, denn eine Geschichte ist doch nur die Hülle, welche goldene Lebensregeln in sich schließt. Obwohl ich kaum zwölf Jahre zählte, war ich doch immer bereit, Großes zu schaffen. Alles fing ich an, nichts setzte ich fort, den einen Tag wollte ich eine Patti, den andern eine Angelika Kaufmann, den dritten eine Klosterfrau werden. Es fehlte mir durchaus an einem Charakter, einem Ernst und einem milden Geiste, wie ich ihn bei Käthchen so sehr bewunderte. Daher kam es auch, daß ich meist alles kaum Begonnene am nächsten Tag wieder zerstörte; mein Tagebuch, in das ich Tags zuvor rührende Memoiren geschrieben hatte,

den andern Tag als Zeichenbuch benutzte. Nur meine kindliche Liebe zu Frln. Isabella schwand nie, ich war niemals glücklicher, als wenn ich ihr einen kleinen Dienst erweisen konnte und meine Freude erreichte den Höhepunkt, als ich die Erste im Französischen wurde und zugleich ihr herzliches Lob über die allmählige Beseitigung meines Hauptfehlers erhielt. Sie ermahnte mich auch stets mit einer so rührenden Freundlichkeit, sie trachtete so liebevoll mir eine Mutter zu ersetzen, der das Wohl ihres Kindes am Herzen liegt, wie hätte ich mich da nicht bessern sollen? Bald darauf besuchte mich Papa. Er drückte mir seine Zufriedenheit aus, welche ich freilich mehr seiner Nachsicht, als meinem Verdienste zuschreiben muß.

Lange sprach er mit Frln. Isabella, dankte ihr gerührt und bat sie fortzufahren, mir den Ernst des Lebens, die Tugend und Liebe zu Gott vor die Augen zu halten, als die Grundbedingungen eines glücklichen Lebens.

Ich weinte freilich auf's Neue bei Papa's Abreise; aber allmählig verschwand das Gefühl der Verwaisttheit, das mich zu Hause so oft beschlichen hatte, ganz aus meiner Seele. Früher entbehrte ich einer liebreichen, sorgenden Mutter, nun hatte ich sie gefunden. Und nochmehr, waren nicht alle Zöglinge wie Schwestern gegen mich, liebten sie mich nicht Alle aufrichtig? Ich war glücklich, schrieb es meinem Papa und er antwortete scherzhaft, daß er jetzt bald eifersüchtig werde.

Zu jener Zeit kam auch eine kleine, verwaiste Französin in unser Institut. Ich kannte das Gefühl, Waise zu sein, sich verlassen zu fühlen und kam ihr freundlich entgegen. Sie zeigte sich recht dankbar für meine Aufmerksamkeit; als ich sie jedoch auch zu einer Verehrerin Frln. Isabellas machen wollte, lachte sie und fand mich recht sentimental." Wenn wir auf dies Thema kamen, und ich meine ganze Beredtsamkeit aufwandte, um die kleine Ungläubige zu bekehren, hüpfte sie lachend davon und erklärte mich: „maître du champ de bataille."

Nun war es auch um meinen ersten Platz geschehen, die kleine lebhafte Amélie behauptete ihn stets. Tröstend sagte sie mir jedoch, daß ich gewiß in einem Institut in Frankreich auch die Erste im Deutschen geworden wäre. Sie war ein herzensgutes Mädchen, aber verzogen, weil eben keines das Kind wahrhaft liebte, Alle mehr auf glatte Manieren und witzigen Verstand sahen, als auf wahre, tiefe Bildung, die erst den Adel der Seele ausmacht.

Fräulein Isabella schien kein besonderes Wohlgefallen an ihrer kleinen Landsmännin zu haben, und oft bemerkte ich, daß sich ihre Blicke ernst auf dieselbe richteten.

Jetzt machte ich es mir zur Aufgabe, fleißiger als je zu studiren und mit wirklichem Ernst meine Sachen zu betreiben, und wer beschreibt meine Seligkeit, als ich die Erste, Amèlie die Zweite wurde. Ich dankte Frln. Isabella tausend Male im Stillen für ihre Ermunterung zur Beharrlichkeit, und ich faßte den festen, unwandelbaren Entschluß, weder Patti, noch Angelika Kaufmann, noch eine Nonne, sondern mit Gottes und Frln. Isabellas Hülfe ein brauchbares, frommes und einfaches Mädchen zu werden.

Ich war eben auf dem besten Wege dazu, als die Nachricht der Beförderung meines Papa's und seine Versetzung in eine entlegene Garnison mir von Madame Delmont verkündet wurde. Es lag bei der Nachricht ein Briefchen für mich bei, und ich las weinend folgenden Inhalt:

Meine liebe Tochter! Die Nachricht meiner Ernennung zum Obersten wird für Dich wohl eine freudige Ueberraschung gewesen sein; umsomehr thut es mir leid, Dir diese Freude trüben zu müssen. Du wirst jedoch selbst einsehen, daß ich mein einziges Kind, meine einzige Freude, nicht so weit von mir wissen kann. Ich habe daher schon darüber mit Madame Delmont schriftlich verhandelt und wenn Du Deinen Papa lieb hast, folgst Du ihm nächste Woche nach W. Halte Deine sieben Sachen in Bereitschaft, da ich jeden Tag kommen kann, um Dich abzuholen. Eine junge Dame, welche ebenfalls im Laufe der nächsten Woche in W. eintrifft, wird sich ferner mit Deiner Erziehung befassen. Füge Dich meinem Willen, wenn Dir auch der Abschied sauer werden sollte.

Dein treuer Vater.

Ich war gewohnt, von Papa stets lange, erzliche Briefe zu erhalten. Die Kürze, in welcher dieser abgefaßt war, berührte mich schmerzlich. Ich konnte lange nichts als weinen. Gerade jetzt sollte ich von Frln. Isabella getrennt werden, wo ich erst angefangen hatte, mein Wesen zu ändern; jetzt sollte ich weit von ihr fortkommen, von ihr, die ich so zärtlich liebte, in deren Nähe ich mich so glücklich fühlte, mit deren Hülfe ich mich von allen meinen Fehlern bessern, in jeder Tugend mich stärken konnte. Es war hart. Doch

wie zärtlich war ich nicht auch meinem Vater zugethan! Es begann in mir ein heißer, heftiger Kampf, dessen Stürme ich nur durch Thränen erleichtern konnte. Als ich zum Abendessen in den Speisesaal herabkam, bemerkten Alle meine gedrückte Stimmung und meine roth geweinten Augen. Sie fragten mich neugierig darüber, nur Käthchen nicht, und das that mir wohl; doch sah ich, wie sich ihre Augen fragend auf mich richteten. Wiewohl ich so wenig als möglich vom Tische aufsah, bemerkte ich doch, daß Frln. Isabella mich mit fragenden Blicken beobachtete. Da konnte ich den Lauf meiner Thränen nicht mehr hemmen, sie flossen reichlich über meine Wangen herab, ich mußte ihr und Käthchen heute noch Alles sagen.

Nach dem Essen nahm ich Käthchen leise bei der Hand und führte sie an ein unbelauschtes Plätzchen im Arbeitszimmer, das sich nebenan befand. Ich konnte vor Schmerz nicht sprechen, gab ihr nur den Brief, den ich zu mir genommen hatte, zu lesen. Ich war müde vom Weinen und lehnte mich an sie, liebreich umfing mich ihr Arm und ihre Lippen küßten meine Stirne.

Glücklich derjenige, welcher seinen Schmerz in treue Freundesbrust niederlegen und von da Trost und Linderung empfangen kann! dachte ich.

Als Käthchen den Brief gelesen hatte, standen auch ihr die Thränen in den Augen. Doch sie sagte:

„Du mußt gehen, mußt Deinem Vater folgen, er schreibt Dir ja so zärtlich, da kannst Du schon ein Opfer bringen, kannst in der Kindheit schon die Liebe Deines Vaters einigermaßen vergelten. Du mußt es thun, und wenn es Dir noch so hart scheint."

Ich antwortete unter leisem Weinen:

„Ja, ja, ich muß es thun! Aber ach! dann soll ich gar nie mehr Frln. Isabella sehen, nie mehr von ihrem Munde unterwiesen werden, dieß wird mir schwer fallen. Vergessen kann und werde ich sie nie."

Es war unterdessen schon dunkel geworden, und es regte sich etwas im Saale. Da wir nicht an Gespenster und Spuckgestalten glaubten, so untersuchten wir die Sache nicht näher und verließen das Zimmer. Doch enträthselte es sich bald, da wir Frln. Isabella uns folgen sahen. Sie mußte unser Gespräch gehört haben, deßhalb nahm ich Muth, ging auf sie zu und wollte ihr Alles erzählen, als sie mich mit den Worten unterbrach:

„Je le sais bien, c'est Madame Delmont qui m'en a parlé; consolez-vous ma petite."

Darauf legte sie mir die Hand auf die Stirne, und strich mir freundlich das Haar zurück. Ich schluchzte und bedeckte mein Gesicht mit dem Taschentuche. Erst nachdem sie auf ihr Zimmer gegangen war, trocknete ich meine Thränen; doch ruhig einschlafen, wie sonst, das konnte ich nicht. Jetzt meinte ich schon, den Ernst des Lebens zu verstehen.

Einerseits gab es einen harten Abschied, anderseits gebot mir die kindliche Pflicht, den Willen meines Vaters unverzüglich zu vollstrecken, und ich gedachte der unendlichen Güte Papa's, der mich gewiß nie unglücklich machen wollte. So beschloß ich, indem ich mich wachend in meinem Bette umherwälzte, den andern Tag an Papa zu schreiben. Ich dachte mir schon die rührendsten Phrasen, die ich in dem Briefe anbringen wollte, aus, und mußte am Ende vor Rührung selbst darüber weinen.

Glücklicherweise besann ich mich aber nach dem Erwachen eines Besseren. Ich war fest entschlossen, daß Papa nicht sehen sollte, welches Opfer ich ihm brächte. Käthchen bestärkte mich in meinem Vorsatz, und als ich das letzte Mal mit den Zöglingen in die Kirche ging, bat ich Gott recht inbrünstig, mir Kraft und Stärke zu verleihen. Im Laufe des Tages erfuhr ich auch, daß Frln. Isabella nächstens das Institut verlassen werde, da ihre ohnehin schwache Gesundheit, als Lehrerin so vieler Mädchen sehr gelitten hatte. Da wurde mir der Abschied leichter. Ich ordnete mein Gepäck und schon Montags kam Papa.

Weinend fiel ich ihm um den Hals; er lächelte sanft und drückte mich an sich, indem er sagte:

„Jetzt nimm Abschied von Deinem Institute; vergieße aber nicht zu viel Thränen, hörst Du."

Die letzte Ermahnung Papa's konnte ich mit dem besten Willen nicht befolgen; ich nahm schweren Herzens von meinen Mitschülerinnen Abschied, und wollte Käthchen gar nicht aus den Armen lassen. Dann verabschiedete ich mich bei Madame Delmont, die segnend die Hand auf mein Haupt legte, worauf ich sie dankbar küßte, und dann bei den übrigen Lehrerinnen.

Nur Frln. Isabella hatte ich den ganzen Tag nicht gesehen, sie hatte vor ihrer eigenen Abreise wahrscheinlich noch vieles zu ordnen und zu packen. Ich suchte sie überall, endlich fand ich sie im Garten; sie antwortete auf all' meine Klagen und Thränen nur mit einer fast lächelnden Ermahnung, meiner Gou-

vernante zu gehorchen und sie ebenfalls zu lieben, dann schloß sie mit den Worten:

„Continuez de sorte ma petite, et restez toujours telle que vous commenciez de l'être.“

Ich machte mich gewaltsam los, stürzte mich auf den Reisewagen zu, und bald sah ich weder die winkende kleine Schaar, noch mein liebes Institut mehr. Nach einer Weile sagte Papa:

„Sieh mich einmal an Miezchen. Ach! Du hast ja wirklich Deine Augen noch! habe ich doch geglaubt, Du hättest sie ausgeweint, und Deine Haare, sie sind ja auch noch nicht grau, nun dann ist der Schmerz noch nicht so weit her.“

Eine solche Sprache war ich von Papa nicht gewohnt. Sonst tröstete er mich so liebreich bei meinem geringfügigsten Schmerze, fühlte Alles mit mir, was ich litt, und jetzt spottete er einer Neigung, die er früher so gebilligt hatte. Aber eingedenk meines Vorhabens, Papa ein Opfer zu bringen, gab ich mir alle erdenkliche Mühe, heiter mit ihm zu plaudern; freilich gelang es mir nicht so völlig, daß sich zwischen hinein nicht heimliche Thränlein aus meinen Augen gestohlen hätten, sobald ich des Abschieds gedachte. Auf unserem Heimwege kamen wir in die Nähe von Tante Augustens Landsitze. Dort wollte Papa einige Tage verweilen und wir wurden Beide mit großer Freundlichkeit begrüßt. Schon am ersten Tage schloß ich der Tante mein ganzes Herz auf und gestand ihr, was mich so sehr betrübte. Auch sie lachte und sagte scherzend:

„Sei doch nicht in Deinen jungen Jahren schon so exaltirt, wie eine Romanheldin!“

Diese Worte, obwohl nicht böse gemeint, thaten mir dennoch weh, im tiefsten Herzen weh. Ich fand Alles um mich her so merkwürdig verändert, und zuletzt hatte ich zu Niemanden mehr Vertrauen. Papa besaß kein Gefühl für meinen Abschiedsschmerz, hatte nicht selbst Frln. Isabella gelächelt und nun lachte auch noch Tante Auguste, so oft ich vom Institute sprach.

Ich glaubte fest, daß Niemand auf der Welt mich verstände und dieß ist ein Gedanke, der dem härtesten Gemüthe Thränen erpressen kann! Ich war froh als das Abendstündlein herannahte und ich von Allen unbemerkt, mich in die Schloßkapelle schleichen konnte. Ich bat den lieben Gott, mir doch die Herzen und das Verständniß der Meinigen wieder zuzuwenden und Frln. Isabellas Liebe mir zu erhalten. Erbaut und getröstet ging ich nach dem Gebete

zur Ruhe, fest überzeugt, daß der liebe Gott noch Alles zum Besten wenden werde.

Nach drei Tagen brachte uns Tante Augustens Wagen zur nächsten Eisenbahnstation. Es ist eine herrliche Erfindung, so eine Eisenbahn, da wird man ja, so zu sagen, von einem Orte zum andern telegraphirt! Wir hatten schon in sieben Stunden die große Strecke, vom Gute bis nach W. . . . zurückgelegt. Dort angekommen, fuhren wir zu dem Hause, das Papa gemiethet hatte. Es war ein schönes, großes Haus, und neugierig hervorblickende Aeste verriethen einen großen Baumgarten hinter dem Hause. In meiner gegenwärtigen Stimmung beachtete ich nichts so genau, sondern lief geschwind auf mein Zimmerchen, das mir von einem Stubenmädchen angewiesen wurde. Dort reinigte ich meine Kleider von dem lästigen Eisenbahnstaube, ging dann zu Papa hinunter, der noch seine Reiserequisiten ordnete. Er rief mir heiter zu:

„Komm' her, Miezchen, ich habe Dir etwas zu sagen." Auf dieß Geheiß rutschte ich behend auf seinen Schooß und sah ihn fragend an. Papa sagte:

„Die Gouvernante, von der ich Dir schon gesprochen habe, ist seit gestern angekommen. Laß Dich von dem Kammermädchen nach ihrem Zimmer weisen, und begrüße sie freundlich und artig, als Deine künftige Lehrerin."

Ich war über diese Nachricht erstaunt und eben nicht besonders erfreut, schickte mich aber doch zum augenblicklichen Gehorsam an.

Hochklopfenden Herzens stieg ich den zweiten Stock hinauf; vor der Zimmerthüre nahm ich all' meinen Muth zusammen und klopfte an.

Ein „entrez" schallte von drinnen, ich trat ein — und stand wie versteinert da, — denn Frln. Isabella kam mir entgegen! . . . . Nun ward mir Alles klar, ich stürzte auf sie zu, um ihre Hand zu küssen, sie aber zog mich an ihr Herz und weinte mit mir Thränen der Freude. Lange konnte und wollte ich nicht sprechen, und erst, nachdem ich dieses Glück eine Weile genossen hatte, ging ich zu Papa, ihm für die große Freude und Ueberraschung, die er mir bereitet hatte, zu danken.

Er zog mich gerührt an sich, indem er sagte:

„Ich wollte Dich prüfen, Miezchen, Du hast bereitwillig, um Deinem Vater zu gehorchen, ein großes Opfer gebracht, und da hielt ich Dich für würdig, solch eine freudige Ueberraschung zu genießen."



Das ungefährliche Wässerlein.

Von Augusta v. Gäßler.

(Mit Bild.)

„Die Tante will's nicht leiden,
Dem Onkel ist's nicht recht!
Es geht mir mit den Beiden
Schon wieder herzlich schlecht. —

„Bin zur Vakanz gekommen
Und habe auch hieher
Die Stelzen mitgenommen, —
Nun schmähten sie mich sehr. —

„Sie nennen unverzeihlich
Solch tolles Spiel, wär' ich
Der dicke Onkel, freilich
Wär's auch kein Spiel für mich. —

„Doch was kann mir passiren
Ich bin ein Mann vom Fach,
Kein Zweiter kann marschiren
Wie ich durch Sumpf und Bach. —

„Dort drüben seh' ich blinken
Ein feines Wässerlein,
Es hört nicht auf zu winken,
Lockt mich zu sich hinein. —

„Weiß schon, wie ich's erreiche, —
Zieh' Schuh' und Strümpfe aus,
Und mit den Stelzen schleiche
Ich heimlich dann hinaus." —

Gesagt, gethan. — Nicht lange
Und vor dem Wässerlein
Am nahen Wiesenhange
Steht Max und schaut hinein. —

„Kein Bach, kein Weiher," spricht er,
„Auch sieht man auf den Grund,
Und lichter hier, dort dichter
Steht langes Schilf im Rund.

„Ganz ungefährlich, — wagen
Wir uns hinein getrost,
Soweit die Stelzen tragen,
Nach Norden, Süd' und Ost." —

Doch daß ich's gleich verkünde,
Sie tragen ihn nicht weit,
Es rächt sich jede Sünde,
Auch die Verwegenheit.

Nur wenig kühne Schritte,
Und unser Mann vom Fach
Liegt in des Schilfes Mitte
Der ganzen Länge nach.

Doch sehr vergnügt und heiter,
Nachdem er sich beschaut,
Ruft er: „Das geht nicht weiter,
Als höchstens auf die Haut. —

„Wär' mir auch nicht geschehen,
Hätt' ich den dummen Stein
Da unten, gleich gesehen,
So konnt's nicht anders sein.

„Weiß aber, wie ich's nütze, —
Naß bin ich schon einmal,
Jetzt geh' ich durch die Pfütze
Auf eigenem Pedal." —

Und wie ein Kranich schreitet
Er nun durch Schilf und Rohr,
Zu seinen Füßen gleitet
Das Wässerlein im Moor. —

Doch als er hin und wieder
Spaziert in Lust und Scherz,
Da plötzlich durch die Glieder
Zuckt ihm ein jäher Schmerz.

Er sieht nach seinen Beinen
Und wird mit Schreck' gewahr
Von Schlängelchen, gar kleinen,
Schon eine ganze Schaar. —

An seinen Beinen kleben
Der Thierlein schon so viel,
Und all' die Andern streben
Ganz nach demselben Ziel.

„Das treibe, wen's gelüstet, —
Nun geht es *durch* die Haut,"
Ruft unser Held entrüstet,
„Verhexter Sumpf, mir graut!"

Und flugs hat er durchmessen
In rascher Flucht das Moor,
Die Stelzen selbst vergessen,
So sprang er nie zuvor. —

Und Max, der allzukühne,
Entronnen der Gefahr,
Sinkt ganz erschöpft in's Grüne
Und läßt sich trocknen gar.

„Wenn *das* der Onkel wüßte,"
Beginnt er, „wie ich jetzt
Mein Spiel, das *tolle*, büßte,
Der *lachte* noch zuletzt. —

„'s ist *Mißgeschick* im Grunde,

Es fällt nicht Einer gleich,
Wie ich zu dieser Stunde,
In einen Egelteich."

Auflösung des Räthsels
in der neunten Lieferung:
Wort Gottes.

Das heilsame Recept.
Von J. St.

Es war der 31. Dezember des Jahres 1777. Der Himmel hing grau und schwer über der alten Kaiserstadt Wien; große, dicke Flocken wirbelten, von einem scharfen Nordost gepeitscht, durch die Luft, so daß der frische Schnee, der schon fußhoch in den damals noch nicht so musterhaft wie jetzt gepflasterten Straßen lag, zu einer bedenklichen Höhe anzuwachsen drohte.

Die liebe Sonne konnte an jenem Tage gar nicht zu ihrem Rechte gelangen; ehe es nur eigentlich recht Tag geworden, begann bereits die Abenddämmerung, und lange ehe die Glocke von dem hohen, alt ehrwürdigen Stephansthurme herab die vierte Stunde des Nachmittags verkündete, war schon die ehrsame Zunft der Laternanzünder in vollster Thätigkeit.

Es that dies aber auch wahrlich noth; denn trotz Unwetter und Kälte, wogte und wimmelte es in den meist engen Gassen und Gäßchen der Altstadt, von Menschen aus allen Ständen und von jeglichem Alter; und selbst auf den größeren, freien Plätzen stießen und rannten die Leute an einander, als ob die ganze Bevölkerung Wiens auf den Beinen wäre. Alle Gewerbe waren vertreten, Schneider und Schuster, Pastetenbäcker und Kaufmannsdiener, Perückenmacher und Putzarbeiterinnen, liefen geschäftig ihrer Wege, um die verschiedenen bestellten Gegenstände noch rechtzeitig abzuliefern. —

Subalterne Bedienstete, Kinder mit sorgsam eingewickelten Blumensträußen und sonstige eifrige Gratulanten beeilten sich, ihren Gönnern noch am Vorabende ein „glückseliges neues Jahr," zu wünschen. Festlich gekleidet, schritten sie vorsichtig an den hohen Häusern dahin, nach damaliger Mode das dreieckige Hütchen auf dem sorgfältig gepuderten Kopfe und den Galadegen an der Seite, der sich, trotz des sorgfältig zusammengehaltenen Mantels, in dem Gedränge manchmal gar unliebsam bemerkbar machte. — Auch an Neugierigen fehlte es nicht; und selbst junge Männer aus den höhern Ständen mischten sich, um das bunte Treiben mit anzuschauen, unter die Menge. Dazu kamen nun Sänften, Reiter und Wagen; letztere zur Verzweiflung der armen Fußgänger, die denn auch beständig in Lebensgefahr schwebten, und in ihrem Unmuth hierüber, das wiederholt ertönende wohlgemeinte „Aufg'schaut," der Kutscher, häufig mit barschem Wort erwiderten.

Mitten durch dieses wirre Menschengewühl drängte sich ein kleiner Knabe, von etwa 9—10 Jahren; seine Kleider waren ärmlich und verwachsen und seine Händchen roth und geschwollen von Kälte. Der Kleine aber schien so erfüllt von seiner Aufgabe, daß er weder Kälte noch Näße empfand. „Ich bitte, schenken Sie mir einen Gulden, für meine kranke Mutter," — rief er unermüdlich jedem vornehmer Aussehenden zu. Die Meisten der Angeredeten hörten gar nicht auf ihn; Andere verwiesen ihm rauh eine, wie sie meinten — so unverschämte Forderung, aber Niemand erhörte seine Bitte, worauf er mit kindlicher Zuversicht doch so gewiß gerechnet hatte, daß ihm daran zu zweifeln gar nicht in den Sinn gekommen war.

Nun aber schwand dem armen Kinde allmählig Muth und Hoffnung, es blickte ängstlich um sich her und fing an, bitterlich zu weinen. —

„Warum weinst Du Kind?" — fragte da plötzlich eine Stimme, und der Knabe sah einen Mann von mittlerer Größe, in einen schlichten grauen Mantel gehüllt, vor sich stehen.

„Ach guter gnädiger Herr," erwiderte er, indem er sich die Thränen abwischte, — „ich bitte recht schön, schenken Sie mir einen Gulden für meine kranke Mutter." —

„Ei, warum denn gleich einen Gulden, thut's nicht etwa auch ein Zwanziger?" versetzte der Fremde.

„Ach nein, gnädiger Herr," — antwortete der Knabe, indem er denselben treuherzig mit seinen großen blauen Augen anschaute; „Meine Mutter ist ja

krank und stirbt, wenn ich keinen Arzt für sie bekomme. Und nur wenn ich einen Gulden habe, bekomme ich einen Solchen. Ich war schon bei zweien, und keiner will mit mir gehen, wenn ich ihm nicht einen Gulden bezahlen kann.“ — —

„Wer sind Deine Eltern?“ — fragte der Fremde.

„Mein Vater war Tischlergeselle, — der ist aber vor einem Jahr gestorben; ja, so lange der lebte, da war's gut, da hatten wir alle Tage satt zu essen, — nun muß die Mutter durch ihre Arbeit uns Beide erhalten.“ —

„Wie heißt Du?“

„Johannes Meier.“

„Wo wohnt Deine Mutter?“ —

„Maria Hilf Vorstadt Nr. 60 im 5. Stock.“

„Bei welchen Aerzten warst Du, die nicht ohne Bezahlung zu Deiner Mutter gehen wollten?“

Der Knabe gab die Wohnung derselben an, und der Fremde notirte sie in seine Brieftasche. „Hier hast Du das Geld“ — sprach er dann und reichte dem Kinde drei Zwanziger.

„Nun eile, daß Du einen Arzt für Deine Mutter bekommst.“ —

„Küß die Hand, vergelts Gott tausendmal!“ rief freudig der Kleine, indem er die Hand seines Wohlthäters ergreifen und küssen wollte, — und lief dann, die Geldstücke krampfhaft in den erstarrten Händen haltend, so schnell er konnte von dannen. —

„Maria Hilf Vorstadt Nr. 60“ — rief der Fremde, nachdem der Knabe sich entfernt hatte, in den Wagen steigend, seinem Kutscher zu.

Bald war die entlegene Vorstadt erreicht, der Fremde stieg bei dem bezeichneten Hause aus, ging die schmale, dunkle Treppe hinauf, bis zum 5. Stocke und klopfte an der Thüre, durch welche ein schwacher Lichtstrahl drang. — Ein leises „Herein“ — tönte ihm entgegen und er trat ein. Es war ein niederes, armseliges Dachstübchen; auf einem ärmlichen Lager, das kaum ein Bett genannt werden konnte, lag eine Frau, blaß und abgehärmt; — ein alter Tisch, auf dem ein spärliches Oellämpchen brannte, zwei hölzerne Stühle und ein Crucifix bildeten die ganze Einrichtung.

„Seid Ihr die Frau Meier, die ihren Kleinen um einen Arzt geschickt hat?“ — fragte, sichtlich bewegt von dem traurigen Anblick, der sich ihm hier

bot, — der Fremde, indem er sich freundlich der Kranken näherte und sich auf dem hölzernen Stuhle neben ihr niederließ.

„Ach ja, Herr Doktor," — erwiderte die Frau und begann nun, in der sicheren Ueberzeugung, den ersehnten Arzt vor sich zu sehen, ihm ihre Leiden und zugleich ihre große Noth und Armuth zu schildern.

„Nun tröstet Euch, und laßt den Muth nicht sinken, liebe Frau," sprach der Fremde, nachdem er ihr theilnehmend zugehört hatte, „ich will Euch etwas aufschreiben, darauf wird's besser werden mit Euch. — Habt Ihr wohl Tinte und Papier?" „Weiter nichts, Euer Gnaden, als Johannes Schreibheft, dort auf dem Tische," — antwortete die Kranke verlegen. „Das genügt schon," — sagte sie beruhigend, der vermeintliche Arzt, setzte sich an den Tisch, riß ein Blatt aus dem Hefte und schrieb einige Worte darauf, mit einer Bleifeder, die er aus seiner Brusttasche nahm. „So," fuhr er fort, — „hier habe ich Euch eine Arznei aufgeschrieben, die laßt nur gleich von dem Johannes holen, wenn er heimkommt; es steht schon dabei, wo er sie bekommt." — Mit diesen Worten verließ der Fremde, freundlich grüßend, das Stübchen, und die arme Kranke harrte nun, mit Sehnsucht und Sorge, der Rückkehr ihres Kindes. Nach einer viertel Stunde endlich, vernahm sie Tritte auf der Treppe, und mit dem Rufe: „Sieh' Mutter, hier ist der Herr Doktor", — sprang der Kleine triumphirend zur Thüre herein.

„Noch ein Herr Doktor?" fragte erstaunt die Kranke, — „es war ja schon Einer da, ein gar freundlicher Herr, der mir etwas aufgeschrieben hat, dort liegt das Recept auf dem Tische." —

„Nun laßt sehen," sprach der Arzt, indem er das Blatt ergriff, um bei dem schwachen Lichte das Recept zu lesen, — alsbald aber rief er in dem Tone der höchsten Ueberraschung:

„Ah! — das ist freilich ein gutes Recept und ein vornehmer Arzt! Ich gratulire, Frau Meier; wißt Ihr denn, was da geschrieben steht? — Fünfzig Dukaten, gleich zu erheben beim Zahlamt des Kaisers durch den kleinen Johannes Meier; — darunter — Joseph.

„Wißt Ihr, wer das ist?" — Die arme Frau wußte Anfangs gar nicht, wie ihr geschah; sie zitterte am ganzen Körper, und bat den Arzt, er möge keinen Scherz mit ihr treiben und ihr erklären, was das Alles heißen sollte. Das sei ja doch gar nicht möglich, meinte sie, daß der Kaiser, der große Kaiser

Joseph selbst, hier bei ihr in der ärmlichen Stube gewesen, und mit ihr geredet habe, wie mit seines Gleichen.

„Wer sonst könnte diese Anweisung geschrieben haben?" erwiderte der Arzt, „schickt nur gleich Johannes hin, das Geld zu holen, — wenn er es bringt, werdet Ihr daran glauben lernen." —

„Aber der Kaiser und fünfzig Dukaten," rief immer wieder die Frau, „nein, das kann ich doch nicht glauben." —

„Wißt Ihr nicht, liebe Frau," sprach der Arzt, „daß, wo die Noth am größten, Gottes Hilfe am nächsten ist? — Aber faßt Euch nun; ich will Euch jetzt auch eine Arznei aufschreiben, wenn auch keine so kostbare; vor Allem aber ist es nöthig, daß Ihr etwas Warmes und Stärkendes genießt; ich wohne nicht weit von hier und werde Euch, da ich mir und den Meinen heute auch einen frohen Abend bereiten wollte, etwas von unserem Sylvesterschmauß schicken; Morgen aber will ich kommen und sehen, wie die beiden Arzneien angeschlagen haben."

Johannes war inzwischen längst fortgeeilt, und lief was er konnte nach der Hofburg, wo der Zahlmeister bereits von dem menschenfreundlichen Kaiser den Auftrag erhalten hatte, ihm die Summe auszuzahlen. Der glückliche Knabe wußte gar nicht, wie er den weiten Weg hin und her zurückgelegt hatte; es war ihm als hätte er Flügel statt seiner zerrissenen Schuhe an den Füßen; athemlos stürzte er ans Bett der Mutter und zählte ihr die blanken Goldstücke vor. Auch der Arzt hatte Wort gehalten und der Kranken ein Nachtmahl geschickt, so gut und reichlich, wie sie lange, lange keines mehr genossen. — Nicht nur der Kummer, auch die Freude kann bisweilen den Schlaf von unserem Lager verscheuchen; Johannes und seine Mutter wachten, trotz Müdigkeit und Erschöpfung, bis die Glocken von den Thürmen herab und die Kanonen auf den Wällen, das neue Jahr verkündeten. Sie beteten in ihrem stillen Dachstübchen, das ihnen nun schöner und kostbarer erschien, als die behaglichste Wohnung eines Reichen, unter heißen Dankesthränen für ihren Wohlthäter, den edlen, allgeliebten Kaiser.

Dieser aber saß zur selben Zeit in dem fast tagehell erleuchteten Prunksaal der kaiserlichen Hofburg, an der Seite seiner erlauchten Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, umgeben von den Großen seines Reiches, welche an jenem Abende zu einem glänzenden Hofconcerte geladen waren. Eine seltene Pracht war hier entfaltet; Gold und Edelsteine, im Werthe von Millionen

warfen im bunten Glanze die Lichtstrahlen der zahllosen Kerzen zurück. — Die berühmtesten und ausgezeichnetsten Tonkünstler Wiens, das damals so viele musikalische Talente beherbergte, waren entboten, um zur Verherrlichung des Abends beizutragen und sie schienen sich gegenseitig an großartigen Kunstleistungen übertreffen zu wollen; denn man wußte, daß Kaiser Joseph ein großer Freund und Kenner klassischer Musik war. — Dennoch schien derselbe heute nur mit halber Seele dabei zu sein; leutselig und freundlich wie immer, sprach er in liebenswürdigster Weise den Künstlern seine Anerkennung aus und unterhielt sich mit den Gästen; aber ein tiefer Ernst lag während des ganzen Abends auf seinen edlen Zügen. — Nachdem die Kaiserin sich erhoben, und damit das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, reichte Joseph ihr den Arm, um sie in ihre Gemächer zu geleiten; dort angelangt, küßte er, ihr eine gute Nacht wünschend, ihre Hand, indem er sich verabschieden wollte. Die Kaiserin aber hielt die Seinige fest, bedeutete durch einen Wink ihrem Gefolge, daß sie allein sein wolle; und während sie mit den schönen, klugen Augen, deren Glanz auch das Alter nicht zerstört hatte, dem Sohne forschend in's Angesicht blickte, sprach sie besorgt: „Joseph, Du hast etwas auf dem Herzen, das Dich drückt, sag' mir's, wenn ich's wissen darf." —

„Ja Mutter" — entgegnete der Kaiser, „ich kann es nicht läugnen, daß der Glanz, der uns umgab, mir heute Schmerz statt Freude bereitet hat; ich hatte so kurz vorher in die tiefe Nacht menschlichen Elendes geschaut;" — und er erzählte ihr sein Abenteuer.

„Du hast den armen Leuten jedenfalls einen glücklichen Abend bereitet und solltest Dich ja dessen freuen," — erwiderte die Kaiserin theilnehmend.

„Wenn ich nicht denken müßte, daß noch Tausende unserer Unterthanen in ähnlichem Elende schmachten, denen ich nicht zu helfen vermag" — entgegnete der Kaiser.

„Ja," versetzte Maria Theresia, „wenn wir alles Elend zu lindern vermöchten, dann wären wir in der That, für was man uns so häufig irrigerweise hält: die Glücklichsten unter den Sterblichen."

„Aber laß' uns," fuhr die Kaiserin fort, — „wenigstens thun, so viel wir vermögen. Morgen gleich will ich mich näher nach den Leuten erkundigen lassen; ist die Frau brav und ordentlich, soll sie, sobald sie genesen ist, eine kleine Stelle hier in der Burg bekommen, damit sie wenigstens vor Nahrungssorgen geborgen ist, für ihre Lebenszeit. Dem Buben wollen wir was Ordent-

liches lehren lassen; eine gute Erziehung ist die fruchtbringendste Wohlthat, weil sie meist fortwirkt, auf Kinder und Kindeskinder." — Noch lange ergingen die große Kaiserin und ihr edler Sohn, den sie zu ihrem Mitregenten ernannt hatte, sich in ernstem Gespräche über die Pflichten und Sorgen ihres hohen und schweren Berufes.

Frau Meier, frei von Nahrungssorgen, und im Stande sich nun die nöthige Pflege zu verschaffen, genas bald und erhielt zu ihrer großen Freude die verheißene Stelle in der kaiserlichen Burg. Am glücklichsten aber war wohl unser kleiner Johannes, als er hörte, daß der gütige Kaiser sich seiner annehmen und ihn unterrichten lassen wolle.

Er kam in eine Klosterschule und gewann bald durch Fleiß, musterhaftes Betragen und durch seinen offenen und liebenswürdigen Charakter, die Liebe und Achtung seiner Lehrer und Mitschüler. — Als er 18 Jahre alt war, nahm ihn der Kaiser in seine Privatkanzlei, wo er sich als so brauchbar und tüchtig erwies, daß ihm sein Wohlthäter bald die bedeutende Stelle eines Vorstandes des Armenwesens übergab. — „Du sollst mir," sprach der Kaiser — „nun vergelten, was ich an Dir gethan, indem Du mir behilflich bist, auch Andern ein Gleiches zu thun. Wenn Du weißt, wo Hilfe noth thut, warte nicht, bis sie begehrt wird; spare keine Mühe, Erkundigungen einzuholen; weise Niemand mit harten Reden ab; — wo man nicht helfen kann, tröstet oft ein freundliches Wort; — und wenn Du versucht bist, ungeduldig zu werden, dann erinnere Dich daran, wie es Dir zu Muthe war an jenem Abend, als Du vergeblich so Viele um den Gulden anflehtest, von dessen Besitz das Leben Deiner Mutter abzuhängen schien." — Johannes gelobte mit Herz und Mund, sein ganzes Dasein nur dem Dienste seines Wohlthäters und der Erfüllung seiner großmüthigen Absichten zu widmen; und er hielt treulich Wort. Er war der liebevollste, werkthätigste Freund und Fürsprecher der Armen, der dankbarste, treueste Diener seines edlen Gebieters.

Zu früh für ihn, wie für Millionen seiner Unterthanen, starb Kaiser Joseph wenige Jahre nachher, den 20. Januar 1790, nach mannichfachen schmerzlichen Erfahrungen. Johannes aber bewahrte ihm bis zu seinem Lebensende ein dankbares Andenken; noch als siebzigjähriger Greis sprach er mit Begeisterung von seinem, über Alles geliebten Kaiser.

„Ich danke ihm," — sagte er, „nicht nur das Leben meiner guten Mutter

und meine eigene Existenz, sondern ich danke ihm auch, das was das Glück meines Lebens ausmacht, und was ihm Werth verliehen hat. Er hat mich gelehrt, daß die Quelle des reinsten Glückes, die festeste Grundlage eines wahren inneren Friedens, in einem warmen werkthätigen Wohlwollen gegen unsere Mitmenschen zu suchen sei. Dieses hat Kaiser Joseph gehegt und bethätigt, unermüdlich, nie entmuthigt, — wie oft auch Undank sein Lohn war, — wie Wenige vor und nach ihm es gethan. Groß war er durch Geist und Talente, durch Willenskraft und Tapferkeit; — am größten aber, unbestreitbar, durch seine unerschöpfliche Menschenliebe und Großmuth."

Das Land der Basken.

Von **Isabella Braun.**

III.

Hat man einen Menschen liebgewonnen, dann möchte man auch dessen Angehörige kennen lernen. Nicht anders verhält es sich mit Orten. Sogar ein Dorf, woselbst wir vergnügte Stunden verlebten, vermag uns Interesse für das Land, dem es angehört, einzuflößen. Nicht anders ging es mir mit Biarritz und dem baskischen Ländchen. Vielleicht lassen sich meine jungen Leser, nachdem sie den kleinen Badeort kennen lernten, nun auch gerne durch die Umgegend führen.

Das „Land der Basken" zieht sich an den westlichen Abhängen der Pyrenäen entlang. Wie bereits erwähnt, ist ein Theil dem spanischen Scepter unterthan, der andere bevölkert das französische Departement der „Basses Pyrenées" und umfaßt etwa 70,000 Seelen. Dieser letzte Theil ist auf den Höhen von Ainhouë vollkommen zu überschauen. Hier gewahrt das Auge noch nichts von den rauchenden Schloten großer Fabriken, dagegen aber blickt es auf uralte Eichenwälder von ganz eigenthümlichem Grün, wo ehedem der Bilçar zusammentrat, dessen Mitglieder, jeder an einen Stamm gelehnt und auf seinen Speer gestützt, des Volkes Angelegenheit berietheen. Das Auge schweift über scheinbar dürren, steinigen Boden, der aber dennoch eine doppelte Jahresärnte liefert, über ansehnliche Bergzüge von weiß-glänzenden Häusern bedeckt; es ruht auf einer reizenden Höhe mit dem kleinen Orte Cambo, dessen Bäder

im Spätsommer viele Gäste anlocken, dessen Spiele, Feste und Jagden es bei den Basken besonders beliebt machen. Gegenüber liegt im stillen Waldesschooße Jaston und auf der Straße gegen Bayonne gewahrt man die Gemeinden von Urcuray, Arbou, Arcangues und Larressórre, wo sich die einzige Studien-Anstalt befindet. Längs dem Golfe erblickt man auf diesem Standpunkte unser Biarritz, Anglet, St. Jean de Luz, wo Ludwig XIV Hochzeit hielt, Jrun und Fontarabie mit den Ruinen von Andaye. Hier war einst das Vaterland der „loups de mer," jener kühnen Seefahrer, die den Wallfisch verfolgten und dessen baskischen Namen „Macaillacua" in allen Sprachen einbürgerten und welche Columbus den Weg nach Amerika wiesen. Der Sage nach soll es ein an die Küste geworfener Biscayer gewesen sein, der ihm die Nachricht von der wirklichen Existenz dieses vermutheten Landes brachte. Hier, auf der Höhe von Ainhouë, eine Meile vom Ozean entfernt, hört man noch den gewaltigen Donner des schäumenden Meeres, das seine langen und breiten Wogen unaufhörlich an die steilen Kalkwände schleudert und tiefe, unbeschreiblich romantische, frische Grotten in die Felsen gräbt.

Zwischen Biarritz und Ciburne geht das Land in liebliche Vorgebirge aus. Dieselben sind mit dichten Eichen- und Kastanienbäumen bewaldet, alle Thäler durchzogen mit silberblinkenden Flüssen, welche hundertfältig ihre Arme durch blumenreiche Wiesen strecken. Ueberall glänzen durch's dunkle Laub die weißen Hütten und Häuser und hoch darüber in der Ferne ragen die Gebirge von Ossau und Laruns mit ihren Schneegipfeln empor.

Nach dieser kurzen Beschreibung des baskischen Ländchens will ich meinen Lesern von seinen Bewohnern, deren Sitten und Sprache erzählen.

Das Volk gibt sich selber den Namen „Vasc" (von vasoc, Mann.) Die Einwohnerschaft theilt sich in die drei natürlichen Klassen: den wenig zahlreichen Adel, den wohlhabenden Grundbesitzer und den genügsamen Taglöhner. Den eigentlichen Kern des Volkes bildet die Mittelklasse und wird mit „Etchèro-Jauna" (Herr des Hauses) angeredet. Alle sind gleichmäßig stolz auf ihr Land und ihre Abstammung, der Ehrgeiz nach Rang und Titel ist ihnen völlig fremd. So viel sich auch unter ihren Nachbarn verändert hat, sei's durch Scheidungen oder Verschmelzungen, die Basken blieben stets abgesondert in Sitte und Sprache, sie reden von Frankreich und Spanien wie von einem fremden Lande.

Die baskischen Männer besitzen eine echt männliche Schönheit. Sie sind

meistens mittelgroß, mit vollstem Ebenmaß gebaut, mit Stärke und Gewandtheit begabt. „Flink, wie ein Baske" — ist sprichwörtlich geworden.

Gleich der Sonne ist sein Blut warm, gleich den Felsen — sein Muth ausdauernd und gleich dem Meere — sein Angriff stürmisch; er weiß den eisenbeschlagenen Stock, welcher ihn beinahe niemals verläßt, mit höchster Geschicklichkeit zu schwingen und sich seiner, als einzige Waffe zu bedienen. Bei all' dieser Kraft und Kühnheit besitzt er ein tiefes Gemüth, was sich ganz besonders in der Trauer um die Verstorbenen äußert, so daß die Regierung genöthigt war, übertriebene Kasteiungen mit Strafe zu belegen. Tiefe Religiösität hält zugleich auch seine Leidenschaft in Schranken.

Der Männer-Anzug steht ganz vortrefflich zur angebornen Grazie. Die „baskische Mütze" in Tellerform, meist blau oder schwarz, sitzt etwas schief auf dem dunklen Haare; über das schneeweiße Hemd ist entweder eine rothe, offene Weste gezogen, oder eine blaue, auch rothe Jacke hängt auf der linken Schulter. Das kurze, enganliegende, schwarze Beinkleid wird durch eine rothe Schärpe gehalten, die weißen, auch blauen Strümpfe sind zierlich mit den rothen Bändern der Sandalen umschnürt; die letztern bestehen aus geflochtenem Hanf.

Die Frauen sind fast durchschnittlich von ausnehmender Schönheit. Zum „griechischen Profil" gesellt sich ein klarer Teint, ein dunkles, leuchtendes Augenpaar, ein schalkhaftes Lächeln von den rothen Lippen, ein stets lebhafter Gesichtsausdruck.

Dabei sind sie schlank gewachsen und besitzen schöne kleine Hände und Füße. Alles an ihnen ist Anmuth und Grazie. Sie schlingen malerisch das rothe oder himmelblaue Tuch um's schwarze Haar und lassen die langen Zipfel auf den Rücken herabfallen, das geschmackvoll gestickte oder gewirkte Tuch ist leicht über die Schultern geworfen, das Röckchen ist kurz und steht allerliebst zu ihrem fast schwebenden Gange. Es ist ein malerischer Anblick, wenn sie den Erdkrug auf dem Kopfe tragen, oder den Spinnrocken mit dem linken Arm festhaltend die Spindel in die Luft werfen. Dabei besitzt das baskische Mädchen einen unversiegbaren Quell der Heiterkeit, der Neck- und Lachlust, was sich Alles auch gegen Fremde äußert, aber auch emsigen Fleiß, wovon die spiegelblanken Küchengeräthe, die weiß gefegten Bänke und Tische des Hauses Zeugniß geben, wie Reinlichkeit überhaupt eine echt baskische Eigen-

schaft ist, wovon die stets blendend weiß getünchten Häuser Beweise liefern.

Die Cultur des baskischen Ländchens machte bei diesem, am Alten hängenden Volke keineswegs erhebliche Fortschritte. Ihr Boden liefert bei der lang herkömmlichen Pflege und Bebauung genügend Mais, Getreide, Feigen und Obst. In Dörfern trifft man niemals Pferde, dagegen äußerst starke Ochsen. Immer noch tönt das eigenthümliche Knarrzen der Wagenräder, die nur aus einem runden Brett bestehen, gleich einem verstimmten Posthorn, ans Ohr.

Meine jungen Leser werden wohl das größte Interesse an den Spielen der Basken haben und hierin leisten dieselben auch sowohl Ergötzliches, als Bewunderungswerthes, denn sie gründen stets auf Gewandtheit und Geschicklichkeit. Ein glühender Wetteifer erfaßt sie beim Erklettern hoher, glatter Bäume; es röthen sich die schönen Gesichter, alle Muskeln strengen sich an, um die schwersten Balken zu heben, der geschickteste Seiltänzer könnte von ihnen lernen, wenn sie ihre äquilibristischen Pyramiden bilden.

Vor Allen jedoch sind es drei Arten von Belustigungen, welche sie mit echt südländischem Eifer, ich möchte fast sagen, mit Leidenschaft betreiben, nämlich Tanz, Ballspiel und Jagd.

Der baskische Nationaltanz heißt „Mouchico." Eines Sonntags nach dem Gottesdienste zogen die baskischen Jünglinge und Jungfrauen paarweise, von einem Anführer geleitet, auf den Marktplatz von Biarritz, voran die Musikanten mit der „Chirola," einer eigenthümlichen Flöte, der Violine, deren Saiten mit einem kurzen Stöckchen geschlagen werden und der nationalen Tambourine. Der Schritt richtete sich genau nach der Musik, langsam oder beschleunigter. Die Tanzenden trugen Lorbeer- oder Buchsbaum-Zweige in den Händen. — Auf dem Platze angekommen, gab der Anführer das Zeichen und augenblicklich bewegte sich die ganze Masse in hundertfältigen Windungen; bald waren sie zu einem Knäuel verwickelt, bald löste sich derselbe, daß der Zuschauer den Faden verlor, und dennoch herrschte wahrhaft künstlerische Ordnung, wie bei einem Ballete. Dazu ertönten Ausbrüche des höchsten Entzückens, der jubelndsten Lustigkeit.

Alles jodelt die „Irincina"; Kopf, Leib, Hand und Fuß begleiten den Gesang; schließlich stimmt die Zuschauermenge ein und das Meeresrauschen liefert die Orgelbegleitung.

Das **Ballspiel** dagegen ist kein bloßer Zeitvertreib, sondern eine wichtige Angelegenheit, von welcher nicht nur der Ruhm des Einzelnen, sondern ganzer Gemeinden abhängt. Die Bewohner der Berge und Thäler, sogar die spanischen Basken kommen zu solch' einem Wettkampfe.

Ein weiter Platz ist gewählt, die Kampfrichter sind bestimmt. Die Zuschauer haben alle Hausdächer, Bäume, das Dach des Kirchthurmes besetzt; die Kämpfer erscheinen im weißen Hemde, weißen Pantalon mit der scharlachrothen Leibbinde, begrüßt von schallendem Zurufe. Das Zeichen ist gegeben und der Ball fliegt. Aber wessen Auge vermag seinem Fluge, oder den Bewegungen der Spielenden zu folgen! man könnte eben so gut den Flug der Vögel begleiten. Im Augenblicke erscheint er hier, jetzt auf der entgegengesetzten Seite; aber immer bewegt er sich mit Grazie; die staunenswertheste Gewandtheit zeigt sich in allen Wendungen, im Vor- und Zurückschreiten.

Die Zuschauer betheiligten sich auf's Lebhafteste dabei. Spannung, Angst, Jubel, Theilnahme — Alles ist im raschen Wechsel auf den Gesichtern zu lesen, und dazu ertönt ein Schrei der Aneiferung, ein Ruf der Enttäuschung; es erschallen die Namen der Spielenden mit bezeichnenden Beiworten, alle Empfindungen kleiden sich in Geberden. Ist aber das Spiel vollendet, der Sieg entschieden, dann werden die Helden des Tages im Triumphe umringt und im ganzen baskischen Ländchen wird nach dem Ausgange geforscht und nur von dem Einen gesprochen; es ist nicht anders, als ob davon das Wohl oder Wehe eines Ortes abhinge.

Die Jagd der wilden Tauben „Polombes" wird meistens in großer Gesellschaft, von ganzen Gemeinden ausgeübt und ist von so eigenthümlicher Art, daß sie kaum ihres Gleichen findet.

Bevor die Jagd in dem hiezu ausgewählten Walde beginnt, herrscht in demselben das regste Treiben. Es werden Netze ausgespannt und auf dem Gipfel jeder Eiche wird eine Art Hütte erbaut. In Bälde ist der ganze Wald zu einem schwebenden Dorfe umgewandelt und bevölkert mit den Jägern, die aber keineswegs mit Flinten, sondern mit Klappern bewaffnet sind. Nun wird an verschiedene Bäume des Waldes eine gefangene Taube als Lockvogel gebunden. Ihr Geschrei zieht schnell die Tauben in solch großer Anzahl herbei, daß sie einem Gewölke gleich den Wald förmlich bedecken. Kaum ist dies geschehen, werden bereit gehaltene Sperber losgelassen, zu gleicher Zeit machen die Jäger in ihrer Gipfelwohnung mit den Klappern den tollsten Spektake

und Lärm. Die Verfolgung der gefürchteten Sperber, das Geräusch der hundert Schnarren treibt die scheuen Vögel schaarenweise in die ausgespannten Netze, worauf die Jäger jubelnd ihre Hütten verlassen, um die reiche Jagdbeute in Empfang zu nehmen.

Zum Schlusse dieses Abschnittes noch ein Weniges über die Sprache der Basken. Woher sie nur stammen mag? denn sie hat nichts gemein mit der französischen, oder spanischen. Die Sprachforscher suchten zur Lösung dieser Frage die Abstammung der Basken selbst zu entdecken. Mit Gewißheit konnte nur so viel ermittelt werden, daß sie vor christlicher Zeitrechnung die große Masse der spanischen und portugiesischen Bevölkerung ausmachten, daß sie aber von Phönizischen, Carthagischen und Griechischen Ankömmlingen an die westlichen Abhänge der Pyrenäen verdrängt wurden. Nun haben die Forscher in der baskischen Sprache einige phönizische Stammsilben und altgriechische Wurzeln entdeckt, und somit sind sie geneigt, die Sprache der Basken für eine Ausbildung der Phönizischen zu halten. Ich kann natürlich meinen jungen Lesern nur den Klang einzelner Worte vorführen.

Die Aussprache ist klar und läßt jeden Buchstaben deutlich hören, somit mögen die Leser durch Nachsprechung der folgenden Worte sich von dem Wohllaut der Sprache einen Begriff bilden.

Egun hon Jauna — Guten Tag, Herr!
Ansta çira Jauna? — Wie befinden Sie sich Herr?
Gav hon, laçaustehon, Jauna. — Gute Nacht, schlafen Sie wohl, Herr.

Ené aita — mein Vater	bessua — der Arm
hiré ama — deine Mutter	ahua — der Mund
harren annaïa — sein Bruder	illia — das Haar
gure semia — unser Sohn	sangua — der Fluß
çure alaba — eure Tochter.	lura — die Erde.

Die Grundzahlen:

1) bat. 2) bia. 3) hirur. 4) lau. 5) bors. 6) seiz. 7) caspi. 8) cozzi. 9) bédéraci. 10) hamar. 11) hamarca. 12) hamarbi.

Die baskische Sprache ist äußerst schwer zu lernen, sowohl wegen ihrer Wortlänge, als auch ihrer Veränderung bei der Abwandlung, wo sie bisweilen die Wurzel gänzlich verläßt. z. B.:

yatia, essen. — yandut, ich habe gegessen
yannendut, ich werde essen.

edatia, — trinken. edandut, ich habe getrunken
edanendut, ich werde trinken.
maltacia, lieben. — mataci guindut, ich habe geliebt
mataci guinendut, ich werde lieben.

Noch größer zeigt sich die Veränderung bei der Conjugation; z. B.:

lo-nago — ich schlafe,
lo-hago — du schläfst,
lo-dago — er schläft,
lo-gaudé — wir schlafen,
lo-causte — ihr schlaft
lo-daude — sie schlafen.

Die Basken lieben es, sehr bilderreich zu sprechen, sich poetisch auszudrücken. Davon zeugen schon die Umschreibungen mancher Hauptwörter. So bedeutet z. B.:

Gott: Jaunguicoa (der Herr von Oben).
Nacht: galea (Abwesenheit des Lichts).
Tod: eriotza (das kalte Uebel).
Sonne: egusquia (Schöpfer des Tages).
Mond: élarquia (das todte Licht).

Da die Basken meistens ein weiches Organ besitzen, klingt die Sprache sehr melodisch. Ihre Gesänge tönen weich und schmachtend; die Melodie ruht meistens auf den Tönen a und ac, mit denen auch die Mehrzahl der Worte ausgeht.

(Schluß folgt.)

Der Hanswurst.

Altböhmische Sage.

Von Dr. J. Proschko.

„Kaspar, Melchior, Balthasar"
War gezogen in das Jahr,
Und der Fastnacht bunte Schwänke

Zauberten auf Tisch und Schränke
Faschingsgaben mancherlei
Und der Narren viel dabei. —
Auf den Plätzen standen Buden,
Auf dem Tändelmarkt der Juden
Vor dem alten Carolin
Wogte bunt es her und hin.

Ging ein armer Klostermann
Von St. Emmaus g'rad vorüber;
Sprach ein Musensohn ihn an:
„Wartet doch ein wenig, Lieber!
Will Euch auch ein Angedenken
Von den schönen Dingen schenken,
Die der liebe Fasching heut'
Seinen treuen Jüngern beut."

Sprach's, und warf mit frechem Trutze
In des armen Mönch's Kapuze
Den Hanswurst aus buntem Flecke,
Den gefeilscht er an der Ecke
Von der alten Höckerin.
Ruhig blickt der Mönch auf ihn,
Spricht: „Mein Sohn, nimm für die Gabe,
Die Du bietest, was ich habe,
Nimm dieß kleine Kreuz von mir
Gottes Segen sei mit Dir!" —

„Ei Herr Pater," spottet wieder
Jener, seid Ihr Klosterbrüder
Neben Eures Weines Gold
Auch den Fastnachtsschwänken hold? —
Ei so sprecht: was thut Ihr heute
Mit der bunten Fastnachtsbeute.
Hängt im Refectorium
Ihr wohl gar ein Mänt'lein um?" —

Sanft der Ordensmann darauf:

„Dein Geschenk bewahr' ich auf,
Um es täglich anzuschauen
Und daran mich zu erbauen.
Lächelst Du? — o siehst Du nicht
Was dieß bunte Männlein spricht?
Siehst Du nicht, wie seine Flecken
Thränen mir im Aug' erwecken? —
Sprechen nicht die Lappen all'
Lauter als der Stimme Schall? —
Sieh' nur hier den Fleck so blau,
Sieh', er spricht: „Zum Himmel schau,
Wo das Kind den Vater grüßt:
Vater unser, der Du bist!
Sieh', der and're weiß und rein,
Freundlich spricht: so sollst Du sein,
Daß Dein Thun der Bitte gleich:
Herr, zukomme uns Dein Reich!
Und der Dritte rosenfarb'
Mahnt an den, der für mich starb,
Der da rief in bitt'rem Wehe:
Vater, was Du willst geschehe!
Und der grüne in der Mitte
Lehret mich der Hoffnung Bitte:
Gib der armen Erdennoth,
Vater, täglich unser Brot!
Und der Lappen schwarz und fahl,
Mahnt mich: Mensch Du stirbst einmal!
Mußt vor Gott den Richter treten,
Darum sollst Du täglich beten:
Herr! wie Unrecht wir erdulden,
So vergib uns unsere Schulden!
Nebenan der graue sagt:
Daß einst diese Dämm'rung tagt,
Daß wir in dem armen Leben
Täglich unter Schatten schweben,

Daß wir sollen brünstig flehen:
Herr, woll'st gnädig bei uns stehen,
Wahren uns vor allem Bösen
Und vom Uebel uns erlösen. —
Dann, mein Sohn, Hanswurst's Gestalt
Findest Du im Menschen bald;
Denn auch er ist fleckenvoll
Und geberdet sich oft toll
Auf dem Markte dieser Erde,
Wo ihn hinrief Schöpfers Werde!
Trägt ein bunt durchwirktes Kleid,
Das in tausend Farben schreit;
Doch die Zeit nimmt Fleck auf Fleck
Von dem Flitterwerk hinweg,
Und von all der Herrlichkeit
Bleibt ein — weißes Leichenkleid;
Schüttelst Du auch dieses aus,
Fällt ein Aschenhäuflein 'raus. —
Seh' ich d'rum dieß Männlein an,
Greift es an das Herz mir dann,
Und sein Schellenglöcklein ruft
In's Gedächtniß mir die Gruft,
Wo ich fern vom Markt der Erde
Auch ein Aschenhäuflein werde." —
Also sprach der fromme Mann,
Keiner lachte ihn mehr an;
Abendglöcklein tönte leise
Von St. Veit die fromme Weise,
Mahnte, als der Markt verklang,
Durch die Lüfte still und bang,
Von des Berges Riesenscheitel:
„Alles in der Welt ist eitel!" . . . .

Ein Kindesleben.

Von F. v. Z.

„Ihm folgte nur zu bald sein hoffnungsreicher Bruder Ludwig." Diese wenigen Worte stehen am Fuße eines kleinen Grabsteines, von liebenden Eltern ihrem einjährigen Söhnchen gesetzt, das nach vier Monaten schon in seinem kühlen Bettlein einen Schlafkameraden bekam an seinem Bruder. Ludwig hatte er geheißen, der gute, kleine Knabe. Zehn Frühlinge hatte das junge Leben geblüht, dann kam ein heißer Schmerzenssommer, der verzehrte die junge Kraft, die Stürme schwerer Krankheit und Leiden verwehten die Rosen in dem kindlichen Gesicht, entblätterten die zarte Menschenblüthe und brachen sie zuletzt. Dann hat man sie niedergelegt in die Erde und während die Augen derer, die das gute Kind im Leben am liebsten gehabt, die es gepflegt und gehegt hatten, deren Glück und Freude es gewesen, sich trauernd und voll Thränen senkten auf den frischen kleinen Hügel, war die reine unschuldsvolle Seele als schöner Engel eingezogen ins ewige Vaterhaus, zu Himmelsfreuden und Himmelsruhe. In kurzer Zeit war Ludwig dieser seiner Engelsbestimmung entgegengereift und wie es Blumen gibt, die sich rasch zur vollendetsten Schönheit entfalten, mit Duft und Glanz das enge Bett erfüllend, während andere Gewächse uns erst nach Jahren mit Knospen, Blüthen und Früchten erfreuen, so war auch unser lieber, kleiner Ludwig früh erblüht, früh vollendet. Wie er im Leben so lieb und gut und besonders während seiner langen Krankheit wirklich engelhaft gewesen, davon sollt Ihr nun etwas hören und wenn Ihr ihn auch im Leben nicht gekannt habt, so werdet Ihr ihn ganz gewiß doch recht lieb gewinnen und wünschen, ihm ähnlich zu sein.

I.

Erste Kindheit.

„Der Ludwig muß immer etwas Besonderes haben," sagten seine Brüder oft und die Sache war auch nicht so ganz unbegründet. Bei seinem Eintritt in's Leben am Morgen des 28. November 1855 ertönte Trommelwirbel und fröhliche Musik, es war ein Fest im Lande, das Geburtsfest des guten, geliebten, so viel betrauerten Königs Max. Diese Musik weckte die fünf Geschwister des kleinen Erdenbürgers, daß sie mit frischen Augen dem Papa entgegensahen,

als er in das Schlafzimmer eintrat, um die Ankunft des neuen Brüderchens zu verkünden. Wie hurtig ging's nun aus den warmen Nestchen, wie suchte Jedes zuerst fertig zu sein, um das kleine Wesen zu sehen, zu dem Alle augenblicklich eine ungeheure Liebe fühlten, sobald sie wußten, daß es da war. Die Schwester durfte es zuerst sehen und küßte es leise und zärtlich; dann kamen die vier Brüder vorsichtig hereingeschlichen und standen in stummer Bewunderung um die Wiege, denn Papa hatte ihnen gesagt, daß der kleine Bruder noch gar keinen Lärm ertragen könne; als er aber die großen, dunklen Augen aufschlug, da waren die brüderlichen Gefühle zu mächtig, es mußte zu einer lauten Huldigung kommen: „O, der ist nett," tönte es aus Aller Mund und es war recht schwer, sich wieder von dem Brüderlein zu trennen, wenn auch nur für kurze Zeit, denn die vier Buben waren sehr pfiffig und wußten sich immer wieder zu ihm hineinzustehlen. Nun kamen freudige Tage. Die Taufe des lieben Kindes, Weihnachten bald darauf, wo seine großen, glänzenden Augen wieder das allgemeine Entzücken von Eltern und Geschwistern erregten, und Alle waren darüber einig, daß L u l u 's Ankunft ein großes Glück gewesen sei. Kaum ein halbes Jahr alt, machte er schon eine schöne, große Reise; freilich wußte er selbst nichts davon, aber sein ältester Bruder, ein aufgeweckter Junge von 13 Jahren, meinte, es könne vielleicht doch etwas eindringen in den jungen, noch schlummernden Geist und wurde nicht müde, seinem lieben, kleinen Lulu alles Schöne und Merkwürdige vorzusagen, was ihnen auf der Reise begegnete. An dem neuen Bestimmungsorte seiner Eltern wuchs nun der kleine Ludwig heran zum frischen, blühenden Kinde, das in jeder Beziehung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Wer ihn herumspringen sah in den Alleen um A., heiter und jubelnd, mit der größten Behendigkeit und Leichtigkeit in allen Bewegungen, mit seinem rosigen Kindergesichtchen, den hellbraunen lockigen Haaren, den lebhaften, dunklen, verständigen Augen, die bald sinnend, bald schelmisch blickten, der hatte seine Freude an ihm und war ihm herzlich gut. Manchmal war das Ziel seiner kleinen Spaziergänge ein hübscher großer Garten, der einer lieben Freundin seiner Mama gehörte. Diese gute, freundliche Dame hatte den kleinen Lulu ganz besonders in ihr Herz geschlossen und er war auch glückselig unter den Blumen, Schmetterlingen, Erdbeeren und Kirschen des Gartens. Einmal betrachtete er aufmerksam die weit geöffneten Kelche der Tulpen, holte sich dann ganz still ein kleines Gießkännchen und fing an, die Blumenkelche mit Wasser zu füllen. „Warum thust Du denn das?" fragte

ihn seine mütterliche Freundin. „Ach siehst Du nicht," sagte der Kleine, „wie weit die armen Tulpen ihren Mund aufthun? sie sind gewiß sehr durstig." — Der Besitzer des Hauses, das Lulu's Eltern bewohnten, war auch bald des netten Kindes guter Freund geworden; es war rührend zu sehen, wenn der freundliche, alte Herr mit den silberweißen Haaren, der in jungen Jahren einmal Offizier gewesen, den muntern Knaben an der Hand im Hofe erschien und mit ihm exercirte; Ludwig war anfangs der Gemeine, aber bald wurden die Rollen getauscht, der Hausherr mußte mit dem kleinen Gewehr hinter seinem Schüler hermarschiren, der mit dem neuen Schleppsäbel und dem papiernen Federhut ganz gravitätisch voranschritt. Ludwig hatte den alten Hausherrn sehr lieb und zeigte es ihm auch; gewöhnlich war er aber Fremden gegenüber ein wenig schüchtern und es dauerte oft lange, bis der kleine Mund, der zu Hause unter den Geschwistern nie müde wurde zu schwätzen und zu lachen, sich vor Fremden zum Sprechen bewegen ließ. Einmal war Lulu mit seinen Geschwistern zu einer Kindergesellschaft eingeladen; seine Mama hatte ihn als Postillon maskirt, er sah allerliebst aus, machte auch ein ganz vergnügtes Gesichtchen, aber er stand immer ein wenig bei Seite und betheiligte sich nicht an dem lustigen Springen der andern Kinder. Seine Tante Amanda fragte ihn, ob er denn gar nicht tanzen wolle und erbot sich, ihn zu einem der Mädchen zu führen; er schüttelte aber das Köpfchen. „Nun sag' mir's, Lulu," sprach die Tante, „mit wem möchtest Du tanzen?" Da zeigte er schüchtern auf einen Herrn, der den Kindern herzlich gut war und sich deßhalb bei diesem Feste eingefunden hatte; gern erfüllte dieser Lulu's Wunsch; der liebe Kleine tanzte voll Freude mit ihm, seine schönen Augen blickten ganz selig auf zu dem Manne, der ihn anzog und zu Hause erzählte er befriedigt den Eltern von seinem Glück. — Wenn nun schon fremde Leute so freundliches Interesse an dem netten, fröhlichen Kinde nahmen, wie glücklich machte er erst seine Eltern! Mit welcher Liebe schaute sein Vater auf ihn herab und half ihm mit wohlgefälligem Vergnügen, auf seine Knie zu klettern; mit welcher Wonne schloß die Mutter das liebe Söhnchen an's Herz, wenn es beim Nachhausekommen vom Spaziergang seine Freude über das Wiedersehen gar nicht genug ausdrücken konnte, die Mama immer wieder umarmte und sich zärtlich an sie schmiegte. Sein ältester Bruder kannte nach den Studirstunden keine liebere Erholung, als sich mit ihm zu beschäftigen, und den drei jüngeren Brüdern wollte kein Spiel recht gefallen, wenn Lulu nicht dabei war. Und wie gern sprang und lachte und

spielte er mit ihnen, wie war er voll Jubel und Lustigkeit den ganzen Tag, wie blitzte oft der kleine Schelm ihm aus den Augen, wenn es galt, einen harmlosen Scherz auszuführen, wie schnell zeigte sich aber auch eine trübe Wolke auf dem ausdrucksvollen Gesichtchen, wenn er in kindlichem Uebermuth irgend etwas gethan hatte, was nicht ganz recht war. Er lief dann immer so schnell als möglich in irgend einen verborgenen Winkel und verkroch und versteckte sich unter Kästen und Bettläden so gut er konnte. Oft mußte er lange warten, bis man ihn suchte; denn seine kleinen Streiche wurden nicht immer gleich entdeckt und seinen Brüdern fiel es gar nicht ein, sich an ihm rächen zu wollen; wenn er aber nach einiger Zeit doch vermißt und aus seinem Schlupfwinkel hervorgeholt wurde und man ihn fragte, warum er sich versteckt habe, dann sagte er leise: „Hab' kein gutes Wissen“ (Gewissen). Er wurde nicht eher fröhlich, bis er die Versicherung bekam, daß ihm Alles verziehen sei, wenn er nur künftig recht brav sein wolle. Diese Zartheit des Gewissens behielt er immer während seines kurzen Lebens und das klare, offene Auge senkte sich sogleich, wenn irgend etwas wie Unrecht sich in die junge Seele eingeschlichen hatte. Schon frühe wurde ihm vom lieben Gott erzählt und er war noch sehr klein, als er schon das Vaterunser und Ave Maria beten konnte; wenn seine Schwester ihn Abends in sein Bettchen legte und noch ein bischen mit ihrem kleinen Liebling plauderte, sagte er zuletzt: „Jetzt beten, sonst kann ich nicht einschlafen.“ Und dann betete er mit seiner hellen Kinderstimme und so rührend liebem Ausdruck — dieß unschuldige Gebet mußte durch die Wolken bringen, „sein Engel, der täglich das Angesicht seines himmlischen Vaters sah,“ brachte es vor Gottes Thron.

Außer einem guten, wahrhaft kindlichen Gemüth hatte der liebe Gott unserm Ludwig auch die schönsten Anlagen des Geistes geschenkt, die nun immer mehr hervortraten. Mit großer Leichtigkeit lernte er kleine Verschen, ja ganze Geschichten, die man ihm einige Male vorgelesen hatte, und es machte ihm die größte Freude, mit seinem kleinen Buch, einer Häschengeschichte, am Tisch zu sitzen, mit seinen Fingerchen den Zeilen nachzufahren und aus dem Gedächtniß herzusagen, was es enthielt. Das meinte er, sei lesen, aber bald sollte er eines andern überzeugt werden, denn es rückte allmälig die Zeit heran, wo aus dem spielenden Kinde ein fleißiges Schulbüblein werden sollte; wenn man davon sprach, leuchteten Lulu's liebe Augen vor Freude und er konnte es kaum erwarten, bis die Schule, die liebe Schule, sich auch für ihn öffnen werde.

II.

Schulzeit.

Es gibt manche Knaben, die gar kein freundliches Gesichtchen machen, wenn es heißt: lernen und in die Schule gehen; und es ist doch so schön zu lernen und dann recht viel zu wissen, Andere mit den erworbenen Kenntnissen erfreuen und ihnen nützlich sein zu können. Unserm Ludwig, den wir nun in die Schule geleiten wollen, war es immer eine Freude zu lernen, recht viel zu lernen, sich über Alles, was ihm begegnete, belehren zu lassen. In seinem fünften Jahre zog er mit seinen Eltern und Geschwistern in die Hauptstadt, wohin sein Vater berufen worden war. Alles Neue, was er hier sah, weckte seine Wißbegierde in hohem Grade und er war kein Kind, das beständig Fragen stellte, ohne viel auf die Antwort zu merken. Nein, wenn er über etwas fragte, dann war es ihm sehr ernst, er ließ nicht eher nach, um nähere Erklärung zu bitten, bis er die Sache wirklich verstanden hatte und dann strahlte die Freude über das glücklich gelöste Räthsel so kostbar aus seinen klugen, forschenden Augen, daß es wirklich ein süßer Lohn war für denjenigen, der sich die Mühe genommen hatte, den aufgeweckten Knaben zu belehren. Sehr oft war es der älteste Bruder, an den sich Lulu mit seinen Fragen und Zweifeln und Bedenken wandte und bei welchem er immer auf eine bereitwillige, gründliche Antwort rechnen durfte. Dafür liebte er aber auch seinen Theodor sehr, machte dessen kleinen Bedienten, und suchte durch alle möglichen Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten die Liebe und Geduld des erwachsenen Bruders zu vergelten. Nun geht er zum ersten Mal mit dem neuen, wohlgespickten Ränzchen auf dem Rücken in die Schule. O wie es ihm da gleich gut gefällt! die vielen Buben, wie lustig das ist und der freundliche Herr Lehrer, der so viel weiß und Alles so schön erklärt und so oft wiederholt, daß man sich's recht in's Gedächtniß einprägen kann. „Der Herr Lehrer scheint mich lieb zu haben," sagte Ludwig gleich am ersten Tage, als er von der Schule nach Hause kam, „er hat mich auf die Schulter geklopft." Dieser Lehrer, dessen Schule Ludwig drei Jahre lang besuchte, war ein vortrefflicher Mann, der es ausgezeichnet verstand, den Unterricht für die Kinder angenehm zu machen, und wenn er es hätte hören können, wie der gute Ludwig noch während seiner langen Krankheit oft mit dankbarer Liebe von seinem Herrn Lehrer Reis sprach, so hätte er sich gewiß darüber gefreut. Ludwig konnte schon ziemlich gut lesen und schreiben, als er

in die Schule kam; sein erstes Briefchen war „an das liebe Christkindchen im Himmel," so hieß die Adresse und darinnen stand:

„Liebes Christkindchen! Da Du mir bis jetzt alle Jahre etwas zum Geschenk machtest, will ich heuer auch einige Bitten an Dich stellen. Ich wünsche mir das Buch von Robinson und das Buch von Pocci mit dem Titel: „Was Du willst;" einen Bleistift, Federn, ein Lineal, einen Gummi, Soldaten, einen Tintenwischer, einen Schlipps, eine Knallpistole, eine Maus, welche laufen kann, wenn man sie aufzieht, ein Zusammensetzspiel, einen Baumeister, einen Tanzbären, einen Gummiball, einige Werkzeuge und einen Frosch, ein Notizbuch mit einem Bleistift und ein Gebetbuch.

Dein treuer Freund
Ludwig."

Das liebe Christkindchen scheint auch Freude gehabt zu haben an dieser Bittschrift, denn es erfüllte alle Wünsche des kleinen Briefstellers, der sogleich mit großem Eifer in den neuen Büchern zu lesen begann.

In der Schule waren Christoph v. Schmid's kleine Erzählungen seine erste Lektüre, die ihm viele Freude machte; dann kam die biblische Geschichte; sie war bald seine liebste Freundin; er las oft zu Hause stundenlang darin, lernte die schönsten Geschichten auswendig und trug sie allerliebst vor, nicht selten mit Thränen in den Augen, wenn er z. B. von den Leiden des armen Ismael in der Wüste erzählte, oder die Geschichte des egyptischen Joseph, das Loos des unglücklichen Absalon und David's Klage um seinen Sohn. Wurde er dann von seinem Lehrer für seinen Eifer belohnt, etwa mit einem Bildchen, dann war Niemand glücklicher als Lulu; triumphirend brachte er seinen Schatz nach Hause und fing mit erneutem Eifer wieder an zu lernen. Seinen Katechismus studirte er immer mit der größten Gewissenhaftigkeit und auch hier begnügte er sich nicht damit, nur die Worte dem Gedächtnisse einzuprägen, sondern er wollte alles auch recht gut verstehen. Nichts ging verloren, was man in den jungen Geist zu legen sich bemühte und sein gutes, empfängliches Herz war ein reiches, dankbares Feld, auf dem die gute Saat zur Freude derer, die da säeten und pflanzten, herrlich gedieh. Sehr oft saß er an seinem Kindertischchen, mit einer Menge Bücher um sich herum, in denen er mit lauter ausdrucksvoller Stimme las, und er ließ sich nicht leicht durch etwas in seinem Eifer stören.

Einmal hatte er etwas über die Seidenzucht gelesen; die interessirte ihn so sehr, daß er sich ganz aus freiem Antrieb einen kurzen Aufsatz über die Seidenraupe zusammenschrieb und denselben dann in der Schule vortrug. Sein Lehrer war erfreut über diesen Fleiß, belohnte ihn mit einem Bildchen und Lulu kam glückselig nach Hause. „Auch der Herr Religionslehrer hatte eine große Freude über meine Rede gehabt," bemerkte er mit strahlendem Gesichtchen.

Als er sich an diesem Abend anschickte zu Bett zu gehen, sagte er beim Auskleiden: „Jetzt häute ich mich sieben Mal wie die Seidenraupe;" dann schlüpfte er unter sein Federbettchen, das einen gelben Ueberzug hatte und sagte: „Jetzt spinne ich mich ein, ich gehöre zu den Raupen, die gelbe Cocons haben." Bei Tisch erfreute er gewöhnlich seine Eltern mit dieser oder jener Erzählung aus den Büchern, in welchen er gelesen, oder über Dinge, die er in der Schule gelernt hatte. „Nicht wahr, Mama," sagte er einmal, als er mit hochgerötheten Bäckchen und ernsten, leuchtenden Augen aus der Schule kam, „nicht wahr, Du glaubst auch nicht, daß Tilly Magdeburg zerstört hat? Siehst Du, so viele Geschichtsschreiber haben dem Tilly Unrecht gethan, aber Ono Klapp hat ihm ein ehrendes Zeugniß ausgestellt. Tilly hat nie gewollt, daß Magdeburg ein so schreckliches Schicksal haben solle, sondern er hat seinen Arm schützend über Frauen und Kinder ausgebreitet." Unser herziger, kleiner Geschichtsforscher ließ in seinem Eifer die Mama gar nicht zu Wort kommen, sondern wandte sich gleich an seinen Theodor mit der Frage: „Du, was sagt denn Schlosser über diesen Punkt?" „Weißt Du denn auch schon etwas vom Schlosser?" fragte Theodor. „Ja freilich, der war auch ein Geschichtsschreiber" „und ein Freund Göthe's" ergänzte Theodor. „Ja, das weiß ich schon," sagte der kleine Gelehrte, „das hab' ich in Deinen Büchern gelesen." Der große Bücherschrank im Zimmer des erwachsenen Bruders hatte für Lulu ungeheure Anziehung und man konnte ihn oft in diesem Zimmer finden, ganz vertieft in ein interessantes Buch. Einmal hatte er die vielen Bände des Konversations-Lexikons auf dem Boden ausgebreitet und saß mit sehr nachdenkendem Gesichtchen mitten darin. „Was machst Du denn da, kleiner Lulu," fragte der erstaunte Bruder, als er nach Hause kam und in sein so belegtes Zimmer eintreten wollte. „Ich suche mir einen Beruf aus," sagte Ludwig. Obwohl nun seine Wahl noch nicht ganz entschieden sein mochte, so packte er doch schnell alle Bücher zusammen, um mit seinem Theodor zu plaudern. Sie kamen noch ganz eifrig im Gespräch zu Tisch. „Weißt Du, Lulu, wann die große Un-

garnschlacht am Lechfelde war?" fragte einer der drei Brüder. „O ja, im Jahre 955." „Was war denn da mit den Ungarn?" Lulu, der nicht ganz sicher wußte, wer der besiegte Theil in dieser Schlacht war, sagte ausweichend: „Da haben die Ungarn gekämpft." „Das hast Du gut gemacht, kleiner Lulu! Die Ungarn haben zwar nicht nur gekämpft, sondern sind auch besiegt worden, aber Du hast Dich doch gut aus der Sache gezogen." Der kleine Schelm war erfreut und ein Bischen zu kühn gemacht durch das ermunternde Lob, war er weniger vorsichtig in Beantwortung der nächsten Frage: „Wer war der Anführer der Deutschen in dieser Schlacht?" Lulu irrte sich diesmal bedeutend, indem er rasch ausrief: „Ludwig der Bayer." — „O Lulu," tönte es jetzt vom Chorus der Geschwister, „diesmal hast Du Dich wirklich blamirt," und der älteste Bruder fügte noch bei: „Wenn Du geschwiegen hättest, so hätte man noch denken können, Du seiest ein Philosoph." „Ach," sagte Ludwig, „wenn ich auch geschwiegen hätte, von mir denkt doch Niemand, daß ich ein Philosoph sei, ich gehe auch noch in die deutsche Schule." Nein, er war auch kein Philosoph, der liebe Junge, kein altkluges Männchen, sondern ein frisches, munteres, sorgloses Kind, das spielen und lachen und so herzlich lustig sein konnte, wie nicht leicht wieder ein anderes Kind. Und das war gerade das Reizende und Anziehende an ihm, dieses liebe, ächt kindliche Gemüth, dem seine wirklich seltenen Geistesanlagen nicht den geringsten Eintrag thaten. Er war voll Liebe für seine Eltern und Geschwister, seine Lehrer und Kameraden, ja eigentlich für alle Menschen; für die kleinste Freude, die man ihm machte, war er so dankbar. „Woher kommt es nur, daß mich alle Leute so lieb haben?" fragte er oft. Nie fiel es ihm ein, sich etwas einzubilden auf das, was er wußte; wenn es ihm auch im Augenblick Freude machte, von seinen Eltern oder Lehrern gelobt zu werden, so hatte er es doch gleich wieder vergessen; von Eitelkeit und Unbescheidenheit war keine Spur an ihm. Als ihn die Mama eines Abends seines Fleißes und seiner schön geschriebenen Aufgabe wegen den Brüdern als Beispiel vorstellte, sagte einer von diesen: „Ja, der Ludwig hat aber auch mehr Talente als wir." „Warum nicht gar," erwiderte Ludwig lachend. „Ihr habt sie nur vergraben." Hatte er einen Fehler begangen, so sah man es gleich in seinem verlegenen Gesichtchen, auch gestand er sein Unrecht immer gleich ein, nicht selten mit einem Strom von Thränen. In der Schule verleitete ihn sein lebhafter Geist, der kleine Schelm, der in ihm war, oft zu kleinen, muthwilligen Streichen; aber auch hier offenbarte er dieselben immer selbst dem

Lehrer, wie er einmal, als besondere Unruhe in der Schule entstanden war und der Lehrer nach dem Ruhestörer forschte, schnell aufstand und sagte: „Ich war's Herr Lehrer"; denn es that ihm sogleich leid, sobald der Fehler geschehen war, und dann fürchtete er, es könnte einer seiner Kameraden anstatt seiner gezankt und gestraft werden. Und Lehrer und Kameraden liebten ihn sehr, gerade dieser kindlichen Offenheit wegen. Mit besonderer Innigkeit hing Lulu an seinem Religionslehrer. Kühle Erde deckt nun auch diesen treuen Priester, diesen liebevollen Freund der Jugend, dessen segensreichem Wirken der Tod die allzufrühe Grenze setzte. Ein schönes Bild seines Lebens ist auch in diesen Blättern gegeben worden und es war wohl eine glückliche Fügung für unsern Ludwig, der Schüler eines solchen Lehrers, wie Anton Forsteneichner war, sein zu dürfen. Drei Jahre genoß Ludwig seinen katechetischen Unterricht und der freundliche Lehrer hatte auch Freude an dem kleinen, geweckten Schüler, wie er oft versicherte. Aber nicht nur in Katechismus und biblischer Geschichte lernte Ludwig bei seinem lieben Herrn Forsteneichner; nein, dieser nahm den muntern Knaben auch gern mit hinaus in Gottes freie Natur, die er verstand und liebte, wie wenig andere. Und Niemand lernte lieber als Ludwig, der mit Stolz und Freude an der Hand seines Lehrers einherschritt, seinen Worten lauschte, Kräuter und Blumen in seine Botanisirbüchse sammelte und dieselben dann zu Hause mit aller Sorgfalt trocknete. Ganz glücklich betrachtete er oft seine Blumen und rief: „Seht nur, wie wunderschön sie sind! wie reich und mächtig muß der liebe Gott sein, der so viele, viele schöne Blumen und Pflanzen erschaffen kann." Er hatte sich selbst ein kleines Herbarium angelegt; da lagen seine lieben Pflanzen in schönster Ordnung, unter jede derselben schrieb er den deutschen und lateinischen Namen, beschäftigte sich oft stundenlang damit und suchte in verschiedenen Naturgeschichten nach Allem, was er über die ihm bekannten Pflanzen finden konnte, „denn ich möchte sie gern recht genau kennen und alles von ihnen wissen," sagte er. Liebe und Bewunderung erwecken im Herzen den Nachahmungstrieb und so kam es, daß Ludwig öfters sagte: „Ich werde auch ein Priester" und obwohl es nur ein kindliches Spiel war, so zeugte es doch von der frommen Gemüthsinnigkeit des Knaben und dem sinnenden Geiste, der sich von lärmenden Spielen abwandte. Wenn er besonders lustig und muthwillig aufgelegt war, sagte er wohl manchmal mit drolligem Ernst: „Wenn man nur als Priester nicht gar so brav sein müßte." Außer seinem Religionslehrer hatte Ludwig noch einen geistlichen Freund, den

er sehr liebte und bei welchem er seine erste Beicht ablegte. Sehr oft suchte er an Sonntagen nach der Schulmesse seine Schwester in der Kirche auf und sagte: „Ich möchte bei Dir bleiben in der Predigt;" und ein so aufmerksamer Zuhörer war er, daß er dann zu Hause, mit einem Chorhemdchen angethan, auf einem Stuhle knieend, seinen Brüdern den Hauptinhalt der Predigt vortragen konnte. „So schön möchte ich predigen können, wie mein lieber Herr Geiger" sagte er und wurde nicht müde, sich darin zu üben. Einmal litt er längere Zeit an Heiserkeit, die trotz aller dagegen angewendeten Mittel nicht besser werden wollte; da entdeckte ihn eines Tages seine Schwester im Zimmer des ältesten Bruders, wie er am offenen Fenster predigte, so laut er nur konnte. „Aber Lulu, Du bist ja heiser, warum strengst Du Dich denn so an?" „Weißt Du, ich übe mich alle Tage, damit ich eine recht schöne, dunkle Stimme bekomme zum Predigen." Ludwig hatte einen kleinen Altar und es war seine Freude, denselben zu schmücken mit Bildern, Blumen, Zierrathen von Goldpapier oder was er sonst bekommen konnte. An Wochentagen mußte er fleißig lernen, da war selten Zeit zu solchen Beschäftigungen, aber an Sonntagen durfte er sich diesem seinem stillen Vergnügen widmen und war ganz glücklich dabei. Wenn er Messe las, mußten seine Brüder gewöhnlich die Ministranten sein; sie waren keineswegs durchdrungen von der Wichtigkeit ihres Amtes und schwätzten und lachten, was Lulu gar nicht leiden konnte. „Geht lieber fort," sagte er dann, „ich lese meine Messe allein;" dann nahm er sein Gebetbüchlein und las die lateinischen Meßgebete mit so großem Ernst und einem so andächtigen Gesichtchen, daß es rührend war, ihm zuzusehen. Seine größte Freude war, bei den schönen Maiandachten ministriren zu dürfen. Während seine drei größern Brüder mit Rauchfaß und Leuchtern einherschritten, bekam Lulu als der Kleinste das Weihrauchschiffchen oder auch den Rauchmantel des Herrn Pfarrers zu tragen. Ihr hättet ihn sehen sollen, wie allerliebst er aussah in dem weißen Chorhemdchen, wie seine schönen Augen vor Freude leuchteten und wie andächtig er war. Alle, die ihn kannten, konnten sich gar nicht satt sehen an dem herzigen, kleinen Ministranten, dessen kindliche Andacht sie oft bis zu Thränen rührte. — Das liebe Weihnachtsfest brachte unserm Ludwig gewöhnlich eine neue Zierde für seinen Altar und einmal einen vollständigen, schönen priesterlichen Anzug; der Jubel des glücklichen Kindes wollte gar nicht enden; er schmückte sich sogleich damit und nun stand er da in der langen, schneeweißen Albe, dem roth und goldenen Meßgewand und dem

schwarzen Käppchen, das ihn so entzückte, daß er sich auch sehen wollte; er sprang zum Spiegel und rief: „Das steht mir aber gut, das Käpperl und das Gesichterl darunter sieht ganz nett aus.“ Dann trat er vor seinen Papa und sagte ernst: „Papa, sieh' mich an! so werde ich dereinst auch vor Dir stehen, nur größer.“ Eine andere Weihnachtsfreude war für Ludwig ein allerliebstes Rauchfaß, ein Geschenk seines wohlwollenden, geistlichen Freundes; Ludwig dankte dem freundlichen Geber mit folgendem Briefchen:

„Hochverehrtester Herr Benefiziat!

Mit freudigem Herzen schreibe ich Ihnen und danke Ihnen für das wundernette Rauchfäßchen, welches Sie mir am Weihnachtsabend geschickt haben. Meine Schwester sagte mir, wie sie von München zurückkam, daß Sie mir ein Rauchfäßchen schicken wollten. Ich hoffte alle Tage, es kommen zu sehen, aber nach und nach habe ich es doch ganz vergessen. Um so größer war mein Erstaunen, als ich am Weihnachtstische das Rauchfäßchen in der Schachtel sah. Ich habe beinahe das ganze Haus schon angeräuchert. Nun will ich Ihnen meine Weihnachtsgeschenke schreiben. Ich bekam eine Violine, mehrere Bilderbögen und einen Münchener Baumeister; eine gestickte Weste, eine Seife, zwei Altarkännchen und ein Meßglöcklein, ein Petschaft, mit welchem ich diesen Brief siegeln werde, ein Messer, eine Kravatte und Federhalter mit Federn; das Rauchfäßchen hat am meisten geglänzt. Für mein Meßkleid habe ich neue Goldlitzen bekommen. Wenn ich wieder nach München komme, möchte ich Ihnen, lieber Herr Geiger, gerne ministriren. Ich besitze auch ein Gebetbüchlein, worin die lateinische Messe steht. Es thut mir recht leid, daß Herr Cooperator Forsteneichner so krank ist; wenn Sie ihn einmal besuchen, so bitte ich Sie, einen schönen Gruß von mir auszurichten und ich lasse ihm eine gute Besserung wünschen.

Unser Bruder Theodor war auch in M. recht krank und ist hier in A. wieder genesen; wir waren am Weihnachtsabende mit unserm alten Bruder recht vergnügt. Ich wünsche Ihnen zum neuen Jahre alles Gute, besonders, daß sie recht gesund bleiben und recht lange leben. Viele Empfehlungen von Papa, Mama und den Geschwistern. In der

Hoffnung, daß Sie, hochverehrter Herr Benefiziat, mich immer lieb behalten, verbleibe ich

A. d. 27. Dez. 1865.

Ihr dankbarer Freund
Ludwig.

Die in diesem Briefchen erwähnte Violine trug nicht wenig zur Verherrlichung des Weihnachtsabends bei. Ludwig wollte ja nach des Vaters Beispiel ein recht guter Violinspieler werden. Er bekam nun Unterricht, übte sich mit großem Eifer auf dem neuen Instrument, aber da ging's ihm oft ziemlich schlecht; Niemand wollte Gefallen finden an seinen Tönen, er mußte mit seiner Violine von einem Zimmer in's andere wandern, bis er endlich eine menschenleere Gegend fand und nun den vier Wänden sein freilich oft nicht sehr harmonisches Lied vertraute. Einmal fand er in irgend einem Buch ein kleines Gedichtchen, das die Leiden eines jugendlichen Violinspielers treffend schilderte; es lautet:

Da hab' ich eine Geige nun
Und darf doch gar nichts damit thun;
Bring ich nur einen Ton heraus
So zankt und schreit das ganze Haus.
Die Mutter sagt, sie sei nervös
Und wenn ich geige, wird sie bös.
Warum doch unser Nachbarsmann
Das Geigen auch nicht leiden kann!
Da lob' ich meinen Bello mir,
Sobald ich fiedle, singt das Thier,
Das klingt zusammen dann so fein,
Auf Erden kann nichts schöner sein.
Ich glaub am End', daß nur aus Neid
Der Nachbar so darüber schreit.

„Gerade so geht es mir," sagte Lulu, „und eigentlich noch ein wenig schlechter, denn ich habe nicht einmal einen Bello; aber" setzte er nach kurzem Besinnen dazu, „ich hab' doch meine Schwester; gelt, Dich freut's auch, wenn ich geige?"

Dieses Weihnachtsfest, an welchem der liebe Knabe so frisch und blühend und so vergnügt war, daß er immer wieder ausrief: „Ich bin so glücklich, ich kann's gar nicht sagen — lieber Papa, liebe Mama, ich danke Euch tausendmal;

ich kann Euch gar nicht genug danken" und dann mit seinen zärtlichen Umarmungen gar nicht zu Ende kommen konnte. — Dieses Weihnachtsfest war sein letztes auf Erden; wer hätte das gedacht! Wohl mahnte im vorhergehenden Frühjahr eine gefährliche Krankheit, die Ludwig durchmachte, die Seinen daran, daß dieß junge, theure Leben ein kostbares, geliehenes Pfand sei; aber er erholte sich doch wieder so vollständig, daß alle Sorge um seine Gesundheit gehoben zu sein schien, besonders als er im Herbste von einem vierwöchentlichen Landaufenthalte mit dicken, rothen Bäckchen nach Hause kam.

III.

Die erste Vakanzreise.

Seine erste Ferienreise war natürlich ein großes Ereigniß für unsern Lulu. Das war eine Wichtigkeit, als sein Reisesack gepackt wurde und dann die vielen guten Lehren von Papa und Mama, der Abschied von den Geschwistern, bis er endlich mit seiner Tante Rosa, die gekommen war, ihn abzuholen, den Waggon bestieg; er grüßte noch lange heraus zu Aeltern und Geschwistern, warf seiner Schwester noch ein extra Kußhändchen zu und rief tröstend: „Ich komme schon bald wieder!" Von seinem Vakanzaufenthalt können am besten seine eigenen Briefe erzählen.

Liebe Eltern!

Da wir nun glücklich angelangt sind und ich jetzt Zeit zum Schreiben finde, so will ich Euch die Reise näher beschreiben. Zuerst waren wir ganz allein im Waggon. In Sulzbach wurde das erste Mal gehalten; es ist dieß eine sehr schöne Stadt. Wir kamen an einigen Stationen vorbei, nach Hersbruck. Hier waren eine Menge Passagiere bereits versammelt. In unsern Waggon kam ein Herr und ein junges Ehepaar mit einem allerliebsten Schooßhündchen. Endlich kamen wir in Nürnberg an. Wir stiegen aus und wollten in die Restauration gehen. Zufälliger Weise begegneten wir dem Herrn Pfarrer L., der so gefällig war, unsern Reisesack zu tragen. Hierauf kaufte mir die liebe Tante ein Spitzchen, welches ich sogleich essen durfte. Wir mußten lange warten. Endlich ging der Zug und wir kamen in der Nacht zu Hause an, wo der Onkel und die zwei Hunde uns freudig empfin-

gen. Wir aßen hierauf zu Nacht und gingen dann zu Bett, wo ich recht gut geschlafen habe.

Als wir den ersten Morgen frühstückten, kamen gleich die zwei Hunde, Chasseur und Waldi, wieder. Ich ging mit ihnen in den Garten, wo ich Aepfel, Birnen und Pflaumen zusammensuchen mußte. Den Vormittag beschäftigte ich mich mit Malen; ich malte ein sehr schönes Bild. Nachmittags half ich dem Onkel im Garten und ging Abends mit ihm und den zwei Hunden spazieren. Der Onkel wollte mich gestern Abends auch noch zu den Kunstreitern führen, aber leider mußten sie einpacken und werden heute abreisen. Heute Morgens bei einem herrlichen Wetter ging ich wieder in den Garten, wo ich Obst zusammensuchen mußte. Bis jetzt bin ich noch ganz vergnügt und Ihr braucht mich noch nicht zu holen. Am Donnerstag werden wir wahrscheinlich nach Nürnberg reisen und Abends wieder nach Hause fahren. Recht viele Grüße an Euch, an meine liebe Schwester und die Buben.

In der Hoffnung, daß ich recht bald von Euch einen Brief erhalten werde, schließt

Euer dankbarer Sohn
Ludwig.

Liebe gute Schwester!

Es hat mich sehr gefreut, daß Du mir einen so freundlichen Brief geschrieben hast und ich finde heute, weil es ein so schlechtes Regenwetter ist, Gelegenheit Dir zu antworten. Mir geht es ganz gut; ich bin vergnügt und springe viel mit den zwei Hunden im Garten und im Hofe herum. Auch helfe ich dem Onkel und dem Gärtner bei der Arbeit, wo ich Ordentliches leiste. Nun muß ich Dir aber erzählen, was wir bisher erlebt haben. Am Donnerstag konnten wir nicht nach Nürnberg kommen, weil es den ganzen Tag regnete. Nachmittags spielte ich mit der lieben Tante drei Partien Billard, wovon ich zwei gewann; ich bekam dafür zwei Kreuzer und kaufte mir für diese zwei mürbe Weckelchen. Freitag spielte ich mit dem lieben Onkel vor Tische auf dem Schach- und Mühlbrett, wo ich immer verlor. Abends gingen wir zusammen spazieren. Samstag in der Frühe regnete es ein bischen, Mittag um 1 Uhr durfte ich, denke nur, mit dem lieben Onkel und dem Hühnerhunde Chasseur auf die Rebhühnerjagd gehen, wo ich den

Gebirgssack mit Aepfeln und Brod gefüllt und die Hundspeitsche mit einem Hasenkopf als Griff mitnehmen durfte. Onkel versprach mir auch, daß, wenn ich größer bin und noch einmal zu ihm komme, ich mit dem kleinsten Gewehre (denn er hat drei Gewehre) schießen darf. Auf der Jagd stiegen wir durch Tabak- und Kartoffeläcker und über Zäune und Mauern. Onkel schoß drei Rebhühner, die andern Schüsse fehlte er. Nach Hause gekommen, wurden die Rebhühner gerupft und gebraten, während ich unterdessen mit dem Stubenmädchen in das Zaubertheater ging. Abends aßen wir die Rebhühner und spielten noch zuletzt eine Partie Schach. Sonntag in der Frühe weckte mich der kleine Waldi, indem er mir die Hände leckte. Wir beschlossen um neun Uhr mit einem extra bestellten Wagen nach Nürnberg zu fahren, um das Schützenfest, den Zug und die Stadt zu besehen, weil es ein gar so schönes Wetter war. Die Hunde durften nicht mit. Der Zug, den wir vom Wagen aus besahen, war sehr schön, wie Du in den Zeitungen lesen wirst. Hierauf machten wir mehrere Visiten und speisten dann im Museum zu Mittag. Nachmittags gingen wir in die Kunstausstellung, wo sehr schöne und kunstvolle Sachen zu sehen waren, hierauf auf den Festplatz, wo wir Bier und Brod verzehrten, sodann in die Festhalle, welche sehr schön mit Fahnen und Wappen aller Städte Bayerns geziert war. Um 8 Uhr fuhren wir weg und kamen um 10 Uhr glücklich nach Hause. Montag in der Frühe um 6 Uhr durfte ich den Onkel bei einer Commissionsfahrt begleiten. Während der Onkel in das Bezirksamt ging, spazierte ich mit den zwei Hunden auf der Straße herum. Als der Onkel wieder kam, ging ich mit ihm und dem Stadtschreiber in die Hopfengärten, um sie zu besehen, und sodann in das noch nicht fertige Krankenhaus. Um zwölf Uhr kehrten wir wieder in die Stadt zurück und aßen hierauf zu Mittag. Viele Grüße an Euch von dem lieben Onkel und der Tante. In der Erwartung, daß ich einen Brief von da bekommen werde, schließt

Dein Dich herzlich liebender Bruder

Ludwig.

Nachschrift: Ich habe dem Onkel vor seinem Bureau groß gothisch, wozu ich einen ganzen Bogen brauchte, Folgendes hinaufgeschrieben: „Bureau des kgl. Bezirksamtmannes und Stadtkommissärs.“

Als Ludwig von seinen Ferien wieder zurückkam, sagte er: „Der Tante hat es recht leid gethan, wie ich fortgegangen bin und der Onkel war ganz traurig beim Abschied." Des Onkels Jagdabenteuer, der Tante Speise-Vorräthe, der Garten, die zwei Hunde, besonders aber der kleine, schwarze Waldi waren noch lange der Gegenstand seiner Erzählungen und Gespräche.

III.

Krankheit.

Seinen ersten Schmerz erfuhr Ludwig, als sein Schwesterchen starb. Wie lieb hatte er das kleine, herzige Geschöpfchen gehabt, wie gern mit ihr gespielt! — Emma kannte auch ihren zärtlichen Lulu recht gut und war mit Niemand so lustig und freundlich, als mit ihm. Wie sie nun nach kurzem Kampfe das Köpfchen sinken ließ und eingeschlafen war, um nicht wieder zu erwachen, wie sie dalag im weißen Kleidchen, das Blumenkränzchen auf den blonden Locken, da schaute Lulu betrübt in das liebe, bleiche Gesichtchen und sagte: „Das ist jetzt Emmerls erstes und letztes Brautkleidchen." — Als Ersatz für das geliebte Töchterlein wurde den Aeltern wieder ein kleines Söhnchen geschenkt, aber auch dieß zarte Leben sollte nicht erhalten bleiben; nach einem Jahre legte man Hermännchen zur letzten Ruhe nieder. Mit bleichem Gesichte stand Lulu am offenen Grabe des lieben Brüderchens, das auch schon angefangen hatte, ganz herzig mit Ludwig zu spielen und es war, als wollten die beiden kleinen Engel ihren Liebling sich nachziehen in's himmlische Heimathland. Vierzehn Tage nach dem Tode des Brüderchens legte sich Ludwig auf's Krankenbett, um es nicht wieder zu verlassen. Vier Monate lang duldete das arme Kind alle erdenklichen Schmerzen und Leiden, vier Monate lang kam fast nie erquickender Schlummer in die müden Augen, vier Monate lang war auch jeder Tag Zeuge seiner Geduld, seiner kindlich frommen Ergebung. Nach den ersten Wochen seiner Krankheit schien es, als könne das Uebel, das gleich von dem Arzte als sehr bedenklich erklärt worden war, doch wieder gehoben werden. Ludwig konnte manchmal ein paar Stunden außer Bett zubringen, wurde viel lebhafter und munterer, ja ein paar warme Frühlingstage erlaubten ihm sogar einen kleinen Besuch im Garten. In diesen seinen besseren Tagen schrieb er seinem lieben Bruder Theodor:

Lieber Theodor!

Zum erstenmale schreibe ich Dir mit Bleistift und noch dazu im Bette. Vorgestern durfte ich wieder einmal in den Garten, wo ich mit der lieben Fannice, welche ich immer auf italienisch nenne, nämlich mia cara sorellina lèsca, in der Laube Poch spielte, und feines Brod mit Radieschen aß. Gestern waren wir ebenfalls unten; nur heute können wir nicht, weil es regnet und da heißt es dann bei mir: „Bleib daheim in Pirmasenz und nähr' Dich redlich.“ Ich als „Zwetschgenmann“ — kann es auch recht nothwendig brauchen, das redliche Nähren, denn ich bin so mager, daß man alle Rippen an mir sieht. Während ich so langweilig im Bette lag, lehrte ich der lieben Fannice das Schachspiel, das sie jetzt schon ein wenig kann. Papa kaufte mir zur Unterhaltung in meiner Krankheit ein Büchlein, so da heißet: Büchlein des Taschenspielers; es stehen allerlei Kartenkünste darin, von welchen ich jetzt schon mehrere machen kann. Unser Zimmer, welches Du auch bewohnt und mit Deinem Rauchen so schwarz gemacht hast, ist jetzt durch und durch gereinigt worden; die Decke ist geweißt, die Tapete und der Boden sind hell geputzt. Während dieser Zeit der Reinigung lag ich zwei Täge und zwei Nächte bei meiner lieben Fannice auf dem Kanape und sang dabei das Lied: „Das Kanape ist mein Vergnügen“ rc. rc. Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir sagen, daß das Visikator vollkommen geheilt ist. Seit vorigem Sonntag durfte ich immer zu Tisch aufstehen. Ich sehe schon, ich werde müde, will also diesen Brief beschließen. Lebe wohl, lieber Bruder, so da heißet Odor des Thées = Theegeruch. In Bälde einen Brief von Dir zu erhalten wünscht sehr

Dein Dich herzlich liebender Bruder

Ludwig.

Die warme Frühlingsluft that dem guten Lulu so wohl, daß er oft sagte: „Ich glaube, ich werde bald wieder gesund sein und in die Klasse gehen können.“ Seine Aeltern und Geschwister gaben sich auch so gerne dieser Hoffnung hin — sie wurde ach! nur zu bald zerstört. Die wenigen Nachmittagsstündchen in der Gartenlaube und hierauf eine kleine Spazierfahrt, bei welcher er noch einmal die im Frühlingsschmucke erwachende Welt mit glücklichen Augen bewunderte, (er hatte sich so sehr nach diesem Ausflug gesehnt) waren seine letzten Frühlingsfreuden. Die Krankheit nahm eine schlimme Wendung, fesselte ihn

wieder ganz an sein Bettchen und die frischen Blumen, die man ihm täglich brachte, waren das einzige, was das arme Kind in seinen Leiden vom lachenden Frühling und von des Sommers Herrlichkeit sehen konnte. Und wie brachte Lulu die Tage hin während seiner langen Krankheit? Wohl ganz anders, als man sich von einem Kinde in seinem Alter erwarten sollte. Jeden Morgen und Abend und wenn er sich noch so schwach fühlte, betete er mit rührender Andacht, jeden Tag las er eine kleine Betrachtung in seinem Gebetbüchlein. An Sonntagen las er das Evangelium, wohl auch eine Erzählung aus der biblischen Geschichte, und wenn seine Schwester in die Kirche ging und ihm beim Fortgehen sagte: „Nun will ich recht für Dich beten, Herzenslulu", dann lächelte er freundlich und erwiderte: „Ja, ich bete auch, bis Du wieder kommst." Wenn es ihm nur ein wenig möglich war, suchte er sich zu beschäftigen; er las so viel, als ihm nur erlaubt werden konnte, am meisten in den Jugendblättern, die er besonders liebte; in den ersten Monaten seiner Krankheit studirte er jeden Tag ein wenig in seiner lateinischen Grammatik, denn er hatte ein Semester hindurch mit schönem Erfolge die lateinische Schule besucht; das Lehrbuch der Geographie, sein Atlas und sein Katechismus waren auf seinem Bettchen zu finden; sobald er sich nicht gar zu schwach fühlte, sagte er selbst: „Ich muß wieder ein wenig lernen, damit ich nicht gar zu weit zurückbleibe." Er zeichnete sehr nett kleine Landschaften und schnitt Figuren aus für sein Schattentheater. Er hatte ein kleines Werk über die Schmetterlinge bekommen, was ihn sehr interessirte; den schönsten dieser leichtgeschwingten Schaar wollte er seinem Papa zum Namensfeste zeichnen, weil er ja zu schwach war, um mehr zu leisten. Er zeichnete daran mit dem größten, sorgfältigsten Fleiße, malte denselben auch und sein Werk gelang so gut, daß er selbst immer ausrief: „Wie schön, wie schön! ich kann gar nicht sagen, wie sehr mich der Schmetterling freut, ich sehe schon, ich werde noch ganz kindisch in meiner Krankheit." Nach und nach wurde des armen Knaben Leiden so schwer, daß es ihm nicht mehr möglich war, zu lernen, zu zeichnen und kaum mehr zu lesen. Da kam die Zeit, wo Alles sich vereinte, um für die Verwundeten das Nöthige herbeizuschaffen und zu verfertigen.

Gar manche Stunde des Tages und auch der schlaflos zugebrachten Nächte saß nun ein kleiner, kranker Knabe mit bleichem Gesichtchen aufrecht in seinem Bettchen und zupfte Charpie, legte mit nie ermüdender Geduld sorgfältig einen Faden neben den andern und lächelte befriedigt, wenn man ihm sagte, daß er durch seinen Fleiß den armen Soldaten eine große Wohlthat erweise. Es war

Ludwig — und wer ihn so gesehen, wie er, gequält von Schmerzen und peinigenden Athmungsbeschwerden doch in stiller Geduld sich bemühte, zur Linderung fremder Leiden beizutragen, der wird diesen ergreifenden Anblick nie vergessen. Die Leidenszeit des kleinen Dulders war nun auch bald erfüllt. „Reift die Frucht, so fällt die Blüthe!“ Ja, die frische Blüthe des Lebens und der Gesundheit, sie war gefallen. Niemand hätte mehr in diesem bleichen Gesichtchen, diesen leidenden Zügen, diesem armseligen Körper das herrliche blühende Kind von ehedem erkannt. Nur Eines blieb unverändert, seine wunderschönen lieben Augen, aus denen nur verklärter die frühgereifte schöne Seele blickte. Die vielen Schmerzen, die ihn Tag und Nacht quälten, nahmen nach und nach natürlich seine frische Heiterkeit mit fort; er wurde stiller, blieb aber immer gleich sanft und geduldig und wenn er sprach, war alles, was er sagte, ganz klar und mit merkwürdig richtigem Urtheil. Was ihm, man kann wirklich sagen, bis zum letzten Augenblick seines Lebens Freude machte, war die Musik. Er hatte eine Zieh-Harmonika bekommen, diese spielte er jeden Tag, wenn er nur ein wenig von Schmerzen frei war; er wußte dieselbe so gut zu behandeln, ohne daß es ihn Jemand besonders lehrte, und spielte so schöne, sanfte Weisen darauf, daß er seine Umgebung sehr oft zu Thränen rührte. Jeden Abend bat er schmeichelnd seinen Papa, sich mit der Guitarre an sein Bettchen zu setzen und ihm vorzuspielen. Sein Leiden brachte es mit sich, daß er sehr oft heftige Beklemmungen hatte und nirgends Ruhe finden konnte; wenn er Musik hörte, dann wurde er ruhiger, ein Lied, von seiner Schwester gesungen, ließ ihn sogar manchmal ein Viertelstündchen Schlummer finden. An einem Sonntage saß er nach furchtbaren Schmerzen ganz erschöpft in seinem Bettchen; da bat er seine Schwester: „Bring mir meine Violine, ich hab' sie schon so lange nicht mehr gesehen.“ Er lächelte seine liebe Violine freundlich an, richtete sich auf und fing ganz sanft zu geigen an; seine Aeltern, die im Nebenzimmer waren, wollten sehen, woher diese Töne kämen; wie ergreifend war das Bild, das sich ihnen zeigte! Das arme, kranke Kind mit dem bleichen von Schmerzen ganz entstellten Gesichtchen, das doch zu lächeln versuchte und selig auf sein liebes Instrument herabblickte. Es war das letztemal! Die Beklemmungen wurden immer schwerer, dann kam eine Nacht, in der Alle fürchteten, sie würde das theure, junge Leben enden. Ludwig selbst hatte wahre Todesangst. „Beten, beten, für mich beten“, tönte es leise und flehend von den bleichen Lippen. „Wir beten immer für Dich Tag und Nacht, Engelskind“ sagte ihm die Schwester;

seine Mama hielt ihn im Arme und sprach ihm Muth zu und der Sturm ging noch einmal vorüber. Nach einem kurzen Schlummer rief Lulu des andern Morgens seine Schwester zu sich: „Mia cara sorellina“ sagte er, „ich habe etwas geträumt; eigentlich sollte ich Dir's nicht sagen, sonst wirst Du traurig, aber Du weißt schon, daß ich Dir immer Alles sage. Ich habe geträumt, es sei wieder ein Kind bei uns gestorben; es war gerade so schön hergerichtet wie Hermännchen, in einem weißen Kleide und Lichter und Blumen dabei; aber Du mußt nicht traurig werden, Du weißt ja, wir haben kein kleines Kind mehr, also kann auch keines sterben.“ Dachte Ludwig wohl daran, daß er dieß Kind sein könnte und wollte er seine Schwester, von der er wußte, daß sie ihn sehr, sehr liebte, auf zarte Weise vorbereiten? Beides war möglich bei der Reife seines Geistes und Herzens. Aber wenn er auch ahnte, daß er vielleicht nicht mehr lange auf Erden sein werde, so ängstigte ihn doch der Gedanke nicht. Ruhig fing er jeden neuen Leidenstag an, sich kindlich vertrauend der ewigen Vatersorge überlassend.

In den letzten Tagen seiner Krankheit erfreute ihn noch sein wohlwollender, geistlicher Freund mit folgendem schönen Briefe:

Lieber Ludwig!

Die Täge Deiner Heimsuchung dauern also noch immer fort — Du armes Kind! Verliere doch ja Dein Gottvertrauen nicht und beuge Dich mit Demuth und Gehorsam, wenn der liebe Zimmermannssohn von Nazareth das Kreuzchen, das er für Dich bestimmt hat, Dich noch einige Zeit tragen läßt. Er ladet Dir gewiß nicht mehr auf, als Du tragen kannst und thut es in einer Absicht, in der kein bischen Bitterkeit liegt. Nicht jeder, lieber Ludwig, wird von Gott gewürdigt, in so zarter Jugend ein Jünger des Gekreuzigten zu sein. Wir alle, die wir Dich so zärtlich lieben, haben seit lange geahnet, daß Du zu etwas Außergewöhnlichem bestimmt sein dürftest und nun zeigt es sich, daß Deine erste Jugend schon den Ernst des Lebens kennen lernen soll. Das ist eine Schule, in welcher Heilige erzogen werden, worin also der ganze Mensch erfaßt wird — während man in unsern öffentlichen Anstalten fast nur den Kopf ausbildet. Glücklich, wer frühe in diese Schule wandert!

Ich lege Dir ein Bildchen vom flammenden Herzen Jesu bei, auf daß Du Dein krankes Herz um so lieber Demjenigen schenkest, der für

Dich und Deinen einstigen Triumph den letzten Tropfen seines Herzblutes vergossen hat.

Es grüßt und küßt Dich herzlich

Dein alter Freund
H. Geiger.

Dieser Brief war Lulu's Tröster in den Leiden und Kämpfen seiner letzten Erdentage. „Herr Beneficiat G. hat mich doch recht lieb", sagte er „und das Bildchen ist gar zu herzig"; er hatte es immer vor sich liegen, blickte es oft an in seinen Schmerzen und küßte es.

Noch einmal leuchtete das junge Leben auf, als Ludwig's Bruder, Theodor, kam, um ihn zu besuchen. Der gute Ludwig war so erfreut, seinen Theodor zu sehen und sprach während des ganzen Abends ganz lebhaft mit ihm, daß seine Aeltern wirklich noch einmal Hoffnung schöpften für die Erhaltung ihres Lieblings. Es war das letzte Aufflackern des jugendlichen Geistes; gegen neun Uhr Abends wollte er, wie er alle Tage gethan, in seinem Gebetbüchlein lesen, er konnte aber nicht mehr. „Ich bin zu matt, ich kann nicht lesen", sagte er.

„Ruhe aus, Herzenslulu, wir beten für Dich" sagte man ihm und er fing an, ein wenig zu schlummern. Bald weckten ihn die Schmerzen wieder und dann kamen heftige Erstickungs-Anfälle; er klammerte sich mit aller Kraft an seine Mama, die diese schreckliche Nacht mit ihm durchkämpfte; endlich gegen Morgen wurde er ruhiger. Als um 5 Uhr zum englischen Gruß geläutet wurde, betete er laut, obwohl mit vielen Unterbrechungen, denn er war zu erschöpft. Wie während der ganzen Nacht, so hatte er auch jetzt nur Worte der Liebe: „Liebe Mama, lieber Papa, liebes Schwesterl", sagte er immer wieder. „Etwas singen", bat er seine Schwester, an deren Schulter er sein Köpfchen gelehnt hatte; sie sang ein einfaches Schlummerlied:

„Wenn Kindlein süßen Schlummers Ruh'
Nicht in der Wiege findet,
Spricht ihm die Mutter freundlich zu;
Ihr Flehen überwindet
Mit sanfter Macht des Schmerzes Schrei'n,

Es schweiget, wenn sie spricht:
Mein armes Kindlein weine nicht —
Sei still, sei still, schlaf' ein.

Das Herz ist kindisch dann und wann
Und fordert gern vom Leben,
Was es ihm nicht gewähren kann;
Vernunft steht ernst daneben;
Sie muß die gute Mutter sein,
Die zu dem Wunsche spricht:
O träume von Erfüllung nicht!
Sei still, sei still, schlaf ein. —

Wir geh'n auf dornenvoller Bahn,
Von Rosen karg umblühet,
Den Weg zum Himmelsdom hinan,
Nach dem die Lieb' uns ziehet;
Bis sie, umstrahlt vom Heil'genschein
Zum müden Wandrer spricht:
Du bist am Ziel, verzage nicht!
Sei still, sei still, schlaf ein. —

Bei den letzten Worten des Liedes blickte Lulu freundlich auf und sagte leise: „Niederlegen — schlafen." — Der letzte, kurze Kampf war nun bald gekämpft. Noch ein paar schwere Athemzüge, ein erschrockener, fragender Blick, als wollte er sagen: „Was ist's, was geschieht jetzt?" — dann ein sanftes Lächeln, noch einmal leise und langsam „liebe —" und mit einem leichten Athemzuge war das liebe, junge Leben zu Ende. —

„Er ruht von seinen Leiden" war der Trost der Aeltern, als sie dem Herrn das schwere Opfer ihres Lieblings brachten. „Er ruht von seinen Leiden" sagten Alle, die den armen, kleinen Dulder während seiner Krankheit gesehen hatten.

Ja, er ruhte aus, der liebe Engel, friedlich lächelnd lag er unter Blumen, schuldlos ging die liebe junge Seele hinüber in die ewige Heimath. Seine Bestimmung auf Erden war, eine kurze Zeit die Seinen zu erfreuen, — er

hat sie treu erfüllt. Pax tecum, Engelskind! Wenn Du von Himmelshöhen herabsiehst, wie wir trauernd an Deinem Hügel stehen, dann flüstere uns tröstend zu: Auf Wiedersehen! —

Es ist noch Raum!

Komm' herein, Du Gesegneter des Herrn.

Moses 24, 31.

Von L. v. K.

Es ist noch Raum, o Herr, in meinem Herzen.
Raum für viel' Freuden noch und viele Schmerzen,
Wer füllt der Seele dürre Stätten aus?
Ist sie nicht leer, verödet alle Räume,
Entfloh'n, verblichen manche schöne Träume —
Sei Du der Gast in meines Herzens Haus.

Es ist noch Raum, o Gott, für Deine Gnade,
Denn ach, wie tief, wie groß der eigne Schade,
Das hat noch Keines ganz und klar erfaßt;
Du hast noch Raum, so Vieles zu vergeben,
Was mich noch drückt aus meinem alten Leben
Als eine neue schwere Sündenlast.

Es ist noch Raum, zu wirken und zu dienen;
Noch ist der Tag, der letzte, nicht erschienen,
Der, was da schlummert, ganz in uns enthüllt;
Es ist noch Raum! O zeige mir die Straße,
Daß ich mich willig von Dir führen lasse,
Bis einst hienieden mein Beruf erfüllt.

Es ist noch Raum für neue, heil'ge Triebe;
Denn ob ich auch mit innig treuer Liebe

All' Die umfasse, die Du mir geschenkt,
Bleibt unergründlich doch des Herzens Quelle
Und schickt empor zum Lichte Well' auf Welle
Je tiefer Du das Grabscheit eingesenkt.

Es ist noch Raum! geöffnet sind die Pforten,
Wie gerne lauscht das Herz den süßen Worten:
O komm' herein, Gesegneter des Herrn!
Die Schätze, die Du bringst, die herrlich prangen,
Nach denen trug die Seele längst Verlangen,
Es ist ja Raum — o bleibe mir nicht fern!

Und kommst Du nur, die Braut Dir heimzuholen,
Sie folgt Dir gern, beflügelt sind die Sohlen,
Vergessen ist der kurze Erdentraum;
Dann führe mich durch unermeß'ne Weiten,
Dann zeige mir des Himmels Herrlichkeiten,
Und tröstend sprich auch Du: Es ist noch Raum.

Das verlassene Kind.

Von **Wagner.**

Es war im Spätherbste des Jahres 1819, als ein Detachement österreichischer Soldaten auf ihrem Marsche zu Neuburg a/D. anlangten und in den beiden Vorstädten einquartiert wurden. Der Gärtner erhielt einen Mann, eine Frau und ein Kind zugetheilt und bewirthete sie nach besten Kräften. Des andern Morgens schon zog das Detachement wieder von dannen. Am Abend des gleichen Tages vollendete der Amtsvorstand von Linder in seinem Bureau die nöthigen Geschäfte und verweilte daselbst bis zu später Stunde. Sein Kanzleidiener Wanner, ein treuer, eifriger Jüngling, harrte der Befehle und geleitete endlich den Gebieter zum Thore. Dann löschte er sorgsam die Lichter, begab sich in sein eigenes, im Amtsgebäude befindliches Zimmer und

verließ dasselbe bald darauf, um im Gasthause sein Abendessen einzunehmen. Als er das Thor öffnete, blies ihm ein schneidend kalter Herbstwind entgegen und rasch schloß er dasselbe wieder. Düster brannte das Licht in der Lampe und beleuchtete nur matt die Ecke des Hauses, welches einen Vorsprung bildete.

Doch plötzlich hielt Wanner in seinem Gange ein; es war ihm, als hörte er leises Weinen und jammernde Töne. Rasch ging er denselben nach und da er nichts unterscheiden konnte, rief er: „Wer weint und jammert hier?“ Da er jedoch keine Antwort erhielt, sondern nur lauteres Schluchzen an sein Ohr drang, griff er um sich und erfaßte die kalten Hände eines Kindes, zog es aus der Ecke hervor zum Scheine des Laternenlichtes und sah nun, daß es ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren sein mochte, das vor Frost am ganzen Leibe zitterte. Tiefes Mitleid regte sich in seinem Innern. Er öffnete das Thor, führte das arme Kind auf sein warmes Zimmer, zündete eine Kerze an und blickte theilnahmsvoll in die roth geweinten Augen des dürftig gekleideten Kindes.

„Wärme Dich, arme Kleine; trockne Deine Thränen und erzähl' mir dann, wie Du heißest und woher Du kommst,“ sagte in herzlichem Tone der junge Mann. Seine ermuthigende Rede wirkte beschwichtigend auf die Arme und nach einigen nachzitternden Stößen der beklommenen Brust sagte sie:

„Ich heiße Marie. Vater und Mutter sind gestern beim Gärtner einquartirt worden. Ich bin gar so müde vom langen Marsch gewesen. Am Morgen hat mich Niemand geweckt und ich hab' immer fortgeschlafen. Als mich endlich eine Magd weckte, um das Bett zu machen, that sie einen lauten Schrei und lief gleich wieder hinaus, um die Gärtnersleute zu holen. Diese zankten auf meine Eltern und sagten mir, sie seien schon längst abgezogen und hätten mich zurückgelassen, und dann hießen sie mich fortgehen und denselben nachlaufen. Aber es war schon Nacht, ich wußte nicht, wo aus und ein. Da kam ich zu diesem Hause, setzte mich auf den Eckstein und wußte mir nicht zu helfen. Anfangs betete ich zu Gott um Hilfe, aber dann kam mir das Weinen vor Angst, vor Kälte und Hunger.“

Wieder quollen reichliche Thränen aus den Augen des Kindes, denn auf's Neue mochte das Gefühl seiner grenzenlosen Verlassenheit das arme Herz durchschauern. Auch in Wanner's Augen spiegelten sich die Mitleidszähren. Er rief auf's Tiefste bewegt:

„Armes Kind! Du hast geweint und gebetet, und der liebe Gott hat es

vernommen; er erhört das Flehen frommer Kinder. Komm mit mir, ich will Dir Schutz verleihen, Dich in eine Nachtherberge bringen und Deinen Hunger stillen. Der liebe Gott wird schon weiter sorgen und Dich Deine Eltern wieder finden lassen, die gewiß nur aus Versehen Dich zurückließen."

Diese freundlichen Trostworte wirkten wohlthätig auf das verlassene Kind. Vertrauensvoll legte sie die kleine Hand in jene des Mannes und ließ sich von ihm hinwegführen.

In der Nähe befand sich das Haus eines Bierbrauers, dessen gutes, mitleidiges Herz allgemein bekannt war. Die beiden alternden Leute nahmen das Mädchen gutwillig auf, nachdem Wanner ihnen den Hergang erzählt hatte. Sie versahen es mit Speise und Trank und brachten es unter tröstenden Worten zur Ruhe. —

Des andern Morgens trat Wanner wie gewöhnlich mit dem Aktenstoße in das Haus des Herrn v. Linder. Die Hausfrau saß mit ihren vier Töchtern am runden Frühstückstische. Bereits war die unklare Erzählung des erwähnten Vorfalls auch in diesen Familienkreis gedrungen und die Kinder eilten deßhalb dem Eintretenden mit bestürmenden Fragen entgegen. Wanner berichtete nun das Vorgefallene und schloß mit den Worten, daß er nun selbst nicht wisse, was mit dem Soldatenkinde anzufangen sei. Schon während seiner Erzählung träufelten liebevolle Thränen aus den Augen der horchenden Kinder, und kaum hatte er geendet, als sie die Mutter umringten und wie aus Einem Munde riefen:

„O, Mama, nimm das arme, verlassene Kind zu Dir! Wir wollen gerne Alles mit ihm theilen!" —

Das Herz der guten Frau hatte ihnen augenblicklich beigestimmt, aber sie sagte abwehrend und beschwichtigend:

„Nur nicht so stürmisch, Kinder! Wir müssen erst den Papa fragen. Betet nur inzwischen, daß der liebe Gott Alles für die Verlassene zum Guten lenke." —

Marie hatte sich indessen an ihrem neuen Aufenthaltsorte gemüthlich gefühlt und äußerte, daß es ihr im ganzen Leben noch niemals so gut gegangen sei und sie sich's nie besser verlange. — Da trat ein Diener aus der Familie des Rathes v. L. herein, um das Mädchen zu seiner Herrschaft zu führen. Schüchtern folgte sie dem Rufe, aber ihre Angst verlor sich fast augenblicklich, als dort angelangt, die vier Kinder sie umringten, Jedes ihr etwas

Freundliches sagte, sie zum Vater führten, dieser ihr mit sanfter Stimme die nöthigen Fragen vorlegte und dann sagte:

„Du sollst vorerst bei uns bleiben, liebe Marie, und wie unser eigenes Kind gehalten sein. Sieh', das dort ist die Mutter, sei nur recht folgsam und liebe Deine neuen Geschwister, dann wird Alles gut gehen und für das Weitere wird Gott sorgen."

Die arme Marie wurde nun mit Kleidungsstücken versehen. Jedes der Mädchen brachte ein passendes Stück herbei; sie hätten ihr lieber das Beste, als das Schlechteste gegeben; aber die Mutter wählte statt ihrer. Bald war sie heimisch in der edlen Familie und genoß im liebenden Kreise ein so glückliches Leben, wie sie sich früher nie geträumt hatte.

Nach einiger Zeit wendete sich Herr von Linder schriftlich an die Kaiserin von Oesterreich und ertheilte über den Vorfall Bericht. Marie war ihm keineswegs zur Last geworden, aber er wollte doch nicht die Verantwortung auf sich nehmen, deren Eltern ohne Nachricht, was aus ihrem Kinde geworden sei, zu lassen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Eine Verfügung der Kaiserin bestimmte, daß Marie vermittelst des Postwagens und der Empfehlung an die Conducteure nach Wien gebracht werden solle, indem die kaiserliche Huld und Gnade deren fernere Erziehung übernehmen werde.

Unter heißen Thränen des Dankes und der Liebe, aber der Aussicht auf ein glückliches Lebensloos schied Marie aus diesem heimathlichen Kreise. Ihr ganzes, ferneres Leben hindurch bewahrte sie in ihrem Herzen Dankbarkeit gegen die edle Familie, den barmherzigen Wanner, vor Allem aber gegen Gott, der die Worte der heiligen Schrift auf's Neue an ihr bewährt hatte:

„Rufe mich an in der Noth, und ich will Dein Helfer sein!"

Ländliche Monstranze.

Von **Emilie Ringseis.**

Um die Monstranze
Zieht sich von Blumen ein blühender Saum.
Siehe, die Zarten
Dürfen in's Heiligthum
Schwinden mit Ihm,
Dort im Verborgenen

Mit Ihm verweilen,
Duften und welken an Seinem Herzen,
Blühen und sterben an Seiner Brust.

Ritornelle.

Von **Friedrich Güll.**

1.

O Alpenrose und du Genziane!
Wie schaut ihr kühn in's Thal: Du von der Zinne
Der Felsenburg, und Du von der Altane.

2.

Mit ew'gem Grün umwebt ihr Epheuranken
Geborstner Säulen Schaft, und so auch spielen
Um ein zertrümmert Glück noch die Gedanken.

3.

O Haidekraut, Du reizend Kind der Haide,
Vor meinen Blicken weithin öde Ferne,
Bist Du allein mir holde Augenweide.

4.

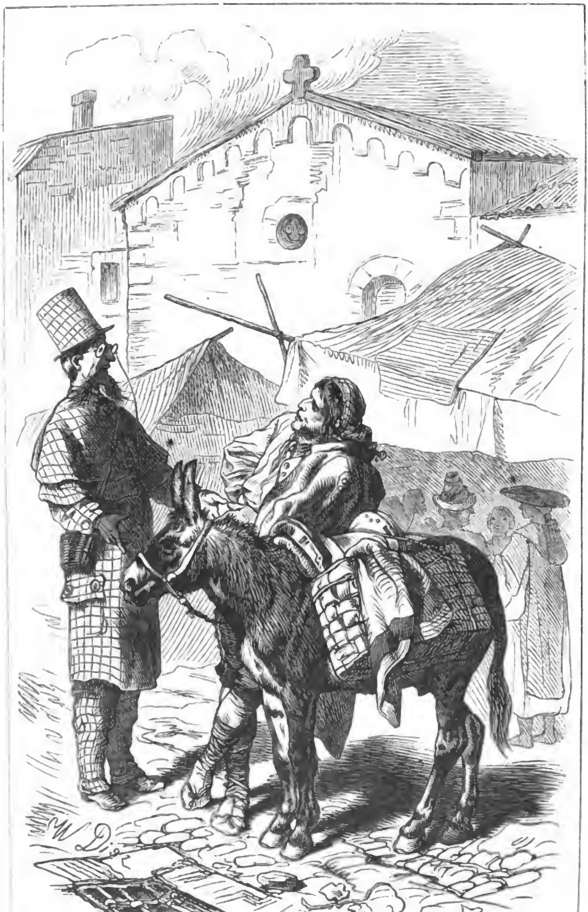
Die Lerche singt ob Deinem Haupt, o Erle!
Um Deine Schultern gaukeln die Libellen,
Und Dir zu Füßen springt empor die Schmerle.

5.

Der Vogel spielt in Deinem Laub, o Rüster!
Die Morgensonne röthet Dir die Krone,
Doch ist Dein Wipfel ewig ernst und düster.

6.

Ein Vög'lein schaukelt sich, o Trauerweide,
Auf Deinen Zweigen singend, doch Du neigest
Zum Grabe sie hinab im stummen Leide.



Ein Märlein vom Glück.

Von **Augusta v. Gäßler.**

(Mit Bild.)

Ein junger Esel lebte fern
In Spanien bei seinem Herrn,
Und beide lebten froh und friedlich
In eines Thales stillem Grund,
Wo unter wilden Reben niedlich
Ein arm' und einfach' Hüttchen stund.
Ein Gärtner seines Zeichens war
Des Esels Herr, und Jahr um Jahr
Zog er Orange und Melone,
Des Oelbaums Frucht, die saft'ge Feige
Des Mandelbaumes zarte Bohne —
Beschnitt der Rebe schlanke Zweige
Und zog der Traube süße Last
In dichten, riesigen Gewinden
Von Pfahl zu Pfahl, von Ast zu Ast, —
Und wo ein Winkelchen zu finden
Im Garten, d'rauf die Sonne schien,
Bepflanzten seine ruhelosen
Geschäft'gen Hände es mit Rosen,
Mit Raute, Mohn und Rosmarin,
Und seines Herzens Wonne war
Des Gärtleins Blühen immerdar.
Daneben aber war zu schauen
Die schönste aller Distelauen,
D i e war d e s E s e l s Augenweide,
So lebten still und glücklich Beide.

Da eines Tages zogen wieder
Der Gärtner und sein Eselein
Zur nächsten Stadt im Morgenschein,
Und unser Esel trug in Ruh'

Erdbeeren, Veilchen, Kohl und Flieder
Dem wohlbekannten Markte zu. —
Doch als sie stille fürbaß zogen
Ein prächt'ger Renner kam geflogen,
Das schönste, schwarze Roß fürwahr,
Das Andalusien gebar.
Nicht scheint der feingeformte Huf
Den Staub der Erde zu berühren,
Sein Auge glänzt, — als hätt' es Flügel
Hinfliegt es über Thal und Hügel,
Im Nacken stolz die Mähne wallt,
Sein Wiehern durch die Lüfte schallt,
Und doch scheint nur ein Wink, ein Ruf
Des kühnen Reiters es zu führen,
Zu lenken wie der Wille lenkt
Die Hand, die seinem Dienst geschenkt. —
Vorüber ist's; — gedankenvoll
Zieht nun der Esel seine Pfade;
Ihm wächst im Herzen nachgerade
Des Neides ungerechter Groll.
Und mit dem Schicksal fängt zu hadern
Er an und murrt: „Welch' hart' Geschick
Ist mir beschieden lebenslang! —
Jahr aus, Jahr ein nur Körbe schleppen,
Jahr aus, Jahr ein der gleiche Gang
Alltäglich über dürre Steppen! —
Rollt edles Blut in meinen Adern
Nicht auch, und zähl ich Ahnen nicht,
Wie dieses Roß, dem jeder Blick
Bewundernd folgt, wenn es im Flug
Hinwegsetzt über Fels und Klüfte,
Daß ihm der Wandervögel Zug
Kaum folgen mag im Reich der Lüfte. —
O, solch' ein Roß ist zu beneiden! —
Doch mich erdrückt die schwere Pflicht,

Und ich" . . . . Des Gärtners wucht'ge Hand
Entreißt ihn plötzlich der Betrachtung. —
Er blickt empor, und mit Verachtung
Schaut er des Marktes bunt' Gedränge,
Das er doch sonst so reizend fand. —
O, dürft er es nun ewig meiden! —
Nach andern Dingen steht sein Sinn,
Will auch nun durch die Steppe jagen,
Und setzen über steile Hänge,
Und einen kühnen Reiter tragen,
Gleich jenen vielgeprief'nen Rossen. — — —
Verkauft ist endlich Kohl und Flieder,
Und lächelnd läßt des Tag's Gewinn
Der Gärtner durch die Finger gleiten,
Und rüstet dann zur Heimkehr wieder
Den melancholischen Genossen. —
Doch da sie langsam und bedächtig
Durch die belebten Straßen schreiten
Hält plötzlich sie ein Fremder an;
Ein Britte, kaum der Sprache mächtig,
Die klinget, wo der Tajo rauschet
Zum Gärtner, der verwundert lauschet,
Nun spricht: „Freund, Euer Esel hier,
Scheint mir ein ernstes, kluges Thier; —
Gebt mir das Thier, — ich will und kann
Euch geben über seinen Werth,
So viel Ihr immer nur begehrt; —
Wollt Euch den Handel überlegen, —
Nur Euer Vortheil kann es sein
Ist dieser Esel hier bald mein."
Der Esel selber hört entzückt
Des Fremden Wort, und still bei sich
Denkt er: „Gefunden ist der Reiter,
Das Uebrige ist meine Sache.
Kein Zweifel ist fortan zu hegen,

Mein Glück ist jetzt gemacht, — ich mache
Mir nun auch keine Sorgen weiter." —
Dieweilen hat bedächtiglich
Der Gärtner auch bei sich beschlossen
Zu trennen sich von dem Genossen,
Und unser Esel folgt beglückt
Dem neuen Herrn, der ihn denn auch
Sogleich besteigt, und durch die Straßen
Läßt galoppiren froh und munter. —
Der Esel weiß sich nicht zu fassen
Vor Lust und Wonne, — was er kann
Rennt er zur Stadt hinaus, und dann
Den nächsten Berg hinauf, hinunter,
Macht auch dazwischen manchen Sprung,
Mit Feuer, Grazie und Schwung,
Ganz wie es sonst der Rosse Brauch;
Der Reiter selbst sitzt fest im Bügel
Und überläßt ihm ganz die Zügel.
Nicht lange, und die Beiden weilen,
Vor der Arena weitem Rund. —
Beendet ist das blut'ge Spiel,
Dort liegt der Stier, der eben fiel
Im Tode noch ein Bild der Kraft,
So wuchtig und so riesenhaft,
Der blut'ge Leib gespickt mit Pfeilen;
Und unser Esel sieht mit Beben,
Verendend, müd' und todeswund,
Zerfleischt am Boden hingestreckt,
Mit Staub und blut'gem Schaum bedeckt
Das edle, stolze Roß daneben,
Das unbewußt an diesem Morgen
Versetzt ihn in so ernste Sorgen.
Ist das des Glückes Ende? denkt,
Er sinnend nun, und ist zufrieden,
Daß ihn sein Herr vorüberlenkt;

Doch Ruhe ist ihm nicht beschieden,
Jetzt heißt es wieder galoppiren,
Der Britte kann nicht satt sich reiten, —
Und um es nur gleich kurz zu sagen,
Zu Ende ist der süße Traum,
Der doch so schön begonnen kaum,
Schon nach den ersten Reisetagen. —
Es kommen bitterböse Zeiten
Für unsern Esel, und sinniren
Und träumen kann er nun vom Glück,
Was er verlor, kehrt nicht zurück! —
Zwölf Tage trug er seinen Herrn
Nun schon vom Morgen bis zur Nacht,
Bergauf, bergab, thalaus, thalein
(Denn Alles will besehen sein,)
Und immer nur im schnellsten Schritte
Denn nimmer ruht der tolle Britte. —
Bei seinem Gärtner, o, wie gern,
Wie gern nun wieder Körbe schleppen
Alltäglich über jene Steppen —
So hat er tausendmal gedacht,
Der arme Esel, schmerzdurchdrungen,
Und denkt es wieder, da er eben
Sich neu zum Marsche muß erheben.
Heut' zieht man wieder neue Stege,
Der Esel blickt erstaunt um sich,
Das ist die Steppe, sicherlich,
Und dort wo jene Hügel ragen,
So grün umrankt, so weinumschlungen,
Dort ist die Heimat, dort das Glück,
Und dahin will er auch zurück. —
Die Sehnsucht gibt ihm neuen Muth,
Den Britten will er nimmer tragen,
Er schlägt um sich mit aller Wuth
Bis er ihn glücklich abgesetzt, —

Und unaufhaltsam eilt er jetzt,
Dem Blick des Quälers bald entschwunden,
Der kleinen, trauten Hütte zu,
Davor des Gärtners Kinder steh'n,
Die lautaufjauchzend ihn empfangen
Da sie ihn wiederkehren seh'n,
Und schmeichelnd nun den Freund umfangen;
Da hat der Esel wieder Ruh'
Und Frieden und das Glück gefunden.

Was aber soll dies Märlein lehren? —
Zufriedenheit, Ihr Kinderlein! —
Zufrieden laßt uns immer sein,
Und nicht nach fremdem Glück begehren!
Zufriedenheit ist Glück allein!
Das aber merkt vor allen Dingen:
Winkt lockend auch des Glückes Schein,
Nicht jedem Esel mag's gelingen
Verlornes wieder zu erringen,
Wie hier im Bild dem Esel mein; —
Zufriedenheit ist Glück allein!
Merkt Euch's, Ihr Kinder groß und klein! —

Das Schloßgespenst.

Von **Isabella Braun.**

„Mama," das ist ein herzliches Wort, sogar noch herzlicher, als „Mutter", weil es eine kindliche Unterordnung bezeichnet. So war's auch bei der alten Gräfin, die als Wittwensitz das Schloß bewohnte. Alle Einwohner des Städtchens sprachen von ihr in dieser Weise und nur, wenn sie mit ihr, oder auch mit dem alten Hans redeten, fügten sie aus schuldiger Ehrfurcht „Erlaucht" hinzu. Eher noch hätten sie diesen Grafentitel in Gegenwart der Mama selbst

weggelassen, als vor dem alten Diener. Dieser hielt mit glühendem Eifer den Respekt aufrecht, und wehe dem Frevler, der zu vergessen schien, daß der Grafenstamm seine mehrhundertjährigen Wurzeln in dieses Stücklein Erde geschlagen und mit den blätterreichen Aesten vielen Geschlechtern den wohlthuenden Schutz und Schatten gewährt hatte. — Aber halt! — ich sehe des Dieners Stirnrunzeln drohend vor mir, weil ich es wagte, so viel von ihm zu berichten, bevor ich meinen Lesern die „Mama-Erlaucht" genauer schilderte.

Die Gräfin war bereits eine hochbetagte Frau; doch das Alter hatte nur den schonendsten Herbstschleier über sie gebreitet und nicht einmal die zarten Rosen auf den atlasfeinen Wangen völlig entblättert, nicht Furchen auf die Stirne gezeichnet. Der Glanz ihres leutseligen Gemüthes glich dem Sonnenschein, dessen Goldgefunkel auf der Herbstwiese die welken Blumen ersetzt und sogar den Schnee des Winters mit Sternen bestreut. Wenn die Lippen sich zum Kusse auf die Hand der Gräfin neigten, war es nicht nur eine gütige, sondern auch eine weiche, runde, weiße Hand, welche dagegen einen herzlichen Druck spendete, eine Hand, welche häufig die Arbeiten ihrer ehemaligen Unterthanen theilte. Die „Mama" hatte sich ihren Namen erworben; sie lebte mit den Leuten in einem wahrhaft „mamalichen" Verhältnisse. Zu Ostern eilte Jung und Alt nach dem feierlichen Gottesdienste in's Schloß, um ihr das fröhliche Halleluja zuzurufen, wobei der geweihte Osterkuchen und Schinken Allen zum Festschmauß geboten wurde. Am 16. September, dem „Euphemientag" sah man ganze Schaaren einem Blumengarten gleich zum Schloße ziehen, um der „Mama" zu gratuliren, dagegen wandelte sie selbst von Haus zu Haus bei verschiedenen Gelegenheiten. Zur Herbst- und Winterszeit waren es aber besonders zwei Häuser, wohin sie bei Anbruch der Dämmerung allwöchentlich einmal ging: zur Färberin und zur „Drei Toni", dem Krämerhause, wo Mann, Frau und Tochter den heiligen Antonius von Padua als Schutzpatron verehrten, zugleich aber auch den seligen Grafen Anton als Taufpathen hatten. Ihr folgte auf dem Fuße der alte Hans in seiner tadellosen Livree: blauer Frack mit gelben Aufschlägen, schwarz-sammtne Kniehosen, weiße Strümpfe oder graue Kamaschen und schließlich schwarzglänzende Schnallenschuhe, auf dem linken Arm den warmen Pelzmantel, in der rechten Hand die mit feinstem Flachs umwickelte Kunkel tragend. Und dann, zweimal in der Woche kamen die besten Spinnerinnen, alte und junge Frauen nebst Töchtern in's Schloß mit ihren Kunkeln; die Spindeln surrten

und schnurrten durch die Luft und am Boden dahin, der Gräfin weiße Hand mit dem blinkenden Diamantringe am kleinen Finger war emsig beschäftigt und dabei gab es Rede und Gegenrede voll Vertrauen und Ermunterung; aber auch schöne Geschichten, heitere und traurige wurden erzählt. Die aller-allerwichtigsten und spannendsten wußte jedoch der alte Hans und er tischte sie auf, bevor die Gräfin unter die Versammlung trat, denn in ihrer Nähe schwieg der ehrfurchtsvolle Diener unverbrüchlich. Das waren Begebenheiten aus der vergangenen Zeit des alten Adelsgeschlechtes. Er glich einer ausführlichen Familienchronik, die bis in's sechzehnte Jahrhundert zurück reichte und worin ein Kaiser figurirte. „Woher der Hans nur Alles weiß?" sagten die guten Leute oft mit Kopfschütteln; Viele kamen auf die Vermuthung, der „Schloßgeist" müsse es ihm verrathen haben, der stehe mit ihm sicher im engsten Verkehr, denn dieser Schloßgeist spielte auch in des alten Dieners Geschichten eine Hauptrolle.

Wenn bisweilen der Eine und Andere seiner Zuhörer ebenfalls eine Spuckgeschichte erzählen wollte, unterbrach er ihn ärgerlich und sagte: „Was nicht gar! Ihr und ein Geist! Woher sollt Ihr einen Geist nehmen und nicht stehlen? Nur die „Ahnen" gehen um; Ihr aber habt ja gar keine Ahnen. Meint Ihr vielleicht, Euer alter Vater im Pfründstüble, der dort umgeht, sei ein Ahnherr, weil Ihr ihn so heißt? Nichts da! Geht einmal hinaus in den Gottesacker und zeigt mir die Namen Eurer Vorfahren. Kein Kreuz und kein Hügel, im Beinhäusle kein Schädel und kein Knochen! In unserer Gruft aber liegen die Grafen und Gräfinnen noch unverwest; wollt man die Sargdeckel heben, man könnt sie noch leibhaftig sehen! Ja, die können umgehen, die Euren aber gewiß nicht mehr!"

Dann schwiegen freilich Alle; er aber war im rechten Zuge und erzählte vom großen Ahnensaale, wo ehemals ein Billard gestanden, aber entfernt worden war, seitdem die Bilder der Grafen lebendig wurden, seitdem sie zur Mitternachtsstunde darauf spielten und die Kugeln rollten, daß man es im unteren Stocke hörte, besonders an hohen Festen, oder wenn sie einen neuen Mitspieler zu gewinnen hofften und der grause Tod sich der Familie nahte.

Solches erzählte der alte Hans und noch allerlei, was Gruseln erregte. Wenn eine Krankheit im Schloße ausbrach, fragten die Leute keineswegs den Doktor nach dem Befinden des Erkrankten, sondern sie schlichen zum treuen

Diener und fragten mit zitternder Flüsterstimme, ob er die Billardkugeln gehört habe?

Ja, ein treuer Diener war der alte Hans, nicht allein ergeben der „Mama-Erlaucht," sondern allen Sprossen, doch von diesen zunächst dem Erbgrafen Raymund, einem bereits vierzehnjährigen Knaben, dem Liebling seiner Gebieterin, für den sie all die feinen Fäden spann und des Tages unzählige Ellen Filet knüpfte zur Verzierung dereinstiger Bettdecken und Vorhänge.

Der junge Erbgraf wohnte nicht im Schlosse der Mama Erlaucht, sondern mit seinen Eltern und Geschwistern zwei Stunden entfernt auf einem andern Bergschlosse. Aber in den Ferien durfte er die Großmama besuchen, ganz allein, ohne Hofmeister. Das war eine Jubelzeit für den alten Diener, der nun zum Begleiter des Erbgrafen avancirte und sich stolzer fühlte, als ein kaiserlicher General-Adjutant. —

Wieder nahte diese Ferienzeit heran, der Erbgraf wurde erwartet und bereits war seine siebenjährige Cousine mit der „Tante Wälly" eingetroffen. Der Alte liebte das blonde Mariechen lange, lange nicht so sehr, wie den Grafen Raymund; trug sie ja nicht einmal den herrlichen Familien-Namen! So war's nur natürlich, daß er beständig vor den reifen Pfirsichen Wache hielt, damit der Erwartete ja nicht zu kurz käme. Aber er zeigte sich doch auch wieder sehr liebreich gegen das kleine Ding, die so große, verständige Augen besaß, deren blauer Glanz ihn gleich einem Vergißmeinnicht aus alter Zeit anlächelte. Ja, dies waren die Augen der seligen Gräfin Nannette, die seit des Kindes Geburt im Grabe schlief und es vertrauend in die Arme der Schwester gelegt hatte, als ihr Blick auf den von Schmerz überwältigten Gatten fiel.

Oftmals hüpfte Mariechen auf die Knie des alten Dieners, schlang die runden Aermchen um dessen Hals, küßte ihm die Wange und bat schmeichelnd: „Lieber guter Hans, erzähl' mir eine Geschichte, es ist so langweilig in dem alten, garstigen Schlosse." Da furchte er wohl seine Augenbraunen, die aber silberweiß waren und dachte:

„Man merkt's wohl, die gehört nicht zu uns! nicht einmal Respekt hat sie vor dem schönen, ehrwürdigen Schlosse. Es sind eben nicht die „Hallen ihrer Väter"; aber sie soll Respekt bekommen, wart nur, Kleine!"

Dann erzählte er ihr von den längst verstorbenen Grafen und Gräfinnen, deren Bildnisse im Ahnensaale hingen, bis ihre Augen leuchteten und sie ihn

bei der Hand faßte, um Bekanntschaft mit den Bildern zu schließen. Er aber wich fast schaudernd zurück und rief:

„Kind, Kind! nicht um die halbe Welt führte ich Dich dahinein! So, damit sie Lust bekämen, Dich zu holen und heute Nacht vielleicht schon die Kugeln rollten!“

„Mich holen?“ lachte Mariechen und fügte bei: „Wie können die gemalten Bilder mich holen? Die Grafen und Gräfinnen sind ja schon lang im Himmel, wo auch meine liebe Mama ist, die kommt auch niemals zu mir und ich möchte sie doch so gerne sehen.“ Dann neigte sie das Köpfchen fast traurig auf die Brust des Alten, fuhr aber in ihrer kindlichen Lebhaftigkeit gleich wieder empor und sagte mit Neugierde: „Wer rollt mit den Kugeln? sind's gold'ne Kugeln aus dem Himmel, wie das Christkindlein sie an den Baum hängt, oder wie Großmama eine auf ihrer Kunkel hat? Bitte, erzähle, lieber Hans!“

Aber da hörte man auch schon ein Rollen; Mariechen fuhr erschrocken zusammen, der alte Hans warf die Kleine fast von den Knieen herab, doch nicht vor Schrecken, sondern vor Freude, denn der Wagen mit dem Erbgrafen Raymund war in den Hof gerollt. Dieser sprang heraus; das freundliche, gute Gesicht strahlte Allen entgegen, er drückte Allen die Hand und gab dem herbeilaufenden Hans einen so vertraulichen Klapps, daß dem Alten die Augen vor Freude schwammen. Dann küßte Raymund die beiden Hände der Großmama, drehte Mariechen wie einen Kreisel und begann das Bombardement seiner harmlosen, gemüthlichen Neckereien. Der alte Diener aber schwamm in seinem Element. Nun hatte er wieder einen Tisch zu decken mit vier Couverts. Er that dieses auch sogleich im Speisesaale, der in frühern Zeiten so viele Gäste umfangen hatte; er that es mit musterhafter Pünktlichkeit, stellte vier Stühle zurecht, brachte einen mächtigen Blumenstrauß zur Tafelzierde und so oftmals er aus und ein ging, überschaute er sein Werk, rückte an diesem und jenem, bis Alles abgezirkelt vor ihm lag. O, welch eine selige Verzückung überkam nun sein altes Herz, und mit welchem Stolze ergriff er dann die Stuhllehnen, um den Niedersitzenden den Sessel zurechtzuschieben, mit welcher Wichtigkeit postirte er sich dann rückwärts seiner Gebieterin!

Es war ein herrliches Mittagessen; das Scherzen und Lachen der beiden Enkel gab einen lustigeren Ton, als ehemals der knallende Champagner-Kork. Die Augen der Großmutter und Tante lächelten dem erwählten Lieblinge ent-

gegen und der alte Diener trippelte um zwanzig Jahre verjüngt von Einem zum Andern.

Später schallten die fröhlichen Stimmen aus dem Garten herauf, die reifen Pfirsiche fanden ihre Erlösung; Raymund pflückte einen nach dem Andern für Mariechen, für Großmama, für die Tante, für den alten Hans, der kaum seinen Augen trauend auf die so streng gehütete Frucht blickte, als er sogar den Gartenjungen darein beißen sah, als ob's ein gewöhnlicher Apfel wäre. Dies war so des jungen Erbgrafen frühe Art und Weise: in herzlicher Freundlichkeit Alles für die Andern und für sich nur, was übrig blieb.

Dann kehrten die beiden jungen Verwandten in's Schloß zurück; am Weiher stieg der Nebel auf, und das Dämmerlicht breitete den Schleier über den Garten, während droben im Wohnzimmer bereits die Lampe leuchtete und der Hans die Bilderbücher auf den Tisch gelegt hatte.

Knabe und Mädchen saßen bald davor; Mariechen schlang den Arm um ihren Gefährten und wartete, bis er das Gelesene erzählen würde. Plötzlich aber fuhr sie erschrocken zusammen und rief:

„Die Kugeln rollen!"

„Die Kugeln rollen?" wiederholte Raymund fragend und setzte bei:

„Was für Kugeln?"

„Die Geisterkugeln!" flüsterte Mariechen, sich dichter an ihn schmiegend.

Nun brach das helle Lachen des Knaben hervor und er rief: „Hat der alte Hans Dir seinen Bären aufgebunden? Was nicht gar, Geisterkugeln! Mein Wagen ist's, der heimkehrt." Sogleich sprang er zum Fenster, riß es auf und schrie aus Leibeskräften: „Lukas, Lukas! Grüß den Papa und die Mama, und die Geschwister und ich bin ganz wohl!" dann erfaßte er Mariechen, das ihm gefolgt war und sagte: „Wart', kleine Geisterkugel, ich will Dich rollen" — worauf er lachend das Kind auf den Boden legte und es darauf herumwälzte.

Aber Mariechen lachte nicht, wie gewöhnlich; ihr kleines Herz mochte wohl erbeben, selbst als Geisterkugel behandelt zu werden; sie weinte und als Tante Wälly in's Zimmer trat, machte sie sich von Raymund los, eilte ihr entgegen, hielt sich an den Kleiderfalten der Tante und schluchzte:

„Hast Du die Geisterkugeln schon gehört?"

Die Tante sagte in vorwurfsvollem Tone zu Raymund: „Wie magst Du

nur die Kleine so erschrecken?“ Als der Knabe sich noch vertheidigte, trat die Großmama herein und sogleich stellte Mariechen die ängstliche Frage:

„Großmama, hat der Schloßgeist ein schwarzes oder weißes Kleid an? thut er mir etwas?“

Alle suchten das Kind zu beschwichtigen; Raymund stellte sich einem Professor gleich vor sie hin und sprach höchst überzeugend von der Albernheit der Geisterfurcht und als Mariechen fragte: „Fürchtest Du Dich nicht?“ lachte er aus vollem Halse und rief: „Ich mich fürchten? was fällt Dir ein! ich will im Billardzimmer schlafen, meinethalben gleich heute Nacht.“

Mariechen war durch diesen Gedanken so erschreckt, daß sie auf's Neue zu weinen begann und als das Kindsmädchen sie zu Bett bringen wollte, klammerte sie sich an die Tante und bat: „O, liebe, liebe Tante Wälly! komm doch mit mir; ich fürchte mich vor dem Schloßgeist und den rollenden Kugeln!“

Da wurde die Tante ärgerlich und rief:

„Wenn nur dem alten Hasenfuß der Schloßgeist einmal wirklich erschiene und ihm eine tüchtige Maulschelle gäbe!“

Raymund lachte bei dieser Vorstellung und malte sich das komische Bild in Gedanken aus, dann aber bestürmte er seine Großmama mit Fragen, über das „Familienmärchen“ und diese berichtete ihm Alles; dann schloß sie ihre Erzählung mit den Worten:

„So heißt's! gehört und gesehen habe ich freilich noch nichts davon. Ich denke auch, es spuckt nur im Gehirn des alten Hans; der aber glaubt steif und fest an's Gespenst!“

Wie es mit der ausgestreuten Saat geht, sei es, daß sie auf weiches, oder steiniges Erdreich fällt, so war es auch bei den beiden Kindern und dieser Geistergeschichte. Während Mariechen bis zum Einschlafen die Hand der Tante nicht losließ, sich unruhig im Bette herumwälzte und auf das Rollen der Kugeln lauschend wartete, — kam in des Knaben muthigen Sinn nicht die allerleiseste Furcht. Er schlief vortrefflich, sein erster Gang des Morgens war in das Billardzimmer und über der Betrachtung seiner trefflichen Ahnen vergaß er beinahe die Frühstücksstunde und trat in das Familienzimmer, als die fromme Großmama bereits die Betrachtung aus dem „Schatzkästlein“ vorgelesen hatte, denn alles Suchen nach ihm war vergebens gewesen, weil es dem alten Diener gar nicht in den Sinn kam, er könnte sich im Ahnensaal aufhalten. Nach der freimüthigen Angabe des Erbgrafen, er hätte dort Familienstudien gemacht,

blickte Hans mit wahrem Entsetzen auf denselben; dann aber sah man den treuen Alten zur Schloßkapelle schleichen, wo er lange betend auf den Knieen lag und sein mit traurigen Ahnungen erfülltes Herz vor Gott ausschüttete.

Dem jungen Erbgrafen hingegen verstrich der Vormittag in Lust und Vergnügen, theils mit Mariechen im Garten, theils bei den alten Bekannten im Orte. Wo er leutselig eintrat, lachte die helle Freude aus allen Gesichtern. Ueberraschend schnell läutete es vom Thurme zum Mittag und in seiner Rücksicht, die guten Leute nicht vom Essen abzuhalten, schlenderte er also gemüthlich in's Schloß zurück und sah im Speisezimmer nach, ob daselbst auch schon Vorkehrungen getroffen seien. Die Tafel war bereits gedeckt, das blühweiße Tischtuch reichte bis zum Boden herab, denn der alte Hans hatte zu Ehren des Erbgrafen von den Damasttüchern genommen, welche auf eine große Tafel berechnet waren. Auch die Teller befanden sich aufgestellt, daneben die Bestecke in ihrer sorgfältig abgemessenen Ordnung. Es mochte zwar bis zum Essen noch eine volle Stunde fehlen, aber wie wenig erschien dieses dem alten Diener, der etwas langsam ging und noch die Vasen mit Blumensträußen zu füllen hatte.

Raymund stand vor der sorgfältig gedeckten Tafel und überblickte sie lächelnd. Da überkam ihn plötzlich seine angeborne Necklust und er dachte:

„Wie wär's, wenn ich die Sachen hier ein wenig verdrehte, damit dem Alten die Zeit nicht lang wird bis zum Essen und er etwas zu thun hat?“ Sogleich machte er mit seinem eigenen Bestecke „kehrt um,“ daß Klinge und Zinken nach unten sahen. Bevor er noch das Gleiche mit den andern Bestecken thun konnte, vernahm er des Alten trippelnden Gang und husch — schlüpfte er unter den Tisch, wo ihn das lang herabhängende Tuch völlig verbarg.

Die Schritte näherten sich; nun sah Raymund des Dieners glänzende Schuhe mit Silberschnallen dicht vor seiner Nase; aber er sah nicht, wie derselbe auf die umgekehrten Bestecke hinstarrte, erblaßte und zitterte, als er sie wieder in die gehörige Richtung legen wollte; er hörte nur einen Metallklang und das Niederfallen der Gabel auf den Boden. Einen Moment lang war Raymund in seiner freundlichen Gutmüthigkeit versucht, sie dem alten Diener, der sich so mühsam bückte, aufzuheben; aber er wollte sich nicht verrathen, also verhielt er sich mäuschenstill, bis der Hans aus dem Speisezimmer getreten war. Dann kroch er hervor, sprang auf und im Nu lag sein Besteck wieder

verkehrt. Dann ging er leise von dannen und begab sich auf sein eigenes Zimmer.

Nach einer guten Weile kehrte der alte Mann, den Blumenstrauß in der zitternden Hand, zum Speisesaal zurück. Sein erster Blick flog über des Erbgrafen Couvert und wie er den neuen „Geisterspuck" sah, entfiel ihm der Blumenstrauß; der Gedanke: es ist des Erbgrafen letztes Mittagessen, der Geist hat sein Besteck nach unten gewendet — preßte ihm einen lauten Schrei aus. In diesem Augenblick erschien auch die Mama-Erlaucht mit der Gräfin Wally und Mariechen. „Was ist geschehen?" frug die Erstere; das Mädchen aber hatte bereits die Blumen aufgehoben und überreichte sie ihm. Die Gräfin sah es und sagte nun: „Hans, wir werden Beide alt, Herrin und Diener." Dieser jedoch stand noch immer wie festgebannt vor der „Spuckgeschichte." Da gewahrte auch die Gräfin dasselbe und blickte nun angstvoll zuerst auf den Greis, dann auf die Tochter, als wollte sie fragen: „Ist's nicht richtig in seinem Kopf?" Mariechen kam ihm wieder zu Hilfe und brachte Ordnung in die Sache. Hierauf sprach die Gräfin mit ganz besonders mildem Tone:

„Was ist's mit Ihm, Alter? Mach Er voran, uns hungert. Ruf' Er den Grafen Raymund zum Essen."

Inzwischen hatte der Hans seine Fassung wieder errungen und ging langsam, den jungen Herrn zu holen. Er raffte alle seine Kraft zusammen, um demselben nichts merken zu lassen. Ach! es stand wie ausgemacht vor seiner ängstlich liebenden Seele: dem Erbgrafen droht ein Unglück — Krankheit oder Tod! Das umgedrehte Besteck war ein sicheres Anzeichen; nun fehlte nur mehr das Rollen der Billardkugeln. — Es war ein heißer Septembertag; Raymund's Wangen glühten und als er mit dem alten Hans in's Speisezimmer trat, glühten sie wegen seiner Verspätung noch höher. Die Großmama strich dem Enkel zärtlich die Haare aus dem Gesicht, indem sie mit leisem Vorwurfe sagte: „Wo ist der junge Herr wieder herumgetobt? Du siehst ja aus, als ob Dich der Schlag treffen sollte!"

Der Greis überhörte Raymunds entschuldigenden Bericht. Wie eine Todtenglocke tönte es in sein Ohr „Schlag treffen sollte! — Schlag treffen sollte! — bim, bam; bim, bam!" — In gänzlicher Verwirrung besorgte er seine Geschäfte und machte Alles verdreht — schenkte Wein statt Wasser in das Glas, reichte Salz statt Brod hin und goß der Mama-Erlaucht schließlich noch die Brühe über das Kleid. Solche unerhörten Dinge waren niemals

vorgekommen und das gute, alte Gesicht sah dabei so krank und bleich aus, daß die Gräfin sagte:

„Hans, Ihm fehlt etwas! Leg Er sich gleich zu Bette und laß Er den Arzt holen. Ja, ja, es ist nicht nur mein Wunsch, sondern mein Befehl!"

Der Alte hatte den Kopf geschüttelt. Er sich zu Bette legen! nein, nein! ihm fehlte ja nichts. Aber bei dem Befehl der Gräfin galt es für ihn kein Widerstreben und es mochte immerhin gut sein, den Arzt im Hause zu haben, die schlimmen Vorzeichen deuteten ja so genau und schauerlich auf Krankheit und Tod, leider nicht für das alte, sondern für das junge Leben! Wie gerne hätte er das weiße Haupt zur ewigen Rast gelegt, wenn damit das frische Dasein des Erbgrafen erhalten werden könnte. —

Die Mama-Erlaucht hatte den Diener lieb; es half nichts — er mußte auf sein Zimmer, sie selbst geleitete ihn dorthin und ließ den Arzt holen. Dieser fand wirklich den Puls des Alten fieberhaft, weitere Krankheitsanzeichen waren nicht vorhanden, man mußte den Verlauf abwarten, jedenfalls konnte es nur gut sein, im Zimmer zu bleiben.

Raymund kam öfters, um nach dem Kranken zu sehen; so oft er dessen Hand ergriff, zitterte dieselbe. Wie wenig ahnte der gute, mitleidige Knabe, daß er hievon selbst die Ursache sei.

Gegen Abend ging die Mama-Erlaucht zur „drei Tony" auf Besuch und die beiden Enkel begleiteten sie. Es gab dort genug Unterhaltung, der ganze Kramladen wurde ihnen zur Verfügung gestellt, und sie säumten auch nicht, darin herumzustöbern. Heute entdeckte Raymund herrliche große Steinkugeln „Glucker, oder Schusser" genannt, jenes Spielzeug, das alle Dorf- und Landkinder so vorzugsweise lieben. Er kaufte davon zwei Dutzend für sich und für Marie um die müßige Zeit zu vertreiben, da es das einzige Spiel zu Zweien war, welches ein Mädchen mit ihm machen konnte.

Als sie nach Hause kamen, waren bereits die Schloßgänge erleuchtet. Auch im oberen Stockwerke brannte vor den Stuben einiger Diener die Lampe und warf genug Licht auf die alte, durchlöcherte Diele, so ganz geeignet zum Schusserspiele, während im ersten Stocke vor Kurzem neue Bretter eingefügt worden waren.

Die Beiden spielten im höchsten Vergnügen und Reiz der Neuheit eine lange Weile; die großen Steinkugeln rollten lustig hin und her, stießen klingend aneinander, prallten an die Mauer und zurück und verloren sich in man-

chem Mausloche, wo später diese versteckten Thierchen sich mit ihnen belustigen konnten. Als die Beiden zum Abendessen gerufen wurden, besaß Raymund nur mehr acht Stücke; diese legte er in eine Schachtel, welche auf dem Tischchen vor seinem Bette stand.

Nach dem heiter verlebten Tage stellte sich bald der Schlaf ein und senkte die Augenlieder der Kinder. Sie begaben sich zur Ruhe und es dauerte nicht lange, so umfing tiefes Schweigen das Schloß.

Raymund war sogleich eingeschlummert; je weiter jedoch die Nacht vorrückte, desto unruhiger wurden seine Träume. Der junge Geist hatte unter Tags verschiedene Eindrücke empfangen und „ging um", aber auf jene natürliche Weise, wie Jeder selbst tausendmal erlebt hat. In diesen unruhigen Träumen wälzte sich der Knabe in seinem Bette hin und her, schlug mit den Armen um sich und bei solcher Gelegenheit stieß er auch an die früher erwähnte Schachtel, worin die Steinkugeln lagen. Sie fiel sammt ihrem Inhalte zu Boden, die Schusser rollten höchst geräuschvoll dahin. Dadurch erwachte Raymund und erschrack heftig. Er besaß natürlich keine klare Besinnung, er wußte nichts von den Kugeln, sondern die alte, oftmals gehörte Geistergeschichte wob ihm Märchen um den umhüllten Sinn. „Die Geisterkugeln!" so bebte es jetzt im Halbschlummer durch das junge Herz; es begann heftig darin zu klopfen und die oftmals verachtete Gespensterfurcht übte den peinlichen Alpdruck auf die Seele des Knaben.

Raymund war völlig wach geworden und richtete sich in seinem Bette auf. Er horchte — da schlug es auf dem nahen Thurme Mitternacht. Die Glocke dröhnte schauerlich in sein Ohr, als ob sie plötzlich einen andern Ton angenommen hätte. „Die Geisterstunde" — sagte gleichsam feierlich jeder Klang. Nun hielt Raymund den Athem zurück und lauschte mit gespannten Sinnen. Deutlich vernahm er ein Aechzen und Stöhnen, so deutlich, als ob es dicht aus seiner Nähe käme. Der Angstschweiß trat auf seine Stirne, er getraute sich nicht, die leiseste Bewegung zu machen; alle oft verspotteten Geistergeschichten verwandelten sich in schauerliche Wahrheit. Er sah die geharnischten Ritter aus ihren Rahmen steigen, die magern Knochenhände nach den Kugeln langen, — da ächzte und stöhnte es von Neuem noch lauter, sogar ein Schluchzen mengte sich darein. Nun raffte er allen Muth zusammen, langte nach dem Feuerzeuge und entzündete ein Licht. — Sobald das Zimmer erhellt war, kehrte auch sein angestammter Muth zurück, er griff nach dem Glockenzuge, riß daran, und

gellend hallte es durch die lautlose Nacht. Im gleichen Augenblicke öffnete sich die Thüre — hereinstürzte, völlig angekleidet, aber mit todtbleichem Antlitz — der alte Hans und rief:

„O mein Herr! mein junger lieber Erbgraf! o, ich wußte es ja, daß es so kommen würde! die umgekehrten Bestecke — die Geisterkugeln" —

Dabei sank er vor dem Bett auf die Knie und wieder rollte es durch das Zimmer.

Dieser Auftritt hatte Raymund zur vollen Besinnung gebracht: — die umgekehrten Bestecke, die Geisterkugeln — da lagen die letztern in Gestalt von Schussern auf dem Boden. — Raymund lachte in hellem Knabenübermuthe, aber er schlang seine beiden Arme um den alten, treuen Diener und rief: „Hab ich Dich erschreckt? O, verzeih mir, lieber Hans! Es ist ja Alles nichts, gar nichts; ich hab die Bestecke selbst umgewendet, um Dich zu necken, und sieh, da vor Dir liegen die gefürchteten Geisterkugeln. Aber Du bist gerächt — denn die Strafe folgte meiner Neckerei auf dem Fuße. Ich bin selbst zu Tod erschrocken beim Hinabrollen der Schusser — und Du — guter Alter — hast gewiß die ganze Nacht vor meiner Thüre gestöhnt in Angst um mich, und — o wie ich mich schäme! — ich hab Dich für den Schloßgeist gehalten und in Todesangst meinem Diener geläutet." —

Es war Nacht, aber über das alte gefurchte Gesicht zog es freudestrahlend gleich dem Sonnenschein über den kahlen Bergesscheitel. Dann faltete er seine Hände und flüsterte: „Gott sei Dank! Gott sei hunderttausendmal Dank!" —

Herein trat nunmehr Raymunds Diener, aber auch die erschreckte Tante Wälly. Der Knabe schrie ihnen entgegen: „Der Schloßgeist ist erlöst! Das wollt ich Euch verkünden!"

Die „Mama-Erlaucht" ist seit Jahren zu ihren Ahnen versammelt; der alte Hans versieht seinen Dienst dort oben, denn ich glaube, das gehört zu seiner Seligkeit; der Erbgraf hat längst sein großes Erbe angetreten und sein Amt mit Leutseligkeit, Herzensgüte, Umsicht und Treue verwaltet; ein neuer Erbgraf wandelt durch das Städtchen und das Schloß. Ob wohl in einer diesjährigen Frühlingsnacht im Ahnensaal die Kugeln rollten? Ich weiß es nicht, aber die Vorfahrer haben ihren Sprossen, den Grafen Raymund, begrüßt, und wahrlich — als Einen der besten unter ihnen! —

Der Hühnerhof.

Von **Becker**

Jetzt wollen wir uns im Hühnerhofe ein bischen umsehen; vielleicht ist es doch nicht gar so überflüssig und nutzlos, als Viele meinen möchten. Gewiß kennen manche meiner Leser und Leserinnen das gebratne Huhn besser, als das, welches im Hühnerhofe umhertrippelt. Also munter voran — es gibt da allerlei zu schauen und zu bemerken.

Herr des Hofes und eines weiten Revieres ringsum ist Ritter Gockelhahn, eine vornehme Gestalt. Stolzen Schrittes und seiner Herrlichkeit wohl bewußt steigt er einher, auf dem Kopfe seinen rothen Helm, Sporen an den Füßen, den ganzen Körper in ein gar vornehmes Staatskleid gehüllt, das am Ende in sichelförmigen Ausschwingungen endet. Schade, daß ihm nicht auch noch ein Schwert an der Seite hängt, das er klirrend im Sande nachschleift — der Ritter wäre fertig.

Die Begleitung bilden eine Menge Hofdamen, denen er wohl seine Herrschaft fühlen, ihnen aber auch seinen Schutz und seine Sorge angedeihen läßt. Es sind dies, wie leicht zu errathen, die Hennen, die den Tag über gickern und gackern, scharren und kratzen, suchen und schaffen und immer voll häuslicher Geschäftelei sind.

Neben ihnen huschelt die zahlreiche Nachkommenschaft herum, die muthwillige Hofjugend, und macht ihrer Aengstlichkeit und ihrer Erziehungssorge viel zu thun. Da gibts immer etwas zu zanken und zu schützen und zu warnen und gar zu retten. Die kleinen Junkerlein besonders sind doch gar zu leichtsinnig und keck und kennen und fürchten keine Gefahr.

Nun kennt ihr also den Herrn von Gockelhahn und die Damen im Hofe und die Jugend dazu. Jetzt sollt ihr aber von ihrem Stammhause und von ihrer Abkunft hören, und wie sie sich über die Erde verbreitet und allüberall niedergelassen haben. Auch von ihren gar vornehmen, adeligen Eigenschaften und von ihren Heldenthaten will ich euch erzählen.

Daß Hahn und Henne dereinst mit dem andern Geflügel aus der Arche gestiegen sind, hab ich zwar nirgends historisch verzeichnet gelesen, aber es muß doch so geschehen sein. Wie und wo sich nun die Menschen ausgebreitet haben, hat es auch das Geschlecht der Hühner gethan. Sie liebten es ja von je, unter Menschen zu leben, sich von ihnen füttern zu lassen, ja sogar ihre Wohn-

ungen müssen ihnen die Menschen bauen, da sie zu bequem sind, sich selbst auch nur ein Nest anzulegen. Nach einem Zeitraume von vielen Jahrhunderten gehörte die alte Welt ihnen; denn allüberall, von China bis zum grünen Vorgebirge, lagen ihre Stamm- und Edelsitze im Lande verbreitet. Es würde zu weit führen, wollte ich meine Leser und Leserinnen überall hinbegleiten, wo Hühner sich häuslich niedergelassen haben. Aber das muß ich nebenbei erzählen, daß sie es hie und da zu gar großem Ansehen und zu einer für die Menschen beneidenswerthen Würde gebracht haben. So haben manche Völkerschaften in Asien ihren Gott im Bilde einer Henne verehrt, oder vielmehr eines Hahnes. Dieser, da er den Tag verkündet, ward der Sonne gewidmet, dann avancirte er zum Symbol der Gottheit, dann zum Gotte selbst.

Bei den Griechen, dem gebildetsten Volke der alten Welt, hatte der Hahn auch seinen schönen Rang. Da fanden große Schriftsteller es nicht unter ihrer Würde, von ihm zu schreiben, und einmal hat er gar beigetragen zu einem Siege, den die Athenienser erfochten.

Älian, der etwa 200 Jahre v. Chr. gelebt, erzählt nämlich: Themistokles war im Begriff, den Persern eine Schlacht zu liefern, seine Soldaten aber ließen wenig Feuer dazu verspüren. Da ließ er ein Paar Hähne vor ihren Augen kämpfen und sagte: „Seht den unüberwindlichen Muth dieser Thiere, die doch nur um des Sieges willen kämpfen, während Ihr für Euern Heerd, für Euere Familie, für die Gräber Eurer Väter, für Eure Freiheit streitet!“ Die ganze Armee ward dadurch begeistert und erfocht einen glänzenden Sieg. Zum Andenken daran feierten die Athenienser jährlich ein Fest, bei welchem Hahnenkämpfe ihre Rolle spielten.

Bei den Römern hat man den Hühnern auch gar große Ehren erwiesen, aber aus anderem Grunde. Da baute man ihnen Häuser oder Ställe, die wie Paläste dastanden und weit hinaus ragten über die Wohnungen der armen Bürger. Aber, aber — dabei ging es ihnen schlecht; denn da wurden sie zu Tausenden bei einem einzigen Gastmahle gewürgt, und oft nur, um ihr Gehirn in pikanten Speisen den Gästen aufzutischen. Dabei ist man auf's grausamste mit dem unschuldigen Geflügel umgegangen. Nicht genug, daß der Koch die blutgierigen Mörder, seine Küchenjungen, mit blanken Messern über die armen Geschöpfe gehetzt hat, auch noch andere Marter hat man ihnen angethan, sogar in Wein wurden sie erstickt. Das war ein schlechter Dank für die unzähligen Eier, welche die Hennen legten und für die Unzahl von Küchelchen, die sie aus-

brüteten. Kein Wunder wäre es gewesen, wenn das ganze Geschlecht der Hühner mit allen Sippschaften die alte Welt verlassen hätte und nach einer neuen gezogen wäre; allein es fehlten ihnen die Schwimmfüße zur Auswanderung und so geschah es, daß erst nach der Entdeckung Amerika's mit den Europäern auch Hühner sich dort angesiedelt haben und zwar, wie historisch nachgewiesen wird, im peruanischen Reiche in Südamerika. Nach Brasilien kamen sie erst mit den Spaniern, und die Ureinwohner daselbst hatten ihr Lebtag keine solchen Wesen gesehen, haben auch anfangs von keinem Huhne gegessen und die Eier für giftig gehalten.

Nun genug von der Geschichte des Hühnergeschlechtes. Jetzt wollen wir übergehen auf die vornehmen Eigenschaften des Hahnes und der Henne.

Er ist ein Krieger, ein ritterlicher Mann, ein Hausvater — wachsam, stolz, herrschsüchtig, tapfer, stark, muthig. Früh am Morgen, wenn noch kein Tag zu sehen ist, fängt er zu kommandiren an und ruft sein gebieterisches „Kikeriki“ weit hinaus in die Ferne, und der Nachbar Hahn im fernen Dorfe ruft auch und ein dritter auch und so fort, bis das Land von Ost nach West wach gerufen ist. Dieß ist aber gleichsam nur die erste Mahnung zum Erwachen. Nachdem ein halbes Stündchen allarmirt worden, wird's wieder ruhig, tiefe Stille herrscht wieder im Lande und in den Hühnerställen, und alles schläft. Dem Tag näher ertönt ein zweiter Hahnenruf und oft noch ein dritter.

Jeder Hahn ist alleiniger und unumschränkter Herr und Herrscher in seinem Hause. Kömmt ihm ein Nachbar Ritter in's Revier, gibt's Händel, die oft blutig enden. Beide Kämpfer springen an einander empor, beißen, fahren mit der Brust gegen einander, schlagen zu mit Füßen und Zehen, zerren und zupfen einander, daß die Federn davon fliegen. Vor Zorn wird ihr Kamm bluthroth, ihre Augen funkeln. Da retirirt der Schwächere, wendet wieder um, schaut seinen Gegner an, wagt wieder einen Angriff, zieht sich wieder zurück, greift noch zwei, dreimal an, thut dann, als ob er nicht mehr streiten wolle, läßt seine Flügel hängen und verbirgt sich aus Scham und Aerger. Der Sieger aber hebt stolz den Kopf, fliegt auf ein Faß, einen Zaun, eine Brunnensäule und posaunt seinen Sieg mit lauter Stimme aus. Das hören all die Nachbarhähne, und der Sieger gewinnt bei ihnen allen großes Ansehen und macht sich gefürchtet.

Beinahe jeder Hahn benimmt sich in eigener Weise bei solchem Kampfe. Es ist oft schwer, die Ursache des Kampfes zu entdecken. Oft entspinnt

sich der Streit des Futters wegen, oft zetteln ihn die Hennen an, oft gilt es das Hausrecht oder die widerrechtliche Ueberschreitung der Grenze.

Die Kämpfe der Hähne haben von uralter Zeit her die Menschen interessirt, so daß diese sie zum Gegenstande ihres Vergnügens machten. Um der Sache noch mehr Reiz und Abwechslung zu geben, hat man in Ostindien, China, im alten Rom und im jetzigen England eiserne Spornen an die Füße der Hähne befestigt und Hörnchen auf ihren Kopf. Solche Kämpfe wurden nicht selten vor vielen tausend Zuschauern gegeben, und auf den Ausgang eines Kampfes wurden Millionen gewettet.

Tapferkeit ist aber nicht die einzige ritterliche Tugend, die der Hahn besitzt, er ist auch edelmüthig und großmüthig. Herr von Bomare erzählt uns darüber folgende Geschichte:

In Chester hatte man zwei vorzügliche Hähne, die schon aus manchem schweren Kampfe als Sieger gegangen waren. Da kam man auf den Einfall, sie selbst mit einander kämpfen zu lassen. Unzählige Zuschauer warteten mit großem Interesse auf den Kampf und noch mehr waren sie auf den Ausgang desselben begierig. Beide Kämpfer erschienen auf dem Wahlplatz, aber — sie sahen friedfertig einander an und zeigten nicht die mindeste Begierde, streiten zu wollen. Um sie gegen einander zu reizen, warf man ihnen Körnlein vor, aber vergebens. Sie verzehrten sie friedlich und gingen verträglich mit einander spazieren. Auch andere Reizmittel halfen nichts. Endlich brachte man ein Paar andere Hähne auf den Kampfplatz. Nun ging der Krieg los, aber nur gegen die beiden Ankömmlinge. Warum, fragte man sich, waren diese beiden Hähne nicht zu gegenseitigem Kampfe zu bringen? War es Furcht, die einer dem andern einflößte? War es gegenseitige Achtung, die sie sich wegen ihrer Tapferkeit erwiesen? War es Sympathie, welche die beiden Helden mit einander verband?

Wie unser Ritter Hahn groß auf dem Schlachtfelde ist, so ist er auch zärtlich und galant im heimathlichen Hofe und im Zirkel seiner großen Familie.

Findet er ein Körnlein oder Würmlein, schmaust er es ja nicht selbst. Da ruft er laut und lange und immer wieder, bis Hennen und Hühnlein kommen und streitend ihren Schmaus theilen. Er wartet nicht auf Dank. Im Frohgefühl, seine Pflicht erfüllt zu haben, schreitet er wieder fort und scharrt wieder da und dort, um neuen Fund zu machen.

Die Hennen sind nicht so gescheidt und listig, wie der Hahn, aber sie sind gute, sorgsame, geschäftige Hausfrauen. Mutterliebe leitet sie zu allem, was sie thun. Mit Geduld und Entbehrung brüten sie die Eier aus, und sind die Küchlein ausgeschlüpft, so geht ihre Liebe und Sorge erst recht an. Die Erziehung der Kleinen liegt nur ihnen ob. Der Hahn kümmert sich wenig darum. Den ganzen Tag verlebt so eine Henne in Sorge und Geschäftigkeit. Wie sie scharrt, wie sie ruft, wie sie so zart ruft, wie sie den Jungen die Körnchen und Würmchen zerbeißt und vor das Schnäbelchen legt, wie sorgsam sie stets auf sie sieht, wie sie zwischen ihnen steht und um sie hergeht, wie sie ihnen ruft, wenn Gefahr droht, wenn ein Raubvogel über ihnen schwebt! Die Jungen verstehen der Mutter Stimme, sie laufen ihr zu, sie verbergen sich unter ihren Flügeln. Und die sorgende Mutter deckt sie alle zu, so viel ihrer auch sind. Und erhascht der Räuber wirklich eines ihrer Kleinen, wie unruhig ist sie! Ist die Gefahr vorüber, athmet sie wieder leicht und scheint sich glücklich zu fühlen, denn sie kann nicht zählen und weiß schwerlich, daß eines der Ihrigen fehlt. Für ihre Jungen nimmt die Henne den Kampf auf gegen Hunde, Katzen, Marder, ja sogar gegen Menschen. Zwei Gluckhennen in einem Stalle wehrten sich einst gegen einen Marder derart, daß beide als Opfer der Mutterliebe im Kampfe fielen, der Räuber aber, elend zerhackt, kaum mehr eine Strecke sich fortschleppen konnte.

Ein schönes Schauspiel liefert die Mutterliebe der Henne, wenn man ihr Enteneier untergelegt und sie diese ausgebrütet hat. Kaum haben die kleinen Stiefkinder, die sie wohl für ihre eigenen hält, ihr gelbes Flaumenkleid angezogen, laufen sie ihrer Natur nach dem Wasser zu und fludern muthwillig hinein. Während sie darin umherrudern, läuft die Henne in mütterlicher Bangigkeit am Ufer hin und wieder und schreit und ruft aus Angst. Die ausgelassene Schaar aber kehrt sich nicht daran. Allmählig beruhigt sich die sorgsame Henne, denn sie sieht und merkt, daß die kleinen Pfleglinge in der Gefahr nicht umkommen.

Somit haben wir gar manches erzählt von dem tapfern Ritter Gockelhahn, von der Henne, der sorgsamen Hausfrau und von den muthwilligen, leichtsinnigen Jungen. Es gäbe noch mehr davon zu reden, allein man muß nicht alles auf einmal wissen.

Die Lerche.

Von **Elisabeth Grube.**

Es steigt in gold'ner Morgenfrühe
Empor das fromme Lerchenlied,
Und ob der Mittag sengend glühe,
Der Abendstern aus Wolken sieht,
Ob Maienlüfte lieblich säuseln,
Des Sommers Hauch das Feld durchzieht,
Des Herbstes welke Blätter kräuseln —
Nie schweigt der Lerche Jubellied.

Sie ruht im Nestchen an der Erde
Still träumend in der kühlen Nacht,
Und hat, ein liebender Gefährte
Treu sorgend ihre Brut bewacht;
Dann aber breitet sie die Schwingen
Und schwebt zur Wolkenhöh' empor,
Dem Schöpfer ihren Dank zu bringen
Steigt sie zum lichten Himmelsthor.

Denn ihr hat Gott der Herr geheißen
Ein Herold seiner Lieb' zu sein,
Und ihre frohen Lieder preisen
Was schön und gut in Feld und Hain;
Sie hebt des müden Wand'rer's Füße,
Erfrischt des Landmanns regen Fleiß
Und ihres Sanges Jubelgrüße
Sind reiner Seelen Dank und Preis.

O, möchte doch mit Lerchenschwingen
Auch aus dem tiefen Erdenthal
Mein Lied zum Born des Lichtes bringen,
Gleich einem milden Sonnenstrahl!
Verklärt es dann des Mittags Schwüle,
Und scheu entwich der Sorgen Heer;

Der Morgenhauch, des Abends Kühle;
Der Sterne Glanz im Aethermeer;
Und Liebe in der stillen Brust —
Sie wären meine Lerchenlust.

Der Traum einer Bäuerin.

Von **Louise v. Ploennies.**

Wo die Bergstraße in leichten Hügelwellen beginnt, liegt am Rand der weiten Rheinebene ein lieblicher Ort. Sein Kirchlein leuchtet mit schlanker Spitze von einem grünen Hügel weit in die Ebene und hinter dem Ort erheben sich dunkelgrüne Berge.

Die Hauptstraße des Dorfes zieht sich längs einem Bache hin, der viele kleine Brücken trägt, die in die Gärten führen. Ziemlich am Eingang dieser Straße steht ein bescheidenes Landhaus, das von einem freundlichen Garten umgeben ist. Eine Trauerweide hängt ihre Zweige hinab in den Bach. Am Spalier blühen und duften zahlreiche Rosen — aber das Landhaus ist seit einigen Jahren geschlossen, die grünen Läden werden selten mehr geöffnet, denn die jetzigen Besitzer bleiben ihm meistens fern und so liegt eine schwermüthige Stimmung auf der kleinen Besitzung.

Vor einigen Jahren wohnte dort eine ältere Frau mit Kindern und Kindeskindern; da war das Haus lebendig wie ein Bienenkorb, und Kinderstimmen und Zitherklang tönten aus den rebenumhangenen Fenstern.

An jenem Sonntag aber, der uns den Stoff zu dieser schlichten Mittheilung gibt, waren Groß und Klein auf die nahen Berge gezogen. Die Besitzerin des Häuschens stand allein in ihrem Garten und sah hinüber auf das grüne Korn, das ein weicher Westwind in leichten Wogen bewegte.

Die Sonntagsruhe lag auf Feld und Flur, eben begannen die Glocken droben im Kirchlein zu läuten. Sonst war alles still, nur das Schwarzköpfchen, das im Gebüsch des Gartens nistete, erhob von Zeit zu Zeit seinen lieblichen Gesang, und vom Rand des Gartens her, der vom Bach begrenzt wird, vernahm man das Rauschen des Wassers über die geglätteten Kiesel.

Die Frau ging einige Mal im Garten auf und ab und blieb dann vor der niedrigen Hecke stehen, die denselben von einem benachbarten Obststücke trennte. In der Mitte dieses mit Kirschbäumen bepflanzten Raumes zog sich ein Weg hin, der an beiden Seiten von Levkoyen gesäumt war, die in voller Blüthe standen und ihren Duft bis herüber in den Garten verbreiteten.

Eine alte Bäuerin ging langsam an den Blumenbeeten hin und her, manchmal bückte sie sich nach den Blumen und dann war's, als ob sie eine leise Unterredung mit ihnen führe.

„Guten Morgen, Schmidtin!" sprach die Frau, die jenseits des Obstgartens stand; — „habt Ihr Euch auch einmal herausgewagt? das ist recht." Langsam wandte sich die Bäuerin um, nickte mit dem Kopf und sagte: „„Ja, unser Herrgott hat einmal wieder die große Sommerstube aufgeschlossen und da kommt Alles herbei, was am Leben ist.""

„Wie schön sind Eure Levkoyen, Ihr habt eine glückliche Hand."

„„Das ist wahr, die armen Leute haben auch ihr Vergnügen.""

„Und Ihr könnt Euch der schönsten Levkoyen rühmen, die weit und breit zu finden sind, und dazu in jedem Sommer; wie macht Ihr's nur? ich möcht's Euch ablernen."

Die alte Bäuerin lächelte geheimnißvoll. — „„Es hat so seine Bewandtniß mit den Blumen,"" meinte sie.

„So sprecht Ihr wohl einen Segen über den Samen aus?"

„„Nein, der Segen kommt von droben,"" — erwiderte sie, unbewußt die Worte des Dichters sprechend.

„Der Himmel hat Euch also besonders lieb, Schmidtin."

Sie seufzte und wiederholte: „„Es hat damit so seine eigene Bewandtniß."" Dann bückte sie sich nach den Blumen, brach einige der schönsten Levkoyen ab, band sie mit einem Grashalm zusammen und reichte sie der Frau über die Hecke hinüber.

„Wollt Ihr nicht ein wenig zu mir herüberkommen?" sagte diese, „es ist Alles ausgeflogen, ich bin ganz allein und Ihr könnt Euch die Bilder betrachten, die Ihr ja schon lang zu sehen wünschtet."

„„Ach ja, die Genoveva mit dem Schmerzenreich, die möcht' ich für mein Leben gern sehen.""

„Nun so entschließt Euch und kommt; am Nachmittag könnte Besuch kommen."

Sie bejahte, verließ dann mit langsamen Schritten ihren Garten und erschien bald darauf.

Die Frau führte sie in einen Saal, der das Häuschen in seiner ganzen Tiefe einnahm und zeigte ihr die an den Wänden hängenden Kupferstiche. Sie war begierig, ob die Bäuerin irgend einen Eindruck davon empfangen würde, weil zur Würdigung von Kunstwerken irgend einer Art immerhin ein gewisser Grad von Bildung gehört.

Sie ahnte indessen in ihrer schlichten Nachbarin eine poetische Natur und hatte sich darin nicht geirrt.

Die Bäuerin hatte bald die Genoveva herausgefunden und stand stillschweigend vor dem Bild, den Kopf leise hin und herwiegend, dann sagte sie; „„Es greift mich ordentlich an.""

Die Frau hieß sie niedersitzen; nach einer Weile zeigte sie ihr die Grablegung der heiligen Katharina, ein Bild, das ihr besonders werth war.

Die alte Frau betrachtete es lange und fing dann an zu weinen.

„Nicht wahr, das Bild ist schön?"

Sie nickte, dann sagte sie: „„Es gemahnt mich an den Traum; den ich vor langer Zeit gehabt habe und darum ist mir's so absonderlich in's Gemüth gefallen.""

„Ihr könntet mir wohl den Traum erzählen, Schmidtin."

Etwas mißtrauisch die Frau anblickend, sagte sie: „„Die vornehmen Leute halten nichts von Träumen.""

„Doch, doch Schmidtin — wir haben alle unsere Träume."

„„So mein ich's nicht,"" sagte sie kopfschüttelnd. „„Ich meine den Traum, der einem in den Schlaf fällt, wie der Thau in die Blumen.""

„Ihr meint, daß die Träume uns vom Himmel geschickt werden, als Warnung, Trost oder Befehl?"

Die Alte nickte.

„Und von welcher Art ist denn Euer Traum gewesen?"

„„Von jeder Art etwas, es war Warnung, Befehl und Trost zugleich.""

„Und wann habt Ihr den Traum gehabt?"

„„In der Nacht vor meinem Hochzeitstag.""

„Bitte, erzählt mir den Traum."

„„Es war, wie ich gesagt hab', in der Nacht vor meiner Hochzeit mit dem seligen Matthes. Der Brautstaat hat bereit um mich hergelegen, nur das Kränzchen hat noch gefehlt, das sollten die Mädchen aus dem Ort am nächsten Morgen bringen mit dem Rosmarinenstrauß für den Bräutigam! Ich hab' mir dann Alles noch einmal angesehen, und dann hab' ich mich schlafen gelegt, hab' das Vater Unser gebetet und bin eingeschlafen.

Es muß schon gegen Morgen gewesen sein, da hab' ich geträumt, ich zög' meinen Brautstaat an, grad' wie er dagelegen hat, nur das Kränzchen fehlte noch und ich säh nach der Thür, ob die Brautjungfern nicht kämen mit dem Kränzchen und mit dem Rosmarinenstrauß für den Bräutigam.

Es war aber Dämmerung um mich her und wie ich so denke: wo nur das Kränzchen bleibt? — da hör' ich etwas ganz leis neben mir und Jemand reicht mir das Kränzchen und wie ich mir's betracht', da seh' ich, daß statt der weißen Blüthen, lauter weiße Perlen in dem Kränzchen stehen. So hab' ich denn gesäumt und gezögert, das Kränzchen zu nehmen, aber da hat Jemand neben mir gesagt: „Nimm's mit Gott!"

Da bin ich sehr erschrocken und hab' das Kränzchen genommen und aufgesetzt und da ist mir's gewesen, als ob ich eine Last auf dem Kopf trüg und nach und nach haben sich die Perlen vom Kränzchen abgelöst und sind mir eine nach der andern schwer auf's Herz gefallen.

Hernach hab' ich mich aufgemacht und bin fortgegangen auf einem schmalen engen Weg und es war mir, als trüg ich eine große Last — und wenn ich nicht weiter wollte, da hat Jemand neben mir gesagt: „Geh' mit Gott!" Da bin ich dann weiter gegangen und weiter, die Sonne hat gebrannt und ich bin durstig geworden und es war nichts da zu trinken weit und breit.

Endlich hab' ich eine Bank gesehen, die hat unter einem Baum gestanden und ich hab' mich niedergesetzt auf die Bank und die Last war wie von mir genommen und ich hab' aufgeathmet und mich ausgeruht.

Wie ich so dagesessen hab', ist etwas durch die Luft auf mich zugerückt immer näher und ich hab' gesehen, daß es ein Becher war. Da hab' ich nach ihm gegriffen und ihn an den Mund gesetzt — aber da hat er bitter geschmeckt, gallenbitter und da hab' ich nicht trinken mögen und hab' ihn mit der Hand zurückgestoßen.

Da hat aber Jemand neben mir gestanden und der hat gesagt: „Trink

mit Gott!" Da hab ich wohl gewußt, daß es nicht anders wär' und hab' wieder nach dem Becher gegriffen, und hab' ihn ausgetrunken.

Wie ich ihn aber ausgetrunken hatte, da wußt' ich, daß es der Thränenbecher war, und da ist mir das Herz so schwer geworden, als ob es springen müßt', endlich aber hab' ich weinen können so recht bitterlich, bis daß mir die Last vom Herzen gefallen ist.

Da hab' ich wieder Muth gefaßt und bin auf dem schmalen Weg weiter gegangen und ein Lüftchen ist mit gezogen, das hat mir gar einen lieblichen Geruch zugeweht, der kam von den blühenden Levkoyen, die auf beiden Seiten des Weges standen und mir Aug' und Herz erfreuten und erfrischten.

Wie ich nun so weiter gegangen bin, da hatt' auf einmal der Weg ein End' und ich stand vor einer hohen, hohen Mauer und wußte nicht aus noch ein, denn da war weder Fenster noch Thür zu sehen und wie ich so die Mauer nach allen Seiten betrachtet hab', da wurd' ich eine kleine dunkle Oeffnung am Fuß der Mauer gewahr, so groß, daß einer mit Mühe durchkriechen konnte. Aber es graute mir vor dem dunkeln Eingang und ich wäre lieber wieder umgewendet; aber da spricht Jemand neben mir: „Nur durch mit Gott!" Da wußte ich wohl, daß es nicht anders war und versuchte hindurchzukriechen, und bald wußte ich nichts mehr von mir, und wie ich wieder wach wurde, da stand ich auf einer schönen grünen Wiese, und viele Leute in weißen Kleidern gingen auf der Wiese umher, und plötzlich trat der Matthes auf mich zu, der hielt in der Hand einen Levkoyenstrauß und sprach: Gott grüß' Dich Margareth, willkommen im Paradies!

Da wußte ich, daß nun aller Brast und alle Last vorüber sei und wie ich so recht selig war, da hat mir der Tag in die Augen geschienen und ich bin aufgewacht.""

Nach einer Weile sagte die Nachbarin: „Und wie hat sich denn Euer Traum erfüllt?"

„„Ich hab' viel Kreuz zu tragen gehabt,"" erwiderte die alte Bäuerin, „„viel Krankheit, Mangel und Herzeleid. Erst ist unser Vieh von einer Seuche ergriffen worden und ein Stück nach dem andern gefallen — glaubt's nicht, wie weh' mir's um's Herz war, wenn ich am leeren Stall vorbeigehen mußte und nicht mehr das bekannte Brüllen hören durfte; ach da sind mir die Thränen auf's Herz gefallen, wie ich dazumal im Kränzchen gesehen hatte. Das war aber nur der Anfang, denn bald hernach ist das Scharlachfieber in's Dorf

gekommen und unsere zwei Buben sind auf einen Tag krank geworden und auf einen Tag begraben worden. Da hab' ich gedacht, das Herz würde mir auseinander gerissen und ich könnte sie nicht hergeben. Wie sie aber begraben waren und ich vom Kirchhof heimgekommen bin in die leere Stube, da hab' ich weinen können und beten und da hab' ich sie in meinem Herzen unserm Herrgott hingegeben und gesprochen: Dein Wille geschehe! — Dazumal ist mir der Thränenbecher eingefallen, den ich nicht trinken wollte.

Der Matthes aber hat sich verstockt und ist auf böse Wege gerathen, hat Zerstreuung gesucht im Wirthshaus bei lustigen Gesellen und wenn er dann heim kam, da wußt' er nicht was er that.""

Nach einer langen Pause fuhr die Bäuerin in ihrer Rede fort:

""Er hat's nicht so bös gemeint, er hat ja nicht gewußt, was er that; — aber von jenem Tag an hat sich mein Herz von ihm abgewandt und wir sind nur so neben einander hergegangen, jedes mit seinem Aerger in der Brust und wenn ich das Vater Unser gebet' hab', da bin ich über die Stell': Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! nur so weggestiegen, als ob mir ein Stein im Weg läg. Der Matthes hat kein Wort mehr mit mir gesprochen, unser Sach' ist zurückgegangen und die Leut' im Dorf haben mit Fingern auf uns gezeigt und haben gesagt: Mit denen geht's schlimmer.

So ist der Winter vorbeigegangen und wie die Sonn' wieder warm geschienen hat, da hat mich's hinausgezogen und ich hab' mich mit meinem Spinnrad hinter die Hütt' gesetzt und hab' gesponnen. Auf einmal ist ein Mann vor mir gestanden und hat mir Blumensamen zum Verkauf angeboten. Ich hab' aber mit der Hand abgewehrt und hab' mich abgewandt, denn ich wollt' nichts sehen und nichts hören, meinen Garten hatt' ich verwildern lassen, denn es war mir Alles einerlei. Wie ich aber wieder aufgeschaut hab', war der Mann fort und der Blumensamen ist neben mir auf der Bank gelegen — und wie ich mir den Samen näher betracht' hab', — da hab' ich gedacht: was kann aus den klimperkleinen Körnchen werden? — Da war mir's aber grad, als ob Jemand zu mir sagte: Nur frisch das Unkraut ausgerupft und gesät! Da bin ich aufgestanden und hab' mich dran gemacht und hab' gesprochen: in Gottes Namen!

Wie ich nun so mit der Hand die braune Erd' zu beiden Seiten von jenem Pfad aufgeritzt hab' und hab' die klimperkleinen Körnlein hineingestreut

und die Sonn' hat so warm geschienen und die Vögelchen haben so munter gesungen, da ist mir's ordentlich leicht um's Herz geworden.

Am Abend ist mein Mann früher nach Haus gekommen und war stiller als sonst, und wie er sich hingesetzt hat, da hab' ich gesagt: „'s ist heut schön Wetter gewesen, „Matthes." — „Ja," hat er gesagt, „gut Wetter zum Säen." Das hat mich seltsamlich getroffen, und wie ich an jenem Abend das Vater Unser gebet' hab', da ist kein Hemmniß mehr gewesen und ich hab's glatt herunter beten können von Anfang bis zu End.

Am Sonntag drauf, als die Glocken in die Kirchen geläutet hatten, sprach ich zu meinem Mann: „Matthes! wollen wir nicht auch in die Kirche gehen?"

„Ja," hat er gesagt, „ich hab nichts dagegen."

Es hat aber alles so kommen sollen, denn wie der Herr Pfarrer den Text gelesen hat: „Es ging ein Säemann aus zu säen" — und hat's einem so ausgelegt vom Samen, der in die Dornen fällt und erstickt wird — da ist mir mein Blumensamen wieder eingefallen und wie ich nach Haus kommen bin, da geh ich schnurstracks in den Garten. Der Same war aber nicht erstickt, er war aufgegangen und das hat mich gefreut.

Von da an ist der Matthes selten mehr in's Wirthshaus gegangen und wie der Mai gekommen ist, da ist mir's eingefallen, daß am nächsten Tag dem Matthes sein Geburtstag wär und daß ich ihm anbinden wollt. Ich hab also gleich einen Teig angesetzt und einen Kuchen gebacken und am nächsten Morgen bin ich früh aufgestanden, hab die schönsten Levkoyen abgebrochen, hab sie mitten in den Kuchen gesteckt und bin hineingegangen in die Stube, wo der Matthes war. „Ich gratulire Dir, Matthes", hab ich gesagt, „unser Herrgott schenk' Dir Gesundheit und ein langes Leben und schenk uns Frieden und Einigkeit!" — „Amen", hat er geantwortet und hat mir die Hand gereicht und dann hat er gesagt: „Ich denke Margareth, wir wollen heut einen Gang zu Deiner Schwester machen."

So ist es denn auch gescheh'n; ich hab den Kuchen mitgenommen über den Berg; drüben am Felsberg wohnt meine Schwester, und sie war sehr froh, wie wir so einig gekommen sind und hat gesagt: „So muß es jetzt bleiben". Dazumal hab ich an die Levkoyen gedacht, die im Traum neben meinem Pfad geblüht haben und mit dem guten Geruch mein Aug und Herz erfreuten und erfrischten.

Unser Herrgott hat's aber anders beschlossen; bald nach dem Gang hat

mein Mann geklagt und hat sich gelegt und ist nicht wieder aufgestanden. Es hat mir schier das Herz abgeschnitten, daß er sterben mußt, nun, da wir einig waren; wie aber das Korn gemäht worden ist, da haben sie ihn hinausgetragen und er ist eingegangen in die enge dunkle Pforte, vor der mir's im Traum gegraut hat. Ich schätz' aber, mein Traum geht bald ganz zu End und ich folg' ihm bald nach auf die schöne grüne Wiese, wo er mir entgegenkommt und spricht: Willkommen Margareth, im Paradies.""

* * *

Sie hatte wahr gesprochen. Schon ein Jahr darauf war sie von der Erde verschwunden, aber auch die Scholle, auf der ihre Hütte stand und ihre Levkoyen blühten, ist umgewühlt. Die Hütte ist niedergerissen, der Garten mit fremdem Besitzthum vereinigt und nur ein schwarzes Kreuz auf dem Friedhof zeigt ihre letzte Spur. Wir sind aber getrost, denn wir wissen, daß wenn dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche und dies Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit, so wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben steht:

„Der Tod ist verschlungen in den Sieg, Tod, wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?"

Das Land der Basken.

Von Isabella Braun.

VI.

(Schluß.)

Meine jungen Leser mögen mich nun auch in die Umgegend von Biarritz begleiten. Vergangenheit und Gegenwart vereinigen sich, um das Interesse besonders für zwei Orte zu erwecken: das französische Bayonne und das spanische San Sebastian. Zum bessern Verständnisse sende ich einen gedrängten geschichtlichen Rückblick voraus.

Als Napoleon I. den französischen Kaiserthron errichtet, Reiche bezwungen und Herrscher aus seiner eigenen Familie ernannt hatte, warf er sein Augenmerk auf das schöne Spanien, dessen bourbonische Königsfamilie in unseligem Hader lag.

Im Jahre 1807 hatte Napoleon zu Bayonne ein Heer versammelt und die spanischen Festungen San Sebastian, Pampelona, Figueras und Barcelona besetzt. Des folgenden Jahres wurde Karl IV. von seinem Sohne Ferdinand

zur Abdankung gezwungen. Nun rückten die französischen Truppen gen Madrid vor und Ferdinand folgte dem mehrfach ertheilten Rathe, Napoleon nach Bayonne entgegen zu reisen. Der große Eroberer lud auch das alte Königspaar dahin ein. Hier, in einem Zimmer des Schlosses Marrac vernahm Ferdinand von seinem Vater den Befehl, ihm die Krone zurückzugeben, widrigenfalls er als Hochverräther behandelt würde. Der erschütterte Prinz gehorchte nach langem Widerstreben, da inzwischen in Madrid wegen seiner Abreise ein blutiger Aufstand ausgebrochen war. Karl IV. aber unterzeichnete einen Vertrag, wodurch er alle seine Rechte auf Napoleon übertrug und dagegen einen Jahresgehalt erhielt. Napoleon ernannte seinen Bruder Joseph zum König von Spanien. Der Rath von Kastilien wurde genöthigt, um diesen neuen König zu bitten und die in Bayonne anwesenden Granden und Offiziere begrüßten den neuen Herrscher.

Napoleon glaubte sein Werk für vollbracht, aber er täuschte sich. Die Spanier geriethen in Wuth und Entrüstung und erklärten ihm den Krieg. Am nämlichen Tage, als Joseph in Madrid einzog, unterlag das französische Heer in der Schlacht von Baylen. Nun entstanden Kämpfe, welche mit wechselndem Glück und Unglück fünf Jahre lang dauerten. England betheiligte sich zu Gunsten Spaniens. Es sandte Geld, Waffen und endlich unter Wellington ein Heer von 35,000 Mann. Bei allem Unglück sank den Spaniern nicht der Muth. Als im Jahre 1809 der russische Krieg ausbrach und Napoleon seine Streitmacht nach dem Norden zog, versammelten sich die Cortes des Reiches und beschlossen eine neue Verfassung, welche England und Rußland anerkannten; Wellington siegte bei Salamanca und König Joseph verließ Madrid, aber nicht für immer, er kehrte selbigen Jahres wieder. Die Cortes vereinigten nun die Spanier zu neuem Kampfe, England vermehrte seine Anstrengungen und so ward bei Vittoria die große Schlacht geschlagen, welche Joseph's Herrschaft endete.

Napoleon hatte jedoch die Hoffnung noch nicht aufgegeben; er sandte von Neuem den Marschall Soult mit 30,000 Mann. Da entbrannte der Kampf — nach den Pyrenäen benannt, der den 27., 28. und 30. Juli wüthete. Soult hoffte das von den Engländern belagerte San Sebastian zu entsetzen, wurde aber zur Umkehr genöthigt. Nun wagte der brittische General Graham von Neuem den Sturm auf diese Feste. Die Colonnen erkletterten vergeblich den Wall; ein mörderisches Feuer warf ihre Reihen nieder. Zum zweiten und

dritten Male stürmten die Lebenden über die Todten hinweg und immer noch widerstanden die Franzosen. Da drang ein schottisches Gardebataillon in eine dritte Bresche und der Sieg wurde nach blutigem Kampfe errungen. Die Engländer von den Spaniern jubelnd begrüßt, brannten San Sebastian nieder, daß nur mehr 36 Häuser stehen blieben, dies geschah am 9. September 1813.

Ferdinand VII. war wieder König von Spanien. Da er keinen Sohn hatte, errichtete er später ein Gesetz, in Folge dessen die Krone auch auf weibliche Nachkommen, also auf seine Tochter Isabella überging.

Es war am 9. September 1865, als sich San Sebastian in den herrlichsten Schmuck kleidete. Die Königin Isabella kam dorthin, um mit Napoleon III. freundschaftlichst Besuche auszutauschen; wir wollten am Tage vorher uns gleichfalls dort einfinden, und die geschmückte Stadt beschauen.

Somit verließen wir Biarritz in der frühen Morgenstunde und benützten die Eisenbahn, um schnellstens unser Ziel zu erreichen. Ein unbeschreiblich schöner Weg liegt vor uns. Schon das Reisekärtchen, welches man auf diesen Stationen kaufen kann, wo das Meer, der Schienenweg und alle Stationen verzeichnet sind, gibt mir diese frohe Verheißung und sogleich schaut mir der kleine See Mouriscot wie ein blaues Auge entgegen. Wir entfernen uns vom Ozean, rücken aber den Pyrenäen um so näher. O süßes Heimathgefühl, wie kamst du so mächtig über mich und triebst mir die Freudenthränen in die Augen, als sich die Gegend heimathlicher gestaltete, als das Meeresrauschen verstummte, als die blauen Berge und die grünen Hügel mich an die Alpen gemahnten. Immer wechselnd zogen die Bilder vorüber, — jetzt wieder ein Streifen des Ozeans, dessen nahes Ufer, jetzt das ehemals so berühmte Städtchen St. Jean de Luz, die Nivelle, welche hier in's Meer sich ergießt. Dort, und an ihrer größern Namensschwester, der Nive, hatte Soult nach San Sebastians Verlust furchtbare Schanzen errichtet, und Wellington hatte Mühe, ihn und sein Herr nach Bayonne zurückzudrängen. Aber friedlichere Erinnerungen steigen hier aus der Vergangenheit zweier Jahrhunderte vor unserm Geiste auf und werden immer lebhafter, um so näher wir dem Grenzstrome „der Bidasoa" kommen. Wir haben bereits auf der Station Henduya die französischen Wagen mit spanischen vertauscht, (auf der Rückfahrt geschieht es in Irun) und fahren über die Brücke des erwähnten Flusses. Noch vor 25 Jahren befand sich in demselben die geschichtlich berühmte „Fasaneninsel"; jetzt ist sie völlig wegge-

schwemmt. Wenden wir uns zurück bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Auch Spanien kannte damals den Frieden nicht; es lag beständig mit Frankreich im Hader, und derselbe entbrannte um so heftiger, als dieses mit Holland einen Bund schloß und theilnahm am deutschen Kriege. Es wurde zwar mit abwechselndem Glücke gekämpft, im Ganzen aber doch zu Spaniens Nachtheil, besonders als Englands Protektor Cromwell sich für Frankreich entschied. Endlich bequemte sich das gebeugte Spanien zum Frieden.

Im Sommer des Jahres 1659 erhob sich auf der Fasaneninsel ein großer Pavillon, zu welchem vom französischen und spanischen Ufer kleine Brücken führten. Derselbe enthielt einen Salon, rechts und links zwei Gemächer, welche zur Hälfte von dem einen und wieder zur Hälfte von dem andern Reiche möblirt waren. Im Saale befanden sich zwei aneinander gestoßene Tische; auf jedem stand eine Uhr und ein Schreibzeug und vor jedem Tische ein Stuhl.

Eines Tages öffneten sich zur gleichen Minute die beiden sich gegenüber befindenden Saalthüren. Durch die eine trat der französische Minister, Cardinal Mazarin, durch die andere der spanische Don Lui de Haro, und begannen die Friedensunterhandlungen. Nach der fünfundzwanzigsten Sitzung waren sie vollendet und der „Pyrenäische Friede“ wurde geschlossen.

Im Juni 1660 umfing der Pavillon eine denkwürdige Versammlung. Der spanische König Philipp IV. mit seiner Tochter Maria Theresia, der junge französische König Ludwig XIV. mit seinen Geschwistern und ihrer Mutter Anna von Oesterreich vereinigten sich hier zum Friedensschlusse. Die beiden Könige knieten im Saale nieder, legten die Hand auf's Evangelium und beschworen, was ihre Minister verabredet hatten. Ludwigs Vermählung mit Maria Theresia sollte dem Frieden gleichsam das heilige Siegel aufdrücken, aber es war verabredet, daß Ludwig seine Braut erst in St. Jean de Luz zu schauen bekäme. Dies behagte dem jungen Könige keineswegs. Als die spanische Königsfamilie sich im Salon befand, öffnete sich die Thüre zur Hälfte und Don Lui de Hora meldete, ein Unbekannter begehre Einlaß. Dieser war kein anderer, als König Ludwig; er hatte seinen Wunsch erreicht, und die Braut durch die halboffene Thüre gesehen. Nun aber war es nicht mehr als billig, daß auch die Braut den Bräutigam sehen dürfe. Noch im selben Jahre wurden die Beiden in St. Jean de Luz getraut und dies war des Städtchens glorreichster Tag. Jetzt geräth es ziemlich in Verfall. Die

Meereswogen stürmen zu ungestüm gegen den Damm und zerstören immer wieder die Bauten. Aber der Anblick ist doch ein äußerst malerischer.

Nachdem der Dampfwagen die französische Grenze verlassen hat, saust er durch herrlich angebaute Strecken. Wir erblicken Wälder von Apfelbäumen, aus deren Früchten der süße Most gepreßt wird. Endlich gelangen wir nach dem wunderbar schönen Anblicke, welchen der Ort Renteria gewährt, wo der Fluß Oyarzun sich in's Meer ergießt, in die nächste Nähe von San Sebastian, dessen hohe Felsenfeste uns entgegen ragt.

Wir verlassen den Waggon und sind wahrhaft überrascht von der Verschiedenheit der Menschen am Bahnhofe zu San Sebastian mit dem zu Biarritz. Gelbe Gesichter, schmutzige Knaben, nur höchst dürftig gekleidet, welche sich als Gepäckträger herzudrängen, bilden einen Gegensatz zu den schönen reinlichen Basken. Fast widerlich wird auch das deutsche Auge von dem großen Rondell berührt, wo die grausamen, blutigen Stiergefechte unter dem Jubel der spanischen Bevölkerung immer noch abgehalten werden. Aber es bleibt nicht lange darauf haften, es weidet sich an der Pracht, welche San Sebastian im königlichen Festschmucke gewährt. Die hellen, lustigen Landesfarben glänzen in unzähligen Fahnen und Fähnchen. Sie flattern von der hohen Veste in den tiefblauen Horizont hinein, sie wehen von den ebenen Dächern der Häuser, von den Masten der Schiffe, sie bilden Spaliere auf beiden Seiten der Straße. Tausende von bunten Lampen sind für die Illumination bereit; die spanischen Soldaten selbst sind eine Art bunten Festschmuckes, und dazu noch das üppige Grün der Vorberge, reich besät mit den schönsten Villen, das blaue Meer und der blaue Himmel, die neue Stadt, denn San Sebastian erlitt im Jahre 1836 neuerdings eine Zerstörung.

Wir durchwandeln die Stadt, — enge Straßen, hohe Gebäude, alle dicht an einander und so gleichmäßig gebaut, daß eine Straße aus zwei sich gegenüber stehenden Häusern zu bestehen scheint. Alle Fenster besitzen Balkone, man gewahrt auf denselben Männer, Frauen und Kinder, Jedes mit einem Fächer versehen, womit es sich Kühlung verschafft. Dort auf dem Balkone stand ein Neger, der seiner Geige eine höchst sentimentale Musik entlockte; aus dem Schulhause stürmten eben so ungestüm, wie unsere deutsche Jugend, die spanischen Knaben und Mädchen, allerdings boten sie mit ihren leichten Kleidern und bunten Schärpen einen malerischen Anblick, selbst da, wo die Armuth eben so deutlich die Spuren zeigt; an uns vorüber schritt feierlich ein Taufzug, die

Frauen in schwarzer Seide, den Schleier über das Haupt und Gesicht geworfen. — Wir betraten die schöne Kirche. Die heilige Jungfrau auf dem Altare war in die spanische Landesfarbe gekleidet; vor ihr kniete eine verschleierte Dame, fächelte sich aber während des Gebetes unter dem Schleier Kühlung zu.

Nun wanderten wir zum Rathhause, das für den Empfang der Königin Isabella um 500,000 Franken gänzlich neu eingerichtet worden war. Ein großes Viereck bildet den Platz davor, mit hohen fenster- und balkonreichen Häusern umgeben. Ueber jedem Fenster hängt eine bunte Lampe; darunter erblickt man eine Zahl. Noch vor Kurzem wurden nämlich hier die Stiergefechte abgehalten und jeder Balkon gleich Logen vermiethet. Nunmehr ist der Platz zum Gemüse-Markt umgewandelt.

Wir wandern weiter, denn uns lockt die Felsenfestung, zu der ein herrlicher Weg emporführt. Links zieht sich die Mauer mit Schießscharten, welche aber herrlich abgegränzte Bilder gewähren, dahin, rechts ist der Weg von hohen Platanen beschattet. Der zerklüftete Fels gleicht fast einem wohlgepflegten Garten; Gesträuche, Gräser, Moos, Bäume erheben sich aus dem Gestein. Dazwischen sieht man Gedenktafeln, Monumente, Kreuze. Hier sind die im Kampf gefallenen englischen Offiziere begraben. Die Regierung sendet alljährlich einen Gärtner, die Gräber zu pflegen.

Aber rasten wir dort, wo die Mauerbrüstung einen Ausblick gestattet, es ist gar so wunderbar schön. Hier unten befindet sich der gemauerte Hafen. Segelschiffe reihen sich an einander; Matrosen klettern an den Stangen empor; dort sitzt Einer gemüthlich im Mastkorbe. Zur linken Seite übersehen wir die Stadt mit ihren platten Dächern, wir überblicken die grünen Vorberge; höher und höher ragen die im Sommerduft blau schimmernden Pyrenäen empor; rechts sieht der Leuchtthurm in's Meer hinaus, und immer weiter, unabsehbarer dehnt sich der Ozean; er lockt uns an, und wir schreiten vorwärts auf dem steilen Pfade.

Nun sind wir oben — ein Freudenschrei ringt sich aus der Brust, das Herz und das Auge jubelt voll Entzücken. Wir schauen von unserm hohen Standpunkte auf das unbegrenzte Meere, das hier so tief blau und still vor uns ruht; wir begrüßen da und dort die näher schwimmenden Schiffe mit ihren hohen Masten und im Sonnenschein glänzenden Segeln; wir verfolgen die kleinen Bote in der sanften Meeresfluth. Da herrscht nicht das tolle Ungestüm, wie in der Bucht zu Biscaya, wo man gar nicht begreift, was es heißen

will: — Meeresstille. — Man möchte hier rasten ohne Ende; aber Alles hat sein Ende und wir umwandeln die Festung, um von der andern Seite wieder nach San Sebastian zu gelangen und das späte Mittagsmahl einzunehmen, denn die Thurmuhr schlägt so eben die fünfte Stunde. Der Gasthof befindet sich nahe am Meere; nicht das Auge, vielmehr die Nase macht diese Entdeckung, denn in seinen engen, winkligen Gängen herrscht widerlicher, modriger Fischgeruch. Aber die Fische schmeckten vortrefflich, Alles war gut, auch war „Hunger" unser Koch, und die schöne, schwarzäugige Dolores servirte mit lieblichem Lächeln.

Die schönste Heimfahrt beim Mondscheine beschloß diesen mir lebenslang unvergeßlichen Tag.

Aber auch Bayonne und Biarritz trugen zu dieser Zeit ihre Festkleider zum Empfange des Kaisers und seiner spanischen Königsgäste.

Wenden wir zum herrlichen Adour unsere Schritte, um mit ihm daselbst Einzug zu halten. In großen Windungen strömt er aus den Pyrenäen herbei; gastlich führt er fast unzählige Flüsse und Bäche dem Meere zu, das ihm hinwieder fluthend entgegen kommt und die Raschheit seiner Bewegung hemmt. Reiche Fluren und dichte Wälder umsäumen die Ufer, reizende Landhäuser schimmern durch das Grün; die Wälder gestalten sich zu Parkanlagen, die Villen zu Schlössern mit Gärten, in denen die exotischen Gewächse eine neue Heimath gefunden haben, sich wohl fühlen und empor wachsen. Und nun treten wir ein in die alterthümliche, schöne Stadt, noch schöner durch den Farbenschmuck der Fahnen. Aber wir werden verleitet, da und dort lange Rast zu halten, besonders bei den Schiffswerften, wo die aufgehäuften Schichten von Bayonner Schinken, die Fässer mit Harz aus der Landes gefüllt zur Ladung bereit liegen. Bayonne hat seine zwei Schlösser; das alte, aber gut erhaltene in der Stadt und das nuere vor derselben gelegen: Schloß Marrac, wenig mehr, als eine zerfallne Mauer, deren Fensterverkleidung aus weißem Marmor von ehemaliger Pracht zeugt, Schloß Marrac, wo Napoleon I. im Vereine mit dem spanischen König Karl IV., dessen Sohn Ferdinand zur Rückgabe der Krone drängte, der Vater den Stock mit dem goldnen Knopfe über ihn schwang und die Mutter ihm zuschrie: „So antworte doch! antworte Deinen Eltern, antworte unserm Beschützer, dem großen Napoleon!" Das Schloß ist zerfallen, aber ungebrochen stehen noch die majestätischen Bäume und wölben ihre Kronen, die sich in jedem Frühlinge verjüngen.

Doch kehren wir zurück nach Biarritz am 11. Sept. durch den Triumphbogen. Die Baigneurs *) in ihrem Sonntagsstaate, rothe Jacken und weiße Beinkleider, die baskische Be völkerung und die große Masse der Fremden bildeten das dichteste Spalier. Bereits war die Kaiserfamilie den hohen Gästen entgegen gefahren; jetzt ertönte das Zeichen, einher ritten die Soldaten der Cent-gardes in ihrer prächtigen Uniform, echt ritterliche Erscheinungen; ihnen folgte der Wagen, im Fond die Königin Isabella und die Kaiserin Eugenie, die Letztere in strahlender Lieblichkeit und Huld, daß die Blicke kaum auf dem mit Schönheit keineswegs geschmückten Gaste weilten, ihnen gegenüber die beiden Männer und heute trug das sonst starre Gesicht des Kaisers sogar einen milden, freundlichen Ausdruck. Dem ersten Wagen folgte der zweite mit den kaiserlichen und königlichen Kindern und wahrlich, das runde blühende Gesicht des kleinen Napoleon trug damals keine Spur der „Lebensunfähigkeit", die man ihm jetzt prophezeit. Den Zuschauern dünkten die nun folgenden Wagenreihen ohne Ende zu sein. Französische und spanische Würdenträger in reichsten Uniformen, geschmückt mit Orden, als ob die Sterne vom Himmel gefallen wären und jetzt im Sonnenglanze farbig flimmerten; die ganze vornehme Gesellschaft aus den beiden Ländern bildeten die Begleitung. Der festliche Einzug war beendet, der Vorhang für die Zuschauer herabgefallen doch der Abend rollte ihn von Neuem auf. Biarritz schmückte sich mit tausend Lampen, die bunten Kugeln glänzten elfenartig im Tamariskengebüsche der Wege und Anhöhen, Musik rauschte zum Meeresgebrause, Alles besetzte die Hügel, um das großartige Schauspiel zu sehen: — ein kaiserliches Feuerwerk für eine Königin, wo etwa 80,000 Franken sich in Farbe und Feuer verwandelten.

Wir konnten von unseren Fenstern aus den Anblick auf's Bequemste genießen. Zuerst, als wohl eine halbe Stunde lang einzelne Raketen stiegen, schüttelten wir den Kopf; aber es war nur das Vorspiel, das Zeichen zum Anfang. Plötzlich fuhren die Raketen massenhaft empor, stiegen immer höher und höher, zogen im Halbbogen dahin, zerplatzten in der Luft und gleich einem Füllhorne, das seine Blumen ausschüttet, sanken langsam die farbigen Sterne und Kugeln in's dunkle Meer. Immer rascher, immer mannigfaltiger erhoben sich die goldnen Streifen zum Himmel, immer glänzender und bunter gestalteten sich — einem farbigen Regen gleich, die im Knalle zerplatzten Feuerkugeln. Dann

*) Berichtigung: Seite 416, blieb irrthümlich stehen: „Peigneur" statt „Baigneur."

wieder verwandelte sich der Ozean zu einem Blutmeere, und dann wieder glänzte er einer sonnenbeschienenen Wiese gleich, während die Felskolosse darin sich geisterhaft erhoben. Als aber nun der eine Fels sich gleichsam zum feuerspeienden Krater verwandelte und gewiß 600 Raketen zu gleicher Zeit empor stiegen, als ihre Sterne und Blumen unzählig vermehrt in schimmernden Farben herabfielen, — da bemächtigte sich unser ein Entzücken, daß wir in das Jauchzen der Menge einstimmten, uns umarmten, und als zuletzt die kaiserlichen Namenszüge flammten, sprühten und farbig leuchteten, als die Menschenmenge in ihr: „Vive l'Émpereur" ! — ausbrach, da war selbst ein deutsches Herz versucht, von Entzücken hingerissen, einzustimmen.

Das Feuerwerk war erloschen, jener mir unvergeßliche 11. September neigte sich zum Schlusse — es war auch mein letzter Abend in Biarritz.

Die ersten drei Marien-Mai-Andachten in München und die Marienkapelle.

Eine Episode aus dem Leben des jüngst verstorbenen k. b Hofkapellmeisters Joh. Caspar Aiblinger.

Von **Fanny Becker.**

Aiblinger's Namen hat einen gar guten Klang in München, doch nicht hier allein, sondern überall, wo es Freunde katholischer Kirchenmusik gibt. Seine großen, herrlichen Compositionen haben ihm die Liebe und Achtung in den weitesten Kreisen erworben, welche dem Talente, verbunden mit innigem, tiefen Gemüthe, so gerne gezollt wird. Ein besonderes Denkmal aber hat er sich durch seine Marienlieder gesetzt in den Herzen aller derjenigen, welche an der Feier der ersten Maiandachten theilgenommen haben. Diese Lieder drangen in das Tiefste der Seelen ein und fanden die weiteste Verbreitung nicht nur in Bayern, auch anderwärts, besonders in Norddeutschland.

Erinnerungen an eine früher durchlebte schöne Zeit erfrischen immer das Gemüth in späteren Jahren. Es ist dieß besonders der Fall, wenn diese Erinnerungen das Herz durch religiöse Empfindungen anregen; wenn sie nicht allein jugendlicher Lust gelten — sondern den höhern geistigen Genuß wieder vor die Seele führen, von dem sie einst ganz erfüllt war. Erinnerungen dieser Art veranlassen mich, folgende Episode aus dem Leben eines hochverdienten

Mannes zu schildern, theils um ein Blättchen dankbaren Gedenkens in seinen Lorbeerkranz zu fügen, theils um so manche Münchner, welche sich zu jener Zeit seiner herrlichen Lieder erfreuten, näher mit ihm bekannt zu machen. Vielleicht sind es nicht gar zu wenige Eltern der Leser und Leserinnen der Jugendblätter, welche sich gerne der schönen Tage erinnern, wo die erste Maiandacht in der k. Herzogspital-Hofkirche dahier gefeiert wurde.

Es war im Jahre 1843. Von Italien und Frankreich hatte sich die liebliche, so sehr zu jedem katholischen Gemüthe sprechende Festfeier des Marienmaies zuerst in unserm deutschen Vaterlande am Rhein und in Franken verbreitet, bis sie dann durch die Bemühungen eines sehr eifrigen, jungen Priesters an der Herzogspitalkirche auch in München eingeführt wurde. Seitdem ist sie in mehreren Kirchen heimisch geworden und hat sich namentlich auch auf dem Lande verbreitet.

Sie verdankt ihre Entstehung den Revolutionsstürmen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Da schaarten sich die Katholiken um den Altar der Gnadenmutter, schmückten ihn mit den Erstlingen des Frühlings und flehten in Gesang und inbrünstigem Gebete um ihre mütterliche Fürbitte in Noth und Gefahr. Auch im Jahre 1843 lag es bang und schwer auf den Herzen, wie die Schwüle vor dem Ausbruche eines heftigen Gewitters. Allenthalben gährte es; neue Stürme bereiteten sich vor. Da riefen die Glocken des Herzogspital-Kirchleins zur ersten Maiandacht. Der Muttergottesaltar daselbst war von frommen Händen auf das Sinnigste geschmückt worden. Blumengewinde gestalteten ihn fast zu einem, von hundert Kerzen hell beleuchteten Garten. Zur Erhöhung der Feier war der eben anwesende damalige Bischof, von Eichstädt, (später Erzbischof von München und gegenwärtig Kardinal) Karl August Graf von Raisach, eingeladen worden, die Eröffnungspredigt zu halten, was er auch sehr gerne zusagte. In seiner innigen, zum Herzen dringenden Weise sprach er zu seinen Zuhörern von der Entstehung der Maiandacht und entflammte sie zu unendlicher Begeisterung. Schaarenweise strömten die Leute zur Kirche, die freilich viel zu klein war, um alle zu fassen, welche daran theilnehmen wollten. Nachdem der Bischof geendet hatte, erklangen vom Chore die Töne eines ungemein sanften, orgelähnlichen Instrumentes (Aeolodikon), das sich insbesondere zur Begleitung des Gesangs eignet. Zu diesen Tönen mischten sich zarte Stimmen, und es erscholl jetzt ein Lied zur Mutter Gottes, wie kaum je eines lieblicher gedacht und in Melodie ge-

setzt wurde. Der Text desselben ist von unserm ausgezeichnet begabten Dichter, Guido Görres. Ich lasse ihn hier folgen für diejenigen, die ihn etwa nicht kennen sollten.

1.

Die Nachtigallen singen
Der Mai ist froh erwacht,
D'rum wollen wir Dir bringen,
Was uns der Mai gebracht,
Und hier zu Deinen Füßen
Mit Blumen Dich begrüßen
Maria, o Maria.

2.

O Jungfrau, Dein Erbarmen
Verschmäht die Blumen nicht,
Die Dir die Hand des Armen
Zum Kranze liebend flicht;
Du hörst den Ruf der Schmerzen,
D'rum rufen wir von Herzen:
Maria, o Maria!

3.

Wir bringen Dir die Blüthen
Für unser Herz als Pfand,
O wolle uns behüten
Mit treuer Mutterhand,
Daß wir in Deinem Schooße
Erblühen gleich der Rose,
Maria, o Maria!

4.

O Du, in Gottes Garten,
Als Gärtnerin bestellt;
Beschirm' uns vor den harten
Gefahren dieser Welt;
Daß uns der Feind nicht schade
Im Schatten Deiner Gnade,
Maria, o Maria!

5.

Maria, Gnadenbronne,
Bethaue unser Herz,
Du klare Himmelssonne
Verkläre Lust und Schmerz,
Und laß' uns, eh' wir sterben,
Den Himmelsgarten erben,
Maria, o Maria!

6.

Und wenn auf Deinen Auen
Der Himmelsmai dann blüht,
O Jungfrau der Jungfrauen,
Sei gnadenvoll bemüht,
Daß wir mit Maienzweigen
Dann singen in dem Reigen.
Maria, o Maria!

Aiblinger hat dieses schöne Lied in Musik gesetzt für Kinderstimmen, und Kinderstimmen führten es aus mit einer Reinheit und Präzision welche allgemein bewundert wurden. Etwas dergleichen hatte man noch nie gehört. Es war die einfachste Musik, welche tief und innig gefühlt aus den Kinderkehlen sich so hinreißend emporschwang und wie Engelsmelodien in die Herzen der Zuhörer sich hernieder senkte, deren Augen von Thränen seliger Rührung überströmten. Es war nur eine Stimme der Begeisterung, welche dieses Lied der „Nachtigallen" hervorrief. Sie galt ebensowohl dem Dichter als dem Compositeur und den „Sängerinnen der Marienkapelle." So ward der kleine Kreis von zehn, kaum der Schule entwachsenen Mädchen genannt, welche unter der Leitung eines damals noch an der St. Peters-Stadtpfarrkirche als Cooperator wirkenden Priesters die Lieder für die Maiandacht einstudirten und unter den Augen Aiblinger's ausführten, der sie gewöhnlich selbst auf dem Aeolodikon begleitete. Wirklich gehörten der Eifer, die Liebe zur Sache und die Begeisterung dazu, welche die Maiandacht in den Gemüthern hervorrief, um zu leisten, was damals von dem jugendlichen Chore und seinen Leitern geleistet

wurde. In der verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit und in den karg gemessenen Stunden, welche sowohl dem Lehrer, Herrn J. G. bei seinem anstrengenden Beruf als Seelsorgsgeistlicher an der größten Pfarrei Münchens, als auch den Sängerinnen, welche sämmtlich aus der deutschen Schule in andere Lehranstalten übergetreten waren, erübrigten, war von allen Betheiligten eine außerordentliche Energie und Willenskraft nöthig, welche aber auch im vollsten Maaße bethätiget wurde. Die Kinder, von welchen einige mit ganz vorzüglichen Stimmmitteln und großem Talent für Musik begabt waren, erfaßten die eigens für sie gedachten Compositionen so richtig und lebendig, daß beim Einüben derselben der Vortrag wenig Mühe kostete, was in diesem Alter nichts Geringes sagen will. Dieser glückliche Umstand und die sorgfältige Schule, welche die zarten Stimmen genossen, ließen denn auch an der Ausführung der herrlichen Lieder nichts zu wünschen übrig, sondern übertrafen sogar Aiblingers Erwartungen. — Die nächsten Tage brachten immer wieder neue Lieder, meistens von G. Görres gedichtet, als: die Marienblume, das Pilgerlied, der Kinder Bittgesang, die Königin der Engel, der Opfergesang ꝛc. Sie alle konnten nicht oft genug gehört werden. Eines der schönsten, wovon die Andächtigen zumeist angesprochen wurden, ist die Zueignung an die Mutter Gottes, Text v. D. W. C. Reischl.*) Auch dieses soll hier stehen, weil es vielleicht weniger bekannt sein dürfte, als die Görres'schen Lieder, welche später im Druck erschienen. In diesem Liede liegt, so zu sagen, der ganze Geist, die ganze Poesie des Marien-Maies. Es konnte nicht frömmer gedacht, nicht inniger in Tönen ausgedrückt, nicht lieblicher und rührender gesungen werden.

Mutter sieh' vor Deinem Bilde
Knieet heut' Dein ärmstes Kind;
Blick' herab mit hoher Milde,
Nimm dieß kleine Angebind.
Jungen Maiens erste Blume
Am Altare glanzerhellt,
Haben Dir zu Ehr' und Ruhme
Gute Seelen fromm bestellt.

Zarter Kinder Stimmen klingen
Auf in süßer Melodei;
Schöner nicht die Vöglein singen
Draußen in der Schöpfung Mai.
Reich im Glauben, Lieb', Vertrauen
Mag hier Vieler Herz erblüh'n;
Wie im Thau die Frühlingsauen
In dem Schmuck der Blumen glüh'n.

Mutter! in der Kinder Chore
Tön' auch meine Stimme rein;
In der Seelen reichem Flore
Laß mich nicht erdürret sein.
Dir verlobe ich auf's Neue
Nun mein Leben, Lieb und Leid;
Durch Dich bleib' es stets in Treue
Jesu, meinem Herrn geweiht.

Alle, die hier je gebetet,
Hier gelobt, gebüßt, geweint;
Jungfrau! laß' durch Dich gerettet
Gott uns ewig sein vereint.
Froh darum vor Deinem Bilde
Knieet heut' Dein ärmstes Kind;
O wie selig, wenn Du milde
Nimmst sein kleines Angebind.

*) Jetzt Professor an der k. Universität dahier.

Es war schön und erhebend, den schon damals beinahe im Greisenalter stehenden Aiblinger von dem kindlichen Chore der Marienkapelle umgeben, seine herrlichen Tonwerke accompagniren zu sehen. Eine tiefe Rührung und Bewegung wurde in seinen Zügen sichtbar, wenn er seinen eigenen Melodien lauschte, die so süß in jede Seele drangen; er selbst war im Innersten davon ergriffen. Sobald dann die letzten Töne eines Liedes verklungen waren, gab er „seinen Nachtigallen", wie er die Sängerinnen nannte, auch schon durch Lächeln und freundliche Blicke seinen Beifall zu erkennen und klatschte ganz leise in die Hände — leise — weil er immer und überall sich des heiligen Ortes erinnerte, an dem man sich befand. Er war ein eben so frommer Katholik, als er ein großer Musiker und Compositeur war. Die Nachtigallen aber waren sehr stolz auf seinen Beifall und gelangten sehr bald zu dem Bewußtsein, daß sie für ihre Jahre viel zu leisten vermochten. Es war ein lebendiges Chörlein, diese kleine Kapelle, frische junge Seelen, welchen die Begeisterung, die durch den Gesang bei der Maiandacht in ihnen geweckt wurde, etwas Anziehendes und Interessantes verlieh. Die Kapelle hatte auch ihre Organistin. Eines der jüngeren Mädchen spielte bei den Singübungen die Begleitung am Klavier und in der Kirche das Aeolodikon, mitunter auch die Orgel, wenn Aiblinger nicht selbst für sie eintrat, was eine Zeitlang immer geschah, da sie wegen eines Handübels lange gar nicht mehr spielen konnte. Die kleine Organistin erhielt von Aiblinger stets den Titel „Collegin", was sie damals, (sie war erst zehn Jahre alt), ganz naiv und wohlgefällig in vollem Ernst hinnahm. Erst später gelangte sie zu der Einsicht, daß diese Betitelung von Aiblinger ein freundlicher Scherz war. Indessen war sie das unentbehrlichste Mitglied der Kapelle, da sie von keinem der andern ersetzt werden konnte, wie es doch zuweilen im Falle des Unwohlseins bei den Sängerinnen geschah. Das Bewußtsein, nur durch Aiblinger selbst ersetzt werden zu können, ließ sie das Köpfchen ziemlich hoch tragen, und gerne, sehr gerne hörte sie es, wenn sie, wie Aiblinger es eingeführt hatte, die Kapellmeisterin der Marienkapelle genannt wurde. — So manche freundliche Auszeichnung wurde den „Nachtigallen" zu Theil. Mehrere hohe Damen ließen ihnen niedliche Andenken überreichen, und eine Münchner Bürgersfrau ließ eigens kleine silberne Medaillen zum Andenken an die erste Maiandacht für sie prägen, wie dieß auch noch im zweiten Jahre geschah. —

Zum wirklichen Leidwesen der Besucher der Maiandacht und der dabei Mitwirkenden neigte sich auch der Mai des Jahres 1843 zu Ende. Der letzte Tag, der

letzte Abend desselben war angebrochen. Aiblinger hatte noch in den letzten zwei Tagen eines seiner herrlichsten Lieder componirt: die Krönung der Himmelskönigin (Text von G. Görres), und die „Nachtigallen" hatten es noch einstudirt, um die Feier des Marienmaies würdig zu beschließen. Der Eindruck, den diese Composition hervorbrachte, war überwältigend. Ein dreistimmiges Solo fast am Schlusse derselben brachte die allgemeine Rührung zum lauten Ausdrucke. Der Text dieser Stelle lautet:

Selig alle, die Dir gleichen,
Die der Erde Leid getheilt,
Selig all' die Schmerzensreichen,
Die beim Kreuz mit Dir verweilt.

„Selig, selig," — wiederholt leise der Chor —hier hörte man von der Kirche herauf lautes Schluchzen, viele waren von gewaltiger Rührung überwältigt — manches sonst nicht weiche Herz fand bei diesen Tönen und bei diesen Worten Thränen selig empfundener Andacht. — Es ist dies nicht etwa eine übertriebene Schilderung des Eindruckes, den die Aiblinger'schen Marienlieder auf die Menge gemacht hat. Diejenigen, welche an dieser ersten Maiandacht theilgenommen, werden mir beistimmen, die andern mögen es sich von diesen bestätigen lassen. — Viele Spenden waren auf dem Altare der Gnadenmutter geflossen. Manches heiße Gebet war erhört, mancher Kummer, manche Sorge war in der Kirche zurückgelassen worden — Alle aber, die Theil an dieser Feier genommen, waren an Liebe und Verehrung Mariens reicher, und darum auch besser geworden. Die „Nachtigallen" werden hoffentlich dabei nicht leer ausgegangen sein; so viel ist gewiß, daß ihre Stimmen noch viel schöner und reiner geworden waren.

Im Juni dieses Jahres wurde für die Marienkapelle eine kleine Pilgerfahrt nach Maria Eich veranstaltet, um sie für ihren bei dem Gesange bethätigten Eifer auf eine angemessene Weise zu belohnen. Es soll dieses Tages hier erwähnt werden, weil dabei die frohe, kindliche Gemüthsart Aiblingers zu Tage tritt, wie sie bei dem Manne vorausgesetzt werden muß, in dessen Werken sich der Geist des kindlichen Gemüthes in so wundervoller Weise aussprach.

In einige Wagen vertheilt, fuhr die Gesellschaft, bestehend aus dem Marienchore, dessen Leitern, Aiblinger und dessen schon betagter Schwester und einigen seiner Freunde, nach Planegg, und ging von da zu Fuß zur Mutter-Gotteskapelle nach Maria Eich. Dr. Reischl celebrirte dort die hl. Messe. Am Eingange des Wäldchens vor der Kapelle stimmten die Nachtigallen das

Pilgerlied an und zogen singend in die Kirche ein, wo sie dann eine zweistimmige Aiblinger'sche Messe ausführten. Nach Beendigung des Gottesdienstes ging es aber im Wäldchen munter zu. Aiblinger war in seiner besten Laune, froh, wie die Kinder selbst. Ebenso Schwester Sabina, die treue Gefährtin seines Lebens; sie war beständig von dem ihr so lieben Mädchenschwarm umgeben, welche gut mit ihr umzugehen wußten, und von ihr hinwieder mit allen erdenklichen Schmeichelworten und Liebkosungen überhäuft wurden. Wußte und sah sie ja, wie die Marienkapelle die alten Tage ihres geliebten Bruders erheiterte, wie sie ihn zu immer neuen herrlichen Weisen begeisterte, und ihm dadurch einen für Geist und Gemüth so wohlthätigen Schwung und Humor verlieh. Alles sang, spielte und jubelte mit den Kindern im grünen Wäldchen. Aiblinger wollte durchaus nicht der letzte unter den Lustigen sein. Er drehte sich mit den „Nachtigallen", die er noch nie so munter gesehen hatte, im Kreise herum, bewarf sie mit Tannenzapfen und hatte seine herzliche Freude, wenn eine derselben, von ihm getroffen, ein bischen schmollte oder ihm selbst wieder einen solchen zurückwarf. Gegen seine „Collegin" jedoch bezeigte er großen Respekt und eine wirklich drollige Galanterie; diese bekam keinen Tannenzapfen von ihm zugeworfen, desto mehr aber dafür von den andern, denn ob solcher Rücksicht ward sie fast beneidet, sie mußte doch auch ihren Theil haben. Unter solchen Spielen und Vergnügungen rückte der Mittag heran, wo die muntere Gesellschaft der Wirthstafel in Planegg alle Ehre machte. Nachmittags zog sie noch einmal nach Maria Eich hinauf, um die Mutter Gottes mit dem Kinder Bittgesang und noch einigen schönen Marienliedern zu begrüßen. Dann wurde es im Wäldchen wieder lebendig; die jungen Leutchen trieben es jetzt noch ärger als Vormittags, bis endlich der Abend, und mit ihm die Zeit der Heimkehr anbrach. Aiblinger hatte einen vergnügten, unvergeßlichen Tag gehabt, an den er sich später noch oft und gerne erinnerte. Es machte ihn glücklich, seine kleine Kapelle so froh und munter gesehen zu haben.

Gewiß war es ein ganz besonderes Verdienst des großen Musikmeisters, der gewohnt, die Sänger und Sängerinen der kgl. Hofkapelle auf seine Winke lauschen zu sehen, sich zu der einfachen, ungekünstelten Singweise zehn bis zwölfjähriger Kinder herab zu stimmen und gerade für diese Kinder zu componiren, was ihm in so überraschender Weise gelang. Allerdings war der Singunterricht, den sie genossen, ein außerordentlich gründlicher und sorgfältiger, was Aiblinger zu jeder Zeit gebührend anerkannt hat. Aber es gehörte dazu auch ganz gewiß sein kindlich frommes Gemüth, um ihn für den kindlichen Gesan-

so sehr zu begeistern, wie es seine Marienlieder bekunden. Eben in diesen Compositionen steht Aiblinger bis jetzt als einzig und unerreicht da. Und das ist es, was diese Zeilen ihm nachrühmen wollen. Seine großen Werke, durch welche er seinen Namen unsterblich gemacht hat, zu besprechen und zu beurtheilen, muß den Sachverständigen überlassen werden. Nur soll noch, zur Bestätigung des oben Gesagten bemerkt werden, daß die Marienlieder auch in späteren Jahren und bis in die jüngste Zeit herauf von erwachsenen, kunstgerecht gebildeten Damen bei der Mai-Andacht in der St. Ludwigs-Pfarrkirche gesungen werden. Nach dem Urtheil sehr Vieler aber blieb der Eindruck derselben weit hinter jenem zurück, den sie, von der Marienkapelle ausgeführt, erzielten. Die Ursache liegt ganz und gar nicht an der Ausführung, — sie war die vollendetste — nicht an der Leitung — Aiblinger leitete sie mehrere Jahre selbst — sondern ganz eigentlich in der Natur der Sache. Diese Lieder sind für Kinderstimmen gedacht und empfunden, und es gehört zu ihrem Vortrage außer der sorgfältigsten Schule und dem tiefen Gefühle auch die Frische und Zartheit einer jugendlichen Kehle, die Naivität, das sich selbst unbewußte Empfinden einer kindlichen Seele. Nur Kinderstimmen können die Aiblinger'schen Lieder zum ganzen Verständnisse ihrer unendlichen Schönheit bringen. Dieß empfand er selbst tief und innig, und darum war ihm die Marienkapelle eine seiner theuersten und kostbarsten Blumen in dem reichen Kranze von Erfolgen, welche seine Werke erzielten.

Immer mehr componirte Aiblinger für den Marienmonat. Die zweite Maiandacht brachte ein reiches Repertorium von neuen Liedern, wovon eines herrlicher als das andere, jedes in seiner Art unübertrefflich war. Während derselben celebrirte einmal der hochselige Erzbischof Lothar Anselm die heilige Messe am Gnadenaltare im Herzogspital, wozu die Marienkapelle auf sein besonderes Verlangen zum Singen eingeladen wurde. Diese Auszeichnung erfreute Aiblinger ungemein, den Marienchor nicht weniger — am allermeisten aber die junge Kapellmeisterin. Denn ihr lag es dießmal ob, die Nachtigallen zu dirigiren, weil der Leiter und Lehrer des Chores als Secretär des Erzbischofes beim Altardienst nothwendig war. Aiblinger wollte spielen, also wurde es ihr übertragen, dießmal das Regiment des Taktstockes zu führen. Mit Gravität entledigte sie sich dieser Aufgabe, und dirigirte mit großem Ernst den Chor der „Nachtigallen" und ihren Organisten, der in diesem Augenblicke eine ihr untergeordnete Rolle spielte. Als die heilige Messe zu Ende war, that es ihr herzlich leid, ihren wichtigen Posten verlassen zu müssen. Aiblinger

die Güte selbst, spendete ihr große Lobsprüche und sagte im Scherze: „Nun, das Dirigiren geht schon, Du brauchst es als Hausfrau nicht mehr zu lernen.“ Darüber hätte sie nun fast einen kleinen Verdruß gezeigt, weil sie glaubte, in diesen Worten einen Vorwurf zu entdecken. So aber war es nicht gemeint und schnell suchte er mit der empfindlichen „Collegin“ wieder auf guten Fuß zu kommen. —

Oefters wurde die Marienkapelle bei feierlichen Gelegenheiten in kleineren Kirchen zum Singen gerufen, worüber sich Aiblinger herzlich freute und jedesmal selbst gegenwärtig war. Oft war sie in die Kapelle der Herzog Max-Burg geladen, wo die Frau Churfürstin großes Vergnügen an dem kindlichen Gesange fand. —

Am Feste der hl. Cäcilia versammelte öfters der damalige Domdechant, Herr Georg v. Öttl (als Bischof von Eichstätt unlängst verstorben) mehrere Herren des Domkapitels, welche wie er, Freunde der Musik waren. Die kleine Kapelle sang ihre Lieder an diesem Tage zu Ehren der „musikalischen Heiligen“ wie Aiblinger sie nannte, und die geistlichen Herren ergötzten sich ungemein an den lieblichen Weisen. In solchen Stunden war der große Meister in seiner besten, liebenswürdigsten Laune; mit innerer Befriedigung nahm er den günstigen Eindruck wahr, den seine Tonwerke auf die Gemüther ausübten und emsig war er bemüht, von der Anerkennung und Bewunderung, die ihm ausgesprochen wurde, einen guten Theil an seine „Nachtigallen“ zu überlassen. —

Nun war die Herzogspitalkirche für die Feier der Maiandacht zu klein geworden; sie wurde also auch in einigen andern Kirchen eingeführt, zuerst in der Pfarrkirche zu St. Ludwig. Dem Wunsche des dortigen Pfarrers, Hrn. Stumpf, und auch dem Aiblingers zufolge, siedelte nun die Marienkapelle in genannte Kirche über, um zum letzten Mal bei der Maiandacht zu singen. Unvergleichlich nahmen sich hier die Marienlieder aus. Hinter dem Hochaltar befand sich der Chor der Sängerinnen. Wer Alles im Schiffe der Kirche war, glaubte Töne aus einer andern Welt zu vernehmen, so wundervoll verklärte sich hier der Gesang in diesen Räumen und in dieser Entfernung. Aiblinger begeisterte Alles auf's Neue. Der „Meeresstern“, die „Trösterin der Betrübten“, das „Gebet“ und noch einige andere auserlesene Compositionen entstanden unter dem Eindrucke der dritten Maiandacht. Neuerdings war alles tief ergriffen, man betete, man weinte, man sprach vielleicht keine Worte mehr aus,

weil es das Gebet der innersten Seele war, das diese Lieder weckte, und das gewiß auch ohne Worte von der göttlichen Mutter verstanden ward. —

In demselben Jahre noch zerstreute sich der Marienchor zum großen Leidwesen Aiblinger's und vieler Anderer. Allein an den eingetretenen Verhältnissen konnte nichts geändert werden. Die Stellung des Musiklehrers war eine andere geworden, die Sängerinnen, inzwischen halb herangewachsen, hatten sich da und dorthin zerstreut. Eine schöne Zeit war für sie dahingegangen, die ihnen nur noch in der Erinnerung wiederkehren sollte.

Mehr als zwanzig Jahre sind verflossen. Der Mai des Jahres 1867 ist eingekehrt und in seinen ersten Tagen, in der Nacht vom 5. auf den 6. wurde Aiblinger aus diesem Leben hinübergerufen in die andere Welt. Daß sein Scheiden von dieser Erde in die Maitage fiel, ist zweifelsohne eine besondere göttliche Fügung, die nicht unbeachtet an uns vorübergehen soll. Wäre es unmöglich, zu glauben, daß Maria, die Mutter der Gnaden, ihren göttlichen Sohn gebeten hätte, die Seele desjenigen, der durch seine Werke so viel zu ihrer Verehrung beigetragen, an einem ihrer Andacht gewidmeten Tag des Maien zu sich zu rufen, damit sie ihm an einem solchen Tage den ewigen Lorbeerkranz reichen könnte, den er sich durch seine Bemühungen zu ihrer Verherrlichung gewiß verdient haben wird. —

Zwei „Nachtigallen" des Marienchores sind ihm vorausgeflogen in die Ewigkeit, um ihn drüben zu empfangen im Reiche der himmlischen Töne. Die andern, welche noch auf Erden weilen, gedenken gerne und oft des Meisters und der geschiedenen Nachtigallenschwestern. Die Organistin und Collegin des Seligen von ehemals hat besondere Ursache, sein Andenken theuer und in Ehren zu halten, denn sie hat sein Wohlwollen in noch höherem Maaße genossen, als die Uebrigen. Nun hat sie freilich längst eingesehen, wie kühn es von ihr war, sich für die „Collegin" des großen Meisters gehalten zu haben und sie würde glauben, es sei dieß nur ein schöner Traum gewesen, wenn sie nicht auf dem ersten Marienliederhefte, welches sie von ihm zum Geschenke erhalten, die von seiner Hand geschriebenen Worte lesen könnte: „Der Kapellmeisterin der Marienkapelle, meiner lieben Collegin F. G. 1846. —

Heute steht sie tiefbewegt an seinem Grabe und wünscht und betet aus innerstem Herzensgrunde, daß der liebe Gott dem geliebten Heimgegangenen die ewige Ruhe verleihen möge.



Die beiden Grenadiere.

Ein Kriegsbild von Th. Messerer.

(Mit Bild.)

I.

Der Alte.

Voll desselben felsenfesten Vertrauens und derselben Siegesgewißheit, die den Böhmen 1866 in den Reihen der Kämpfenden beseelten, baute das ganze Czechenvolk fest auf seinen Kaiser und dessen prächtige Armee. Das weite Böhmenland von todesmuthigen Streitern angefüllt, einen in Tapferkeit erprobten und geliebten Führer an der Spitze — da konnte man wohl auch kühn dem Feinde in's Auge schauen. Schon waren die nordischen Armeen in Sachsen eingerückt und zogen sich in unabsehbaren Heeressäulen die Elbe entlang, schon berührten ihre Spitzen und Vorposten gleich mächtigen Fühlhörnern eines riesigen Kolosses behutsam die schlesischen und böhmischen Grenzen. Bald standen auch schon ganze Heerestheile auf böhmischem Boden und immer konnte man noch die vertrauensseligen Worte hören: „Nun sind sie hereingelockt! Nun werden sie geschlagen, vielleicht heute, vielleicht morgen schon.“ Doch plötzlich zerrissen die preußischen Kanonen bei Nachod und Münchengrätz diesen trügerischen Schleier und es entrollte sich ein blutiges Bild für das arme Böhmen. An Stelle der frohen Siegesgewißheit trat ein unbeschreiblich jäher Schrecken und die allgemeine Entmuthigung wirkte um so folgenschwerer, als sich von Mund zu Mund unheimliche Gerüchte fortpflanzten, die dem Feinde alle Menschlichkeit absprachen. In dem Wahne, es führe auch dieser Krieg alle Gräuel früherer Jahrhunderte mit sich und als hausten die Preußen gleich Tilly's gefürchteten Schaaren, floh die Bevölkerung über Hals und Kopf in Wälder und Gebirgsschluchten. Nur das Nothdürftigste von ihrer Habe schnell zusammenraffend, nahmen sie mit brechendem Herzen Abschied von ihrer stillen Hütte, gewiß, daß sie an der geliebten Stätte nur mehr einen Aschenhaufen finden würden. Wer es erfahren, was es heißt, die Heimat mit Weib und Kind plötzlich verlassen und der Zerstörung preisgeben zu müssen, der nur mag die Noth und das Herzeleid des schwer heimgesuchten Volkes ermessen.

So standen die Dinge, als in Terzlau, einem kleinen Dörfchen südlich von Königgrätz, sich die Gemeindeglieder mit ängstlich bekümmerten Mienen

versammelten. Das friedliche Örtchen lag am östlichen Abhange eines Bergkegels, dessen Spitze von dem alten Gemäuer einer Ruine gekrönt war. Von der Hauptstraße seitwärts gelegen und so auch dem Hauptverkehr entzogen, war das Dörfchen lange ohne alle Nachricht vom Norden und von allem Kriegsgetümmel verschont geblieben. Nur seit gestern, seitdem die vaterländische Hauptarmee sich gegen Königgrätz zurückzog, kamen Züge von Landleuten mit ihren Habseligkeiten hier durch und erzählten mit entsetzten Mienen und fliegenden Worten die schauerlichsten Geschichten von den nordischen „Barbaren." Angst und Schrecken bemächtigten sich aller Gemüther. Sie hatten wohl noch die ganze eigene Armee vor sich, aber alle Hoffnung auf Sieg war geschwunden, seitdem die Durchzügler auch die fabelhaftesten Wunderdinge von dem Zündnadelgewehre berichtet, das Alle für ein Teufelswerk hielten. Die Kinder wichen ihren Müttern nicht mehr von der Seite, und was diese an kleinen Schätzen und Kostbarkeiten besaßen, wurde versteckt oder vergraben. Die Männer ließen alle Arbeit ruhen und standen den Tag über aufgeregt in Gruppen beisammen. Die Einen beriethen, wo die sicherste Zuflucht zu finden und wie das Vieh schnell fortzubringen sei, wenn der Feind ankäme. Andere erstiegen das Brückengeländer am Ausgange des Dörfchens, um in die Ferne zu spähen, wieder Andere erkletterten die Ruine am Berge, um Ausschau in der Runde zu halten, aber weder feindliche Truppen und Feuerbrände sah, noch Kanonendonner hörte man. Ruhig und still lagen Wald und Flur in der weiten Ebene, und so sonnenhell und freundlich wölbte sich der blaue Himmel darüber, als athme unter ihm die Welt im tiefsten Frieden und als stünden sich nicht eben deutsche Brüder in blutigem Kampfe gegenüber.

Wenn guter Rath theuer war, suchten ihn die Terzlauer Bauern am billigsten in der Schnapsschenke. Da zog es denn auch jetzt die Meisten hin. Der Eine wollte sein bischen Geist noch mit einem Gläschen unterstützen, stützte aber so lange fort, bis er selbst zu wanken begann. Ein Anderer, der muthlos war, fühlte sich durch solch' geistigen Zuspruch außerordentlich gehoben. Den Meisten aber galten diese bewegten Zeiten bei ihren Ehefrauen als ein triftiger Entschuldigungsgrund für den nächtlichen Schenkenbesuch. Es ging nun auch dort an diesen kummervollen Abenden äußerst bewegt und nicht gar zu traurig zu. Da sie als ächte Böhmen dem geistigen Elemente im Schnaps gebührend huldigten, fehlte es nicht an begeisterten Reden und an prahlerischen Drohungen gegen die verhaßten Feinde. Da fühlte sich Jeder stark und Jeder

weise und den Preußen an List und Tapferkeit überlegen, und Jeder wußte den besten Einschlag zu geben, wie man sie am sichersten umgehe und Alle auf Einen Schlag fange. Jeder wollte das große Wort führen und nur Einem schienen sie sich geistig Alle unterzuordnen, denn häufig wurde der Ausruf laut: „Wenn nur der Wenzel jetzt da wär'! Das wäre der rechte Mann zu dieser Zeit!" Eine Gruppe rief dann wohl auch plötzlich mit erhobenen Gläsern und die ganze Schenke stimmte lebhaft ein: „Der Polozker Wenzel soll leben!"

Wer war nun aber der Polozker Wenzel?

Das war ein alter Veteran aus des ersten Napoleons Zeiten. Obgleich geborner Bayer, stand er als Freiwilliger schon 1807 bei Eylau den Preußen gegenüber in den Reihen der Franzosen. 1812 zog er mit nach Rußland, aber als Krüppel aus den nordischen Eisfeldern zurückgekehrt und fast aufgerieben von all' dem Elend und den Leiden der letzten Monate, brach der Rest seiner Kraft in einem kleinen schlesischen Städtchen vollends zusammen. Entblößt von Allem, ohne einen theilnehmenden Menschen und fern von seinem Vaterlande, erfüllte schmerzliche Sehnsucht nach seiner herzensguten Schwester, der einzigen Verwandten, die er vor sechs Jahren dort zurückgelassen, seine ganze Seele. Da in jenen unruhigen Zeiten Briefe nur selten ihre Bestimmung erreichten, waren sie Beide seit Langem ohne Kunde von ihrem gegenwärtigen Schicksal geblieben. Wie in dunkler Vorahnung aber, als ob nur ihre Hand ihm Rettung in seiner hülflosen Lage brächte, war das Verlangen, sie wiederzusehen, sein einziges Gebet auf dem Schmerzenslager im Spital, wo er viele Wochen lang hingestreckt lag.

Damals durchsuchte ängstlich ein braves, junges Mädchen alle Lazarethe an der schlesisch polnischen Grenze. Mit zitterndem Herzen eilte sie von Lager zu Lager, ohne den Gesuchten zu finden und ohne, als sie endlich vor ihm stand, dessen abgemagerte und entstellte Züge auch nur zu erkennen. Das Bruderherz hatte sich aber bald verrathen. Mit einem Freudenruf fiel der geschwächte Mann bei ihrem Anblick auf sein Kissen zurück. Das glückliche Mädchen verließ ihn nun nicht mehr und bald war er so weit hergestellt, daß die brave Elisabeth ihn zu ihrer menschenfreundlichen Herrschaft nach Prag mitnehmen konnte, wohin sie derselben kürzlich von Passau aus gefolgt war und wo auch der immer noch Leidende die treueste Pflege und reichliche Unterstützung fand. Später, als ein biederer Landmann sie als Gattin heimführte, zog auch der Bruder mit an den neugegründeten häuslichen Herd nach Terzlau.

In diesem stillen, abgelegenen Dörfchen hatte dann der ehemalige Grenadier noch über fünfzig Jahre des schönsten Friedens verlebt, bis an sein Ende aber unter den schlichten Bauern unzweifelhaft eine größere Rolle gespielt, als vordem in seinem tapfern Regiment.

Man nannte ihn im Dorfe Herr Wendelin und bemitleidete den Verstümmelten, ohne daß in der ersten Zeit irgend Jemand mit ihm in nähere Berührung gekommen war, denn so lange er sich nur deutsch verständlich machen konnte, war er blos auf den Umgang mit seinen Verwandten beschränkt. Nach ein paar Jahren aber, als seine Gesundheit sich vollständig gekräftigt und ihm die böhmische Sprache geläufig vom Munde ging, war Herr Wendelin endlich im Stande, den böhmischen Bauern auf wirksame Weise begreiflich zu machen, was es um einen französischen Grenadier eigentlich sei, und mehr und mehr kamen sie zur staunenden Erkenntniß, welche militärische Größe sie in ihrem Dorfe beherbergten. Nun zählten sie ihn mit Stolz und Freude zu den Ihrigen, tauften den bayerischen Wendel in einen böhmischen Wenzel um, und da es bei Polozk war, wo eine russische Kanonenkugel ihm mitten in seiner militärischen Laufbahn ein Halt zugedonnert, indem sie ihm das rechte Bein mitnahm, so blieb ihm fortan der Name „Polozker Wenzel“.

Groß von Statur, mit martialischem Schnurrbart und buschigen Augenbrauen, hatte seine Erscheinung beim ersten Anblick etwas Rauhes, aber die großen, treuen Augen, das frohe Lächeln und ein unwiderstehlicher Soldatenhumor ließen ihn schnell als einen jovialen und ganz harmlosen Kameraden erkennen, der sich durch seine heitere Gutmüthigkeit bald Jeden zum Freunde machte. Keine Berathung, kein Fest, kein Umzug konnte in Terzlau mehr stattfinden, wo nicht auch der Polozker Wenzel dabei sein mußte. Wie Mancher hatte ihn nicht zur Kindtaufe oder Hochzeit geladen, blos der prächtigen Uniform zu Liebe, und wie majestätisch schritt er dann nicht trotz des steifen Stelzfußes durch das ärmliche Dörfchen! Ehrfurchtsvoll begrüßt von den Großen, hatte er obendrein die ganze jubelnde Dorfjugend im Gefolge. Er sah auch immer noch gar stattlich aus in dem dunkelblauen Frack mit dem weißen Brusteinsatz und den glänzend rothen Aufschlägen und Vorstößen daran. Der schönste Schmuck des wetterbraunen, schnurrbärtigen Soldatenkopfes aber war die hohe Bärenmütze, woran der französische Adler so herrlich in Goldblech funkelte.

Solch eine kriegerische Persönlichkeit war freilich immer eine Zierde jeder

Tafel. Man versäumte auch niemals, ihm den Ehrenplatz obenan einzuräumen und Jeder fühlte sich geschmeichelt, mit dem Tapfern anzustoßen. Da wurde denn Herr Wenzel gar bald sehr weinselig, und steckte er den kurzen Pfeifenstummel in den einen Mundwinkel, verzog er den andern zu einem schlauen Lächeln und blinzelte mit den fröhlichen Augen dazu, dann kehrte er seine eigentliche Soldatenlaune heraus. Er führte nun immer ein ganzes Kriegstheater auf. Sein Hauptspaß war dabei stets, den Aug und Ohr aufsperrenden Bauern ein paar tüchtige russische Bären aufzubinden, denn ob er auch schon zu Anfang des Feldzuges bei Polozk invalid geworden, hinderte ihn dies keineswegs, bei Smolensk und an der Moskwa löwenmuthig mitgefochten zu haben, und über die Berezina war er natürlich auch wie ein Fisch geschwommen. Lebhaft gesticulirend und im passenden Momente mit seinem Holzfuß aufstampfend, erzählte er mit feuriger Beredsamkeit seine Kriegsabenteuer, wobei er Erlebtes und Erdichtetes so wundersam durcheinander mischte, daß die verwunderten Zuhörer steif und fest an alle diese Heldenthaten glaubten. Hatte er seiner Meinung nach doch ein bischen zu viel aufgeschnitten, warf er schnell einige französische Brocken dazwischen, donnerte: „Parbleu — morbleu — têtes carrées — mille diables!“ daß die Bauern groß darein schauten und es Keiner mehr wagte, an der Behauptung zu zweifeln, daß nur die französischen Grenadiere allein alle Schlachten gewonnen und er selbst immer im dicksten Kugelregen gestanden und die Russen schockweise niedergemacht habe. Wären es nur dazumal lauter Grenadiere gewesen, sie hätten ganz Rußland in die Tasche gesteckt! Dann zählte er seine Blessuren auf, wohl ein Dutzend an der Zahl und so außerordentliche, daß den Bauern der Stelzfuß als eine wahre Kinderei dagegen erschien. War dem ruhmredigen Helden aber der Fusel einmal bis unter die Bärenmütze gestiegen, dann schwadronirte er sich ganz in den Franzosen hinein und begann gar oft die Marseillaise, indem er mit voller Stimme begeistert sang: „Allons enfants de la patrie!“ — Mit pfiffigem Lächeln hatte der Schalk des Liedes Inhalt den treuherzigen Bauern schon so oft übersetzt, daß in Terzlau Jeder ganz gut wußte, er laute wortgetreu: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!“ — Deßhalb herrschte auch, wenn er es vortrug, immer eine ganz gehobene, patriotische Stimmung und die böhmischen Bauern schnitten höchlich erbaute Gesichter dazu.

Fünfzig Jahre, wenn auch Jahre des Friedens, hatten die hohe Gestalt des Veteranen doch ziemlich gebeugt, seine Haare gebleicht und sein Gedächt-

niß geschwächt. Er war wohl immer gleich geachtet und geehrt von Allen, doch wollte es ihm mit den Geschichten, die er schon zum tausendsten Mal erzählt hatte, allmälig nicht mehr recht gelingen, die Alten wie sonst zu begeistern. Herr Wenzel hatte aber immer noch sein Publikum, und, was er gewiß am meisten schätzte, ein gläubigeres denn je. Er war in seinen letzten Jahren der Mittelpunkt der kleinen Welt, der Liebling aller Kinder geworden. Wer sonst im Dorfe hätte ihnen auch die lustigen Soldatenspiele und das Exerciren so prächtig zeigen können! Hält doch der Junge, wenn er nur erst einmal auf eigenen Füßen stehen kann, schon den Stock dazu in die Höhe, und der kleinste Schlingel, kaum den Windeln entschlüpft, setzt auch schon das Fäustchen an den Mund zu einem schmetternden: „Tre, tre!" indeß er auf seinem breitesten Theil mit den Füßchen durch's Zimmer rudert. So sah sich der invalide Junggeselle immer lustig umzappelt gleich dem glücklichsten Familienvater, und lächelnd nickten die Frauen des Ortes dem guten Alten zu, wenn er mit seinem unzertrennlichen Pfeifchen an schönen Sommerabenden draußen unter der dicken Linde saß. Sie wußten, daß bei ihm die Kinder am besten aufgehoben waren.

Ein gar freundliches Bild steht mir lebendig vor der Seele und mit innigem Ergötzen sehe ich ihn noch vor mir, den achtzigjährigen Polozker Wenzel mit dem prächtig aufgewichsten, schlohweißen Schnurrbart, wie er an seinem Lieblingsplätzchen sitzt, und, kaum angehumpelt, von seinen kleinen Freunden rasch umzingelt ist. Ein Paar frische Buben tummelten sich gerade im Grase herum. Der Kleinste kommt jetzt trotz Steinchen und spitzigen Grashalmen auf seinem nackten Fahrzeug hurtig angerudert, klettert an dem Stelzfuß in die Höhe und führt sich, nachdem ihm dies gelungen, mit einem Freudenschrei in der Gesellschaft ein. Einer reitet schon auf dem gesunden Knie des Alten, zwei Dickköpfige stehen auf der Bank und gucken ihm über die Schultern, und wohl ein halbes Dutzend kleiner Zuhörer hocken noch um die Linde im Grase. Der Aufmerksamste aber und der Aelteste in der Versammlung ist der hübsche braunäugige Wenzel, sein Großneffe und der Enkel seiner immer noch rüstigen treuen Schwester.

Noch nicht zehn Jahre alt, ist er der munterste und aufgeweckteste kleine Bursche im ganzen Dorfe. Außer einem Feldjäger hatte er kaum noch einen Soldaten gesehen und doch schwärmte er förmlich für diesen Stand. Begierig lauschte er, wenn er erzählen hörte von den prächtigen österreichischen Husaren

mit den goldenen Schnüren und dem bunten Dolman und von den schmucken flinken Jägern mit ihren grünen Federhüten. Die Ziegen, die er auf der Weide am Schloßberg hütete, meckerten ihn oft seltsam verwundert an, wenn er seine Peitsche schulderte und vor ihnen militärisch auf und ab stolzirte. Fand dieß der Gaisbock doch manchmal gar zu anstößig und stellte sich kecklich gegen ihn, fällte der kleine Wenzel seinen Peitschenstiel gleich einem Gewehr und stürmte mit dem Rufe: „Vive l'empereur!“ tapfer auf das erschrockene Böckchen ein. Alles dieß und gar Manches noch hatte er schon von dem alten Wenzel gelernt und kaum waren Abends seine Ziegen untergebracht, suchte er den Großohm auf und der gute Alte, dem auf der Welt nichts lieber war, mußte dann sogleich erzählen.

Nun eben wieder berichtet er, vielleicht schon zum zwanzigsten Mal, seine Erlebnisse aus der Schlacht bei Eylau gegen die Preußen. Mit bunten Farben und sehr dick aufgetragen schildert er die Franzosenfurcht unter den Preußen. Ohne ein Wort zu verlieren und fast ohne zu athmen, horcht der junge Wenzel dem alten Wenzel zu, denn wenn des Veteranen Auge noch so lebendig aufblitzte und wenn er so dicke Rauchwolken aus seinem Stummel paffte, da war er im rechten Zug.

„Ha,“ ruft er am Schlusse der Erzählung aus und schlägt sich vor die Brust, „wollte es einmal nicht recht gehen, hieß es immer: „Grenadiere vor! Fällt's Gewehr!“ Und mit dem Ruf: „Vive l'empereur!“ ging's nun d'rauf und d'ran und kein Preuße war mehr zu sehen. Dame! wie oft rückte blos ein Bataillon der Unsern gegen ein ganzes Regiment Preußen vor! Parbleu, wie eine Mauer standen wir Mütze an Mütze, aber, o mon Dieu, hieß es einmal: „En avant!“ da fingen die armen Kerle zu zittern an und ausrissen sie wie Schafleder. Vive la France, la belle France! Wir brachten jedes Mal unsern Adlern die Gloire und unserm Kaiser die Victoire. Mordieu, nur eine Mütze durften sie sehen, so streckten die Preußen das Gewehr! Ja, Wenzel, mein Jüngelchen, d a s waren die gefürchteten Grenadiere der grande nation!“

Mit solch' siegesstolzen Worten schloß der alte Stelzfuß fast jede seiner Kriegsgeschichten und war überglücklich, wenn er sah, wie die Kleinen fest auf ihn bauten und wie vor Allen sein lieber Neffe Wenzel sich den Ruhm und die Tapferkeit der alten Grenadiere tief in's kriegslustige kleine Herz schrieb. Wollte er dem Knaben eine besondere Freude machen, so hing er ihm seinen Säbel um oder setzte ihm seine Riesenmütze auf. War das eine Lust für den

kleinen Wenzel! Und wie stolz marschirte der junge Soldatenfreund erst Sonntags neben dem guten Alten einher, wenn dieser, das russische Feldkreuz an der Brust und angethan mit all' seinem kriegerischen Schmuck, von der Kirche heimkehrte.

Nun hängen sie unberührt und bestaubt oben in der Bodenkammer, die riesige gefürchtete Mütze und der bunte stattliche Frack sammt dem Säbel. Vor kaum einem Jahre war er selig entschlafen, der tapfere alte Grenadier aus der ersten Kaiserzeit, um auszuruhen in kühler Erde, bis des Engels Posaune zur großen Herrschau ruft.

„Dort Oben heißt's nun nochmal: „Grenadiere vor!" schien er mit seinem letzten Lächeln zu sagen.

Drüben bei den vielen grünen Hügeln, unter einfachem Kreuze, schläft Terzlau's großer Wenzel und der kleine steht betrübt wohl manchen Abend dort, wenn er einen frischen Strauß oder eine seltene Blume gebracht, des Großohms letzte Stätte zu schmücken.

II.

Der Junge.

Wohl lag er draußen am Friedhof, der tapfere Grenadier, aber in der freundlichen Erinnerung der Dorfbewohner und in den treuen Herzen der Kleinen lebte er immer noch fort. Die kriegsbewegten Zeiten führten ihn den Terzlauern nur um so frischer vor die Seele und schwer vermißten sie den erfahrenen alten Freund und Kriegsmann, an dem sie jetzt in dieser schwierigen Lage den besten Rathgeber gefunden hätten. Am lebhaftesten unter Allen aber rief sich der kleine Wenzel die Erlebnisse und jedes Wort des Alten in's Gedächtniß zurück, wie er ja auch sein Andenken am kindlichsten ehrte. Doch als hätte er für den Augenblick der höchsten Gefahr schon seinen eigenen stillen Plan gefaßt, so ruhig und sorglos ging der frische Knabe seinem täglichen Geschäfte nach. Da man, so weit das Auge reichte, noch immer nichts vom Kriegsgetümmel zu gewahren vermochte, fing man überhaupt in Terzlau schon wieder an, sich in dem tröstlichen Glauben an den Frieden aufzurichten. Jeder war auf's Neue von der Hoffnung erfüllt, daß der Feind nicht mehr weiter vordringen, sondern bald geschlagen und aus dem Lande vertrieben werde,

denn die ganze österreichische Macht hatte nun bei Königgrätz eine feste Stellung eingenommen.

Es war ein herrlicher Julimorgen. Die Sonne schimmerte golden durch die Lichtungen der Wälder im Osten, bis sie höher und höher über die Baumkronen emporstieg und zuerst die Trümmer des verfallenen Schlosses auf der Anhöhe in vollem Glanz beleuchtete. Dann breitete sie ihre Strahlen aus über die weite morgenstille Landschaft, um dort unten im Thale wieder neues Leben wachzurufen. Im Dörfchen war auch schon Alles rege. Die wenigen Kühe, die sie hatten, schlugen die Richtung an den Mühlbach zur Tränke ein, um dann hinauszuziehen auf die Weide. Der kleine Wenzel erklomm, seine Ziegen vor sich hertreibend, gerade auch wieder den Schloßberg. Immer bergan steigend, trällerte er ein lustiges Liedchen vor sich hin und begleitete jeden Schlußvers mit hellem Peitschengeknall.

Oben angekommen, hielt er zuerst eine kurze vergnügte Rundschau über die stille, morgenfrische Gegend, und kaum hatte ihm die Sonne ein thaunasses Grasfleckchen aufgetrocknet, lag der muntere Junge auch schon darauf, um mit den Heimchen und Heuschrecken um die Wette zu summen und den trillernden Lerchen mit den blitzenden Augen zu folgen. Bald einer Ziege, die sich verstiegen hatte, gewandt nachkletternd, bald nach einer schillernden Eidechse haschend, die sich auf dem alten Mauerwerk sonnen wollte, verging ihm Stunde um Stunde. Die Sonne brannte schon so heiß vom Himmel herab, als sei es ihr wirklich Ernst damit, Wenzels alten, durchlöcherten Strohhut endlich doch einmal in Brand zu stecken, und der kleine Magen begann auch schon zu murren, weil er in der Nachbarschaft einen gefüllten Brodsack wußte.

An seinem gewohnten schattigen Plätzchen auf einem Steine sitzend, hatte er eben sein ländliches Gabelfrühstück, Ziegenkäse mit Schwarzbrod, verzehrt, und in durstigen Zügen sein Fläschchen Milch ausgeschlürft, als auf dem Feldwege unten ein Dorfbewohner auf seinem Wägelchen in der Richtung nach dem nächsten Städtchen vorüberfuhr. Mit Hutschwenken und lautem Zuruf begrüßte ihn der kleine Ziegenhirt von oben, worauf der Bauer den Gegengruß mit einem lustigen Peitschenknall erschallen ließ. Dann warf sich der braune Wenzel in's Gras, um ein paar Stunden zu verträumen oder an den heimgegangenen Alten und seine prächtigen Geschichten zu denken. Es stand ja Alles noch so hell in seiner Erinnerung und hatte auf die rege Phantasie des Knaben einen so mächtigen Eindruck gemacht.

Die tiefe Stille eines heißen Julimittages lag auf der ganzen Flur. Die Ziegen streckten sich unter Busch und Strauchwerk hin, um dort Mittagsruhe zu halten. Die Vögel verstummten und suchten ihr kühles, heimliches Nestchen im dichten Gezweige auf. Nur die Grillen zirpten unermüdlich in die heiße Sommerluft hinaus und eine Schaar Schmetterlinge, die von Blume zu Blume schwebten, entfalteten ihre prachtvollen Schwingen in den sengenden Strahlen der Sonne. Kein Lüftchen bewegte die vollen Aehren auf den reichgesegneten Feldern, doch nickten sie mit ihrer goldenen Last auf schwankendem Halme einander unwillkürlich leise zu.

Unter einem Vorsprung im Schatten der Mauer lag der kleine Junge immer noch langgestreckt und unbeweglich im Grünen und schien mit offenen Augen zu träumen. Doch was ist's, was ficht ihn an? Plötzlich schnellt er in die Höhe und die Augen mit der Hand beschattend, schaut er unverwandt, mit ernster Miene und hochgerötheten Wangen, in die Gegend des Waldes hin. Der Bauer, der vor ein paar Stunden mit seinem Wagen ruhig des Weges gezogen, kam von dort, in größter Eile fliehend, in vollem Galopp einhergejagt und hieb ohne Gnade auf sein schweißtriefendes Rößlein ein. Von Weitem schon forderte er den Kuhhirten und die Leute auf dem Felde durch lebhafte Zeichen zur Flucht auf. Erst als er näher kam und man sein Rufen vernehmen konnte, floh Hirt und Heerde und Alles, was auf dem Felde war, mit dem Verzweiflungsruf: „Die Preußen, die Preußen kommen!" nach dem Dörfchen zurück.

Nun wurde es auch lebhafter an der Waldspitze unten. Ohne Ordnung, ohne Führer und wild durcheinander schreiend, brachen ganze Haufen Fußvolkes in fliegender Eile hervor und stürmten über die eben noch so stille Landschaft hin. Ein Schwarm Reiter mit fliegendem Dolman, den Czako im Genick hängend, sprengte auf das schmale Sträßchen ein und drängte mit Gewalt die Fußgänger von dem Wege ab, die jetzt schonungslos, den scheuen Blick nach rückwärts gerichtet, durch die schwellenden Kornfelder sich Bahn brachen. Was ihre Füße nicht zertraten, zerstampften vollends die ihnen rasselnd folgenden Bagagewagen.

Auch Wenzel war überzeugt, daß dieß der Feind, daß es die Preußen seien, denn Landeskinder, meinte er, könnten so prächtige Aernten unmöglich zerstören, und während er, vor Schreck und Ueberraschung festgebannt, von dem

Schloßberg aus Alles überschaute, war auch die Schreckenskunde der Annäherung schon in's Dorf gedrungen.

Kaum hatte vom Thurm des armen Kirchleins das Ave=Maria=Glöckchen ausgetönt, das in hellen Klängen zum Gebet und um ein friedliches Mahl gerufen, als dieselbe Glocke wie mit Sturmesschwingen den Bewohnern des Thales die Ankunft des Feindes verkündete. Es herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Alles stürzte aus den Häusern, Angst und Schrecken im Gesichte. Die Kinder klammerten sich zitternd an die schützenden Aeltern und diese irrten entsetzt und wehklagend umher, um ihre beste Habe noch schnell zusammenzuraffen. Schon sah man unordentlich beladene Wagen und flüchtig gepackte Karren, umringt von den Familien, die noch einen wehmüthigen Blick auf ihre verlassene Hütte warfen und dann von dannen zogen.

Da sprengten einige Reiter über die Brücke des Mühlbaches. Für einen Augenblick kehrte wieder frischer Muth in die Herzen der armen Dorfbewohner zurück. Es waren ja österreichische Husaren! Als diese aber in athemloser Hast zu erzählen begannen, daß die Schlacht bei Königgrätz für Oesterreich verloren, daß die ganze Armee auf dem Rückzuge sei, der Feind dieselbe verfolge und in Eilmärschen nachrücke, daß sie selbst von ihren Corps hieher versprengt seien und auch verfolgt würden — da wandte sich wieder Alles trostlos von den Soldaten ab. Plötzlich dröhnte ein Kanonenschuß, dann ein zweiter, und ehe noch ein dritter durch das stille Thal gerollt, stand Terzlau verlassen von den Soldaten und seinen Bewohnern.

Mit wachsender Unruhe folgte der kleine Ziegenhirt allen Vorgängen in dem weiten Thale unten, und das Herz hatte ihm hoch aufgeschlagen bei dem dumpfen Dröhnen der Kanonade, unter der die Luft erzitterte. Von seinem hohen Standpunkt aus hörte er immer noch das ferne Rollen des Kanonendonners und in ängstlicher Spannung heftete er die scharfen Augen auf jene Waldspitze, wo die ersten Soldaten hervorgebrochen. Es dauerte nicht lange, so kam aus dem Walde wieder ein Zug Reiter hervor. Gemessenen Schrittes ritten sie auf dem Sträßchen gegen das Dorf zu. Kaum hatte der Letzte den Wald verlassen, so sah der Knabe das Blinken von Gewehren, denn es folgte, geführt von einem Offizier, in geschlossenen Haufen ein Trupp Füsiliere. Als sie dem Dorfe so nahe gerückt waren, daß sie es überblicken konnten, machten sie Halt, stellten die Gewehre in Pyramide, warfen die Tornister ab und Viele

lagerten sich in dem Graben längs der Straße oder in den anstoßenden Feldern.

Nun wandte sich Wenzels Blick wieder nach dem Dörfchen zurück, aber ach, wie ausgestorben und verödet lag es unter ihm. Doch halt, was bewegt sich dort seitwärts, weit oberhalb der Mühle? „Sie sind's, sie Alle sind's!" ruft er in gepreßtem Tone und zeigt mit ausgestrecktem Arme darauf hinab. Durch eine schmale Furt des Mühlbaches sieht der kleine Wenzel mit bepackten Wagen, Karren und Körben in eiliger Hast die Bauern dahinziehen. Uniformen glänzen in dem Haufen. Manche reichen zum Abschied den Soldaten, die eine andere Straße ziehen, noch die Hand, und jetzt wird es dem Knaben mit einem Male klar, wie er sich zuerst getäuscht, daß auch dieß Landsleute auf der Flucht seien und daß dort draußen der Feind liege. Obwohl für diesen Fall Alles schon fest verabredet war und Wenzel recht gut wußte, daß sie nicht weit fortzogen, sondern nur im nächsten Walde in dem verlassenen Stollen eines alten Bergbaues ein Versteck suchten, schnitt es ihm doch tief in's Herz, als er alle seine Lieben und Bekannten so von dannen ziehen sah. Deutlich unterschied er in dem Zuge die lieben Ältern, die alte Großmutter, die kleinen Schwestern. In der Noth des Augenblicks, in dem jähen Schrecken mochten sie seiner wohl vergessen haben, doch wußten sie ja auch, daß er ein kluger und muthiger Knabe sei und sie wohl zu finden wisse. Aber es war doch gar zu traurig, sie so plötzlich Alle flüchten zu sehen mit Sack und Pack und einem Herzen voll unsäglichem Leid! Mit tief bekümmerter Miene lehnte der kleine Junge an der alten Mauer und eine Thräne stahl sich aus dem glänzenden braunen Auge, als er den Letzten seiner Angehörigen in der Ferne verschwinden sah.

Aber nicht lange stand er so gebeugt. Plötzlich schüttelte er sich, als würfe er damit allen Kummer weit von sich, athmete frisch auf und es schien, als wäre ein großer Entschluß in ihm reif geworden und als sporne er sich selbst zu einer kühnen That an. Rasch wischte er sich die nassen Augen mit dem Aermel, dann schaute er fest und unerschrocken in die Runde, knallte herzhaft mit der Peitsche, trieb eiligst seine Ziegen zusammen und eilte, so schnell es ging, den ziemlich steilen Berg hinab und seinem Häuschen zu. Als er so ganz allein durch die verödete Dorfgasse schritt, schnürte es ihm wohl sein kleines Herz nochmal zusammen, doch schnell hatte er sich wieder ermannt, ge-

langte durch ein Hinterpförtchen in den Stall, band seine kleine Heerde fest und stieg nun durch den Stall in die Wohnung.

Alles zeigte hier, mit welch' einer Eile die Bewohner geflohen waren. Es schien, als hätten ihnen von weitem her die Preußen schon allen Appetit genommen, denn unberührt stand das Mittagsmahl auf dem Tisch. Selbst sein eigenes Mittagsbrod, das ihm jeden Tag eine kleine Schwester auf den Berg hinausbrachte, stand, in einem Körbchen verpackt, noch in der Küche. Doch all' dieses beschäftigte den Jungen jetzt nicht. Alles von sich werfend, stürmte er eine alte enge Treppe in die Bodenkammer hinauf. Von dort aus hörte er den Hufschlag mehrerer Pferde. Er sah durch eine Lucke, wie drei Husaren, die gespannte Pistole in der Faust, das Dörfchen herab sprengten. Sie suchten alle Winkel und Nebengäßchen sorgfältig ab und jagten dann in vollem Galopp wieder davon.

Wenzel stand in diesem Augenblick vor der alten Uniform seines Großohms. Es war ihm ganz feierlich zu Muthe. Was er für den Augenblick der höchsten Noth in seinem kindlichen Sinne längst beschlossen, sollte jetzt zur That werden. Alle die Schlachten, die der tapfere Alte in dieser Uniform mitgemacht, die großen Heldenthaten, die er darin vollbracht, die glänzenden Siege, die er damit errungen, traten dem kleinen Jungen lebendiger als je vor die Seele. Der jähe Schreck, die Furcht, die er damit den Preußen eingejagt, ihr Gewehrstrecken, ihr Laufen, wie es der Großohm so oft und oft, und wie der Kleine nicht bezweifelte, so wahrheitsgetreu erzählt hatte — all' diese Erinnerungen drängten sich dem aufgeregten Knaben jetzt mächtig auf. Die alte Uniform, das war der Talismann, der sie Alle aus der drohenden Gefahr allein noch erretten konnte. Mit ihr sah er das elterliche Haus, das ganze Dorf und obendrein seine eigene kleine Person sicher und geborgen. Dann besann er sich ein wenig und wiederholte, lebhaft mit dem Kopfe nickend, mehrmals den Ausruf: „Vive l'empereur!" den er für eine Zauberformel hielt, die natürlich auch dazu gehörte zu dem großen Werke, das er vorhatte.

„Mit diesem Spruche, mit dieser Mütze hat der Großohm ganze Regimenter in die Flucht geschlagen!" sagte er sich. „Da werden diese Preußen jetzt wohl auch davon laufen, wenn sie mich zu sehen bekommen."

Damit hob er sich auf die Zehenspitzen und holte sich das wunderbare Ding von der Wandstelle herunter. Den Frack hatte er schon an. Daß Grenadiere aber auch Stiefel haben sollten, schien ihm nicht sehr wichtig, und daß

die Frackspitzen an den Fersen aufschlugen, das machte ihn doch nach einer Seite hin vollständig in seiner kriegerischen Erscheinung, denn der Frack bedeckte hier wenigstens die nackten Waden, was ihm von vorne natürlich nicht gelingen konnte. Wenzels Hände kamen erst an's Tageslicht, nachdem er die Hälfte der Aermel umgestülpt. Den Säbel hatte er auch schon um die Schulter hängen, nun kam aber die Hauptsache, die Mütze! Das war keine kleine Arbeit, bis die fest saß. Eine alte Hose hatte er schon darin begraben und noch fiel sie ihm bis über die Augen. Sein dickstes Taschentüchlein versenkte er auch noch hinein, doch erst, nachdem er seine Zipfelkappe über den kleinen Soldatenkopf gezogen, füllte er die Höhlung der Bärenmütze vollkommen aus. Mit dem Bataille-band schnallte er sich dieselbe unter dem Kinn fest, aber immer noch durfte er geschickt balanciren, sollte ihn das hohe gewichtige Ding nicht gar umreißen. Befriedigt legte er endlich den winzig kleinen Spiegel weg, worin er sich gar wohlgefällig betrachtet hatte, denn er kam sich nun so recht fürchterlich und grausig vor.

Mittlerweile rückten die Preußen im Dörfchen ein. Schon als sie die Häuschen von ferne erblickt, hatten sich ihre müden und abgespannten Gesichter aufgeklärt. Strammer und fester marschirten sie darauf los — kamen doch endlich einmal ein paar Tage der Ruhe! Wochenlang schon waren sie nicht mehr aus der Montur gekommen. Uebermüdet durch die strengsten Eilmärsche, bei Tag im Kampf dem Feinde gegenüber, hatten sie Nachts ein hartes Lager auf blanker Erde, dazu oft kaum ein Krümchen Brod und manchmal nicht einen Tropfen trinkbaren Wassers gefunden. Von Pulver geschwärzt, mit Staub und Schmutz bedeckt, zerfetzt und abgerissen — so erschienen diese preußischen Truppen. Aber die frohe Aussicht auf gutes Quartier, auf trockenes Stroh und reine Wäsche lassen den Soldaten solche Beschwerden bald vergessen. Höher trägt er den Kopf, die gute Laune kehrt wieder und der Soldatenhumor, der über viele Entbehrungen und tausend Strapazen hinweg helfen muß, richtet die Meisten in den Reihen wieder auf.

„Wenn wir man erst 'rin wären in det Nest!“ ließ sich Einer von den Soldaten während des Marsches vernehmen.

„Wahrhaftig, et is ooch bald Zeit,“ sagte ein Anderer. „Jck verspüre schon ein Loch im Magen, des man blos mit einem Stück Speck reparirt werden kann. Det hab ick nu dick!“

„Ach wat, Schafskopp, det is noch jar nischt!“ rief ein Dritter. „Guck!

Für det Loch hilft man keene Buttersemmel nich, da jehört schon ein Rejiments-schneider dazu." Und der Mann zeigte sein pommer'sches Knie, das neugierig aus der preußischen Hose hervorguckte.

„Laßt man jut sind, Kinder!" rief der Korporal dazwischen. „Sind wir man blos 'rin, denn wollen wir uns betten wie bei Mutter'n zu Hause. An Speck und Buttersemmeln soll's nich fehlen und eenen kleenen Kümmel wird's ooch noch jeben."

„Nanu, Pitschke, wat sagste man dazu?" damit stieß der Gefreite munter seinen Nebenmann an.

„Ick," rief dieser, „ick jebe meinem ersten Quartierwirth eenen Kuß, wie meine alte Jroßmutter zu Hause noch keenen von mir gekriegt hat."

„Un ick," sagte der Gefreite, „gieß mir man eenen um den andern hinter die Binde, bis mich des böhmische Nest wie des himmlische Paradies vorkommt."

Da sie nun über die Brücke marschirten und unter sich den klaren Mühlbach fließen sahen, rief der Korporal heiter aus: „Hier is man morjen jroße Wäsche! Jo, hier werden morjen die Vierunddreißiger jewaschen und jeplättet und doch man keener nich ufjehängt!"

So rückten sie guten Muthes in Terzlau ein. Aber bald machten sie wieder krumme Gesichter und der Kommandant der Truppe, ein Hauptmann, rief unwillig aus: „Schon wieder Alles ausgeflogen!"

Es wird Halt gemacht. Der Kommandant schickte zwei Posten an den Ziehbrunnen mit dem Befehl, keinen der Soldaten trinken zu lassen. Dann kommandirte er zwei Patrouillen, genau nachzusehen, ob nicht irgend Jemand in dem Dorfe zu finden sei.

Die erste Patrouille kam bald wieder zurück und rapportirte, kein einziges lebendiges Wesen getroffen zu haben.

„Ne, wenn se man nich Alle uf dem Kirchhof liegen," sagte der Mann, „denn weeß ick nich, wo se stecken. Es regt und rührt sich nischt in det janze Nest."

Die zweite Patrouille ward bei ihrem Anmarsch sogleich von einem jungen Secondelieutenant angerufen.

„Nanu, Magdeburger, wat is't's?"

„Herr Leutnam, se sind man Alle reene verduftet!" war die Antwort

des ehrlichen Magdeburgers, in dessen gutmüthigen Zügen mit Frakturschrift geschrieben stand: „Wat hab ick mir jefreut uf det Quartier!“

Der Kommandant runzelte die Stirne, überzählte dann rasch die Häuser und gab Befehl, in die größeren zehn, in die kleineren sechs Mann abzugeben. Die wenigen Reiter sollten sich die besten Ställe suchen. Natürlich mußte der Eingang in die versperrten Häuser mit Gewalt erzwungen werden.

Die hölzernen Riegel gaben bald den Kolbenstößen nach und in den größeren Gebäuden am Eingang des Dörfchens hatten sich schon Viele der Soldaten häuslich eingerichtet. Da schritten auch sechs Mann, darunter der Gefreite und sein Freund Pitschke, auf Wenzels Häuschen zu. Ein Fußtritt öffnete das Gatterthor des kleinen Gartens und schon hatte der Gefreite die Hand auf der Thürklinke, als sie Alle mit einem Male auf's Höchste überrascht und voll Verwunderung ein paar Schritte zurückprallten.

Unter der von innen geöffneten Thüre stand der kleine Wenzel in voller Uniform. Mit geschwungenem Säbel rief er ihnen schallend und mit entschlossener Miene sein: „Vive l'empereur!“ entgegen. „Vive la belle France!“ fügte er eben so muthig hinzu, den Eindruck seines Anrufes noch zu verstärken, und alle die französischen Worte, wie er sie einstmals aufgeschnappt, sprudelten in bunter Reihenfolge von seinen Lippen, indeß er mit glühendem Gesichte und leuchtenden Auges seine Waffe schwang.

„Det is jottvoll,“ wisperte der Gefreite und machte den Andern ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten, „der Junge muß überjeschnappt sind!“ Und mit komischem Ernste und zuckenden Mundwinkeln umstanden ihn die Soldaten, begierig, was sich weiter begeben würde.

Der kleine Tapfere hatte seinen ganzen französischen Wörterschatz bald ausgekramt, ohne die erwartete Wirkung eintreten zu sehen, da rief er plötzlich deutsch und in zornig befehlendem Tone: „Die Gewehre strecken!“

Das vermehrte noch die heitere Verwunderung der Preußen über diese ganze drollige Erscheinung. So erfreut sie waren, hier endlich ein deutsches Wort zu vernehmen, mußten sie doch herzlich lachen über den unerschütterlichen Ernst und die grimme Wuth dieses nacktbeinigen Miniaturgrenadiers, der mit seinem großen rostigen Säbel immer noch herumfuchtelte.

Pitschke hatte sich dem Fenster nahe geschlichen und rief seinen Kameraden jetzt heiter zu: „Jungens, thun wir ihm den Jefallen! Ick sah durch det

Fenster eene jewaltige Schüssel voll Klösse. Da streck ick jerne mein Jewehr und erjib mir ihm mit Leib und Magen."

Alle gingen sogleich bereitwillig auf den Spaß ein und legten ihre Gewehre in demüthiger Haltung zu Wenzels stiefellosen Füssen nieder.

Stolz und glücklich lächelte der Kleine vor sich hin und murmelte: „Es ist also doch wahr! Der Großohm hat es ja immer gesagt, daß die Preußen die Grenadiere so arg fürchten." Doch jetzt als Sieger zeigte er sich auch großmüthig und lud die Soldaten treuherzig ein, im Hause einzutreten, aber ohne Gewehr!

Mit unterdrücktem Lachen und in komisch steifer Haltung machte Jeder Honneur vor dem possierlichen kleinen Grenadier, da sie durch die Thüre an ihm vorbeimarschirten. Sobald sie aber den gedeckten Tisch mit den unberührten Speisen, wie ihn die Hausgenossen verlassen hatten, so einladend vor sich sahen, brach die hungrige Mannschaft einstimmig in ein freudiges: „Herrjeeses!" aus. Der Gefreite aber rief: „Nu, jesejente Mahlzeit, meine Herren! Det is bei alledem en jottvoller Junge un jar nich so schwach bei Jedanken. Servirt uns hier en janzes Diner!"

Sie saßen vergnüglich schon Alle rund um den Tisch, als Pitschke auf den kleinen Wirth zuschritt mit den Worten: „Höre, Jrenadier, heeßte nich Willem? Du schüttelst den Kopp! Nu, thut ooch nischt, sollst doch meinen schönsten Kuß haben!" Und Pitschke küßte den Knaben so stürmisch, daß er gar nicht hörte, wie ihm ein Anderer zurief: „Herr Jrenadier, halten Se sich man fest uf de Beene, daß Se mit Ihre unjeheure Mütze nich umkippen!"

Vor Rührung über Pitschke's herzlichen Kuß wäre unser kleiner Held Wenzel bald aus seiner militärischen Rolle gefallen. Der Wolfshunger, mit dem die Soldaten über das Aufgetischte herfielen, bewegte ihm vollends das feindliche Herz. Was in Küche und Speisekammer irgend aufzufinden war, schleppte er emsig herbei. Sogar sein eigenes Mahl, das noch in der Küche verpackt stand, setzte er ihnen vor, und als der Gefreite die Bemerkung fallen ließ: „Nu verspür' ick etwas wie so 'n jroßen Durscht —" da war Wenzel mit fliegenden Frackschößen schon wieder auf den Beinen. Die Mütze, von der er nicht lassen mochte und die ihn doch gewaltig hinderte und ihm in dieser Julihitze schon die hellen Schweißtröpflein ausgepreßt hatte, hing er sich jetzt an dem Bataillenband wie einen Henkelkorb an den Arm. Dann durchstöberte er alle Kasten und Stellen, bis er die rechten Flaschen gefunden. In einer

großen Flasche war Kirschengeist angesetzt, in einer andern Korn und Kümmel. Die große packte er in seine Mütze, die kleinere nahm er unter den Arm und wurde dafür bei seinem Erscheinen in der Stube mit lautem Hurrah begrüßt.

Bald darauf saß der kleine Grenadier vergnügt und wohlgemuth in Mitte der rauchenden Soldaten. Die Flasche machte die Runde und ein frisches heiteres Leben und dichter Tabaks-Qualm erfüllte die ländliche Stube.

„Nu, mein allerliebster Herzensjunge," hub der Gefreite an, „nu thu uns die Liebe un erzähl' uns Deine Jeschichte. Wie heeßte un warum hast Du Dir so fabelhaft kostümirt?"

„Ja," rief ein Anderer, „warum hast Du Dir in diese alte Uniform jesteckt?"

„Wie kommste als Deutscher so alleene in det böhmische Dorf?" fragte der Gefreite wieder.

„Jo, jo," rief Pitschke dazwischen, „wahrhaftig, det is en Deutscher un ick erlaube mir, bevor mir nu janz schummerig wird, der Jesellschaft vorzuschlagen, jefälligst en Jlas uf de deutschen Brüder zu trinken."

„Hoch! und noch einmal Hoch!" tönte es kräftig aus allen Kehlen, der kleine Wenzel aber konnte sich kaum aller Liebkosungen seiner fröhlich angeregten deutschen Brüder erwehren.

„Nanu, erzähl man aber!" erging die Aufforderung Aller wiederholt an den Knaben.

„Mein Großohm und meine Großmutter," sagte der Kleine, „waren Deutsche. Von ihnen habe auch ich deutsch gelernt. Mein rechter Name aber ist „Polozker Wenzel."

Hier hatte sich der kleine Grenadier stramm aufgerichtet und schaute gespannt in alle Gesichter, war aber gar nicht befriedigt, als er keine Ueberraschung wahrnahm bei dem Klange des berühmten und gefürchteten Namens.

„Polozker Wenzel? Doch nich aus Rußland?" fragte Einer der Soldaten.

„Nein," erklärte Wenzel, „man hat mir den Namen gegeben, weil ich bei Polozk durch einen Schuß das rechte — —"

„Bein verloren habe," wollte er sagen. Als er aber unwillkürlich nach dem Fuße griff, der so frisch und kerngesund sich unter dem Tische an den Hosen der Einquartierung rieb, gerieth er in komische Verlegenheit. Der kleine Kerl hatte sich schon völlig in seine Grenadierrolle hineingelebt, und ermuthigt

durch sein bis jetzt so erfolgreiches Auftreten, hätte er bald des Alten Erlebnisse für die seinigen ausgegeben. Lustig stimmte er in das Gelächter seiner Gäste ein und erzählte ihnen nun aufrichtig die ganze Geschichte vom Großohm, von der Flucht der Dorfbewohner und von seinem eigenen Entschlusse, Haus und Dorf zu retten.

Köstlich amüsirten sich die Soldaten an den Abentheuern des alten Grenadiers, die der Junge so lebendig erzählte. „Der Alte hat et man doch en bisken bunt jetrieben, so zu renommiren!“ bemerkte der Gefreite mit heiterem Kopfschütteln, und herzlich lachten sie über den drolligen Einfall und die Treuherzigkeit des Jungen. Doch am Schlusse erklärte Pitschke ihm mit aufgehobenem Zeigefinger: „Die Preußen von heutzutage haben keene Bange nich vor die Franzosen und ihrem „Vive l'empereur!“ Det führe Dir jefälligst zu Jemüthe, mein kleener Kamerad! Bist überjens en famoses Menschenkind und hast Courage wie en leibhaftiger Jrenadier. Darum haben wir uns Dir ooch so jeschwind erjeben.“ Und Pitschke warf einen lachenden Seitenblick auf die geleerten Schüsseln und seine vollen Kameraden.

III.

Cerzlau's Schutzgeist.

Wenzels Gäste wurden bald von Vielen ihrer Kameraden beneidet des guten Quartiers wegen, denn die Kunde von dem komischen Vorfall hatte sich schnell im Dorfe verbreitet. Der Gefreite kam eben von dem Kommandanten zurück, dem er von dem kleinen Wenzel umständlich rapportirt und beigefügt hatte, daß dieser Junge die Gegend in der Runde genau kenne, sicher auch wisse, wo die Dorfbewohner sich hingeflüchtet hatten und ganz gut deutsch spreche. Sogleich hatte der Kommandant Befehl gegeben, ihm den Kleinen vorzuführen.

So schritt denn Wenzel mit nicht geringem Stolze in Mitte seiner sechs Soldaten die Dorfstraße entlang. Verwundert schaute der Junge mit den hellen braunen Augen bald rechts, bald links. Wo waren da alle die Verheerungen, die seine Landsleute prophezeit hatten, wo alle die Feuerbrände, die

Aschen- und Schutthaufen? Nirgend eine Spur von Zerstörung! Friedlich und unversehrt erblickte er alle die lieben Häuschen und Hütten wieder, vor deren Thüren und Gärtchen die Soldaten plaudernd standen. Die Einen putzten und bürsteten, die Andern flickten und wuschen an ihren Uniformen und Jeder rauchte dazu wie ein Schornstein. Doch als nun der Zug mit dem wunderlichen Grenadier herankam, drängten sich Alle mit lachenden Mienen herzu, den drolligen kleinen Patron zu sehen.

Der Weg führte an dem Kirchlein vorüber, und da Wenzel auch hier nicht die leiseste Spur einer gewaltsamen Beschädigung wahrzunehmen vermochte und das stille kleine Gotteshaus noch sorgfältig verschlossen und unangetastet in seinem heiligen Frieden zwischen den prächtigen alten Nußbäumen fand, war er plötzlich von ganzem Herzen mit allen seinen Feinden ausgesöhnt. Er konnte gar nicht begreifen, wie die Bauern sich solche Schauergeschichten von den Preußen hatten erzählen können. Seinem eigenen Einflusse durfte er dies friedliche Verhalten nicht wohl zuschreiben, denn alle diese, die hier herum einquartirt lagen, hatten ihn ja in seiner schrecklichen Uniform noch gar nicht gesehen!

Der Kommandant, der sein Quartier in der Schenke aufgeschlagen hatte und den kleinen Zug schon von weitem sah, konnte sich beim Anblick des seltsamen kleinen Soldaten gleichfalls des Lachens nicht erwehren, begrüßte ihn aber ganz militärisch und kameradschaftlich. Dann stellte er ihm in freundlichen Worten die Thorheit vor, daß seine Landsleute so davongelaufen seien und forderte ihn dringend auf, sie so schnell als möglich zurückzuholen, falls er ihren Zufluchtsort kenne. Er gab ihm sein Wort, es sollte Keinem unter ihnen ein Haar gekrümmt werden. Seine Mannschaft würde freundschaftlich mit den Leuten verkehren, jede Dienstleistung sollte vergütet werden, und wenn die Frauen für die Soldaten waschen und nähen wollten und ein Schuster und Schneider im Dorfe seien, bekämen sie alle Hände voll zu thun und könnten sich ein hübsches Stück Geld verdienen.

„So, mein braver Grenadier", schloß der leutselige Hauptmann seine Rede, indem er ihm die kleine braune Hand schüttelte — „Du hast Dich als der Mannhafteste und Muthigste in ganz Terzlau erwiesen. Du hast wirklich Dein Dörfchen heldenmäßig geschützt. Dich werde ich besonders belohnen — Du wirst mein Adjutant und der Vermittler und Dolmetscher zwischen den Soldaten und den Bauern. Und jetzt geh und bringe Deine Leute zurück."

Unter der Thüre begegnete dem barfüßigen Grenadier der Offiziersbursch mit dem schwarzen Kaffee für seinen Herrn. Wenzel, ganz entzückt von der freundlichen Aufnahme, die er bei diesem gefunden, lief im Sturmschritt nach Hause, und ohne sich Zeit zu nehmen, seinen militärischen Frack abzulegen, ging er mit einem Trinkgefäß in den Stall.

Ordentlich befrembet und verwundert glotzten ihn seine Ziegen an und wie herausfordernd stellte sich das muthwillige Böcklein dem Eindringling entgegen. Nur an der Stimme erkannten sie ihren Herrn und Hüter noch und ließen es jetzt ruhig geschehen, daß er sich in voller Uniform mit der Pelzmütze am Kopf auf den Melkschemel zu ihnen setzte und sein gewöhnliches Geschäft begann. Kaum aber war der erste Becher voll der köstlichen schäumenden Milch, trabte Wenzel damit zum Kommandanten, der diese im Feld so seltene Labung mit großer Freude annahm und den Kleinen, nachdem er zum frühen Morgen eine Wiederholung versprochen, überaus freundlich entließ. Das angebotene Geschenk von einigen Silbergroschen hatte der gastfreundliche Ziegenhirt durchaus nicht angenommen

Tiefe Ruhe breitete die hereinbrechende Nacht über das kleine Dörfchen und versenkte die ermatteten Krieger in den langentbehrten erquickenden Schlaf. Unser Kleiner allein wälzte sich unruhig auf seinem ärmlichen Lager. Alle die Erlebnisse des vergangenen Tages durchkreuzten sich wirr in seinem kleinen Gehirn. Die verschiedensten Eindrücke bestürmten sein kindliches Herz und verscheuchten den Schlummer, der die muntern Augen sonst so fest geschlossen. Es ging schon gegen Morgen, doch ließ sich weit und breit kein Laut vernehmen. Kein schriller Ruf eines Haushahnes verkündete hier mehr den jungen Tag, kein lustiges Peitschengeknall, kein froher Jobler ausziehender Hirten begrüßte die aufgehende Sonne. Diese unheimliche Stille, dieses Schweigen selbst des Kirchenglöckleins, das nicht wie sonst zum Frühgebet erklang, schnitt dem Knaben in die Seele, aber rasch entschlossen, als wollte er damit andeuten: „Das muß anders werden!" sprang er von seinem Lager auf und legte seine kriegerische Rüstung wieder an. Was er gestern spät am Abend nicht mehr gewagt, sollte heute in früher Morgenstunde geschehen. Er wollte dem Worte des guten Herrn Offiziers vertrauen und sie Alle wieder heimholen nach Terzlau.

Der gute Junge dachte zuerst an sein Versprechen und brachte auch das zweite, frisch gemolkene Glas Milch dem Kommandanten, dann aber ging's

hinaus über die Brücke in's Freie. Die Mütze, die ihm so unentbehrlich schien, hing gleich einem Milcheimer an seinem Arm, dazu nahm er noch die beiden langen Frackschöße in die Höhe und trabte nun eiligst durch die bethauten Wiesen dem Walde zu. Dort angelangt, läßt er sich auf einem Baumstumpf nieder. Wehmüthig überschaut er die verlassene Flur, das verödete Dörfchen. Mit vertrauensvollem Blick nach Oben faltet er dann die Hände und eines jener einfachen innigen Gebete, wie sie nur dem gepreßten Kinderherzen in seiner Unschuld entquellen, steigt mit den ersten aufjubelnden Lerchen zum Himmel empor.

Frisch gestärkt und innerlich erleichtert erhob sich der Knabe und trat nun seine Wanderung an durch den dunkeln Wald. Genau bekannt mußte ihm das Versteck seiner Landsleute in dem verlassenen Schachte und die ganze Gegend hier herum sein, denn bald wich er von dem Sträßchen ab, um auf schmalen gewundenen Fußsteigen über Hügel und Gräben, durch Gestrüpp und Dickicht schneller zu seinem Ziele zu gelangen. Er war auch noch keine Stunde unterwegs, so hatte er das alte Bergwerk schon erreicht und stand vor ein paar höhlenartigen, mit altem verwittertem Bauholz gestützten Eingängen.

Aus der nebenstehenden halb verfallenen Hütte fielen ihn mehrere Hunde mit wüthendem Gekläff an. Kaum aber hatten sie ihre Namen und die wohlbekannte Stimme vernommen, umsprangen sie ihn laut bellend mit vertraulichem Schweifwedeln. Auf diesen Lärm tauchten vorsichtig und leise einige Köpfe aus der Erde hervor und als Wenzel auch hier rasch erkannt war, verbreitete sich blitzschnell die frohe Nachricht von seiner Ankunft durch alle Winkel des alten Schachtes. Die Ersten, die den Knaben hocherfreut in ihre Arme rissen, waren seine Aeltern, und nun stiegen auf allen Seiten Männergestalten an's Tageslicht empor. Mit ernsten traurigen Mienen näherten sie sich dem Knaben und prüften kopfschüttelnd dessen Aussehen. Die Kinder aber, Wenzels Spielkameraden und selbst die Kleinsten, noch im Hemdchen, waren ihnen lautjubelnd schon zuvorgekommen, hingen sich an seine langen Aermel und Frackschöße und ließen ihn vor lauter Fragen nicht zu Worte kommen. Die Weiber, die jetzt mit der vor Freude zitternden Großmutter und den kleinen Schwestern auch herbeikamen, lachten im ersten Augenblick wohl über Wenzels seltsamen Aufzug, dabei liefen ihnen aber die hellen Thränen über die abgehärmten Wangen.

Wenzel, dessen ganzes Gesicht vor Vergnügen leuchtete, seit er bei den

lieben Seinen war, nahm keine Notiz von all der Neugierde, die auf ihn einstürmte. Seines Auftrages eingedenk, ließ er erst sich Alle versammeln, ehe er seinen Bericht begann. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und mit tief bekümmerten Gesichtern hörte Alles dem Kleinen zu, wie er den Einzug und das Verhalten der Preußen schilderte, doch erst als er versichert hatte, daß nicht das Geringste zerstört und kein Haus verbrannt sei, heiterten sich die Mienen allmählig auf und die Frauen, von der Hoffnung beseligt, vielleicht bald in ihr geliebtes Terzlau zurückkehren zu können, bestürmten den Knaben nun ihrerseits mit tausend Erkundigungen bis in's Kleinste.

Der kleine Schlingel wußte aber in seiner Erzählung immer hervorzuheben, daß sicherlich nur sein entschlossenes Auftreten und die Uniform seines Großohms, vor Allem die Mütze da und das fürchterliche Französisch, womit er ihnen zu Leibe gestiegen, die Herren Preußen so im Zaum gehalten habe. Manche schüttelten lächelnd den Kopf, die Meisten behaupteten aber lebhaft, der Alte hätte immer wahr gesprochen und sie glaubten fest, daß der Geist des Polozker Wenzel noch immer schützend über Terzlau schwebe und durch die schwache Hand des Kleinen sie Alle aus der dringenden Gefahr errettet habe. Doch Keiner wollte trotz Wenzels wiederholter Aufforderung mit ihm zurück in's Dorf gehen. Sie trauten diesen Verlockungen der Preußen nicht. Endlich erzählte der Knabe, er habe gestern und heute dem Kommandanten frische Milch gebracht und sei von ihm jedes Mal gar freundlich ersucht worden, die Bewohner zurückzubringen. Da ging ein Staunen durch die ganze Versammlung.

„Ei, sind denn gar Deine Ziegen noch am Leben?“ fragte die Großmutter und erhob verwundert die Hände.

„Warum nicht?“ war die muntere Antwort. „Die Soldaten bringen selbst das Gras herein und jetzt, wo ich nicht zu Hause bin, füttert sie der Pitschke auch, und das ist doch ein Preuße!“

„Ist's möglich? Ist's möglich?“ klang es in aufathmender Verwunderung durch die Reihen.

Dieß gab den Ausschlag. Einige der Beherztesten entschlossen sich augenblicklich, dem Kleinen nach Terzlau zu den Preußen zu folgen, die sogar den Ziegen nichts zu leid gethan! Als diese Wenigen nun glücklich angekommen waren und ihre Wohnstätten ungehindert und unversehrt gefunden und das

freundliche Entgegenkommen der Soldaten selbst gesehen hatten, kehrte schnell Einer zurück, um die gute Nachricht auch den Uebrigen zu bringen.

Denselben Abend noch sah man aus dem Walde her in langer Karavane die Geflüchteten mit Kind und Kegel zurückkehren. Mit halb scheuen, halb grollenden Blicken gegen die fremden Eindringlinge und mit bange schlagenden Herzen zogen sie in das Dorf ein. Doch, nachdem sie erst einmal ihre alten liebgewordenen Räume wieder betreten und sich von der Grundlosigkeit ihrer Furcht überzeugt hatten, folgte bald eine versöhnlichere Stimmung und als sie noch verstehen gelernt, daß die Preußen nur gekommen, um Oesterreichs Heere zu bekämpfen, nicht aber, den friedlichen Landmann zu bekriegen, war rasch ein freundliches Einvernehmen hergestellt.

Das Glöcklein der Kirche, worin die Terzlauer mit dankerfüllten Herzen auf den Knien lagen und ihres getreuen Beschützers im Gebet gedachten, hallte am nächsten Morgen schon wieder hell und feierlich durch das Thal. Die Mühle klapperte lustig wieder am Bache und in Hof und Garten, auf Wiese und Feld wurde es von Neuem lebendig. Am Mittag folgte die Jugend den Soldaten schaarenweise zu ihren Uebungen auf die Gemeindewiese und der Abend traf die Bauern unter der dicken, alten Linde oder vor ihren Häuschen, wie sie mit den gestern noch so gefürchteten „Barbaren" um die Wette ihre Pfeifen dampften, indeß die Weiber emsig manche defekte Uniform wieder in Stand setzten.

Nun erst feierte Wenzel seine Triumphe. Hochgeehrt von seinen Landsleuten, war der drollige Junge auch schon der Liebling aller Soldaten geworden, und da nur er und seine Großmutter des Deutschen mächtig waren, sah man den kleinen Grenadier beständig in Bewegung und er durfte bei keiner Versammlung oder wichtigen Angelegenheit fehlen.

Sechs Tage hatte die Mannschaft bereits hier gelegen, als Befehl kam, zu ihrem betreffenden Corps zu stoßen. So gerne diese Kunde dennoch von allen Terzlauern vernommen wurde, so froh man war, die ungebetenen Gäste wieder los zu werden, fehlte es beim Abschied doch nicht an den herzlichsten Glückwünschen und an manch' aufrichtigem Händedruck.

Stolz schauten die Bauern auf ihren kleinen Wenzel, als ein Soldat nach dem andern rührend von ihm Abschied nahm. Selbst der Kommandant richtete noch eine kleine Lobrede an ihn und reichte ihm mit den freundlichsten Blicken die Hand.

„Wenn Du später mal in meine Jejend kommst, besuche mir, Junge!" sagte der Gefreite und seine Stimme klang fast weich.

„Ick werde Dir nich verjessen, lieber kleener Jrenadier," sagte Pitschke, „un Allens meinem Bruder Willem erzählen, wenn ick man erst wieder in Potsdam bin."

So schieden sie, die Einen freudig bewegt, nach dem blutigen Siege nun bald heimgeführt zu werden in die Arme ihrer Lieben, die Andern mit der schönen Hoffnung, endlich wieder die Segnungen eines langen Friedens genießen zu können.

Nur Einer stand noch unbeweglich dort auf dem Hügel, der kleine Wenzel. So lange er noch ein Bajonnet in der Sonne blitzen sah, wich er nicht vom Platz. Erst als der letzte Preuße seinem Auge entschwunden war, kehrte er heim und legte Uniform und Mütze mit großer Feierlichkeit in den schönsten Schrank des Hauses.

Der nächste Morgen zeigte ihn schon wieder auf dem Schloßberg mit seinen Ziegen als den muntern frischen Bauernjungen, und wenn sich sein lustiges Knallen vernehmen ließ, konnte man kaum ahnen, welch' frommes Geschäft er heute schon mit Sonnenaufgang besorgt. An diesem Tage prangte draußen auf dem Friedhof das Grab des alten Invaliden im wunderschönsten Blumenschmuck, und wer Abends durch die Dorfgasse schritt, der hörte fast aus jedem Häuschen frohen Stimmen- und Gläserklang und dazwischen manches warme: „Gott hab ihn selig, den Polozker Wenzel!"

Jesus im Tempel.

Das Urbild der Demuth.

Von L. v. K.

Nach dem Tempel zieht das Paar
An der Hand den holden Knaben
Und sie bringen ihre Gaben
Demuthsvoll dem Herrn dar;

Wunderbar vom Geist getrieben
Ist das Kind zurückgeblieben
Noch in seines Vaters Haus;
Ach die Mutter sucht's mit Schmerzen
Und gehorsam tief im Herzen
Zieht es wiederum hinaus.

Lernt ihr Menschen, Groß und Klein,
Solche demuthsvolle Weise;
Lernt, o lernt gehorsam sein,
Auf der ganzen Lebensreise.
Keiner soll sich stolz erheben,
Gott allein kann Gnade geben,
Einer sei des Andern Glied;
Daß wir lernen Allen dienen
Ist das Jesuskind erschienen
Das zur Demuth uns erzieht.

Am Weiher.

Von **Anton Forsteneichner.**

Es ist Mittag; senkrecht fallen die Strahlen auf den Spiegel des Weihers, prallen von da wieder zurück und verbreiten tropische Gluth. Die Luft steht still, nur die Schnacken schweben lustig auf und nieder. Das Rohr stellt seine schlanken Schafte weit hin; sonst flüstern sie immer, heute sind sie ruhig und schweigsam, selbst der geschwätzige Rohrsperling ist verstummt. Der heiße Dunst, der über dem Gewässer flimmert, scheint Alles zu bannen.

Die alten Griechen haben ihre Wasser unter den Schutz der Götter und Göttinnen gestellt; Nymphen waren es, die an Quellen, stillen Waldbächen und Seeen ihren Sitz aufgeschlagen haben.

Die Beherrscherin unsers einsamen Weihers ist auch eine Wassernixe, blendend weiß, die »Nymphaea alba«. Der Blüthenbau dieser Pflanze hat etwas Feenhaftes, besonders in klaren Mondnächten. Was Wunder, wenn die altdeutsche Sage die Seefräulein, diese verkörperten Bilder der Reinheit, als holde edle Gestalten an uns vorüberziehen läßt mit alabasterweißen Stirnen und Wangen von Farbe der weißen Seerose, in goldfarbigen Haaren, ähnlich dem Blüthenstaubgold der Rose und so ätherisch, daß die breiten Blätter der Nymphäa sie tragen.

Als Nebenkönigin duldet die stattliche Nixe ihre goldgelockte Schwester, die »Nymphaea luteum«, die, wenn sie ihr mandelduftendes Köpfchen aus dem Wasser emporhebt, wie eine Gestalt vom Nilstrande sich anschaut.

Beide sind umschaart von den niedlichsten Gesellschaftsdamen. Mit diesen Zwergnixlein haben die Frösche oft vielen Spaß und zupfen an ihren grünen Röckchen kleine Stücke weg; davon tragen sie den Namen: „Froschbiß". —

Inzwischen flicht der „Teichwart" mit seinen Blüthenähren einen großen, rosarothen Kranz um den Krystallpallast. Die Teichkönigin verdient diese Auszeichnung, denn sie ist gar gut. Sie baut den zahlreichen Insekten schwimmende Inselchen, um sich darauf zu tummeln, zu sonnen und zu rasten. Da kommt so ein durstiger Schmetterling, setzt sich auf das große Blatt der Nymphaea und über ihm steht mit glasigen Flügeln die Libelle, nur je zuweilen hin und herzuckend; jetzt ruht sie neben dem Falter; aber im Nu geht's mit raschelndem Flügelschlag wieder fort und bald darauf umschwärmt sie lautlos, wie ein Gedanke, den Teich.

Die Rohrkäfer sonnen sich auf dem grünen Eilande, metallisch glänzend, nachdem sie als Larven in dem tief im Schlamm verborgenen Wurzelstock gehaust. Und nicht selten beliebt es dem Frosch im grünen Jägerkleide den breiten Teller der Nymphaea sich zur Ottomanne zu wählen. Da sitzt er und labt sein kaltes Herz am heißen Strahle.

Unter dem Wasserspiegel ist ein eigenthümliches Gewirr, ein dichter zarter Fichtenwald — das „Tausendblatt" und das „Hörnerblatt". In diesem Wald sind Millionen von Wild. Eine unzählige Thierwelt tummelt ebenso munter zwischen dem grünen Geflecht der untergetauchten Wasserpflanzen und zwischen den faulenden Blättern und Stengeln, wie die Vögel und Insekten des Waldes. Wer noch nie gesehene Thiergestalten schauen will, der ziehe mit einem Hacken einen Klumpen Pflanzengewirrs vom Boden herauf.

— Und erst die Jagd in diesem Walde! Welcher Stift könnte sie entwerfen? Höchstens das Auftreten des graugepanzerten Tyrannen läßt sich festhalten. Da steht er unbeweglich, der Hecht und lauert mit tückischen Augen. Plötzlich hat er ein unvorsichtiges Fischlein erspäht und in wildester Hast, pfeilschnell stürzt er hervor. Ein Moment und man sieht den furchtbaren, stachelbesetzten Rachen weit geöffnet. Er springt drei Fuß über die Wasserfläche empor und fällt plump und schwer in sein Element zurück. Ein laut klatschender Wellenschlag erregt den Spiegel, während der Räuber, seinen Fang im Genick gefaßt, in die Tiefe stößt, wo er den Fraß langsam und ruckweise hinabdrängt.

Wird die Königin in diesem vielbewegten Reiche herrschen können ohne scharfbewaffnetes Heer? Da steht die „Iris" mit ihren messer- und schwertförmigen Blättern, welche im Sonnenstrahle blitzen. Um sie gruppiren sich scharfe Bogenschützen, das „Pfeilkraut" mit spitzer Waffe. Diese Leibgarde ist gedeckt von kühnen Reisigen mit gewaltigen Streitkolben.

Da gibt es manchen scharfen Kampf, besonders wenn Blitz und Donner sich darein mengt. Aber zum Glücke ist die Feldapotheke nicht weit. Heilkräftige Pflanzen wachsen am Ufer, so wie auf den angrenzenden Wiesen, vornehmlich der Alles heilende „Baldrian" und von den Seefräulein geht die Sage, daß sie bereit sind zu sanfter Pflege in ihrem nassen Reiche.

Die Gewalt des Wortes.

Von Wilhelmine Gräfin Almasy.

Wie stille Glut, vom leisen Wind gefacht
Zur Flamme wird, eh' wir's geahnt, gedacht
Und sanft erwärmen kann und tödtlich zünden:
So wirkt geheimnißvoll des Wortes Macht.
Bald schlägt's zerstörend nieder, gleich dem Blitze
Und bald erbaut's und schafft und ordnet sacht.
Bald trifft das Wort verwundend uns're Seele.

Bald ist's die Heilung, die uns tröstend lacht.
Der Sonne gleich kann rings das Wort erhellen,
Doch rings verfinstern auch gleich dunkler Nacht.
Ein einzig Wort kann Seelen einen — trennen,
Die Losung sein zum Frieden, wie zur Schlacht.
Wie fremden Saamen streu'n wir's in die Furchen
Und wissen nicht, was keimt im Erdenschacht.
So seh'n wir staunend Manches sich entfalten
Was sich gestaltet schnell und unbedacht;
Wir staunens an, und doch hat's jener Saamen,
Den selbst wir säten, still hervorgebracht.

I.

Der Pfau.

Etwas für Mädchen.

Von **Becker**.

Daß der Pfau ein Sinnbild der Hoffart ist, weiß Jung und Alt, und daß er das geworden, daran trägt er selbst die Schuld, und kein Mensch nimmt ihm's übel. Aber das läßt nicht gut an, daß manche Mädchen gar zu sehr den Pfauen ähneln. Und doch ist's leider wahr. Wir wollen einmal die Beiden neben einander stellen.

Da schreitet der Pfau einher in gemessenem Schritte, den schlanken Hals schön gehoben, den Kopf nach Rechts und Links drehend, um zu sehen, ob er nicht etwa lorgnettirt wird, sich wendend und nickend nach allen Seiten hin mit herablassender Sprödigkeit. Auf dem Kopfe trägt er etwas, von dem man nicht weiß, ist's ein Hut oder eine Haube oder gar ein Krönlein mit einem Federbusch. Sein Hals ist säuberlichst gewaschen und mit funkelnden Juwelen geschmückt, ein Unterkleid von kostbarem Stoffe umhüllt den schön geformten und stolz getragenen Leib und an beiden Seiten hängt eine schöngefaltete Mantille hinab, weit hinter sich dann zieht er die Schleppe nach, daß der Staub

davon lebendig wird, oder er spreitet sie gar zu einem wunderschönen Reifrock auseinander. Doch alle Schönheit und Pracht ist vergänglich. Bis zum Herbste ist das herrliche Schleppkleid abgenützt und der Pfau legt es ab. In diesem Négligée will er sich dann nicht mehr recht sehen lassen unter den Leuten. Er zieht sich in die Abgeschiedenheit seiner häuslichen Gemächer zurück und zeigt sich erst wieder, wenn ihm der Frühling auf's Neue Schleppe und Reifrock gebracht hat.

Dies ist das Conterfei des Pfaues — das eines hoffärtigen Mädchens mag sich Jedermann selbst malen und daneben hinstellen.

Aber grollt mir nicht, ihr bescheidenen, demüthigen Fräulein, ich meine ja nur, die eitlen jungen Dämchen soll man neben den Pfau hinmalen. Ihr aber, ich weiß es, tragt euch ja ganz schön und solid und nehmt eure schönen Kleider nur, weil sie euch gut stehen, und tragt eure Reifröcke und Schleppe nur, weil die allgewaltige Mode es gebietet, und laßt eure Haare in Rococo zu Berg stehen oder in Chignons im Netze hangen, damit ihr sie aus dem Gesichte bringt. Ihr seid nichts weniger als eitel und wißt es recht gut, was Thörichtes und Garstiges es um die Eitelkeit ist. Und ihr wisset es ja selbst, worauf könntet ihr auch stolz sein? — Auf Geistesgaben? Die habt ihr ja von Gott geschenkt bekommen. — Auf Schönheit? O die verblüht ja wie eine Blume. — Auf Gold? Ei das hat ja schon zuerst die Erde besessen und war nicht stolz darauf. — Auf Edelsteine? Die haben ja früher in Gesellschaft mit dem gemeinsten Gesteine gelebt. — Auf Seidenstoffe? Die Seide habt ihr ja nicht selbst gesponnen, sondern fleißige Raupen haben sie gemacht — und nicht für euch, sondern als Wiegendecklein für ihre jungen Schmetterlinge. — Ich weiß, ihr seid auf all' dieses und vieles andere nicht stolz.

Und was könnt ihr auch dafür, daß euch bei jedem Fensterpfeiler ein Spiegel begegnet, und daß aus jedem derselben euer artiges Bildchen herausschaut? Was könnt ihr dafür, daß die Schneiderin euch ihren Geschmack und die Pariser Mode aufzwingt? Was könnt ihr dafür, daß euch das Christkind so schöne Hüte und Bänder, Slips, Broche und Manschetten bringt?

Ihr könnt' nichts dafür — und ich will's glauben.

Ihr seid nicht eitel.

II.

Die Gemse und der Steinbock.

Etwas für Knaben.

„Und de Gamserln braun de san so lieb anz'schaun,
Wennst es schießen willst, so mußt Dir aufetraun,
Sie san so viel g'schwind
Und ham Dir glei an Wind
Fangens Pfeif'n an
Und sein davon.

So singt der Gemsenjäger, wenn er bei einem Seidl Rothen, Rast hält im Wirthshause und mit seines Gleichen guter Dinge ist. Dabei lugt er hinaus zum kleinen Fenster, durch das die himmelhohen Berge hereinschauen. Er weiß warum. Da oben steigen die Gemsen umher, die er znächst (neulich) erspäht hatte, als er von drüben über's Joch gestiegen ist. Denen möcht er heut noch einen Besuch machen und ein's von ihnen auf die Muck nehmen. Drum leidet's ihn nimmer recht. Er nimmt Sack und Büchse auf den Rücken, den langen Bergstock in die Rechte, und so geht's dem Berge zu, hinauf über die Halden und Almen bis hin zum verwitterten Gewände. Da geht's erst an zu steigen und zu klettern. Aber ein Gemslein gilt's, das ist der Preis, über den man alle Mühen und Gefahren vergißt. Da entdeckt sein Falkenauge drüben in weiter Ferne einen Rudel weidender Gemsen. Nun still und schlau; denn das Thier ist wohl schlauer als der Mensch. Vorsichtig, daß kein Stein unter seinem Tritte den Berg hinab rollt und die sorglosen Thierlein erschrecken und verscheuchen möchte, umgeht der kühne Jäger die Höhe, seine Beute von oben herab oder in enger Schlucht, die keinen Ausweg hat, zu überraschen. Der Schuß knallt. Hui! Alles ist fort, nur das unglückliche Thier, das getroffen, liegt da in seinem Blute, wenn nicht der letzte Sprung es in die Tiefe geschleudert hat, aus der es der Jäger sich holt. —

So geht's, wenn's gut geht; aber nicht immer gelingt's dem kühnen Schützen. Obwohl er alle List anwendet, den Gemsen nahe zu kommen, oft weithin auf allen Vieren kriecht, um von ihnen nicht bemerkt zu werden, und oft Stunden lang mit gespannter Büchse in einer Felsenspalte ihrer harret, geschieht es doch nicht selten, daß sie, von einem Geräusche erschreckt, weithin

davon rennen, und der Jäger hat's Nachschauen. Das geht dann noch an, und er hat weiter nichts dabei verloren als die Gemse, die er nicht erwischt hat. Oft aber fällt die Sache übler aus. Da läßt er sich von so einem flüchtigen Thierlein verlocken, wagt in seinem Eifer Sprung auf Sprung, und gar oft befindet er sich auf Felsenstücken, von denen er nicht mehr zurück kann; denn die Sprünge abwärts, die ihn hingebracht haben, vermag er aufwärts nicht zu machen. Da rettet dann nur Erfahrung, Kraft und Muth aus der Gefahr. Gar mancher aber von den Gemsenjägern hat seine Lust mit dem Leben gebüßt. Demungeachtet bleibt es das größte Vergnügen für die Gebirgsbewohner, nach Gemsen zu jagen. Von einem Jäger erzählt man, daß sein Vater und Großvater auf der Gemsenjagd ihren Tod gefunden haben, er aber nichtsdestoweniger sein gefährliches Vergnügen fortgesetzt hat.

Ist ein Jäger so glücklich, eine Gemse zu schießen, so trägt er sie auf dem Rücken den Berg herab. Er fühlt kaum die Last vor Freude und eilet kräftigen Schrittes seinem Dörflein zu. Nun wird die Beute verwerthet. Das Fleisch ist sehr fett und für manche Leute eine Lieblingsspeise. Das Fell gibt gar gutes, weiches Leder zu Handschuhen, Leibchen und dgl., und die Hörnlein werden gerne auf Stöcken getragen. Der Bart des Thieres aber muß wie eine Siegestrophäe auf dem Hute des Schützen prangen.

Meine Leser möchten gewiß zugegen sein, wenn der glückliche Jäger seine Beute ins Dorf oder ins Wirthshaus bringt, damit sie doch einmal so ein wirkliches Gemslein recht genau anschauen könnten. Freilich ist's schon todt, aber sie stellen sich damit zufrieden; denn ein lebendiges zu sehen, wird vielleicht keinem zu Theil. Das Liedlein sagt nicht umsonst: „Wennst es schießn willst, so mußt Dir auftraun.“ Aber nach dem, was eben von dem Gemsenjäger erzählt worden, wird kaum eines von ihnen bereit sein, so ein Gemslein beschleichen zu wollen.

Also schauen wir das todte wohl an.

Die Gemse sieht einer Ziege ziemlich ähnlich; aber dennoch unterscheidet sie sich wesentlich von ihr. Ihre Füße sind länger und der Leib ist im Verhältnisse kürzer. Auf dem Kopfe hat sie kleine, glänzend schwarze, rückwärts gekrümmte Hörner, die der Jäger Krückeln nennt. An dem Kopfe und Bauche und an den schlanken Beinen hat sie gröberes Haar, auf dem Rücken und an den Seiten aber hat sie eine doppelte Bekleidung, einen weichen Wams und ein schützendes Mäntelchen darüber. Die Grundhaare sind an diesen Theilen

dicht und flaumig weich, und darüber heraus stehen längere, die den weichern Pelz decken und schützen. Die Farbe des Pelzes — und auch seine Dichtheit ändert sich öfters im Jahre. Im Frühling ist er aschgrau, im Sommer fahl, im Herbste braunfahl mit Schwarz untermischt und im Winter schwärzlich-braun.

Nun wollen wir uns aber von dem Jäger erzählen lassen, wie unser liebes Gemslein auf den Bergen leibt und lebt.

Die Gemsen sind lauter Grafen und Baronen, das heißt sie sind alle Hochgeborne und Freiherrn, haben ihre Wohnsitze in der Nachbarschaft des königlichen Adlers, speisen nur Leckerbissen — die köstlichsten, gewürzhaftesten Kräutlein — auf marmornen oder mit grünem Sammt überzogenen Tischen, trinken selten Wasser, wie das niedrige Berg- und Waldgesinde zu thun pflegt, sondern löschen ihren Durst durch Lecken am Schnee, — kurz die Gemsen sind keine gemeinen Thiere, sondern von der Natur hochgestellte Vierfüßler.

Sie lieben die luftigen Höhen, die freie, ungestörte Aussicht, die Abwechslung der Berge, die Gesellschaft der Alpenraben, und ihre Lust und ihr Zeitvertreib ist, von Felsen auf Felsen zu springen und an zackigem Gewände herumzuklettern. Nur Morgens und Abends weiden sie und suchen die leckersten Kräutlein. Das thun sie in Gesellschaft, in Rudeln zu zehn, zwanzig und noch mehr. Dabei steht immer die Eine oder die Andere auf einer Felsenspitze, als hielte sie Wache. Sehen oder hören sie nur das Geringste so thun sie einen Pfiff, und im Nu sind sie alle davon, weiß Gott wohin. Darum singt der Jäger:

„Sie san so viel gschwind, und ham dir glei an Wind
Fangens Pfeifen an und san davon.“

Sie sehen ihre Feinde auf Stunden weit, und ihr Gehör vernimmt das leiseste Geräusch. Kein Thier kann so gut klettern wie die Gemsen. Man meint schier, sie hätten Flügel, wenn man sie so auf steilen Felsenspitzen stehen und vorwitzig herumschauen sieht. Da kann man oft eine Stelle um den ganzen Felsen herum entdecken, auf dem nur ein Füßlein des kühnen Kletterers stehen und daran sich emporschwingen gekonnt hätte. Oft stürzen sie sich senkrecht in eine Tiefe von zwanzig und dreißig Fuß herab, und wo sie hinspringen, bleiben sie stehen, wenn auch der Raum nur eine flache Hand groß ist. Dabei stellen sie die Füße zusammen, als wären sie zusammengebunden. In ihrer Kühnheit treiben sie es oft zu weit, und da-

her geschieht es auch, daß manche von ihnen bei einem Sprunge ihr Leben einbüßt, indem sie in die Tiefe stürzt und an den Felsen sich zerschellt.

Gar unterhaltlich ist anzusehen, wie die Geis ihren Kitzchen Unterricht ertheilt im Springen und Klettern. Dabei meckert sie ihnen vor, als wollte sie ihnen Lehren und Ermahnungen geben, und die Kleinen scheinen die Stimme ihrer Mutter gut zu verstehen. Dürfte manches Knäblein oder Mägdlein hier zuhören und gehorchen lernen. Mit Lust und Freude macht das Kitzchen das Hüpfen und Steigen des eifrigen Mütterchens nach, und jeder Sprung und Schritt macht es kühner und tüchtiger.

Während die Geisen und ihre Kitzlein mit ihrer ganzen Verwandtschaft in Sorglosigkeit und Gemüthlichkeit sich auf den Bergabhängen und Felsengruppen umhertreiben, leben die alten Böcke einsiedlerisch auf abgelegenen, höheren Stellen, im Schatten überhängender Felsen, in der Region des Schnees. Doch ehe der Winter sie von den Gipfeln in die waldige Gegend herabtreibt, machen sie noch ihre traulichen Besuche bei den Angehörigen und leben in deren Gesellschaft.

Den Gemsen ähnlich an Bau und Lebensweise sind die Steinböcke. Indessen ist die Aehnlichkeit nicht so groß, daß man beiderlei Thiere zu einer Familie rechnen könnte. Die Steinböcke sind viel stärker und schwerer und erreichen nicht selten ein Gewicht von zwei Zentnern. Ihre beiden Hörner allein wägen oft gegen zwanzig Pfund. Diese sind groß, rückwärts gebogen und knotig. An der Zahl der Knoten erkennt man das Alter der Böcke. Nur die höchsten Gebirge dienen ihnen zum Aufenthalte, daher auch die Steinbockjagd noch weit gefährlicher und mühevoller ist, als die Gemsjagd.

Sonst gab es Steinböcke, wo nur immer hohe Berge waren, auch in unsern benachbarten Gebirgen im Salzburgischen und in Tyrol. Jetzt aber trifft man dort keinen einzigen mehr. Nur die Schweiz, Savoyen, die Pyrenäen und Sibirien hat deren noch so viele, daß es der Mühe werth ist, darauf Jagd zu machen.

Die Erzbischöfe von Salzburg thaten alles Mögliche, die Ausrottung der Steinböcke zu verhindern. Sie schätzten dieselben sehr hoch und machten sie sogar an auswärtigen Höfen zum Geschenke.

Der Werth eines Steinbockes war auch an und für sich nicht gering und lohnte den Jäger hinreichend für seine Mühe und für das Glück, einen geschossen zu haben. Man zahlte dazumal für ein Horn zwei Reichsthaler, für

eine Gemskugel*) zwei Gulden, und so konnte alles von der Hornspitze bis zu den Klauen verwerthet werden.

Aus den Steinbockshörnern, deren eines jetzt 4—5 Karolin kostet, macht man auch Dosen, die so geschätzt werden, wie silberne.

Und nun, Ihr muntern, verwegenen Knaben, die Ihr den Gemsen gleich Lust verspürt, auf den Bergen herumzuklettern — nicht gar zu verwegen! Es möchte sonst mißlingen! Das ist nur ein Vorrecht der Gemse.

III.

Der Schwan.

Ich segle durch die Lüfte kühn
Mit flockigem Gefieder,
Ich rud're über Wogen hin
Und singe Sterbelieder.

Dieses Verschen würde ich als Räthsel geben, stände nicht die Auflösung desselben schon an der Stirne des Kapitels. Nun aber müssen meine lieben Leser sich doch wenigstens die naturgeschichtliche Richtigkeit desselben beweisen lassen.

Der Schwan ist in der That einer der sonderbarsten Vögel und hat durch sein eigenthümliches Wesen schon in ältester Zeit die Dichter, Maler und Bildhauer zu den erhabensten Poesien begeistert.

Schön und stolz, zierlich und majestätisch schwimmt er einher, als wäre er der große, prächtige Bucentaur**) auf den Gewässern Venedigs.

Edel und vornehm hebt er seinen Schlangenhals empor und mit grandiosen Bewegungen zieht er über die Fluth hin. Mit der Kühnheit des Adlers vertheidigt er seine Jungen gegen Füchse und Raubvögel. Er erwürgt seinen Gegner und zieht ihn unter das Wasser, bis dieser vollends todt ist. Mit seinen großen, starken Flügeln hebt er sich hoch in die Luft, und alsdann stimmt

---

*) Diese bilden sich im Magen der Steinböcke und Gemsen und wurden als Heilmittel verwendet.

**) Die reich vergoldete Galeere, auf welcher der Doge von Venedig seit 1311 alljährlich unter großem Gepräng hinausfuhr in das Meer und zum Zeichen der Vermählung mit demselben einen kostbaren Ring hinein warf. Sie war das schönste Schiff der Welt.

er mit seines Gleichen ein wohltönendes Concert an, das wie aus fernen Posaunen kommend, leise in unser Ohr bringt. Auch mit einem fernen, wohlklingenden Geläute, das jeden melancholisch stimmt, wird nicht selten das Schwanenconzert verglichen. Noch schöner aber soll der Schwan vor seinem Sterben singen. Da zieht er sich in die Einsamkeit der Wüste zurück und läßt Töne hören, die gleichsam sein eigener Grabgesang sind. Es mag dieß eine Fabel sein, indessen glaubte man schon in ältester Zeit daran, und den Dichtern kommt sie ganz gelegen für ihre Poesie, und sie nennen auch ihr letztes Gedicht vor ihrem Hinscheiden ihr Schwanenlied.

Nun wollen wir von dem Schwan noch etwas Weiteres erfahren. Der stumme Schwan — nämlich der, welcher bei uns als Ziervogel bei Burgen und Schlössern gehalten wird — ist weiß wie frisch gefallener Schnee. Sein Schnabel ist roth und hat oben einen schwarzen Fleischhöcker. Er schwimmt äußerst ruhig, so daß man kaum die Bewegung der Füße bemerkt. Beim Schwimmen trägt er den Hals hoch und krümmt ihn wie ein S. Bisweilen steckt er ihn schlangenähnlich unter das Wasser, seine Nahrung zu suchen.

Seine Heimath hat der Schwan im Orient. In Kleinasien, Persien und am caspischen Meere brütet er. Von da aus wandert er in weiter Welt umher. Zuerst geht der Zug nach Westen und der Ostsee zu, wo man ihn in großer Menge trifft. Darauf zieht er nach Italien und nach den Inseln des Mittelmeeres. Da bringt er den Winter zu. Gewöhnlich reist der Schwan in Gesellschaft — in Schaaren zu 40—60. Sein Alter bringt er auf 20, 30, und wie Einige meinen, sogar auf 100 Jahre. Allein behaupten läßt sich dieses wohl nicht; denn noch nie ist so einem Urgroßpapa vor seinem Scheiden ein Geburtsschein abverlangt worden, und in seinem Schwanenlied kömmt auch nichts davon vor.

Gar lieb ist es anzusehen, wie unsere zahmen Schwäne, die da in unsern Schloßteichen gefüttert und gepflegt werden, ihre Nester bauen und mit ihren Jungen umgehen. Da tragen sie Schilf und Binsen zusammen, bilden daraus ein geräumiges Nest, füttern es mit ihren eigenen Federn aus, legen dann Eier hinein und brüten sie aus. Sind die Jungen ausgeschloffen, so werden sie von den Alten zum Schwimmen abgerichtet. Nicht selten nehmen die Alten sie auch auf den Rücken und tragen sie im Teiche umher spazieren.

Die wilden Schwäne werden häufig gefangen oder erlegt — aber nicht ihres Fleisches wegen, sondern wegen ihrer Flaumen und Federn. Besonders

ist das Schwanenfell ein sehr beliebter Artikel, mit dem in Rußland, Sibirien und Kamtschatka großer Handel getrieben wird. Die schönsten Schwanenfelle kommen aus Nordasien und Kanada. Sie werden von den Damen als Verbrämungen getragen und auch zu Muffen benützt. Es wird ihnen sogar eine heilende Kraft zugeschrieben.

Das Fleisch der Schwäne ist aber nicht gut. Nur die Jungen müssen in die Küche wandern, wo sie manche Pasteten füllen. Ihre Brusttheile werden jedoch im Norden geräuchert und als Delikatesse verspeist.

Der Singschwan ist etwas kleiner als der stumme Schwan, seine Füße und der Schnabel sind schwarz und Brust und Bauch gelblich überlaufen. Er lebt im Norden und kommt nur in strengen Wintern in die südlicheren Gegenden, daher er bei uns in Deutschland eine äußerst seltene Erscheinung ist. Wie schon sein Name es ausspricht, ist er der melancholische Sänger, von dem oben die Rede war.

Da, wo unsere Gegenfüßler wohnen, in Neuholland und andern australichen Inseln, gibt es schwarze Schwäne mit weißen Schwungfedern und rothem Schnabel.

Wir haben jetzt von dem Wundervogel, dem Schwane, allerlei gehört; nun wollen wir aber auch hören, wie sehr er von Alters her vor den übrigen Thieren ausgezeichnet worden ist. Ja selbst der Adler und der Löwe könnten auf ihn eifersüchtig sein.

Im alten Griechenland hat man ihn dem Apollo geheiligt. Von diesem soll er auch die Gabe der Weissagung erhalten haben. Ferner spannten die Dichter und Maler Schwäne an den Muschelwagen der Aphrodite, der schönsten aller Göttinnen.

In der nordischen Mythologie spielen die Schwäne auch ihre Rolle. Da waren drei hochfürstliche Jungfrauen, und die hüllten sich in Gewänder von Schwanenfedern und flogen über den Myrkvid (Schwarzwald), um in den Schlachten das Schicksal der Streiter zu entscheiden. Nach der Schlacht legten sie ihre Schwanenkleider wieder ab und spannen Flachs am Ufer des Ulfsiar. Da kamen edle Kämpfer und führten sie mit sich heim und nahmen sie zu Frauen. Es verstrichen aber kaum acht Jahre, da wurde in den ehemaligen Schwanenjungfrauen wieder die Sehnsucht nach Schlachten rege, und sie flogen dahin wie ehedem. Allein ihre Gatten flogen ihnen nach, sie wieder zu erlangen.

So fabelten die Heiden und gaben somit den Schwänen gar vornehme Bedeutung und Auszeichnung. Aber auch die christliche Geschichte hat der Schwäne nicht vergessen, wenn sie auch manches von ihnen nur als Sage erzählt. Namentlich erwähnt sie dreier Orden, die den Namen Schwanenorden führen.

Der älteste ist der cleve'sche Schwanenorden. Im Ländchen Cleve, weit unten am Rhein, lebte um das Jahr 700 ein gewisser Herzog Theodorich. Als er starb, hinterließ er all sein Besitzthum seiner einzigen Tochter. Habsüchtige Nachbarn aber wollten sie ihres väterlichen Erbes berauben, andere wieder wollten ihr Gemahl werden, und so hatte die Prinzessin weder Ruh noch Sicherheit, und ward sogar genöthiget, in ihr festes Schloß Neuburg zu flüchten. Da vertheidigte und schützte sie ein tapferer Ritter, Namens Elias, und erhielt dafür ihre Hand. Damit war der Fehden ein Ende. Zum Andenken an diese Begebenheit und zugleich als Mahnung zur Beschützung der Religion und Tugend gründete er einen Orden, dessen Zeichen ein sitzender Schwan an goldener Kette war.

Um etwa 700 Jahre jünger ist der Orden des Schwans oder unserer lieben Frau von Brandenburg, 1443 vom Kurfürsten Friedrich II. gestiftet. Er hatte zum Hauptzweck die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria. Das Ordenszeichen bestand in einer kreisförmigen Bremsenkette mit 13 blutenden Herzen. Daran hing das Bildniß der heiligen Gottesmutter mit dem Jesukindlein mit der Ueberschrift: „Gegrüßt seist Du, der Welt Frau!" Die heilige Jungfrau saß auf einem Monde, mit Sonnenstrahlen umgeben, deren unterster ein gewundenes Tuch hielt, daran sich ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln schloß. Dieser Schwanenorden verbreitete sich weit, kam zu großen Besitzthümern und zählte gar eifrige, hervorragende Mitglieder. In der Reformationszeit erlosch er allmählig. Gerade 400 Jahre nach seiner Gründung, im Jahre 1843 wurde er von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wieder erneuert. Als Wahlspruch wurden die Worte genommen: „Gott mit uns!" Nach der königlichen Stiftungsurkunde sollen Männer und Frauen jeden Standes und Bekenntnisses darin aufgenommen werden. Die Ordensmitglieder sollen sich zur Aufgabe machen, die physischen und moralischen Leiden des Volkes zu heilen. Er selbst, der König, machte sich zum Großmeister und seine Gemahlin sollte Großmeisterin werden. Der Wille war schön und gut, aber das Werk kam nicht zu Stande; denn unserem Jahrhunderte fehlt es an Men=

schen, die man zu solchem Werke braucht, und somit starb der Orden bei seiner Wiedergeburt.

Noch einen Schwanenorden gibt es, den von der Elbe. Der hat sich aber eine andere Thätigkeit zur Aufgabe gemacht, als eine sittlich-religiöse. Seine Mitglieder bilden nämlich eine Gesellschaft zur Verbesserung der deutschen Sprache. Das ist allerdings löblich, wenn dadurch die Deutschen immer schöner sprechen und schreiben lernen, nur wünsche ich nebenbei, daß sie auch nur Schönes, Wahres und Gutes sprechen und schreiben möchten.

Wie nun der Schwan sein Bild und seinen Namen diesen Orden gegeben hat, so prangt auch seine vornehme Gestalt noch in den Wappenschildern gar vieler edlen Häuser und tapferer Ritter. Und wer zählt all' die Städte, Burgen und Dörfer auf dem ganzen Erdenrunde, denen er in hohen Gnaden seinen Namen verliehen hat? Gedenken wir vor Allem Hohenschwangau's, der, zwischen dem Säuling und dem Schwansee hoch und romantisch gelegenen bayerischen Königsburg.

Und nun noch ein lehrreiches Schwanenlied, d. h. eine Fabel vom Schwan — ehe er von den Lesern scheidet — wie sie in einem alten Buche geschrieben steht:

Der nasenweise Celensius hat einst den hl. Gregor von Nazianz beschuldigt, daß er zu unfreundlich sei in Gesellschaft und mehr einem stummen als redenden Menschen gleiche. Dem erwiderte aber der Heilige mit folgender Fabel: Die Schwalben haben einst den Schwänen vorgeworfen, daß sie so still und muffig auf dem Wasser herum schleichen und der Menschen Gesellschaft so wenig achten. „Wir hingegen“, sagten sie, „halten uns gerne unter den Leuten auf und bauen unsere Wohnungen sogar in Paläste und Häuser. Dabei sind wir immer lustig und guter Dinge.“ Da entgegneten die Schwäne: „O ihr armseligen Tropfen, wie prahlet ihr so nutzlos. Euer Gesang ist kein Gesang, sondern nur ein leeres, lästiges Geschwätz, das die Ohren der Menschen mehr verletzt als ergötzt. Wir Schwäne führen zwar einen stillen, einsamen Wandel, im Tode hingegen sind wir lustig und singen so lieblich, daß die Leute sich in die Einöde begeben und mit Lust und Freude uns zuhören.“ „un, mein Celensius,“ setzte Gregorius noch bei, „magst Du immerhin mit den Schwalben schwätzen und plaudern, ich als Schwan bleibe in meiner einsamen Zelle, rede still mit meinem Gott, und singe ihm mein leises Lied.“

Kinderfreuden.

Von Anna Benedikt.

VI.

Die Preise-Vertheilung.

Das Schuljahr ist zu Ende,
Das Kind schaut froh zurück.
Heut ist ein Tag der Wonne,
Heut winkt ein großes Glück!

War doch in manchen Stunden
Das Lernen nicht so leicht —
Jetzt ist der Preis errungen,
Jetzt ist das Ziel erreicht.

In schönen Festgewändern
Sieht man die Schüler ziehn
Mit leuchtenden Gesichtern
Dort auf das Rathhaus hin.

Der Saal ist ausgeschmücket
Mit Blumen und mit Grün,
Die Freude wandelt drinnen,
Macht jedes Antlitz glühn.

Des Königs Bild schaut nieder
Auf die beglückte Schaar,
Des Vaterlandes Hymne
Ertönt so freudig klar.

Versammelt sind zur Feier
Die hohen Herrn im Kreis,
Und in des Landes Wappen
Glänzt dort der Ehrenpreis.

Die Lehrer freundlich milde
Auf ihre Lieben schaun,
In manchem Mutterauge
Sieht man die Thräne thau'n.

Die Kinder steh'n erwartend
Was wohl die Stunde bringt.
Wie zittert's Herz vor Freude,
Wenn dann der Name klingt!

Es schmettert die Trompete
Laut, wie ein Bravo-Schall —
Vergessen ist der Bückling,
Die Wände tanzen all.

In Lust und Freudentaumel
Trägt 's Kind den Preis davon,
Der Preis ist ja sein eigen,
Er ist des Fleißes Lohn.

Walter.

Walter.

Walter.